QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, WILHELM SCHERER,
ELIAS STEINMEYER.

VIII.
ECBASIS CAPTIVI.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

ECBASIS CAPTIVI,

DAS ÄLTESTE THIEREPOS DES MITTELALTERS.

HERAUSGEGEBEN

VON

ERNST VOIGT.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt

VORREDE.

Einen hochwichtigen Factor des mittelalterlichen Culturlebens bildet unstreitig die Thiersage. In Litteratur und Kunst sehen wir sie zeitlich und räumlich sich weithin verzweigen, und als Quelle der Lebensklugheit erscheint sie schon im ersten Augenblicke ihres Auftretens im Abendlande. Und doch sind wir von einer eigentlichen Geschichte dieses Sagenkreises, die W. Wackernagel (Kl. Schriften 1873, II. 260 ff.) nur einem grösseren Publicum in orientirenden Umrissen darzustellen wagte, noch weit entfernt: dazu fehlt es namentlich an zuverlässigen Ausgaben der ältesten Quellen[1].

In erster Linie bedarf der frühste umfangreichere Versuch dieser Art, die Ecbasis captivi, einer erneuten Bearbeitung. Dieses Gedicht, von Jacob Grimm im September 1834 zu Brüssel entdeckt und in den „Lateinischen Gedichten des X. und XI. Jahrhunderts 1838“ herausgegeben, ist seitdem, von wenigen Worten des Meisters im „Sendschreiben an K. Lachmann 1840“ p. 4 f., dem Bielefelder Gymnasial-Programm von 1841, den Testimonien der Keller-Holderschen Horaz-Ausgabe und einer kurzen Bemerkung K. Müllenhoffs (Zs. 18. 3) abgesehen, dem Fleisse wissenschaftlicher Forschung entrückt geblieben und über die engeren Kreise der Litterarhistoriker hinaus kaum allgemein bekannt geworden. Und dennoch ist die Textgestaltung, sind die Beilagen Grimms nichts weniger als erschöpfend und abschliessend, wie er selbst (Lat. Ged. LI und in der Anzeige des Buches Gött. Gel. Anz. 1838 p. 1363, Kl. Schriften V. 287) zugesteht, und in

[1] Eine neue Ausgabe der Thierdichtungen des XII. Jahrhunderts bereite ich vor.

wie hohem Grade die Arbeit unter den Wirkungen des Hannoverschen Verfassungsbruches litt, sagt der Schlusssatz der Vorrede unverhohlen.

Die Handschrift B ist trotz der zugegebenen Unabhängigkeit von A nur vereinzelt verglichen, der auf A sich aufbauende Text ist schwerlich von dem Herausgeber selbst abgeschrieben, weil gar zu sehr durch Lesefehler[1] entstellt, und da die Grimm vorliegende Fassung des Gedichts die Grenzen des Unsinns sehr weit zog und ein scharfes Bild der geistigen Tragweite des Verfassers unmöglich machte, so konnte es kommen, dass er ebenso leicht in seinen Herstellungsversuchen fehlgriff, als unabweisliche Emendationen in Wort, Satz und Gesprächseinrichtung unterliess. Die Erklärung reicht bei weitem nicht aus; Vieles bleibt dunkel, und eine gründliche Analyse war vor Vollendung der hermeneutischen Thätigkeit nicht denkbar[2]. Und letztere ist von der critischen und formal-genetischen gar nicht zu trennen; denn die vielfältigen Räthsel, welche die Ecbasis dem Ausleger bietet, entspringen keineswegs aus einer ungewöhnlichen

---

[1] Diese sind aus Raumgründen im critischen Apparat nicht aufgeführt worden; der Leser darf sich in jedem Abweichungsfalle auf die Sorgfalt meiner Collation verlassen.

[2] Ich erwähne hier noch zwei Arbeiten zur Ecbasis, auf die ich erst während des Druckes aufmerksam wurde. Erstens hat Obbarius im Archiv für Philologie und Pädagogik von Jahn, Klotz und Dietsch XVII (1851) 286—289, ohne von Grimms Selbstberichtigung im Sendschreiben zu wissen, die vita Malchi als ein Werk des Hieronymus nachgewiesen. Zweitens ist unser Gedicht bereits einmal übersetzt worden, und zwar von Weiske im Programm der lateinischen Hauptschule zu Halle von 1858, S. 13—48, in 328 modernen Nibelungenstrophen, unter der Aufschrift ‚die Flucht‘ (statt ‚die Erlösung‘). Bei aller Anerkennung der schönen, poetischen Sprache, des glatten Versbaues, des ersichtlichen Ringens nach vollem Verständniss muss dem Verfasser doch der Vorwurf gemacht werden, die Ecbasis übersetzt zu haben, bevor sie übersetzbar war. Die bei Weitem grösste Mehrzahl seiner Irrthümer erledigen sich durch die neue Recension von selbst; wo das nicht der Fall war, vermochte ich noch durch einige Zusätze zum Glossar meine abweichende Auffassung zum Ausdruck zu bringen; endlich habe ich bei communi sorte und gratis seine zustimmende Deutung erwähnt. (W. = Weiske).

Tiefe des geistigen Lebens, in die nur ein ebenbürtiges Genie hinabzusteigen vermöchte, sondern beruhen entweder auf ungenauer Abschrift des Codex oder auf dem plagiatorischen Charakter des Werkes selbst[1], welchen Grimm noch nicht vollständig erkannte und wenigstens in Beziehung auf Horaz nicht erkennen konnte, weil er sich durch seine Hypothese über Vers 1224 die Flügel gebunden hatte. Aehnliches gilt von der sachlichen Entstehungsgeschichte, einer Aufgabe, die, so lange man an der Thiersagentheorie festhält, nicht zu lösen ist; und erst, wenn der Glaube an die Selbständigkeit der Form im Grunde erschüttert ist, liegt es nahe, auch den behandelten Stoff aus dem geheiligten Kreise der unantastbaren Volkssage in das Bereich der eignen Erfindung, bez. der freieren Umgestaltung durch einen bestimmten Stand des Gesammtvolkes, durch eine bestimmte Persönlichkeit zu übertragen. Und schliesslich: diese Persönlichkeit gewinnt, dem Begriff des Kunstdichters untergeordnet, ein ganz anderes Licht, als wenn sie uns als Organ des allgemeinen Volksglaubens erscheint; im letzteren Falle ist sie nur Einer unter Tausenden, der das Gemeingut der Nation durch die Schrift dem Gedächtniss der Nachwelt überliefert, und darum als Individuum eher gleichgültig; im ersteren Falle hingegen tritt sie uns als relativ freies Einzelwesen entgegen, dessen Lebensschicksale uns aufs lebhafteste interessiren, je mehr sie zur Schöpfung des Werkes überhaupt und zu dessen Eigenart beigetragen haben, und wir versuchen deshalb, soweit unsere

---

[1] Fast nur nach dieser Richtung ist die Ecbasis seit Grimms Ausgabe behandelt worden; ich habe den Namen des ersten Entdeckers im genetischen Commentar bei jedem Verse in Klammern angegeben. G ist Grimm in seiner Ausgabe (1838); G. S. derselbe im Sendschreiben (1840); H Heidbreede in Bielefeld, der fast ausschliesslich den Horaz ausbeutete und durch frühzeitigen Tod vom Weiterforschen abgehalten ward (1840), S der Director des dortigen Gymn. C. Schmidt, der Heidbreedes Notizen veröffentlichte und durch werthvolle Zusätze bereicherte (1841), Ho. Holder, der die Sermonen, K Keller, der die Episteln fast bis auf den Grund erschöpfte (1869); wo endlich die Klammer fehlt, hatte ich keinen Vorgänger. Zugleich bemerke ich, dass da, wo der Quellvers nur citirt, nicht abgedruckt ist, der Dichter sein Original wortgetreu abschrieb.

Mittel reichen, in die innersten Geheimnisse derselben einzudringen.

So hat denn der Verfasser versucht, die Ecbasis nach der kritischen, exegetischen, formal- und sachlich-genetischen und biographischen Seite hin neu zu bearbeiten und bietet hiermit die Ergebnisse seiner Studien dem geneigten Wohlwollen der Fachgenossen mit der ergebensten Bitte, ihn, wo er irrte, durch freundliche Belehrung aufklären zu wollen; die geringste Notiz wird ihm die Pflicht der Erkenntlichkeit auferlegen. Zugleich spricht er Allen, die ihn in der Ausführung des Unternehmens durch werthvolle Beiträge und Hinweise unterstützt haben, seinen aufrichtigsten Dank aus, dem hohen Königlichen Ministerium des Auswärtigen, sowie dem hochwürdigen Herrn Bischof von Nancy und Toul, dem Königlichen Bibliotheks-Custos Herrn Dr. Pfund und seinen verehrten Collegen, den Herren DDr. Engelmann, Junge und Karl Schulze; endlich bleibt er Herrn Prof. Dr. Laas und Herrn Prof. Dr. Scherer zu Strassburg für ihre gütige und thatkräftige Theilnahme an seinem Erstlingsversuche zum innigsten Danke und zur herzlichsten Verehrung verpflichtet. Möge es den vereinten Bemühungen gelungen sein, der Ecbasis eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Gestalt zu geben!

Berlin, 15. November 1874.

Der Verfasser.

INHALT.

EINLEITUNG.

Die zweite Hälfte des neunten wie der Beginn des zehnten Jahrhunderts waren für das Klosterleben der westfränkischen Länder recht ungünstig. Die unablässigen Streitigkeiten innerhalb des Carolingischen Hauses, die hartnäckigen Fehden der Grossen, die wiederholten Einfälle der Normannen und Ungarn vernichteten allmählich die segensreichen Früchte der Reform, welche Ludwig der Fromme durch Benedict von Aniane 817 durchgesetzt hatte, und es fehlte in den Klöstern an mächtigen, tiefeingreifenden Persönlichkeiten, welche diesen Verfall aufzuhalten vermocht hätten. Sie geriethen fast ohne Ausnahme in die Hände von Laienäbten, und mit der Verweltlichung ihrer Besitzungen war eine Lockerung der Zucht nothwendig verbunden. Die bedeutend geschmälerten Einkünfte reichten nicht mehr zur Ernährung der Brüder aus: dieselben mussten, wo sie nicht ganz dem gemeinsamen Leben entsagten, ihre stillen Zellen verlassen und überall umherstreifend des Leibes Nahrung suchen; so verwilderten sie leicht, dem wohlthätigen Zügel der Regel entzogen und dem verderblichen Rapport mit der Aussenwelt preisgegeben. Eine Umkehr zum Bessern und Guten war aber um so schwerer, als sie die Zurückgabe des Klostergutes zur Voraussetzung hatte. Dieser Wurm nagte nicht bloss an den in der Nähe grösserer Verkehrsmittelpuncte den Wirren der Zeit blossgestellten, nein, auch an den fernab von dem Menschengewühle, in der Einsamkeit des Gebirges errichteten Anstal-

ten: wie toll es oft gerade hier hergieng, zeigt Richers lebendige Schilderung von Senones in den Vogesen*: ‚Adelhardus huius loci bona dissipavit, reditus, terras, proventus sua negligentia, et monachi non ordini sed perversitati insistebant: ad ludos citius quam ad ecclesiam conveniebant, refectorium, dormitorium, claustrum quasi interficientium arma devitantes, impudicis se actibus, comessationibus, ebrietatibus ac ceteris mundi delectationibus implicabant, nec erat qui corrigeret; quaesivit sibi quisque domunculam, ubi non regulariter sed voluntate propria sibi conversari quiret, fit congregatio taurorum in vaccis populorum, gloriantes in malitia sua etc.'

Denn gerade Lothringen war es, welches unter allen diesen Schäden am meisten litt. Nach dem Tode Lothars II. 869 seine staatliche Selbständigkeit verlierend, wurde es zuerst von Westfranken in Besitz genommen, dann 870 zwischen West- und Ostfranken getheilt, 880 ganz von diesem, 911 von jenem, 925 wieder von diesem erworben und 939—42 von Otto I. in blutigem Kampfe behauptet, obenein durch herzogliche Uebergriffe und bischöfliche Untreue erschüttert. So schwankte es, merklich nach Westen neigend und von dorther wichtige Lebensimpulse empfangend, zwischen beiden Reichen hin und her und war in erhöhtem Grade den verderblichen Einflüssen der Zeitverhältnisse ausgesetzt.

Doch schon entstand im südlichen Frankreich eine entgegengesetzte Bewegung, die den in Ruinen umgewandelten Culturstätten des Westens neues Leben gewähren sollte. Herzog Wilhelm von Aquitanien gründete 910 das Kloster Clugny und berief an dessen Spitze den bisherigen ruhmvollen Leiter von Beaume und Gigny, den Abt Berno. Hatte schon dieser, indem er die Aachener Reform von 817 mit durchdringender Strenge in seinem Bereiche wiederherstellte, segensreich gewirkt, so trug sein grösserer Nachfolger, der h. Odo, (927—942) den Ruf der cluniacensischen Ordnung über ganz Frankreich und darüber hinaus. Dem Streben nach grosser und glänzender Gelehrsamkeit, wie sie nur durch eine mit gleichem Eifer alle Gebiete des Wissens und namentlich die

* Chron. II. 18.

antike Culturwelt erfassende und pflegende Thätigkeit zu erwerben war, abgeneigt, richtete er alle seine Aufmerksamkeit dahin, das Princip des ascetischen Lebens in Christo bis in die geringsten Einzelheiten durchzuführen. Nicht dass er neue Ideen aufgestellt und begründet hätte: nein, mit einer auf glühender Begeisterung für das in sich abgeschlossene Mönchsleben, das irdische Abbild jenseitiger Seligkeit, auf jener sich bis in die letzten Adern des Wesens ergiessenden Sittlichkeit festbegründeten Entschiedenheit des Willens und Klarheit des Kopfes verstand er es, mit dem, was in allem Wesentlichen längst niedergeschrieben war, einmal Ernst zu machen und mit dem geheimnissvollen, unentrinnbaren Zauber einer grossen Persönlichkeit das kalte Wort ins Leben zu übertragen. Diese Macht des Glaubens zeigt sich namentlich auch in der Eroberung von Fleury an der Loire 930, wodurch er sich Mittelfrankreich gewann und die Brücke nach dem Nordosten, nach Lothringen, schlug. Denn nun wird es auch gar bald in der Erzdiöcese Trier lebendig: ‚religio regulae monachorum in quibusdam monasteriis per regnum Lothariense reparatur‘, sagt ausdrücklich Flodoard s. a. 934. Voran Adalbero I. von Metz (929—964). Agenald, ein frommer Weltgeistlicher, so wird uns erzählt, hatte sich, des weltlichen Treibens müde, mit mehreren gleichgesinnten Brüdern entschlossen, nach Italien zu wandern; als sie sich von Adalbero verabschieden wollten, wies sie dieser auf sein Kloster Gorze hin, das einer Wüste glich: nur wenige Mönche, die nur noch durch ihre Kleidung an ihren Stand erinnerten, hausten in dieser einst so blühenden Stätte frommen Fleisses. Da erbarmte sich Agenald der Verwilderten und trat mit seinen Genossen in das Kloster, als dessen Abt er (933—960) es zu einem Paradiese umschuf*. Von hier aus wurde die Reform ausser in das Metzer S. Arnulfskloster durch Adelbert nach Moien-Moutier, durch Rambert, den Agenald sogar persönlich unterstützen musste, nach Senones fortgepflanzt. Es folgt Rotbert von Trier (930—956), der in dem seit Arnulf von Kärnthen, namentlich unter den schamlosen Bedrückungen

* Urkunde vom 16./12 933 bei Calmet, histoire de Lorraine, preuves II. 176—8.

Giselberts darniederliegenden[1] Kloster S. Maximin durch den Abt Hugo 934 die Zucht erneuerte, dergestalt, dass bereits 937 für das Magdeburger Moritzkloster der Stamm von dorther entnommen[2] und 942 eine neue Kirche des Heiligen eingeweiht werden konnte. Dem Einflusse Adalberos ist es ferner zuzuschreiben, wenn nun auch die beiden andern Bischöfe der Erzdiöcese, Gauzlin von Toul und Berengar von Verdun (letzterer erweislich von ersterem abhängig[3]), die in der unmittelbaren Nähe ihrer Sitze gelegenen Klöster S. Evre und S. Vanne zur Regel zurückführten.

Gauzlin, bisher Priester zu Rheims, bestieg den Bischofsstuhl von Toul am 17. März 922. ‚Gauzlinus, so besagen die gesta episc. Tull. c. 31, vir summe catholicus atque monasticae religionis cultor devotissimus, Francorum nobili sanguine ortus, in palatio inter regni proceres est altus,... dulcedinem suae prosapiae benivolentia clementissimi cordis serenitateque adeo iocundi vultus et lenitate sermonis sedule superabat[4].' Am Hofe Karls des Einfältigen erzogen und vorzugsweise durch seinen Einfluss so früh zur bischöflichen Würde gelangt, war er ein eifriger Parteigänger seines Gönners und bot Alles auf, Lothringen dem westfränkischen Reiche zu erhalten. Bei aller humanen Milde, Sanftmuth und Gehaltenheit seines Wesens verstand er es doch, zur rechten Zeit den Mann herauszukehren und musste erst durch Einschliessung in seinen Bischofssitz zur Unterwerfung unter Heinrich I. gezwungen werden, ebenso wie er auch an der Normannenschlacht bei dem Berge Chelles 925 sich persönlich betheiligte[5]. Heinrich entsandte 926 Eberhard, Herzog von Franken, nach Lothringen, damit er, an den Marken des Reiches Wache haltend, die Segnungen des Friedens und die Gnade des Siegers allen denen recht fühlbar mache, deren Gesinnungen noch dem Westen gehörten[6]. Auf seinen Antrag wurde gerade Gauzlin von dem der Geistlichkeit gegenüber sonst so kargen Heinrich mit Wohlthaten überhäuft: am

---

[1] Hontheim, Prodromus hist. Trev. I. 1005. — [2] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen p. 257. — [3] Mabillon Acta, sec. V. 892, Annal. III. 480. — [4] Vergl. auch Adso vita Mansueti c. 15. — [5] Richer. hist. I. 49. — [6] Flodoard s. a. 926, Erb. 132.

28./12. 928[1] erhielt er — der erste Bischof in den deutschen Landen, dem ein König dieses Kronrecht abtrat — die Grafschaftsrechte über die Stadt Toul, am 27./12. 930 die königliche Pfalz Gondreville[2]. Durch so ungewöhnliche Beweise fürstlicher Huld ausgezeichnet, bewahrte er die Treue sowohl Heinrich als Otto, welcher seit 948 gleichfalls eine Reihe von Geschenken der Kirche des h. Stephanus darbrachte und die Wunden, welche der Ungarneinfall von 954 dem Sprengel schlug, durch grosse Freigebigkeit heilte. Er starb nach vierjähriger schwerer Krankheit am 7. Sept. 962.

Gauzlin erwarb sich den Namen eines Heiligen vorzugsweise durch bedeutende Vermehrung der bischöflichen Güter und Hebung der Klöster[3]. In ersterer Hinsicht heben wir nur hervor, dass er von König Ludwig dem Ueberseeischen von Frankreich die Abtei Montier-en-Derf zurückerhielt und 948 Moien-Moutier mit der Einschränkung empfieng, ‚ut Fridericus dux, dum adviveret, advocatiam retineret ac pontifex praebendam loci ordinaret postque finem ducis tota abbatia ad episcopum perveniret.‘ Wichtiger ist für uns die hingebende Sorge, die er auf Neugründung oder Erneuerung von Klöstern verwandte. Er stiftete das Nonnenkloster Bouxieres[4], er erhob den der Legende angehörigen ersten Bischof von Toul, Mansuetus, dem Geiste der Zeit folgend[5], zum Apostelschüler und errichtete ihm Altar und Kloster, ein Werk, das sein Nachfolger Gerhard 965 abschloss[6], er reformirte die Abtei des h. Bercharius zu Montier-en-Derf, wohin er den aus Rheims gebürtigen Mönch Alberich als Abt und neben anderen tüchtigen Gehülfen als ersten Lehrer Adso abschickte[7]; aber alle diese sind nur Colonien: das Hauptkloster des ganzen Sprengels, mit dem die Reform begann, ist das im Stadtfelde von Toul gelegene des h. Aper

---

[1] 927, wie nachher 929 nach Stumpfs Regesten. — [2] gesta c. 33, Benoit, histoire ecclésiastique et politique de Toul, preuves pag. 18—20, Ecb. 254 f. — [3] das vollständige Güterverzeichniss bei Benoit preuves p. 19 und gesta c. 33. — [4] Adso v. Mansueti c. 19; gesta c. 31, Richer chron. II. 12, bestätigt durch Stephan IX. 942 (Calmet preuves II. 190). — [5] Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte IIa. p. 313. Anm. 13. — [6] Benoit, pr. p. 21 f, v. Mansueti c. 15 und 19. — [7] vita Bercharii c. 10.

(Evre), des fünften oder siebenten Bischofs der Stadt, im Anfange des 6. Jahrhunderts.

Dieses schon 626 nachweisbare Kloster war ursprünglich dem h. Mauritius geweiht[1]; als Bischof Frothar mit Unterstützung Ludwigs des Frommen etwa 836 die unter der Herrschaft der Regel des h. Columban verwilderte Anstalt nach den Aachener Beschlüssen wiederherstellte[2], sandte er dem Abt Wighard die Reliquien des h. Aper, der dort begraben lag, und eine Art Biographie desselben[3], in Folge dessen der alte Name bald verschwand. Lothar I. riss am 16./1. 845 die Abtei an sich, um einen verdienten Anhänger damit zu belohnen, befahl aber testamentarisch deren Zurückgabe, die jedoch erst drei Jahre nach seinem Tode 858 durch Lothar II. erfolgte[4]. Am 21./6. 884 bestätigte Karl der Dicke mit Beziehung auf Frothar Regel und Besitzstand von S. Evre dem Bischof Arnold, ebendemselben, der, mit beiden Parteien liebäugelnd, sich am 9./9. 878 das Eigenthumsrecht des Klosters durch den Sohn Karls des Kahlen, Ludwig den Stammler, hatte verbriefen lassen; 888[5] krönte er den Welfen Rudolf zum Könige von Burgund, wofür er unter Anderem durch Confiscation unseres Klosters bestraft wurde; erst am 2./2. 893 gab es Arnulf zurück; kurz darauf wurde es durch die drei Grafen Gerhard, Stephanus und Matfrid occupirt bis in die Mitte des Jahres 894, wo Arnulf die Herausgabe verfügte. Die Bischöfe Ludelm (895—906) und Drogo (906—922) endlich schalteten mit den Besitzungen des h. Aper wie mit ihrem Eigenthume; letzterer suchte sich sogar die Reliquien desselben anzueignen, um ihm die letzte Spur der Selbständigkeit zu rauben. So tief war das Kloster gesunken, als Gauzlin die Reform in die Hand nahm. ‚Qui ad cumulum bonorum suorum, so erzählen die gesta c. 31, XIV, ordinationis suae anno nutu Dei regulam S. Benedicti huius regni habitatoribus omnibus ignotam, diu quaesitam proculque in-

---

[1] Calmet pr. II. 133. — [2] charta Frotharii bei Benoit pr. p. 59; vergl Calmet II. 126, Benoit pr. p. 2. Calmet II. 149—151. — [3] Frotharii epistol. 12. bei du Chesne. — [4] Benoit pr. p. 13, Calmet II. 138, Dümmler, ostfränkisch. Reich I. 688. — [5] Dümmler II. 320. 324.

ventam S. Apri instituit loco'; genauer Adso [1]: ,Hic pontifex nobilissimus, celeberrima fama exortus, praedictum locum (S. Fleury) adiit, inspecturus rumore ad se perlatum ordinem religionis, indeque remeans, sollicitus gregis a Deo sibi commissi, descriptionem omnis monasticae conversationis, quam inibi religiosissimam inspexit, supradictam quoque regulam beati Patris secum deferens, primus urbi Tullensi innovationem monastici ostendit propositi. Fretus igitur pontifex multimodis divinae institutionis documentis, viris prudentibus undecumque collectis, coenobium S. Apri regularibus disciplinis strenue imbutum, multorum commoditati profuturum decentissime reddidit illustratum [2].' Er gab die sämmtlichen Güter zurück, damit zunächst die stiftungsmässige Anzahl von 40 Mönchen [3] darin leben könne; als die Menge der Brüder wuchs, machte er sowohl selbst neue Schenkungen (schon 941 die Kirche zu Colombey [4]), wie er Andere durch den Ruhm seiner Anstalt dazu veranlasste (Bainville aux Miroirs). Die Willenskraft, mit der er die Umgestaltung durchsetzte, bezeugen ausdrücklich die miracula S. Apri [5]; wie sehr ihm gerade die Hebung dieses Klosters am Herzen lag, erhellt aus seinem Bemühen, den Apercult über die ganze Diöcese zu verbreiten [6]; welch umsichtigen Scharfblick er dabei bewies, zeigt die Wahl Archembalds zum Abt, Adsos zum Leiter der Schule. Ueber den Ersteren fliessen die Quellen recht spärlich. Es wird nicht bezeugt, ist aber wahrscheinlich, dass er aus Fleury stammte; er war nach Gauzlins eigenem Ausspruch ,boni propositi efficax religiosissimae vitae abbas', die rechte Hand seines Bischofs in allen Klosterangelegenheiten [7]. Die letzte Nachricht von ihm bringt eine jetzt verlorene [8], von Mabillon [9] noch eingesehene und inhaltlich angegebene Urkunde von 944; im Jahre 957 hatte er dieses Amt nicht mehr inne [10].

---

[1] miracula Bercharii c. 9. — [2] Restitutionsurkunde vom 11. October 936 bei Benoit pr. p. 62, Calmet pr. II. 181—3. — [3] Calmet a. a. O. 150. — [4] ibid. 187. — [5] Monum. Germ. IV. 519 ,hic felix vir in semel arrepto proposito boni operis iugiter omnibus mirabilem extendens animositatem'. — [6] gesta c. 24. — [7] gesta c. 32, v. Mansuet 15. — [8] Briefliche Mittheilung des Herrn Canonicus Guillaume zu Nancy. — [9] Annal. III. 431. — [10] Humbert, Abt von S. Evre, fungirt als Zeuge 957 bei bei Calmet a. a. O. 365.

Besser sind wir über Adso unterrichtet. ‚Adso[1] doctrina philosophica ac vitae probitate spectabilis. Hic ditissimis nobilissimisque parentibus Jurensi tellure satus, Luxovio (Kloster des h. Columban zu Luxueil) diversis studiis litteratoriae artis plenissime imbutus; quem in primaevo flore iuventutis affluentem verbo sanctae eruditionis cum puritate vitae innocentis perspicue agnoscens pontifex clerusque Tullensis multis supplicationibus eductum a Vosago substituerunt urbi Tullensi ad Magisterium sacri ordinis, ut lumen lucernae super statuam candelabri. Ibi per aliquanta temporum volumina variis insudans divinae praeceptionis exercitiis, post maximam multorum instructionem, iterum . . . . opponitur effugandis Dervensibus nebulis, ad inserenda plantaria superni obsequii‘. Der Zeitpunct der Uebersiedelung nach Montier-en-Derf lässt sich nach dem schmerzlichen Verlust der Urkunde von 944[2], die 31 Mönche von S. Evre als Zeugen unterschrieben, nicht mehr mit Sicherheit bestimmen[3], ebenso wenig wie der von Abt Alberichs Tod, dessen Nachfolger er ward[4]. Als solcher widmete er sich mit Eifer sowohl der Hebung seines, zeitweise auch des Klosters S. Benigne de Dijon, wie schriftstellerischen Arbeiten, und begleitete als Greis einen Grafen Hilduin auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem, von der er nicht zurückkehrte († 992). Erhalten sind von seinen Werken eine Reihe von Heiligenviten, von den übrigen besitzen wir nur die werthvolle Notiz: ‚opuscula praeterea plura versifice composuit, hymnorum etiam aliquanta carmina, Ambrosianos hymnos elucidans glossulis. Sed et secundum librum dialogorum S. papae Gregorii, videlicet gesta sancti monachorum patris Benedicti carmine nobilitavit heroico, priscorum poetarum carminibus excellentiori omnimodis‘.

Ein Glied dieses, auf Cluniacensischer Grundlage von Gauzlin reformirten, von Archembald und Adso geleiteten Klosters S. Evre war der Dichter der Ecbasis.

Da indessen J. Grimm die Frage nach Ort (Senones oder Toul?) und Zeit (X. oder XI. Jahrhundert?) nicht ab-

[1] Mirac. Bercharii c. 10 und 11. — [2] Vergl. Anm. 8 auf S. 7. — [3] Wattenbach a. a. O. 237 sagt ‚bald‘. — [4] Wattenbach ‚spätestens 968‘, Waitz ‚ungefähr 960‘.

schliessend erörtert hat, so unterbrechen wir die Erzählung, um erst nach beiden Seiten hin eine feste Grundlage zu gewinnen. Zunächst die Zeit.

Den Reigen eröffnen, wie billig, die Beweise ex silentio, welche G. p. 291 anführt: hätte er im XI. Jahrhundert gelebt, so hätte er sicher der Ottonen und Brunos von Tull (Leo IX.) gedacht; man kann noch Mansuetus und Gerhard hinzufügen, die neuesten und darum beliebtesten und wirksamsten Heiligen der Provinz[1], ferner würden wir, da er eine grosse Bibliothek benutzte und die Kunst des Plünderns gründlich verstand, ebenso sicher Entlehnungen aus den grossen Dichtern des X. Jahrhunderts, vor Allem Eckehard und Hrotswith, vorfinden, wie von Abbo und Johannes Scotus aus dem IX., was nicht der Fall ist, so würde der Dichter nicht behaupten können, dass er der Erste sei, der eine unwahre Sage (39. 40) erzähle, da ja gerade das wesentliche Merkmal der lateinischen Litteratur des X. Jahrhunderts die Vorliebe für sagenhafte Stoffe ist.

Wenn 1075 die Normannen genannt werden, so stimmt das wohl zum X., aber nicht zum XI. Jahrhundert, in welchem ihre Raubzüge aufgehört hatten, so dass Konrad II. sogar die Mark Schleswig abtreten konnte.

Das Gedicht nennt ferner zwei Könige; die Innenfabel spielt unter Konrad (685, 1149[2]), die Aussenfabel unter Heinrich (132, 254), und da diese in jüngere Zeit verlegt wird als jene, so muss Heinrich der Nachfolger Konrads sein.

---

[1] Aber die nun bei G. folgenden sprachlichen Gründe sind sämmtlich hinfällig: allenfalls poma geroldinga (1026, das sich jedoch in verdunkelten Formen noch am Ende des Mittelalters erhielt (Diefenbach, gloss. lat.-germ. p. 267); auf die Schreibart Hrenus (169) ist bei dem Schwanken der mittellateinischen Orthographie gar nichts zu geben; legirupis ist wohl 196, aber nicht im panegyr. Bereng. nom. sing; hier gehört legirupis zu tubis ‚durch friedenstörende Trompeten‘, vergl. Muratoris Anm 30 zum III. Buche: arjete crebro wie somno vinoque sepultus stammt aus Vergil; munera Bacchi ist eine uralte Formel, potis est ganz gewöhnliche Sprechweise, zumal bei Prudent.; die Wendung ‚si non fortassis abesset‘ 1098 ist ganz verständlich und hat mit Walth. 811 nichts zu schaffen, und dass endlich tultus noch viel später vorkommt, ist zweifellos. — [2] wo regnas für regnabis steht.

Wir haben also nur die Wahl zwischen Konrad I. und Heinrich I. oder Konrad II. und Heinrich III. Heinrich wird als Friedensfürst, als Begünstiger der Geistlichkeit gepriesen, was, wenigstens im Hinblick auf Lothringen, auf beide Träger dieses Namens passen würde; für Konrad ist die eine Stelle, die ihn als Musterfürsten hinstellt, unfruchtbar, die andere desto wichtiger. Der Igel behauptet, seine (in den Vogesen gelegene) Burg halte die Städchen Konrads in Schach, so dass sie ihr dienen müssten: hier kann man nur an eine lothringische Grenzfestung denken, die in das von Konrad I. wiedereroberte Elsass drohend hinüberschaut: Konrad II. war in ungefährdetem Besitze von Elsass und Lothringen.

Das letzte Zeugniss für das X. Jahrhundert ist Grimms werthvolle Entdeckung[1], dass schon Thietmar von Merseburg, dessen Geschichtswerk 1018 abschliesst, die Ecbasis gekannt hat, eine Behauptung, der Lappenberg[2] und du Méril[3] zustimmen. Je seltener und je freier Thietmar trotz seiner umfangreichen Belesenheit Reminiscenzen aus früheren Dichtern in seine Darstellung einflicht, desto grösseres Gewicht muss auf eine Reihe wörtlicher Uebereinstimmungen gelegt werden. Die Hauptstelle ist VII. 21: ‚Sed Burgundionum rex bona quae nepoti suimet promisit impedire eorum instinctu voluit, quibus relaxato iusticiae freno velud infelici vitulo per latum liberos currere placuit' (Ecb. 66. 67. 88. 248); zur Vervollständigung mögen noch folgende Anklänge dienen:

Monum. Germ. V. (III.),

746. Zeile 27 ‚qui captivos cum omni praeda ex lupi raptoris faucibus eripuit victoriaque potitus castra revisit', vergl. 864. Z. 38.
750. Z. 38 ‚quod in mente latebat vulnus, aperuit (E. 391).
754. ‚pellis vituli crebro suspenditur parieti'.
758. Z. 1. ‚tertius in numero regum, sed proximus Otto' (1149).
774. Z. 3. ‚hic merito defletur, quia sibi prudentiorem et in cunctis actibus meliorem nullum reliquit' (751. 4).

[1] Sendschreiben an K. Lachmann über Reinhart Fuchs. p 4. — [2] Monum. Germ. V (III) 728. — [3] Poésies popul. Latin. p. 305 Anm.

784. Z. 42 ‚vulpina calliditate'.

822. Z. 26 ‚crebra meditatione revolvit' (401).
Z. 38 ‚inciderunt laqueum, quem occulte tetenderunt' (767).

836. Vers 5 ‚atque bonum summum, depellens omne nocivum' (749).

842. Z. 39 ‚tunc ille monachus habitu, sed dolosa vulpis in actu et ob hoc amatus a domino'.

Wie sonach kein Zweifel darüber bleibt, dass das Gedicht dem X. Jahrhundert angehört, so lässt sich auch erweisen, dass seine Wiege in Toul gestanden hat. Die Handlung spielt in der Erzdiöcese Trier (417, 733, 738), am Westabhange der Vogesen und in der Lothringischen Ebene; der Dichter bietet uns zwei Zeugnisse, wie wir sie kräftiger und schlagender kaum erwarten können: er nennt sich einen schlechten Schüler der Bischofsstadt Toul (124) und lässt den Fuchs die Cur des Löwen mit einem Gebet an den h. Aper eröffnen (465 f.): damit ist für jeden, der geschichtliche Zeugnisse wägen und würdigen will, unzweifelhaft festgestellt, dass die Ecbasis in dem Kloster des h. Aper zu Toul entstanden ist. Man weiss. welch hohe, welch einzige Stellung, welch unfehlbares Ansehen der Heilige in der Anstalt, die seinen Namen trug, besass, und dass der stark ausgebildete Corpsgeist verbot, irgend Einen daneben aufkommen zu lassen. Für Toul zeugt auch die Maas (171), deren Fischreichthum Sedulius Scotus rühmt[1], für das erste Kloster der Diöcese auch der seltene Büchersehatz, auf dem die Ecbasis ruht, der einem Vergleich mit St. Gallen und Reichenau ruhig entgegensieht; eine wie bescheidene Bibliothek eine kleine Abtei, wie Senones, haben mochte — von ihrem entsetzlichen Verfall einmal abgesehen — ersieht man aus dem Beispiel von Staffelsee[2]; für ein in fruchtbarer, weitausgedehnter Ebene, die am äussersten Horizont von sanftaufsteigenden Weinbergen bekränzt wird, belegenes Kloster spricht auch das ausgeführte Erntebild 51 ff.

Damit haben wir aber auch bereits ein neues Moment für das X. Jahrhundert, ja noch mehr, fast das Jahr der

[1] carm. ed. Grosse XI. 11 f. — [2] Mon. Germ. III (I.) 176.

Entstehung gefunden. Die Ecbasis ist die Wirkung einer Reform: Reform ist ihr Athem und ihre Seele, Rückkehr vom lustigen Vagantenthum zum strengsten Regelleben ihr rother Faden. Reformirt aber wurde S. Evre 836, 936 und im XI. Jahrhundert ungefähr 1020 durch Wilhelm von Dijon († 1026); letztere Reform liess sich Bruno durch Konrad II. 1033 bestätigen [1]. Wäre somit das Gedicht eine Frucht der dritten Erneuerung, so hätte sein Verfasser Heinrich III. noch gar nicht gekannt. Da nun anderseits die Rücksicht auf beide Könige neben vielem Anderen die Annahme von 836 unmöglich macht, so bleibt nur 936 übrig. Von Konrad I. weiss der Dichter nur wenig zu sagen, da war er noch Kind, aber von Heinrichs mildem, friedfertigem Sinn spricht er mit solcher Begeisterung, dass sein Kerkermeister schadenfroh höhnend ihn auffordert, immer nur Loblieder auf seinen König zu singen — vielleicht dass der ihn vom Tode errette (152): ihm gehört des Dichters Jugend an. Die Abfassung seines Werkes erfolgte also einige Jahre nach 936, jedenfalls vor dem Hervortreten von Ottos kirchlichem Sinn (946), etwa 940. Denn wir wissen aus zwei Urkunden von Gauzlin [2] selbst, dass bereits 941 und 942 an die Stelle wilder Zerfahrenheit in der ganzen Congregation die schönste Ordnung zurückgekehrt war.

Hiermit könnten wir diese Gruppe verlassen, müsste nicht den auf Senones — und, wie wir gleich hinzufügen können, auf Moien-Moutier — als Heimath des Gedichts hinweisenden Indicien auch der Schein der Wahrheit genommen und durch richtige Auffassung ein weiterer Einblick in das Leben unseres Mönchs abgewonnen werden. Ohne Zweifel ist er ja mit den Vogesen bekannt (71. 329); hier hat er die steilen Felsen, die er 368 ff. und 676 ff. so beredt schildert, mit bewunderndem Auge wahrgenommen, ja die genaue Beschreibung der Wolfshöhle (189. 200 ff. 368 ff. 1006, 1134, 1136) erinnert lebhaft an die Lage von Moien-Moutier ‚iuxta fluviolum Rabodonem ad radicem asperrimi montis, e cuius cacumine prae-

[1] Benoit pr. p. 70 — [2] Vom 23./12. 941 und die Stiftungscharte von Bouxieres.

celsa rupes eminet'[1], hier fliesst der fischreiche Rabado (170)[2] an beiden Klöstern, die $^3/_5$ Meile von einander entfernt sind, vorbei in die Meurthe; hier, an der Westgrenze des Senonischen Gebiets und nur ein paar Schritte nördlich von den Umfassungsmauern von Moien-Moutier finden wir auch den Bach Petrosus (172), den schon Richer erwähnt[3]; er ergiesst sich an der Nordwestecke des letzteren in den Rabado; ja in Moien-Moutier gab es schon im IX. Jahrhundert eine kleine Basilica des h. Aper[4]. Aber alle diese Ortsbestimmungen sind doch nur von Wichtigkeit für die Beantwortung der Frage: wohin floh unser Sträfling, nicht, wo lebte und dichtete er? Das Kalb ist dort nicht zu Hause, sondern am Abend eines langen Wandertages aufgehalten und festgenommen. Es ist ja richtig, dass er, in den Umgebungen des Gebirges aufgewachsen, (71.) sich eine genauere Kenntniss jener Vogesenklöster angeeignet und den Weg von Toul nach Moien-Moutier (9 Meilen) selbst durchmessen hat: Otter und Igel holen kostbare Früchte und Fische von dort[5] hieher und langen erst in tiefer Nacht an (163. 183). Gehörte er aber zu Senones, so hätte der Beistand der h. Maria und des h. Petrus, oder etwa Gundelberts statt Apers angerufen werden müssen[6], und mit Toul ist Senones nur durch den äusserst dünnen Faden der geistlichen Oberaufsicht verbunden; nie hat sich Gauzlin oder Gerhard um das Seelenheil der dortigen Brüder gekümmert: wo wir nur immer von dieser Abtei hören, ist stets von Metz die Rede. Und endlich: welche Eltern hätten dieser Brutstätte aller Laster um 920 ihr liebes Kind geopfert? Aehnlich steht es mit Moien-Moutier. Es war ein Peterskloster mit dem Heiligen Hydulph, seit 896 aber ein Canonicatsstift[7], wo sich nur der eine oder der andere Weltgeistliche von dem Rest des Klostergutes erhielt; unter Heinrich I. vermehrte sich allmählich die Zahl seiner

---

[1] Belhomme, Antiquitates montis Vogesi, praef. 37. — [2] Calmet preuves II. 78, 195, 298 für S., in den drei Viten Hydulphs Belhomme p. 57. 79. 100 für M.-M. bezeugt. — [3] chron. I. 2. — [4] de success. S. Hydulphi cap. 5. — [5] Urbs = Toul. vergl. Wattenbachs Einl. zu Osten-Sackens Uebers. des Richer. — [6] Richer chron. I. 2. Calmet a. a. O. II. 78. — [7] Benoit pr. p. 19. Calmet II. 298, Richer chron. II. 11 u. 7.

Bewohner, aber erst Giselbert, der sechste Abtgraf, gab, wiederum unter dem Einflusse von Metz, die Anstalt um 940[1] dem Benedictinerorden zurück. Beziehungen zu Toul spinnen sich erst 948 an, wo Otto I. Gauzlin die Abtei zusagte; aber erst gegen das Ende des Jahrhunderts finden wir die Uebergabe vollzogen[2], und schwerlich früher wird der tullische Apercultus dort eingeführt sein. Sonach haben beide Klöster keinen Heimathsanspruch an unser Gedicht; und wir können nunmehr getrost den Entwicklungsgang des Mönches von S. Aper beginnen.

Er ist vermuthlich 912 geboren (69); denn sein imaginäres Gegenbild wurde nach 812, also 813 ein Jahr alt, und er rückte den Termin um ein Jahrhundert zurück, um für seine Fabel — wohin auch 72 im Widerspruch mit 39. 40 zielt — wenigstens den Anschein eines geschichtlichen Ereignisses zu erwecken. Dass er ein Deutscher war, zeigen viele Germanismen[3], zeigt seine Liebe zu König Heinrich; auf die Westfranken ist er nicht gut zu sprechen: er schilt sie als Freunde von Hülsenfrüchten barbarici (284) und nennt die beiden Vasallen des Wolfes, da sie eben Reissaus genommen haben, fränkische Krieger (1140), deren Hornmusik er allerdings anzuerkennen scheint (943)[4]. Er verräth sich ganz deutlich, wenn er den Igel, der sich als einen wälschen Grafen Cato aufspielt, den Namen seiner Burg dem Leoparden teutonice angeben lässt (687). Eben diese Feste dürfte auch den Weg zu seiner engeren Heimath weisen: sie heisst Stensile, und die Schlafkammer Hunsaloa. Erstere sucht Grimm bei Finstringen im Bezirk Saarburg: nordöstlich davon liegt allerdings, 1 Kilometer entfernt, ein Dorf, Nieder-Stinzel, südöstlich davon Ober-Stinzel, und wenn

---

[1] de succ Hydulphi c. 67, Richer chron. II. 8. 10. I. 18; Mabillon (Annal. III. 432) setzt die Reform ins Jahr 942, aber Richer ist ein schlechter Gewährsmann für Zahlen, was er zumal in diesem Falle durch den bekannten Widerspruch zwischen II. 8 und II. 10 beweist, und die Reformurkunde fehlt leider. — [2] Calmet a. a. O. II. 235 — [3] Grimm Lat. Ged. 325; wenige romanische Anklänge, wie follus, tornare, ad praesens verrathen den an der Sprachgrenze Lebenden. — [4] Für diese Deutung von Francus vergl. Richer hist. und Grimm R. F. LXXVIII f.

wir von ersterem 9 Kilometer durch Wald in nordwestlicher Richtung gehen, kommen wir zu einem Orte Hunskirch; wenn aber Grimm das so frühe Vorhandensein jenes Stinzel mit Kremer Orig. Nass. II. 125. 8 belegt, so irrt er; denn in den dort abgedruckten Urkunden Leos IX. und Heinrichs III. von 1051 ist ebenso wie in den übrigen, die den Ort nennen[1], das Städtchen Steinsel an der Alzette, 7 Kilometer nördlich von Luxemburg, gemeint[2], dessen Kirche Arnulf 893 dem Kloster S. Maximin zur Vermehrung seiner Tischeinkünfte überwies; Stinzel ist so früh quellenmässig nicht bezeugt, auch liegt die Form des Luxemburgischen Ortes näher (Steinsele, Steinsiela, Steinseila), und von ihm zwei Kilometer an der linken Seite der Alzette weiter nördlich liegt das kleine Hünsdorf, welches gleichfalls jenem Trierer Kloster (von Erkanfrida 853) geschenkt war[3] und an Hunsaloa erinnert: vielleicht hiess das Gehölz zwischen beiden Ortschaften Hunanesloh. Die Art, wie der Dichter beide Puncte erwähnt, indem der Igel, sein Mephisto, dort gebietet und die Schlange das Pförtneramt verwaltet, wirft ein Streiflicht auf eine Reihe persönlicher Beziehungen, die wir bei der sonstigen Spärlichkeit des biographischen Stoffs nicht mehr ergründen können: jedenfalls ist es wahrscheinlich, dass in der Umgegend Luxemburgs seine Wiege gestanden; gewiss, dass er edlem Geschlechte, dem kühner Trotz eigen war, entstammt. Ueber seinen Namen fehlt es an jeglicher Kunde; erst am Schlusse der Einleitung dürfen wir darüber eine Vermuthung wagen. Wenn ihn die Eltern dann nicht nach S. Maximin brachten, so erklärt sich das durch die tiefe Gesunkenheit dieser von Giselbert gerade damals aufs härteste bedrängten Abtei, deren Verfall man ja aus der Nähe so deutlich wahrnehmen konnte; sie übergaben ihn, der Sitte gemäss wohl zwischen dem 5. und 7., jedenfalls vor dem 12. Lebensjahre, dem Altar des h. Aper, dem ersten Kloster der benachbarten Diöcese, das in der Gewalt und unter den Augen des Bischofs noch einen

[1] Guden Cod. diplom. III. 1021 vom Jahr 893, Hontheim hist. Trev. Nr. 256 vom Jahr 1056, 263 v. Jahr 1065; letztere namentlich entscheidend. — [2] Förstemann, altd. Namenbuch II. 1304. — [3] Hunanesdorf, Honth. 87, Förstem. II, 801.

gewissen Grad der Zucht bewahrt haben mochte, und legten damit jenes unwiderrufliche Versprechen ab, wodurch der Knabe mit all seiner Habe dem Kloster zu eigen übergeben und jedes heimathliche und verwandtschaftliche Band für immer abgeschnitten wurde, wodurch jeder ‚apostata aut profugus‘[1] zur Rückkehr gezwungen werden sollte. Wie mangelhaft die Erziehung und der Unterricht war, den er hier in den Zwanzigern und der ersten Hälfte der Dreissiger erhielt, liegt auf der Hand: an eine geregelte und methodische Thätigkeit, an ein geordnetes Binnenleben war nicht zu denken; doch mochte er, nothdürftig allmählich mit der lateinischen Klostersprache bekannt geworden, bald dieses, bald jenes Buch flüchtig lesen und manch treffendes Wort seinem treuen und starken Gedächtnisse einprägen: am liebsten aber trieb er sich ausserhalb der Klostermauern umher, zumal um seine leidenschaftliche Neigung zum Fischen zu befriedigen. Da der Bischof das alte Klosterprivileg von S. Evre, in der Village de Pierre und im königlichen Forst an der Mosel je zweimal wöchentlich den Fischreichthum dieses Flusses auszubeuten[2], sich angeeignet hatte, so waren ihm die Hauptfangstellen der Mosel, die er darum im Gedicht nie erwähnt, verschlossen: er wandte sich entweder westwärts zur nahen Maas, oder die immer tiefer sich bei ihm einnistende cura vagandi (6) trieb ihn ostwärts nach den Waldbächen des Gebirges, wo er prächtige Forellen (168, 301) und Zärten (zu 172) in Fülle fand und mit den Brüdern und Canonikern um Moien-Moutier manch lustigen Tag, manch heitere Woche verleben mochte. Hier mit dem geöffneten Auge des Jünglings sich einer grossartigen und vielbelebten Natur hingebend, sammelte er auch eine Reihe von Beobachtungen, die ihm an einer Stelle, von der er jetzt noch nichts ahnte, zu Statten kommen sollten.

Diesem fidelen Bummelleben, dem sich der jugendliche Sinn im Gegensatz zu ernster, zielbewusster Arbeit so gern hingibt, machte die Reform von S. Evre 936 ein plötzliches

---

[1] Dümmler, Formelbuch Salomos III, 10. Z. 13—22, 26. Z. 3. — [2] Urkunde von 869, 884, 898, 948, 965 etc.

Ende: Archembald, der gewaltig wollende, geschlossene ManneScharacter, schloss die Klosterpforte, die vordem jede Stunde des Tages offen gestanden hatte, zu, setzte einen finsteren Wächter an den Eingang und legte den eisernen Ring siegesgewisser Energie um die so freien Glieder des Jünglings; Adso, der berühmte Magister mit dem tiefen, geistvollen Blick in die Schätze der Litteratur, die schmächtige, hagere Gestalt mit dem grundgelehrten Kopfe und der feinen, zie lichen Rede, die Brust von idealer Begeisterung für seinen heiligen Beruf geschwellt, verlangte ungetheilte Aufmerksamkeit und stundenlanges Festsitzen bei geistiger Thätigkeit von denen, die von allem Anderen, nur nicht von eigentlicher Arbeit und Disciplin einen Begriff hatten. Die munte.e Forelle durfte nun sorgloser in der Sonne spielen, die hohen Eichen und Buchen schüttelten nicht mehr ihre bedächtigen Häupter über den Schläfer auf moosigem Waldesgrund, Nachtigall und Amsel hatten den andächtigsten Zuhörer ihrer süssen Töne, den sie so oft in liebliche Träume gewiegt hatten, verloren: er sass daheim, in die Clausur gebannt, im Schlaf- und Bet-, im Arbeits- und Speisesaal ein pflichtgemässes Leben beginnend: ringsum feierliche Stille, nur unterbrochen durch die Stimme des Lehrers und Vorlesers oder durch die Glocke, welche die Brüder zur ernsten Feier der Horen berief, und Auge wie Magen labten sich nach langem Fasten an gepfeffertem Bohnenbrei. ‚Imperiosa prius solamina tulta erant‘ (63). Wie es ihm nun ergieng, darüber hat er selbst uns im Eingange seines Gedichtes und in der Aussenfabel ausführlicher unterrichtet.

Im Ganzen und nach dem Maassstab einer rauhen Zeit und der unbeschränkten Machtvollkommenheit, mit der Benedict den Abt ausgestattet hatte, muss man urtheilen, dass die Reorganisation eine milde und allmähliche war. Man verlangte nicht, dass die Verwilderten nun auf einmal Muster von Ordnung würden, beobachtete vielmehr sorgfältig die Stufenleiter der Strafen: die Gutmüthigen und Schwachen wurden so bald mit einem geringeren Aufwand von Besserungsmitteln gewonnen, die trotzigen Starrköpfe mit ihrem stürmischen Wesen (acer animus 59) zunächst isolirt und in

dieser Vereinzelung leichter gebrochen. Beweis dafür ist, dass es zu so groben Excessen, wie bei ähnlichen Anlässen meist berichtet werden, hier nicht kam, und dass unser Dichter seinen, wenn auch nur passiven Widerstand ziemlich lange fortgesetzt haben muss. Suchte man auch eine etwaige Neigung zu heidnisch-unwahren Dichtern, namentlich Vergil, auszurotten, so bot man doch einen Ersatz in der reichhaltigen christlich-lateinischen Poesie und wusste durch häufige Vorlesung von Legenden und Predigten, in denen die grossen Gefahren, die den Klosterabtrünnigen da draussen in der bösen Welt, wo des Teufels wölfischer Rachen Alles verschlingt, erwarten, mit eindringlicher Schärfe dargestellt werden, mit erziehlicher Kunst auf Wille und Phantasie einzuwirken. Genannt werden in unserem Gedicht zwei Werke dieser Art, nämlich die vita Malchi captivi monachi (583, 790), von Hieronymus 390 zu Bethlehem geschrieben, und die Reparatio lapsi (220), das erste der beiden von Johannes Chrysostomus 369 zu Antiochia an seinen ehemaligen Mitschüler Theodorus gerichteten Ermahnungsschreiben (*λόγος παραινετικὸς εἰς Θεόδωρον ἐκπεσόντα*) früh ins Lateinische unter jenem Titel übersetzt, beide zugleich Apotheosen der Keuschheit.

Hieronymus erzählt: Malchus, der einzige Sohn wohlhabender Eltern zu Nisibis in Mesopotamien, entzieht sich deren Drängen zu einer baldigen Heirath durch die Flucht und den Eintritt in ein syrisches Kloster, wo er viele Jahre in Gebet und Arbeit zubringt. Da stirbt sein Vater: er entschliesst sich trotz den liebevollsten Ermahnungen seines Abtes, heimzukehren, das Erbgut zu verkaufen und, wenn auch den Armen und dem Kloster zwei Theile zu geben, so doch den dritten für sich zu behalten. Auf der Reise passirt er mit 70 Andern die Wüste zwischen Beroea und Edessa: Alle werden von den räuberischen Ismaeliten gefangen genommen. Der Zufall fügt es, dass er zugleich mit einer Frau, deren Gatte bei der Theilung der Beute in andere Hände gerathen ist, in den Dienst desselben Herrn tritt. Dieser, mit seinen Leistungen als Schäfer äusserst zufrieden, will ihn durch eine Heirath, und zwar mit jener

Mitsclavin, noch fester an sich knüpfen; als Malchus sich dessen weigert, stürzt der grimme Herr mit gezücktem Schwerte auf ihn los: er hat kaum noch Zeit, die Aufgedrungene in seine Arme zu schliessen. Es wird Nacht. Malchus aber will lieber sterben, als sein Keuschheitsgelübde brechen und ist eben im Begriff mit den Worten: ‚vade, infelix mulier, habeto me martyrem potius quam maritum!' sich zu erstechen, als die Dienerin, die blitzende Waffe gewahrend, ihn von seinem Vorhaben durch die Erklärung zurückhält, auch sie hasse die Ehe und würde, selbst wenn sie ihren Gatten wiederfände, dies entsagende Leben fortführen: sie schliesst mit dem Vorschlag eines keuschen Seelenbundes, auf den er freudig eingeht. So leben sie eine Weile in zärtlicher Liebe, bis Malchus einmal die gemeinsame Arbeit eines Ameisenhaufens beobachtend sich des Klosters erinnert und den Fluchtplan mit seiner Schwester in Christo verabredet. Sie setzen ihn glücklich ins Werk, werden aber am dritten Tage von ihrem Herrn, den ein Sclav begleitete, eingeholt: in dieser Noth laufen sie in eine am Wege liegende tiefe Höhle, um lieber von Schlangen und Raubthieren verzehrt zu werden, als in des jähzornigen Verfolgers Hände zu gerathen. Doch dieser hat aus der Ferne ihren Versteck gemerkt und schickt den Sclaven hinein, um beide herauszuholen. Als der nun mit lauter Stimme die Flüchtlinge auffordert, zum Herrn zurückzukehren, wird er von einer Löwin zerrissen; das gleiche Schicksal trifft den Herrn selbst, da er, über das lange Ausbleiben des Dieners aufgebracht, gleichfalls mit Scheltworten eintritt: die beiden Gottgeweihten aber dürfen nun ungefährdet ihren Zufluchtsort verlassen und entkommen auf den herrenlosen Dromedaren in die Heimath; da der Abt des Klosters inzwischen verstorben war, so siedeln sie sich zu Maronia in Syrien an, wo sie ihre himmlische Gemeinschaft bis in das höchste Alter fortsetzen, in welchem Hieronymus selbst sie kennen lernt und aus ihrem eigenen Munde ihre Erlebnisse erfährt.

Vorgeschichte und Gedankengang der Reparatio lapsi ist folgender Art: Theodorus, der nachherige Bischof von

Mopsuestia in Cilicien, war aus der Einsiedelei in die Stadt zurückgekehrt, hatte dort weltliche Geschäfte übernommen und schwelgte in den Umarmungen der schönen Hermione. An Jeremias 9, 1 anknüpfend, zeigt der Redner, dass die Verwüstung von Tempel und Stadt nichts sei gegen die Verderbniss einer Seele, in der der dreieinige Gott gewohnt: jenes sei ersetzlich, dieses könne leicht auf dem Wege der Verzweiflung zum sittlichen Untergang führen. Darum eben dürfe Niemand, der einmal gefallen sei, der Verzweiflung Raum geben, sondern auf Gott hoffend nur anfangen mit der Reue, nur den ersten, wenn auch noch so bescheidenen Versuch der Umkehr wagen, und das unmöglich Scheinende werde gelingen. Die Hoffnung ist der Schlüssel des Himmels, die Verzweiflung ein in die Hölle hinabziehendes Bleigewicht. Gottes unerschöpfliche Gnade ziehe den Sünder immer wieder an das Vaterherz: dies beweist er aus seiner leidenschaftslosen Natur, aus Erzählungen und Aussprüchen des alten und neuen Testaments, aus der Geschichte der Kirche und beiderseitigen Jugenderinnerungen: die grauenvollsten Sünden eines ganzen Menschenlebens könnten durch aufrichtige Reue in Einem Augenblick gesühnt werden. selbst Judas Ischariot hätte das Himmelreich erwerben können, wenn er der Verzweiflung widerstanden hätte. Nachdem er so den Wahn der Unheilbarkeit, der jedes frische Aufstreben nothwendig lahmlegt, vernichtet, malt er die Qualen der Hölle wie die Herrlichkeit des himmlischen Paradieses mit aller Gluth des Glaubens, mit aller Deutlichkeit des inneren Schauens aus und stellt beide der Eitelkeit und Endlichkeit irdischer Lust und Unlust gegenüber; macht also dadurch Furcht und idealische Sehnsucht zu Trägern und Hebeln seines Reformgedankens, ja selbst an den Ehrgeiz appellirt er, indem er zeigt, wie oft selbst ergraute Sünder schliesslich zu Heiligen geworden sind, dass des Theodorus Umwandlung ein leuchtendes Vorbild für Tausende, die nur im Hinblick auf ihn mit der Bekehrung zauderten, und somit ein geschichtliches Moment sein würde. So weiss er das grundsätzliche Hinderniss der Wiedergeburt wegzuräumen

und alle Triebfedern derselben in Bewegung zu setzen — und dies Alles mit jener Wärme eindringender Liebe, mit jener Fülle treffender Beispiele und glänzender Analogien, mit jener Bilderpracht und schlagfertigen Dialectik, von der ein kurzer Inhaltsbericht auch nicht eine annähernde Vorstellung zu geben vermag. —

Und in der That. die Reform darf bereits 941 als abgeschlossen betrachtet werden. Zu den Widerstrebendsten gehörte unser Dichter: er war totus in nugis (4), nil cogitans sanum, tempnens consortia fratrum (3), die neue Welt widerte ihn an. Dem Lehrer mochte er nicht gehorchen (126), die Weisheit desselben war für ihn in der Lehrstunde verloren (5); er dachte nur an die tollen Streiche der köstlichen Jugend (6), der Gedanke an regelmässige Arbeit war ihm so entsetzlich, dass er wie gelähmt erstarrte und unter dem Joche der Lethargie zu nichts Ordentlichem fähig war (9. 10. 15). Man ermahnte ihn[1] (59), man schalt ihn Esel (7)[2], auch Strafarbeiten, wozu besonders die Psalmen dienten, fruchteten nicht; da nun auch Excommunication und Ruthe vergeblich waren, so blieb nichts übrig, als ihn in den[3] Klosterkerker unter Klageliedern einzusperren (4. 50. 58. 66. 67. 78); auch das liess er anfangs ruhig über sich ergehen — brauchte er doch hier nicht aufzupassen und zu lernen, wurden ihm doch wenigstens am Sonntag die Fesseln gelöst[4]. Aber mit der Zeit wurde ihm die Kerkerluft doch zu drückend, so sehr er seinen Gram durch Thränen zu erleichtern, durch Selbstgeiselung zu betäuben suchte (62. 63): Fluchtgedanken regten sich erst leise, dann immer lauter und dringender in der Brust des Unglücklichen: ein bewusstes Ziel belebte und erfrischte den Niedergeschlagenen, nur die Gelegenheit fehlte bei der strengen Hut, und noch hatte die Sucht nach Freiheit noch nicht jene dem Wahnsinn vergleichbare Höhe erreicht,

[1] zum Folgenden vgl. Regula S. Bened. c. 23. — [2] und zwar, weil er ἄμουσος war, nach dem Sprichwort ‚asinus ad lyram‘, das schon im X. Jahrhundert künstlerisch dargestellt wurde, vergl. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich, V. (1852) Pl. 15. — [3] durch Capit. Aquisg. 817 cap. 40 eingeführten und besonders in cluniacensischen Klöstern vielgebrauchten. — [4] a. a O. c. 72.

welche die physische Kraft ins Unglaubliche steigert. Als aber einst an einem schönen Herbstmorgen die Sonne draussen so lustig schien und Alles, was im oder vom Kloster lebte: Mönche, Knaben, Pilgrime und Almosenempfänger, die reiche Weizen- und Weinernte einsammelte, da erfasste es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt: die Banden fielen ab, die Thüren flogen auf, und durch die verlassenen Räume fand er den Ausweg. Und nun lief er in die himmlische Freiheit den Vogesen zu, wo er Schutz und Sicherheit zu finden hoffen durfte. Aber wer den Herrn nicht will, läuft dem Teufel spornstreichs in die Arme. Was er nun im Gebirge erlebt haben mag, erhellt aus dem allegorischen Gewande nicht mit wünschenswerther Genauigkeit: vielleicht gerieth er in weltliche Gefangenschaft, vielleicht wurde er in dem in der Reform begriffenen Moien-Moutier, wo er Herberge suchend vorsprach, in Haft genommen, und ihm seine Auslieferung an S. Evre, die für ihn dem Tode gleich war, für den folgenden Tag in Aussicht gestellt, wobei dann die eine Partei (Otter) für Milde, die andere (Igel) für Strenge sprach: jedenfalls wurde er von seinem Abte requirirt, jedenfalls betrat er dieselben Kerkerräume, die er erst kürzlich verlassen, unter sehr verschlimmerten Umständen wieder: denn nach einer tüchtigen Tracht Prügel war ihm lebenslängliche Einschliessung als Strafe bestimmt worden, wovon er bloss in dem Einen Falle entbunden wurde, wenn er den vollgültigen Beweis seiner sittlichen und geistigen Wiedergeburt erbringe, worüber sich der Abt durch zwei oder drei ältere Brüder, die als Vertrauensmänner und Aerzte den Kranken fortwährend beobachteten, Bericht erstatten liess[1].

Was nun thun?

Energischen Naturen ist es eigen, dass sie, wenn sie die Stufen der abwärtsführenden Leiter in falscher Hartnäckigkeit hinabgestiegen, mit kühner Wendung, mit einem Muth und einer Ausdauer, der dem Fernerstehenden wunderbar erscheint, die entgegengesetzte Richtung beschreiten und die ganze Summe ihrer Lebenskraft in deren Verfolgung

---

[1] Reg. Bened. c. 27, Bernardi ordo Cluniac. I. c. 58.

einsetzen. Das ist jene segenbringende Peripetie, die den Jüngling zum Manne macht, jene entscheidende Epoche in seiner sittlichen Entwickelung, in der der Wille seine Meisterprüfung ablegt. So auch unser Gefangener: die Freiheit will er wieder erringen durch eine That, die der beredteste Zeuge seiner Wandlung ist, und da dem Eingesperrten das Handeln versagt ist, so greift er zur Feder, um zu dichten (9—11) — ein auch sonst bezeugter Weg, der Strafe zu entfliehen. Und dies Gedicht nannte er Ecbasis captivi mit vollem Recht: nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: es stellte dar den Hinausgang eines Gefangenen in die falsche Freiheit; die Arbeit daran war das Entfliehen eines Gefesselten aus der trüben Wirklichkeit in die sonnigen Gefilde der Phantasie (57); Idee und Ziel desselben war das Hinaustreten eines Gebannten aus dem Kerker halsstarriger Regelwidrigkeit in die wahre Freiheit, aus den Banden verkehrten Eigenwillens in eine bewusste und freudige Unterwerfung unter das Benedictinische Gesetz — mit einem Wort: eine Wiedergeburt, und eine solche ist es, die sowohl in der Aussen- als Innenfabel vorgeführt wird: die Osterglocken ertönen in beiden.

Aber greifen wir nicht vor. Welchen Stoff sollte er wählen?

Dass er diese Frage sorgsam geprüft hat, zeigt der Eingang. Gehörte das Gedicht dem Schlusse oder wenigstens der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts an, so wäre die Sache sehr einfach; denn da hatte sich bereits die stoffliche Richtung auf die Sage, sei es der Heimath, sei es des Gesammtvolkes, fest ausgebildet; so aber war er, ohne einen bequemen Stützpunct und Rückhalt in ausgeprägter Zeitsitte zu haben, auf eigene Entscheidung angewiesen. Kam ihm überhaupt der Gedanke, kunstvolle Hymnen oder Sequenzen zu schaffen. so liess er ihn sofort wieder fallen[1]. Der welt-

[1] ‚Viele Meister des Gesanges pflegen langausgesponnene Töne durch wunderbare Biegungen zu wenden, in unglaublichen Modulationen zu variiren‘ (20. 21). Er meint die ‚longos sonus iubilationis‘ (Wolf, über die Lais p. 30), den in der reizvollsten Mannigfaltigkeit der Töne unersättlich wiederholten oder ‚neumatizirten‘ Jubelruf Halleluia, dem die St. Galler Schule unter Notker seit der Mitte des IX. Jahrhunderts

lichen Geschichte (32) konnte er bei dem Mangel genauen Wissens (34—38), bei der Abwendung der Cluniacenser von dem Irdischen[1] seinen Vorwurf nicht entnehmen; diesem Gesichtspunct genügte freilich ein der Bibel oder der Geschichte der Kirche, zumal des Tuller Bisthums entlehnter Gegenstand (31) — und auf eine vita Apri oder Mansueti mochte man schon damals in diesen Kreisen häufig hinweisen, aber auch von dieser Aufgabe zieht sich unser Mönch vorsichtig und bescheiden zurück: ‚Meister der Form dürfen sich an das Grosse wagen, ich als Anfänger will das Erhabene nicht durch stümperhafte Schulübung beflecken; ich weiss, was es heisst, ein Dichter zu sein, und muss, wenn anders ich nicht auf diesen Weg der Selbstbefreiung verzichten soll, einen Gegenstand wählen, dessen Bedeutung etwa mit meiner Gestaltungs- und Darstellungskraft auf gleicher Höhe steht, — einen niedrigen, an dem schlimmsten Falls nichts zu verderben ist. Ich habe ja bereits einen untadeligen Vorwurf auszuarbeiten begonnen; aber der Vergleich zwischen dem, was ich daraus zu machen vermochte, und dem, was daraus oder aus Aehnlichem grosse Vorgänger gemacht haben, fiel doch zu ungünstig für mich aus — und so liess ich ihn liegen, (33). Wenn ich somit der Erste bin, der das Gebiet des Wahren verlassend die unwahre, willkürlich erfundene Sage[2] ergreift, so werden freilich strenge Beurtheiler daran Anstoss nehmen und mein Machwerk, das der einfachsten Forderung der Wahrhaftigkeit Hohn spricht, ohne Weiteres zu durchstreichen geneigt sein (19), aber wenn sie meine Lage unbefangen prüfen und den lehrhaften Ge-

---

Texte unterlegte, die Sequenzen. ‚Schöne Gedichte‘ (16) im Sinne Adsos waren freilich nur zweierlei Art: entweder episch mit geschichtlicher Wahrheit (17—19), oder Kirchenhymnen, in denen die Musik ‚als Ausdruck mystischer Glaubensinnigkeit über den Text vorherrschte‘ (Wolf p. 99) Zu ersterem (24) wie zu letzterem (22—23) ist er unfähig. Man kann freilich auch 21 tropisch auf jene gewinnende Fülle des Ausdrucks beziehen, die Einen Gedanken in buntschimmernder Farbenpracht der Phantasie vielfältig formt, und dann, die Lyrik von der Candidatenliste streichend, 17—19 auf den Stoff, 20—21 auf die Form des epischen Normalgedichtes deuten. — [1] Wattenbach, a. a. O. 261 f. — [2] vergl. crit. Anm. zu 39.

halt, der selbst phantastischen Spielereien innewohnen kann, gerecht würdigen (41), eine mildere Auffassung gewinnen. Eine grosse Schule darf nicht ein Paar Richtungen einseitig pflegen, muss vielmehr alle zur möglichsten Vollendung führen (43—45), und je tiefer ihr geistiger Blick dringt, desto mehr erkennen, dass unter dem Scheine der Wahrheit oft untersuchungsbedürftiger Wahn (46—47) — und unter kindischem Spiel tiefer Sinn verborgen liegt'. Hatte er sich aber einmal an den Gedanken gewöhnt, die Bahn selbständiger Ausbildung eines Stoffes zu beschreiten, wie nahe lag es ihm dann, in Dichtung und Wahrheit das Epos seines Lebens vorzuführen und bei der allgemeinen Neigung zum Mystischen und Allegorischen die Einkleidung der Fabel[1] zu wählen, jener allbekannten und fast trivial gewordenen Erzählung von dem Lamme, das vom Wolf gefangen und vom getreuen Hirten auf den Schultern in den Stall zurückgetragen wird, durch die der Herr selbst, wie Müllenhoff[2] sagt, die Geistlichen auf die Thierfabel hingewiesen hatte? Wissen wir doch aus Frothars Briefen[3], welch entsetzliche Verheerungen an Menschen und Thieren die Wölfe in der Touler Diöcese anrichteten! So war ein simplum stamen da (68); aber dieser einfache Faden, so sehr er für ihn selbst den Reiz unmittelbarer Lebenserfahrung hatte, war weder interessant noch didactisch-ergiebig genug, und doch war es sein Ziel, sowohl zu ergötzen als zu lehren (588, 760, 41) und auf dem Boden der Kunst die Tragweite seines Geistes ebenso wie die gänzliche Umkehr seiner Lebensgrundsätze zu offenbaren. Sollte eine Fülle von Personen und Handlungen, ein bunterer und lehrreicherer Mythos geschaffen werden, so musste er einen andern Faden einlegen: es musste nach dem Muster von Vergils Trojaepisode ein der Thierwelt gleichfalls angehöriger Stoff in den Rahmen der biographischen Umlage eingeschoben werden, und hiezu bot sich ihm gleichsam selbst an die Sage von Wolf und Fuchs. Wählte er nun zur Ausführung dieses nun auch stattlichen Umfang

---

[1] ‚tropologica dulcedine' Notker bei Dümmler, a. a. O. 73. — [2] Zs. 18 9. — [3] XX und XXVI.

verheissenden Planes die sprachliche Form des heiligen Latein, die metrische der Hexameter, obenein in der neuesten Mode des sogenannten leoninischen Reims[1], so durfte er gewiss sein, durch die Verknüpfung eines seinen Kräften angemessenen, breit angelegten, ergötzenden und nützenden Stoffs mit der mustergültigen Form die strengen Falten des entrüsteten Abtes in mildes, gütiges Lächeln zu verwandeln und dem gemeinsamen Leben zurückgegeben zu werden.

Der Last einer solchen Aufgabe waren freilich seine schwachen Schultern nicht vollständig gewachsen. Sein Verstand entbehrte noch der rechten Schulung und Schärfe; in grammatischer, lexicalischer und stilistischer Beziehung, wie in der Prosodie besass er erst ein geringes Maass von Kenntnissen und Gewandtheit; aber es mangelte ihm nicht an Phantasie und energischem Willen, um all sein Bischen geistige Habe zu einer möglichst glänzenden Ausstattung aufzuputzen — und was der eigene Brunnen nicht hergab, liess der des Nachbarn desto reichlicher hervorfliessen. Aus den Handschriften, die ihm die pflegenden Brüder mitbrachten, holte sich der Rabe manch glänzende Pfauenfeder.

Um vor Eintritt in die Besprechung der formalen Genesis das Princip festzustellen, so kann ich im Allgemeinen mir nur da den Glauben an eine Entlehnung aneignen, wo mindestens ein ganzer oder zwei halbe Verse übereinstimmen. Wo der Dichter einmal stahl, stahl er viel. Mit landesüblichen Formeln, wie gratia Christi, omnibus unum, limina templi, climata mundi u. a. beweist man nichts; in einer so alten Litteratur musste sich natürlich eine Menge fester Wendungen, abgeschlossener und gleichsam versteinerter Phrasen bilden, die jeder Neueintretende überkommt — wer will sagen, wo er gerade diese oder jene zuerst gelesen oder gehört hat? Mochte unser asellus im Lehr- und Speisesaal noch so zerstreut sein: es musste ihn eine Anzahl dieser Formeln anfliegen. Grimm geht daher gewiss zu weit, wenn

[1] dessen sich schon die Knaben in St. Gallen zur Versöhnung Salomos III bedienten.

er aus dem einen amiciter Plautinische, aus dem einen desine Properzische Studien herleitet. Und noch die andere Vorbemerkung: nützen, wenigstens bequem nützen konnte er vor seinen Vorgängern nur hexametrische Werke; daher werden wir die Prosa und Lyrik spärlich bei ihm ausgebeutet finden.

Aus dem alten Testamente werden die Genesis, Jonas, Salomo, das Lied der drei ‚Männer' im feurigen Ofen nur genannt; rythmisch gefügt hingegen erscheinen die Psalmen fünfmal, Jesaias zweimal; und vom neuen Testament die Evangelien Lucas und Marcus, sowie die Apostelgeschichte an einigen Stellen; die paulinischen Briefe nicht, denn diese las man nur mit den reifsten Gliedern der Brüderschaft[1]; dreimal ist eine Stelle aus der Regula Benedicti versificirt.

An der Spitze der poetischen Vorbilder steht Horaz auf der heidnischen, Prudentius auf der christlichen Seite. Jener ist weitaus der geplündertste, da ungefähr 250 Verse unseres Gedichtes aus ihm ganz oder theilweise übergeleitet sind. Vorzugsweise ergiebig waren für ihn die zwei Bücher der Sermonen und das zweite Buch der Episteln, etwas weniger das erste; für die Ausbeutung von Serm. I. 4 und 7 fehlt es an schlagenden Beweisen; sicher nicht benutzt sind Epist. I. 8, 9 und 14; wahrscheinlich hingegen I. 12. Auch aus den Oden und Epoden hat er von jedem Buche, mit Ausnahme vielleicht des dritten, etwas gelesen; namentlich interessirte ihn IV. 11. Das ist immerhin ein löbliches Zeugniss für den Umfang seiner Lectüre, denn wenn Horaz überhaupt erst seit der Mitte des X. Jahrhunderts in Deutschland recht einheimisch wird, so sind zumal die Oden vor dieser Zeit in unseren Klöstern nur den Gelehrtesten bekannt; aus dem IX. Jahrhundert kenne ich nur Heiric[2] und Notker[3]. Von Prudentius, nach dessen Vorgang er für sein Gedicht einen

---

[1] R. v. Raumer, Einwirkung des Christ. p. 221. — [2] ‚presserat in miseros clavum fortuna trabalem' v. 8. Germ. IV. 2. 102, vgl. Hor. carm. 1. 35. 18. — [3] Canis. II. 3. 234:

ut cecinit sensu verax Horatius iste,
caetera vitandus lubricus atque vagus:
Pallida mors aequo pulsans pede sive tabernas
Aut regum turres ‚vivite, ait, venio!'

griechischen Titel wählte, kannte er die Märtyrerhymnen (liber Peristephanon) nicht, mit Ausnahme vielleicht der Passio Vincentii (V), die Tageslieder (lib. Cathemerinon) vereinzelt, wahrscheinlich II. III. V und VIII. Dagegen hat er die dactylischen Werke: das Dittochæum, die Bücher gegen Symmachus, die Apotheose und namentlich die Hamartigenie recht oft seinen Zwecken dienstbar gemacht; sonderbar ist der gänzliche Ausfall der Psychomachie.

In zweiter Linie folgen von den weltlichen Dichtern Vergil. Ovid und Marcellus Empiricus, aus der christlich-römischen Litteratur Juvencus, Sedulius, Venantius Fortunatus und Eugenius von Toledo. Von Vergil kannte er die Georgica nicht, hingegen die meisten Eclogen, sicher die 1., 3., 4., 8.. 9. und 10., von der Aeneide das 2., 4., 6., 8., 11. und 12. Buch. wahrscheinlich auch das 7., immerhin aber vermochte er sich von der dort gebotenen reichen Fülle glänzender und sachlich oft so naheliegender Hexameter verhältnissmässig nur wenige zu eigen zu machen, was bei einem mittelalterlichen Epiker auffällt und an den Traum des heiligen Odo von Clugny erinnert. Von Ovid verwerthete er entschieden das 1. und 10. Buch der Metamorphosen; ausserdem erinnern an dieselben einige zerstreute Wendungen, wie man sie wohl beim Durchblättern auffängt; von den Epist. ex Ponto war ihm möglicherweise der Vers ‚ut desint vires' etc. geläufig. Dem Marcellus entnahm er eine beträchtliche Anzahl von Versen fast wörtlich; ebenso dem grossen Ostergedichte des Sedulius, zumal dem fünften Buche; auch liess er die kleinen Beilagen, die in den Hss. darauf zu folgen pflegen, das Acrostichon des Sedulius, den Cento Vergilianus de verbi incarnatione und die der Proba Faltonia zugehörige Dedicatio nicht ungenutzt. Die vier Bücher der historia evangelica des Juvencus hat er sparsam, aber gleichmässig, hingegen von den Gedichten des Venantius zweifellos nur das 4., 9. und 11. beraubt; natürlich war ihm auch das Osterlied (III. 9) bekannt; ob er Buch 1. 5, 6, 8, 10 flüchtig gestreift und einige Goldkörner aufgegriffen hat, lasse ich dahingestellt; dagegen stand die vita Martini und die dem in ovidischer Fülle und Correctheit erglänzendem Venantius ent-

schieden abzusprechende Genesis nicht auf seinem Bücherbret. Von Eugen kannte er mit Bestimmtheit die Vorrede und das erste Gedicht, das Gebet an Gott, das mit Unrecht unter Bedas Poesieen noch von dem neuesten Herausgeber aufgeführt wird, wie die unter dem Namen des Julius Speratus und Juventinus überlieferten Gedichte de philomela.

In dritter Linie, nur durch einen oder ein Paar Verse vertreten, wenn wir von einigen Anklängen an kirchlich gebräuchliche Hymnen und an die dem Lactantius oder Symposius oder noch Anderen zugeschriebene, im Mittelalter sehr beliebte Räthselsammlung absehen, sind folgende Dichter aufzuführen: Persius, Lucan. Martial (durch Isidor vermittelt), Q. Serenus Samonicus de medicina, die Catonischen Sinnsprüche, Boëthius de consolatione philosophiae, Arators Acta Apostolorum, Buch I; vielleicht ein Räthsel Aldhelms, Bedas Gedicht de die iudicii, das carmen de senectute, Johannes Scotus Erigena und der allerjüngsten Vergangenheit angehörig Abbo, de bello Parisiaco Buch 3. Damit sind die nachweisbaren Quellen erschöpft.

Dieses Ergebniss steht im Allgemeinen mit unseren sonstigen Kenntnissen von den Studien dieser Zeit durchaus im Einklang. Wir erkennen diese theils aus den glossirten Handschriften[1], dann aus den Bibliothekscatalogen des neunten Jahrhunderts, nämlich von St. Gallen[2], Reichenau[3] und einem unbekannten Kloster[4], denen sich der von S. Aper[5] selbst aus der Mitte des XI. Jahrhunderts anschliessen mag, theils aus sonstigen Nachbildungen und endlich aus directen Mittheilungen, worunter namentlich Notkers beide litterarhistorische Briefe[6] von Wichtigkeit sind. Auch die vita Malchi, wie den tractatus de reparatione lapsi finden wir als übliche Erbauungslectüre besonders in St. Galler Verzeichnissen aufgeführt, erstere sogar glossirt[7]. Bemerkenswerth und auf individuelle oder örtliche Verhältnisse zurückzuführen ist das

[1] vergl. Raumers Einwirkung p. 103 ff. — [2] bei Weidmann, Geschichte der Bibliothek von S. Gallen p. [illegible] ff. — [3] bei Neugart, Episcopatus Constantiensis Iª. p. 536—552. — [4] im Mone. Anzeiger 1838 p. 416—420. — [5] Docen, Neuer litterar. Anzeiger [illegible] — [6] Dümmler, a. a. O. A I und II, p. 67 ff. — [7] [illegible]

gänzliche Fehlen von Aldhelms sehr beliebter Schrift de laude virginum, die sparsame Benutzung Vergils gegenüber dem gleichzeitigen Waltharius, die gründliche Ausplünderung des Horaz in so früher Zeit, wie die Beschäftigung mit Eugenius, Joh. Scotus und Abbo; im Uebrigen erscheint er nach Umfang und Wahl seiner Lectüre als ein getreues Kind seiner Zeit.

Ob wir indessen noch heute im Stande sind, seine sämmtlichen Quellen zu entdecken, muss bezweifelt werden. Der Verfasser hat die Mühe nicht gescheut, die tausendjährige Vorlitteratur des ausgebildeten Dactylus zu durchwandern, um mit dem gespannten Auge des Schützen alles Edelwild zu erjagen: nun mag ihm ja Manches entgangen sein: Vieles aber ist sicher auch verloren gegangen, Anderes noch ungedruckt; und es muss durchaus noch andere Vorlagen geben, wie sich aus innern Gründen darthun lässt, die er in einer besonderen Abhandlung[1] entwickelt und angewandt hat. Da Programme über das Weichbild des Gymnasialortes in der Regel nicht hinauszugehen pflegen, mag hier das Wesentlichste noch einmal kurz zusammengestellt werden.

I. Mit liebender Sorge beobachtet der Dichter den leoninischen Reim und ist zu den grössten Opfern bereit, um jene klangvolle Verbrämung des Hexameters möglichst überallhin zu verbreiten (vgl. besonders 397, 469, 522, 526, 555, 767, 796, 820, 949 und Barack Hrotsvitha LIV.) Die Grundform desselben ist $3—6^1$; der Nebenarten $2—6^1$ und $4—6^1$ bedient er sich selten und dann nur so, dass der zu frühe, bez. zu späte Mittelreim anderweitig gestützt ist, entweder durch einen dritten Gleichklang 601, 658, 790) oder durch Zusammenfallen von Reimarsis mit Satzschluss (432, 928, 1221; 164, 215, 818 etc.) Schliesst sich somit die Weiterentwicklung des Reims an das erste Schema an, so entstehen nun aus ihm die weiblichen Secundärformen: $3.3^1—6.6^1$ (nur 232, 471) und die übliche (26mal) $2^1.3—6.6^1$; aus letzterer, wo die der Hauptcäsur voraufgehende Thesis bereits vom

[1] ‚Untersuchungen über den Ursprung der Ecbasis captivi‘, Programm des Friedrichsgymn. zu Berlin 1874.

Reime besetzt erscheint, erklärt sich die letzte Figur: 2^2—6^1 (176, 179, 439, 813, 1189). Betrachten wir nun nach dem Ort den Grad der Reinheit, so ist die vocalische Uebereinstimmung in den selbständigen Versen streng durchgeführt (warum sonst z. B. 469 morti für morte, 404 querat statt querit?); fast ebenso die consonantische bis auf geringe Trübungen. Diese ausserordentliche Zärtlichkeit für den Reim berechtigt uns, alle reimlosen Verse für erborgt zu erklären, sei es ganz, sei es zum Theil, indem er darin fremde Elemente aufnahm und nun das Ganze nicht nach seiner Norm ausführen konnte; ausgenommen 168 die Aufzählung der Fische und vielleicht 70 (vgl. crit. Anm.) Danach ergeben sich noch folgende Entlehnungen: 63, 73, 153, 294, 343, 607, 681, [[1] 854, 857, 858, 862, 866, 870, 872, 873, 875, 876, 877, 899, 902] 919, 1010, 1027, 1049, 1149, 1178, 1220.

II. Dieses Princip konnte ein Jüngling ohne strenge Schule und vielfältige Uebung nur auf Kosten anderer, metrischer und stilistischer Gesetze durchführen. Wenn wir aber auch die zahlreichen Fehler und Inconsequenzen (vgl. 797) in der Prosodie, die mit dem Inhalt meist seltsam contrastirende Feierlichkeit und Schwerfälligkeit der allzuspondeischen Hexameter auf Rechnung des Anfängers überhaupt, nicht gerade des reimenden setzen wollen, so ist doch nicht zu verkennen, dass die an sich schon so bevorrechtete Penthemimeres durch ihre Erwählung zum Reimsitze eine entscheidende, dem Versschluss vergleichbare Bedeutung gewann, und dass es Dichtern, die in diesen ein Satzende zu verlegen pflegen, nahe lag, dasselbe auch auf jene zu übertragen. Unser Neuling zumal hätte ja ein Ovid sein müssen, wenn er trotz dieser bei grösseren Gedichten im Zeitgebrauch eben erst beginnenden Reimfessel fliessende, kunstvoll in sich und unter einander verflochtene Verse hätte bauen sollen: vertheilte er aber ein Sätzchen oder Satztheilchen auf diese, ein anderes auf jene Seite, so war es viel leichter, dem Reimdrange zu genügen. So entwickelt sich aus dem Reime,

---

[1] Alle der grossen Interpolation angehörigen Verse sind in eckige Klammern eingeschlossen.

der metrischen Halbzeiligkeit, auch die stilistische, die wir Zweisätzigkeit nennen wollen. Dieselbe ist durch ungefähr 700 Fälle fest begründet, sie erst hat über manchen Vers das Licht des vollen Verständnisses ausgebreitet (309, 439, 589, 764, 794, 834).

Diese Versbauart ist natürlich nur bei gleichsam nackten Sätzen möglich: nahm der Gedanke die ganze Zeile in Anspruch, so blieb er immer noch innerhalb seiner Norm, wenn er einen Hapttheil desselben, namentlich eine adverbielle Bestimmung (c. 100 Fälle) oder das Subject (c. 58) oder das Object (c. 42) in einer, meist der ersten Hälfte unterbrachte. Hierzu kommen noch die dem Geschmacke der Zeit, besonders der kirchlichen Dichtung zusagenden Aufzählungen, die, wenn zweigliedrig, mit der Grundform übereinstimmen (vgl. 76, 124); derselben finden sich nahezu fünfzig. Auch einsätzige Verse bewahren sonach eine prosaische Wortfolge, weit entfernt von kühner und gewagter, wahrhaft poetischer Verflechtung der Satzbestandtheile.

Führte er zudritt einmal ein Satzgefüge durch mehrere Verse, so wich er auch dann im Wesentlichen nicht von seiner Gewohnheit ab, die Mitte der Zeile sowohl durch den Reim als durch strengere oder freiere Zweisätzigkeit zu markiren (vgl. 17 f. 927 f.).

Daraus ergibt sich ein neuer Verdachtsgrund: wir dürfen an der Selbständigkeit zweifeln, wenn

a. bei zweisätziger Anlage das erste Glied über die durch den Reim bezeichnete Versmitte hinausgeführt ist: 532, 565, 575, 810 [889],
oder das zweite vor derselben beginnt, wodurch, selbst wenn wir ihm die einfache Symmetrie[1] zutrauen, wenigstens 373, 937, [878] fraglich werden.

b. bei einsätzigem Bau beide Hälften durch die meisterhafte, von dem metrischen Gesetzgeber der Zeit, Beda[2], gebührend gewürdigte doppelte Symmetrie oder andere Verschränkungen unauflöslich in einander

---

[1] Wackernagel, Geschichte des deutschen Hexam. p. IX. — [2] de arte metrica, Giles VI. 61.

verschlungen sind; ersteres 19, 580, 907, 1059, 1111 (seinen einzigen eigenen Versuch dieser Art 1165 kennzeichnet der Dactylus perhibet); letzteres 63, 485, [856, 862, 902] 921, 1027.

c. bei Verscomplexen die bezeichneten Merkmale fehlen: [859—61, 63—65, 67—8, 70—72, 77—9], 919—920.

III. Verlassen wir nun den Reim an sich und in seinen Wirkungen und damit überhaupt die Form, so bieten sich anderseits manche sachlichen Unmöglichkeiten und Widersprüche; nun wird man ja allerdings einen Theil derselben aus einem Mangel an Verstandesbildung herleiten und sich vor dem Irrpfade derjenigen Herausgeber hüten müssen, die nur das Vollkommene ihrem Autor zuschreiben; aber auf der anderen Seite gibt es auch Unebenheiten, auf die Niemand aus sich heraus kommen würde. Wenn z. B. der Fuchs, von seinem väterlichen Erbe wieder Besitz ergreifend, die Feinde daraus vertreibt, — die längst daraus verschwunden sind (1171), so ist es wahrhaftig bei einem Compilator erlaubt, darin nicht Verwirrungen eigener Anschauung, sondern verkehrte Einschältlinge zu erblicken. Dahin gehört auch 73, 153, 274, 294, 1155 und vielleicht noch einiges Andere, was ich bei der schwer bestimmbaren Grenze hier übergehe; über 852—905 siehe unten.

IV. Endlich hat der Dichter an mehreren Stellen seine Ausschreibungen selbst eingestanden, entweder mit Benennung der Quelle (309, 768, irreführend 332) oder ohne dieselbe, im letzteren Falle entweder offenbar citirend (26, 133, [857], 1166, oder mit dem Trugbild einer Vorlage uns berückend (72) oder endlich nur leise andeutend (97, 221). Auch hier war angestrengtes Suchen nicht immer erfolgreich.

Fragen wir uns nun nach der Art und Weise, wie er das fremde Gut seinem Zwecke unterordnete, so muss man dem Anfänger oft bezeugen, dass er nicht unglücklich griff und umbildete; drehen wir ihm selbst freilich den Rücken zu und lassen unser Urtheil nicht durch die milderstimmende Relative ankränkeln, so tritt das Unzusammenhängende, Zerhackte, Zusammengelesene des Gedichts überall hervor: es ist kein Werk aus Einem Guss; der Verfasser hätte sicherlich die

weite Reise von Terenz bis Abbo unterlassen, wenn sich ihm nicht die Ecbasis bei der ersten aufmerksamen Lectüre als ein Plagiat ersten Ranges entpuppt hätte. An gar nicht wenigen Stellen versagt ihm das Verständniss seines Originals in einem so hohen Grade, dass das tollste Zeug herauskommt; vergl. ausser dem eben Angeführten noch 112, 114 f., 303, 282, 540, 597 f.[1] u. s. f.

Zum Schluss dieses Abschnittes dürfen wir, um alle Hilfsmittel der Dichtarbeit zu erschöpfen, auch nicht vergessen, wie reichhaltigen und bei dem geringen Umfang so augenscheinlichen Gebrauch er von dem Rechte des Epikers machte, gewisse Wendungen zu wiederholen, oder um einen seine individuelle Art treffender bezeichnenden Ausdruck zu wählen, sich selbst auszuschreiben; und zwar

1. ganze Verse: 187—1034; 417—1214; 456—932; 611—139; 175—265—206—657; 270 und 272—1217 f.
2. Halbverse: a. vordere 26—72—1166; 33—1121; 48—441; 71—185; 230—1195; 233—245; 433—651—339; 371—943—303; 391—445; 418—633; 431—462; 464—493; 549—1032; 624—103; 632—938; 834—226; 1077—180.
   b. hintere: 2—125—541; 55—615; 191—513; 216—425; 306—1112; 418—775; 460—705; 554—582; 733—417; 791—571; [887—1150]; 933—956—821.
   c. über Kreuz: 174—1026; 419—1071; 471—788; 692—1009.
3. Versschlüsse: 3—400; 84—127; 229—1172; 360—404; 36—395; 405—968; 411—684; 492—1010.

Und dies Verzeichniss würde sich, wenn wir den Begriff der Aehnlichkeit ein wenig weiter fassen wollten, beträchtlich vermehren. Wenn er somit in der Erzählung oft knapp und dunkel, in den Reden dagegen breit und klar ist, so erklärt sich das nicht bloss aus der didaktischen Tendenz, hauptsächlich aus seiner Unfähigkeit, für neue Charaktere und Lagen

---

[1] Vergl. das p. 30 Anm. 1 angegebene Programm p. 19—27.

neue Darstellungsformen zu bilden und so der Schöpfer eines thierepischen Stils zu werden.

Es wird Zeit, dass wir nunmehr in gleicher Weise, wie der formalen, so der materialen Genesis des Gedichtes unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Zu diesem Zwecke dürfte eine Analyse, die ja zugleich der Erklärung dient, nicht überflüssig sein. Das eigentliche Werk zerfällt in zwei Theile, die Aussenfabel von 69—391, 1010—1015, 1098—1223, und die Innenfabel von 392—1009, 1016—1097. In der ersteren wird erzählt:

Im April 813 um die Vollmondszeit führten viele Hirten in den Vogesen ihre Schafe, Schweine, Rinder und Pferde auf die Weide; nur ein jähriges Kalb blieb einsam im Stalle angebunden zurück. Die Sehnsucht nach Freiheit und Mutterbrust gibt ihm den Gedanken und die Mittel zur Flucht: durch Lecken und Kauen löst es den Riemen und tummelt sich lustig im Freien umher, bis es müde wird und im Walde Erholung sucht. Kaum eingetreten, wird es vom Förster Wolf empfangen, wie ein von langer Wanderung heimkehrender Mönch mit einem Willkommliede, dem die Androhung des Todes auf morgen[1] unvermittelt angehängt ist, begrüsst und in die kammerreiche Höhle geleitet. Hier kündigt der Räuber, seiner langandauernden[2] Fleischenthaltung überdrüssig, dem Gefangenen die Hinrichtung ausführlicher an, bewilligt aber, als dieser, auf König Heinrichs friedliche Ord-

[1] Grimm erklärt post cras 102 durch ‚übermorgen'; hierfür kennt das Mittellatein ausser perendie nur noch secundo cras — und warum fleht das Kalb um Schonung bis morgen früh um neun Uhr (131, vgl. Regino de synod. causis et discipl. eccles. I. 188 und einleitende inquisitio nro. 34), wenn ihm dieselbe bereits bis übermorgen zugesagt war? – und ist es glaublich, dass der fleischgierige Wolf in freiwilliger Selbstbeschränkung sich einen so entfernten Termin wählt? Ich halte post für nachgestellt: ‚auf diese heutige Fastenspeise soll morgen ein festliches Osterlamm folgen'. — [2] Die Zeitbestimmung in 112 steht im Widerspruch mit 182, 298, 387. Der Dichter vergass über der Horazstelle 182 seine eigene frühere Angabe, welche die Fastenzeit zur Voraussetzung hatte.

nung der Dinge und das Unverhältnissmässige von Schuld und Strafe hinweisend, um Begnadigung, wenigstens [1] um Aufschub bis zur Frühmesse des folgenden Tages bittet, die gewünschte Frist[2]; dann sucht er seine Verzeihung nach und tröstet ihn in einer Rede, die wiederum ein seltsames Gemisch von klösterlicher Entsagung und thierischer Fressgier, von freundlicher Theilnahme und schneidigem Hohne ist; er möchte ihn jetzt nur bedienen und selbst leichte, abführende Pflanzenkost zu sich nehmen. Nachdem der Herr seine Abendmahlzeit verzehrt, langen um Mitternacht seine beiden Hörigen, Otter und Igel, mit Fisch- und Pflanzenkost für des Meisters Tafel an. Der dankbare Wolf belobt sie, dass sie nun schon seit sieben Jahren für schweres Geld die Bedürfnisse seines mönchischen Haushaltes aus der Stadt herbeigeschafft hätten; er werde nun alt und vermache deshalb dem Igel seine Burg, der Otter den unten vorbeifliessenden Bach. Die Erben liebkosen den gütigen Greis; plötzlich fällt ihr Auge auf das Kalb. Der Wolf eröffnet ihnen seinen Entschluss, morgen einmal den unfläthigen Magen mit himmlischer Speise zu säubern, überträgt der Otter die Bewachung des Opferthieres und lässt sich von dem Igel durch einen von der Cither begleiteten Gesang über Roms Aufsteigen zur Weltherrschaft in den Schlummer-wiegen. Inzwischen nimmt sich die fromme Hüterin des hungernden Kalbes an, reicht ihm in klösterlicher Art Speise und Wein und betet mit ihm für seine Erlösung. Da erwacht plötzlich der Wolf aus schwerem Traume: Käfer und Wespen, Mücken und Hundsfliegen zerstachen ihm den Leib, zwei Hornissen schnürten dem Wehrlosen die Kehle zu; Kalb und Fuchs standen dabei und sangen Jubellieder, die er gern von einem Weisen erklärt haben möchte. Die Otter deutet ihm das Traumgesicht: ‚die Fliegenschaar — das sind die Thiere, die dich zerreissen, die Hornissen die beiden Eltern deines Gefangenen, die dich

[1] Vor 130 ist si zu ergänzen, wie 201, 470. — [2] ‚ut vult ipse deus‘ ebenso auf die Fastenzeit bezüglich, als auf die Sitte, bis zur Frühmesse nüchtern zu bleiben, vergl. Regino a. a. O. I. 189: ‚non oportet clericos vel laicos religiosos ante sacram horam diei tertiam inire convivia‘.

Gierigen an den Galgen hängen[1] werden; das Kalb erlangt seine Freiheit wieder, und der Fuchs triumphirt über deinen Untergang. Lass den armen Verirrten laufen, und alle angekündigten Schrecknisse fallen fort!" Aber der Burgherr, zumal er die Lücken in seinem Wein- und Speisevorrath mit Entsetzen wahrnimmt, verhärtet sich in starrem Trotze, macht den immer stärkeren und eindringlicheren Ermahnungen der gottesfürchtigen Otter durch ein Machtwort ein Ende und gibt dem Igel genauere Befehle über die Zubereitung des leckeren Osterbratens[2]; um dem geschwätzigen Seelsorger eine besondere Freude zu machen, wird er dieser ersten Fleischspeise einen Esel nachfolgen lassen, in dessen taube Ohren dann der Herr Pfarrer seine ganze Beredtsamkeit ausströmen kann.

Doch schon naht der Rächer. Der Hirt entdeckt am Morgen das Fehlen seines Kalbes: Ochs und Kuh klagen zu aut über den Verlust des lieben Kindes. Da stellt sich der mit den Schluchten des Gebirges wohlvertraute Hund ein, den der Weidmann der Genesis, Esau, den lothringischen Hirten vererbt hatte; er hat das Geblöke des Kalbes am Spätabend vernommen und führt nun die ganze Herde, an der Spitze den mächtigen Stier, dorthin. Der Wolf springt auf, erschrickt anfangs beim Anblick des zahlreichen Heeres, ruft aber dann seine beiden Vasallen, die in endlosem Frieden allen Kriegersinn verloren haben, zum Kampfe auf, dessen Ungefährlichkeit er grossprahlend ihnen beweist: nur vor Eber und Hirsch würde er sich im Nahkampf fürchten, doch die Burg ist unersteigbar; sonach könnte bloss der durch seine Listen überall bundesgenossen- und siegreiche Fuchs die ihm so wohl bekannte Festung (mit ätzendem Harne den Burg-

[1] Der Wolf wird als Räuber nach deutscher Sitte erhängt, vgl. 233, 246, 312, 313, 1163, Reinard. Vulp. I. 167 etc. Wenn es 1117 scheint, als würde er nach jüdischer Art gekreuzigt, so bringt diese Horazstelle die auch sonst bezeugte Verwechselung beider Hinrichtungsweisen in die Darstellung, vgl. Raumer, a. a. O. 363, Anm. 15. — [2] er solle das Fleisch nur mit ein wenig Salz und Balsam bedecken und ja nicht durch eine Zuthat von aufgehäuftem Gemüse, Obst und Fisch das Bündniss jener drei Elemente auf der Platte dem trunkenen Blicke entziehen (274).

mörtel Schritt für Schritt zerbröckelnd) untergraben — und den erblickt er noch nicht unter den Feinden. Die Knechte hingegen erklären sich von aller Mitschuld an der bedenklichen Lage frei: mit reiner Hand und reinem Sinn haben sie sieben Jahre dem Wolfe gedient, nachdem er ihnen Entsagung von Fleischspeise und folglich von jedem Morde gelobt, jetzt bringe er sie durch Wortbrüchigkeit in unverdiente Lebensgefahr; sie deuten ihm an, dass ihr Vertrag durch seinen Abfall gelöst sei, und würden vielleicht schon jetzt dieser Gesinnung durch die Flucht Ausdruck geben; aber einerseits hält sie die Aussicht auf die eben zugesicherte Erbschaft zurück, anderseits die Neugier, warum ihr Herr in dem glücklicher Weise abwesenden Fuchse seinen schlimmsten Gegner erkenne. So erzählt ihnen jener die Innensage, die Geschichte seiner Burg.

Diese war ursprünglich eine königliche Pfalz (1006), dann empfieng sie der Fuchs für Heilung und Pflege des kranken Löwen (1007—9, 1094 f.); nachdem aber der Ahnherr Wolf in Folge der Enthäutung verschieden war, übte sein Sohn die Pflicht der Rache und raubte dem Fuchs das neuerworbene Besitzthum durch Ueberlistung (1010—1014): er liess sich von ihm gefangen nehmen, stellte ausreichende Bürgschaft dafür, dass er nicht aus der Feste entflöhe, und wurde nun von dem alten Fuchs wie der vertrauteste Gastfreund gepflegt: so brachte er den Arglosen um sein Eigenthum[1]. Nun erbte die Burg nach einigen Geschlechtern

[1] Diesen Schluss ziehe ich aus der durch 1189 ganz verwirrten Stelle 1173—1188 im Zusammenhang mit 1110—9. In dem Augenblicke, wo der Fuchs in seines Ahnen verbrieftes Lehn wieder eintritt, liegt ihm nichts näher, als über die Art des einstigen Verlustes nachzudenken und sich gegen jeden ähnlichen Versuch zu waffnen. Freilich scheint 1189 den Wolf zum Träger dieses räthselhaften Erlebnisses zu machen, aber jene Dummgüte, jene Siegfriedseinfalt, die nur edlen Naturen eigen ist, kann wohl der Fuchs seinem Grossvater, aber nicht dem gehassten Wolfe zusprechen — und dann, gesetzt dieser wäre so tiefsittlicher Vertrauensseligkeit fähig: wer ist dann jener verrätherische Schurke, der das Uebermass von Liebe mit schnödestem Undank lohnte? Otter und Igel, die einzigen, an die man denken könnte, gewiss nicht; denn die sind weder ebenbürtige Feinde des Wolfes (1179), noch die Ursache

(1013 f.) der Wolf der Aussenfabel, dem sie hinwiederum der Fuchs durch Verständigung mit der gleichfalls von seinem Feinde benachtheiligten Viehherde abrang.

Als der Wolf seine Erzählung beendet, lobt ihn die umsichtige Otter wegen seiner Aufrichtigkeit, möchte freilich nun auch die andere Partei, den Fuchs, über dieselbe Frage vernehmen[1]. Sie besteigt den Hügel und erblickt — den Fuchs, wie er mit der königlichen Belehnungsurkunde in der Hand den Feinden einen zweiten Grund zur Belagerung gibt, schreckliche Strafe wird zugleich den Mannen des Wolfes angedroht. Zitternd kehrt sie mit dieser Schreckensbotschaft zurück und macht einen letzten Versuch, ihren Herrn zur Freigebung des Kalbes zu bewegen. Als auch der misslingt, entfliehen beide. Nun wird die Festung im Sturm erstiegen; der schlaue Fuchs aber, um seinen Freunden jeden Blutstropfen zu ersparen, bittet den Wolf, aus dem Innern der Höhle hervorzutreten, damit Alle sich an dem Anblick des schönen, vornehmen, hochgelahrten, freigebigen und braven Fürsten erquicken könnten. Der Angeredete lässt sich durch diese Schmeichelei bethören und steigt zu ihnen hinauf: Vater Stier ergreift ihn ohne Weiteres und heftet ihn an einen hohen Baumstamm. Inzwischen hat sich auch das Kalb befreit[2] und hängt selig an der Brust der Mutter. Der Fuchs setzt dem hingerichteten Räuber eine Grabschrift, übernimmt sein Erbe und entlässt seine Bundesgenossen mit einigen Ermahnungen. Auf dem Heimwege berichtet der Befreite von seinen Erlebnissen und dankt Gott für die Errettung. —

---

seines Unterganges, und was weiss der Redende von ihnen? Dieser hat vielmehr durchgängig seinen Vorfahr im Auge, nahm aber zum Schluss Anstand, denselben im Grabe zu kränken und schloss die Warnung gegen Erwarten mit der wenigstens in dem allgemeinen Einheitspuncte der mangelnden Klugheit (1190) berechtigten Beziehung auf seinen gleichzeitigen Nebenbuhler. — [1] 1098, b. ergänze altera pars, sc. vulpes, womit der vorige Vers schliesst. — [2] Grimm irrt sehr: ‚indem er aufsteigt, löst ein strafwürdiger Knecht dem gefangenen Kalb den Riegel'! Die einzigen Knechte, die in der Höhle waren, sind entwichen; der Sclav, den das über dem Haupte hangende scharfe Beil bisher zurückhielt, ist kein anderer, als das Kalb selbst, das den unbewachten Augenblick wahrnimmt.

Die Innensage: Zu einer Zeit, wo die Könige der Menschen in Kriege verwickelt waren, lag der Beherrscher der Thiere, der Löwe, an einer Nierenkrankheit, zu der sich ein schmerzliches Seitenstechen gesellte, im Walde schwer darnieder. Auf Grund des kürzlich eingeführten Zehnten, zu dessen Erhebung der Wolf als Schatzmeister bestellt war, werden alle Thiere des Waldes an Hof berufen, damit sie, ein Jeder nach seinem Vermögen, lebenerhaltende Geschenke darbringen. Der Fuchs fehlt noch: der Kämmerer meldet es dem Könige, schwärzere Beschuldigungen hinzufügend; dieser erklärt ihn vogelfrei: wer ihn fange, solle ihm die Glieder stückweise aus dem Leibe reissen. Der Wolf lässt einen hohen Galgen errichten und sinnt auf ganz neue Arten der Marter; der Parder allein fühlt Mitleid und springt hurtig durch das Gefild davon, endlich findet er den Gesuchten und eröffnet ihm seine Lage. Nach einem Gebet zu Gott hat dieser seine heitere Seelenruhe wiedergewonnen, setzt dem Freunde ein gutes Frühstück mit trierischem Weine vor und steigt dann mit ihm unter Psalmengesang und gemeinsamer Beichte auf den Gipfel des Gebirges; dort lassen sie sich nieder und führen das gemeinsam Begonnene (den Psalter) zu Ende; der Fuchs schliesst mit einem Gebet, zieht sich dann die Schuhe aus und befiehlt, nach kurzem Marsche unweit der Löwenhöhle angelangt, dem Begleiter, einstweilen bei einer Eiche zurückzubleiben und neun Unzen Goldes von ihm als erste Dankesgabe anzunehmen. Dann tritt er tiefgebeugten Hauptes an die Schwelle der Höhle und bittet um den Segen des Herrn; er empfängt ihn, die Gemeinde sagt feierlich zweimal dazu Amen. Der Löwe fragt nun zuerst nach dem Grunde seines langen Ausbleibens. ‚Am See Genezareth, erwidert er, flatterte klagend das Blässhuhn umher; als es mich erblickte, kam es zu mir, gab mir ein untrügliches Heilmittel für deine Leiden an und rieth mir beschleunigte Heimkehr über Rom nnd Bordeaux, wo ich den Papagei treffen würde. In Italien angelangt, begegnete ich bei Pavia dem Storch[1], der dieselbe Arznei und ausserdem noch Gebete an den h. Aper anrieth.

[1] Warum hatte er das nicht, bevor er vom Hoflager schied, — denn nur er kann der Indus hospes 628 sein — persönlich ausgerichtet?

Der Löwe ist dadurch über die Verspätung beruhigt, hält ihm aber nun die weiteren Anschwärzungen seines Gegners vor: mit der Entschiedenheit eines guten Gewissens fordert der Fuchs die genaueste Untersuchung durch den Sittenaufseher; eines Vergehens überführt, will er gern den Tod erleiden. Als hierauf die ganze Thierversammlung durch das schlagfert'ge Auftreten des Angeklagten in verlegenes Schweigen geräth, rühmt der Fuchs, den Hauptangriff vorbereitend, seine aufopfernde Treue: vom höchsten Greisenalter gebeugt, habe er dennoch im Dienste seines Fürsten die ganze Welt durchwandert. Da fallen ihm Alle zu Füssen, des Königs Zorn zerschmilzt, der Begnadigte wird in feierlichem Gesange zu ihm geleitet und berührt sein Scepter als Zeichen des Friedens. Aufgefordert, das Mittel des Blässchens zu zeigen, heuchelt er erst peinliche Selbstüberwindung, dann beginnt er: ‚Meinem Gevatter Wolf soll draussen von dem Bär und zwei Lüchsen das Fell bis auf Haut und Füsse abgezogen werden; inzwischen werde ich Rücken, Nieren und Lenden des Königs mit einem aus dem Orient mitgebrachten Fischgehirn einreiben und ihn dann in die frische Wolfshaut hüllen: sogleich wird das hitzige Fieber entweichen‘. Auf höchsten Befehl wird sofort der Rath vollzogen, der Leidende durch Salbe und Pelz erquickt. Der Arzt setzt sich am Bette nieder, nimmt einen Schluck Wein und stellt dann in längerer Rede den Thieren ihr Unrecht vor, ohne die erforderliche dreimalige Ladung hinter seinem Rücken den Nichtsahnenden zu verurtheilen, worin ihm Alle beipflichten; darauf bestimmt er die kostbarsten Speisen, die die Mönchssitte irgend gestattet, und zum Süssschmeckenden auch das Wohlduftende für die Tafel des Alten. Dieser erlegt Allen das grösste Stillschweigen auf und übergibt dem weisen Arzte und umsichtigen Pfleger sein königliches Scepter, schwere Züchtigung dem androhend, der seinem Stellvertreter den Gehorsam versage. Jetzt steht er auf dem Gipfel seiner Macht: kein

Entweder gehört er zu den bekannten klugen Rathsherren, oder es ist ein Fehler im Plane, oder eadem 464 muss auf die Nachricht von der Verschlimmerung des Leidens, nicht auf das Recept bezogen werden.

Feuer kraftvollen Widerstandes leuchtet im Antlitz der versammelten Ritter, Alle beugen, keines Wortes mächtig, den Nacken vor dem allmächtigen Günstling. Nun ernennt der Fuchs den Leoparden zum Ordner des gesammten Haushalts und bezeichnet die erforderlichen Hofämter, sowie eines jeden Obliegenheit: durch Fegen und Scheuern soll die Höhle gereinigt, dann mit duftigen Blumengewinden, mit Teppichen auf dem Boden und an den Wänden und goldgelben Vorhängen geschmückt, mit trockenem Kernholz erwärmt, durch Kerzen erleuchtet werden. Brotbäcker, Wurststopfer, Haarkräusler, Schenken, Truchsässe, Kammerdiener, Pförtner, Heizer, Feger, Zimmerverzierer, Lichtwarte, Wasserträger — Alle sollten um die Wette für des Kranken Wohlbehagen sorgen, Niemand nach Vertheilung der Aemter murren. Während er die Auswahl der übrigen Diener dem Seneschall Leopard überlässt, beruft er selbst Jungfrau Einhorn zur Vorleserin bei Tisch und Liedersängerin. Aber den König geleitet er aus der Höhle in den nahen Garten unter eine Eiche: an dem spiegelklaren Wasser der Quelle, an dem anmuthenden Liebreiz der Lilien soll er sich erfreuen, an dem Kräuterduft den Hunger und Durst verjüngen; inzwischen soll sein wonniges Federbett und die linnenen Decken gelüftet werden.

Es folgt die Gartenscene, die mit der Ankunft des Parders abschliesst. Der Leopard legt dem Fuchse die Nothwendigkeit dar, die ganze Thierschaar, die zur Versöhnung der erzürnten Gottheit nunmehr drei Tage lang gefastet hat, vor dem Rufe zur Arbeit erst durch Speise und Trank zu erfrischen. Nachdem dies bewilligt ist, heisst der Seneschall die in der Höhle zurückgebliebenen Thiere heraustreten, unter dichter Steineiche sich lagern und einen Imbiss verzehren, dann weist er jedem seinen Posten an. Die Bären sind Holzträger, die Kameele bringen als Tapeziere die schweren Vorhänge, Decken und Teppiche an ihre Stelle (575 f. 603 und 641); die Otter besorgt Brunnen-, der Biber das übrige Wasser, der Tiger ist Brotbäcker, der Elephant Küchenmeister, der Leopard selbst ist Truchsäss, der Hirsch Schenk, der Eber Thürwächter (der sich das Eichhörnchen zum Ge-

hülfen annimmt), die Lüchse und Rehe Kämmerlinge, Meerkatze und Affe Bett- und Lichtwart, der Igel endlich soll Aepfel und Mandeln herbeiholen und wunderbare Heldenthaten vorsingen [1].

Nach eingenommenem Frühmahle gehn Alle an ihre Arbeit, die schnell von Statten geht; nur der Igel erhebt Widerspruch: solch niedriger Dienst passe für das Eichhörnchen; er sei von königlichem Geblüte, aus dem Geschlechte Catos und habe darum auf ein grosses Hofamt gerechten Anspruch. Der Leopard will ihn durch den Hinweis auf die Unwiderruflichkeit der einmal vollzogenen Ernennung und durch die Zusage, zu geeigneter Zeit seinen Stammbaum öffentlich zu verlesen[2], beruhigen; er aber murrt weiter: diesmal will er freilich die ihm übertragene niedrige Arbeit übernehmen, für alle Zukunft sich aber durch Abtretung einer unbezwinglichen Burg an den Leoparden von aller Dienstpflicht befreien. Der Seneschall aber mag nicht Dienstmann des Igels sein, worauf dieser droht, wenn er den Thron besteige, den Uebermüthigen seine königliche Ungnade fühlen zu lassen. Da reisst dem schon längst durch den herausfordernden Ton gereizten Leoparden die Geduld: er erniedrigt ihn zum Küchenburschen, damit er Bratspiesse drehe und

[1] Die Aemterfrage wird erst vom Fuchs 566—603 nach ihren Prädicaten, dann vom Leopard 641—59 nach ihren Subjecten behandelt; beide Gruppen müssten sich decken bei sorgfältiger Durcharbeitung des Planes: aber genaue Uebereinstimmung findet sich nur bei Bäcker, Truchsäss, Thürwart, Holzträger und Schenk (obwohl 791 der Fuchs dem Hirsche vorgreift); nur gelegentlich erwähnt, nicht ausdrücklich gefordert wird vom Fuchse Koch und Decorateur; der Leopard vergisst seinerseits die Anstellung eines Friseurs, eines Gärtners (579, 602) und der Feger — ersteres mag den Kämmerlingen, das andere dem Kameele, das letzte den nicht besonders genannten Thieren zu überweisen sein — und zerspaltet andere Aemter in Einzelfächer, so das des Wassermanns (581) unter Otter und Biber (642), das zehnte und letzte des Kämmerlings in Kammerdiener, Bett- und Lichtwart und Kammersänger (zu letzterem vergl. Kudrun 374, 4), worin ihm freilich theilweise schon der Fuchs vorangegangen (571 neben 597 f., 580), und verbindet den von diesem vergessenen Posten eines pomarius mit dem Kammersängeramte. — [2] Vgl. Reinard. Vulp. (oder vielmehr Ysengrinus et Reynardus) ed. Mone, II. 553 f.

Schüsselwasser trinke; es sei Herrenpflicht, gerade die kleinen und schwachen, dafür aber um so klügeren Diener streng zu behandeln.

Jetzt macht der Fuchs dem Seneschall den Vorschlag, den Parder als Psalmen- und Hymnensänger am Hofe anzustellen; derselbe stimmt mit übersprudelnder Zärtlichkeit zu und zeigt darauf dem Freunde die glänzenden Festräume, wofür er ungetheiltes Lob einerntet. Als nun der Vicekönig den Löwen zur Rückkehr in den Saal auffordert, regt dieser noch zwei Fragen an: die Wahl der Weinsorte und den Verbleib des Parders. Der Leidende möchte sehr starken Wein. ‚Fünfjährigen Bordeaux? fragt der Arzt, über den vorgreifenden Eigenwillen des Patienten ein wenig gereizt, nein, ein Schoppen Trierer bekommt dir besser; ich meine es nur gut mit dir!‘ Der Löwe gibt nach und versichert ihn seines vollsten Vertrauens. Und den Parder wird der Fuchs sofort holen; er rühmt ihn aufs höchste und stellt für den Zeitpunct seiner Ankunft den Beginn der Mahlzeit und das Ende aller Leiden in Aussicht. Während er zur Eiche läuft, fährt der Leopard, der Uebereinkunft eingedenk und einen Wink des Scheidenden wohl gewahrend, damit fort, die Krone jeglicher Tugend dem Parder zuzusprechen: wisse er doch als Dichter und Sänger sogar das Nützliche mit dem Ergötzlichen zu vereinen. Als das der König hört, ernennt er ihn sofort zum Thronfolger: nicht eher wolle er Speise zu sich nehmen, bis jener gekrönt sei. Unterdessen hat der Fuchs diesen gefunden und über das Vorgefallene kurz unterrichtet; er hatte während des Harrens Psalm 1—131 für den bedrängten Freund gesungen; nun wandern beide, den Psalter abschliessend und das Gebet der drei Männer im feurigen Ofen hinzufügend, zur Löwenhöhle.

Wir treten in die Saalscene ein. Ankunft, glänzender Empfang, Krönung. Der neue König beruft zum obersten Leiter der Tafel den Fuchs, der nun mit dem Leoparden beiden Fürsten Thronsessel und Fussbank bringt. Alles speist schweigend; nur des Einhorns Vortrag von dem Leben des Malchus unterbricht die Stille. Nach dessen Beendigung springt der Fuchs und andere Grosse auf und bringt unter

feierlichem Bittgesang dem neuen Herrscher den Pocal. Als diesen nun der Löwe ausforscht, wo er so lange gewesen, berichtet er, er habe keine Mühe gescheut, um dem Schlaflosen eine Gabe, herrlicher als sie die Königin von Saba dem Salomo gereicht, mitzubringen: er führe ihm ein köstliches Sängerpaar zu, Amsel und Nachtigall, die durch ihre Symphonieen, bei denen jene den Bass, diese den Discant vertrete[1], seinen Nerven die ersehnte Ruhe zurückgeben würden. Vom Fuchs geführt treten sie ein. Die Nachtigall betet für beide Könige, nennt den Gegenstand ihres Vortrages und

---

[1] Sie spielen zusammen, die eine miscens organa, die andere mulcens (818), die Einheit beider Sangesweisen ist der concentus parilis (838). Dieser Begriff kommt am frühsten in den ‚Institutis patrum de modo psallendi' aus dem 4. Jahrhundert (Gerbert, Scriptores ecclesiastici de musica sacra I. 7) vor und wird dort durch vox consona oder consonantia verdeutlicht; dieses aber (= symphonia oder harmonia) von den mittelalterlichen Theoretikern (Cassiodor de artibus et discipl. V. 5 und 7, Isidor Etym. III. 18 1. und 20. 3; Regino de harmon. instit. c. 9 und 10) übereinstimmend als Einklang von Discant und Bass definirt. Hier wird also ebendieselbe Melodie in der Octave gespielt; an die moderne Harmonieenlehre gestattet, ganz abgesehen von der practischen Undurchführbarkeit der Hucbaldischen Neuerungen, der Begriff concentus parilis nicht zu denken. Dass nun ferner mulcere dem Sopran, miscere dem Bass entspricht, ergibt sich aus Venant. Fort. II. 13. (l. bei Luchi):

‚tympana rauca senum p u e r i l i s tibia m u l c e t,
l e n i t e r iste trahit modulos, rapit alacer ille.'

und Prudent. Apoth. 389:

‚o r g a n a disparibus calamis quod consona m i s c e n t'.

Ebenso vertritt nachher der Papagei den hellen, der Schwan den tiefen Ton. Wie diese, so haben auch jene organa, d. h. musikalische Instrumente überhaupt, welche 842, da der Tod Christi nur durch den leisen Klagelaut der menschlichen Stimme gemalt werden darf (887—893) abgewandt oder weggestellt werden; es bleibt die Frage, welche? Die Nachtigall hat offenbar ein Saiteninstrument (838, 1063, 1067), die Amsel lässt also entweder die verschiedenen Pfeifen der Orgel (die andere Bedeutung von organum) brausend ertönen, wofür die obige Stelle aus Prud. spräche, oder sie spielt zwei andere, jedenfalls geräuschvolle (Blase-?) Instrumente; zwei hat ja auch ihr Gegenbild, der Schwan. An der Ungeheuerlichkeit dieser Vorstellungen kann hier, wo so vieles Fabelhafte, wie der Esauhund, der Asaphsschüler u. a. vorgetragen wird, Niemand Anstoss nehmen.

erfleht, die leiblichen Erfrischungen des Wirths auf den Schluss des Concerts verschiebend, zu gutem Gelingen die süsse Himmelsspeise des Heilands. Jetzt stellt sie sich zur Rechten des Parders auf und besingt Jesu Leben von dem Augenblicke, wo der heilige Geist über Maria kam, bis dahin, wo der Vater bei der Taufe durch Johannes den Sohn öffentlich beglaubigte. (Matth. III. 16. 17). Nun setzt die Amsel mit gewaltigem Bass ein: beide beginnen in harmonischen Klängen die Leidensgeschichte und wissen diese für Auge und Ohr so ergreifend darzustellen, dass alle Ritter aufs tiefste erschüttert werden. Der Parder aber, so sehr er selbst an der allgemeinen Rührung theilnimmt, erkennt doch mit schnellerer Gefasstheit, dass seine Sänger für die gehobene Festesstimmung einen zu traurigen Ton angeschlagen und die Grenze des Angemessenen bei weitem überschritten haben; ja dass ihre Auffassung, weil einseitig, noch nicht einmal vollständig richtig sei: auf Charfreitag folgt Ostern, und der Tod am Kreuze ist die Erlösung der Menschheit. Diese ergänzende Gedankenrichtung regt der junge König bei der Nachtigall an; da er sie aber vom Schmerze noch völlig überwältigt findet, heisst er sie und ihre Begleiterin in der Stille der Natur sich sammeln und erholen. Sie fliegen zur nahen Gironde ins Bad, dann setzen sie sich auf hoher Buche nieder. um das Gefieder zu ordnen und zu trocknen.

Da langen Papagei und Schwan an, um den Kranken zu besuchen; das geistliche Blässhuhn mag sie hergesandt haben. Sofort bittet sie die Nachtigall, das Osterfest mit ihnen am Hofe mit Gesang zu begehen; sie stimmen zu, stolz auf ihre Instrumente: jener bringt Davids Laute (den Kinnur), dieser desselben zehnsaitige Cither (den Naebel) und eine Trompete mit, gegen die der Franken Kriegshörner nichts seien, und rühmt sich, Asaphs Schüler zu sein. Bald haben sie die kleine Strecke zur Pfalz zurückgelegt und werden vom Parder, dem die Amsel den hohen Besuch angekündigt, vor dem Saale empfangen. Der Papagei erwidert: ‚Vom Weltmeer her führt uns die heilige Pflicht des Krankenbesuchs; weinend irrten wir lange im dichten Nebel umher, bis wir über Bordeaux die Stimmen der Gläubigen vernahmen, welche

dem h. Severin Frühmetten sangen, und als wir ermattet uns niederliessen, um mit allem Volk Christum zu preisen: siehe, da zerstoben die Wolken, die lange Finsterniss wich plötzlich dem Lichte, nun fanden wir gleich dies schwesterliche Sängerpaar und damit den König. Sei du unser Sonnenlicht auf dem Heimwege; jetzt führe uns in den Saal, damit wir vierstimmig der schweigenden Gemeinde die Auferstehung des Gekreuzigten vorsingen'. Sie treten ein, stimmen das übliche Osterlied, darauf den beliebten Volksruf Kyrie eleison an, welchen die ganze Versammlung hundertfältig wiederholt; und nun erzählen die Künstler in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache den ganzen Inhalt der heiligen Schrift bis zu dem von Johannes ahnend erschauten jüngsten Gerichte.

Der ernste Theil der Festfeier ist damit vorüber, die ausgelassenste Fröhlichkeit beginnt. Der Papagei hat Durst und fordert Wein, dem Löwen räth er als bestes Heilmittel leichte Speisen und fröhlichen Sinn; und an diesem fehlt es auch dem Könige jetzt wahrlich nicht: er hat schon ein lustiges Räuschlein und fliesst, zum Parder gewandt, vom Lobe des Fuchses über. Aber der schielt traurig die Fürsten an; aufgefordert, sich eine Gnade auszubitten, nennt er eine Höhle im Hochgebirge, die ihm sofort zugestanden wird. Darauf wird abgeräumt, der Nachtisch aufgetragen, während dessen Sänger und Diener speisen, und die Tafel aufgehoben. Der Löwe entlässt auf den Antrag des Papageis die versammelten Waldthiere, dankend für ihre Theilnahme und friedliche Heimkehr wünschend; Alle taumeln von dannen und zerstreuen sich, nachdem sie zuvor dem sterbenden Wolf einen Besuch gemacht und den scheinheiligen Verleumder Weisheit gelehrt haben.

Nur die beiden Könige, das Vogelquartett, Fuchs und Leopard bleiben noch zurück. Der Papagei erklärt dem Löwen, auf seiner Heimreise werde er Niemanden durch Raub verletzen; alle irdische Habe sei ja nichtiger Tand und entsagende Ascese die einzige Lebensweisheit. Der König fragt den Weisen noch einmal um ein Mittel zum Schlafe:

da muss die Nachtigall auf des Freundes Bitte ihren lieblichen Gesang erschallen lassen, der dreitägigen Schlummer hervorruft. Dann endlich wird des schon ungeduldigen Fuchses Wunsch erfüllt: Alle gehen auseinander, der Löwe nach dem Osten, nach dem Schwarzwald in Schwaben, der Parder nimmt Besitz von dem Westreiche, wohin er seine Freunde und Gehilfen, Nachtigall und Amsel, mitnimmt, der Schwan herrscht im Norden über die Dänen, der Papagei im Süden über die Inder; und nachdem so jede der vier Himmelsgegenden ihr Haupt empfangen, geht der Fuchs mit dem Leoparden zu dem inzwischen gestorbenen Wolfe, setzt ihm eine strafende Grabschrift und lässt sich von dem Boten des Königs in sein neues Lehn einsetzen. —

Wenn wir nun dieses Ganze in seine Bestandtheile zerlegen, so ist von vorn herein klar, dass das Element, in welchem sich alle diese Personen redend und handelnd bewegen, die Regel des h. Benedict ist, der auch die beiden Mönche des Gedichts, der Wolf in der Aussen-, der Fuchs in der Innenfabel unterthan sind. In der That, dieses Princip hat der Dichter fast durchweg mit bewunderungswürdiger Klarheit und Consequenz so tief in seinen Stoff einzusenken verstanden, dass es aus jeder Zeile hervorleuchtet. Der weltverachtenden Ascese überhaupt redet er das Wort [859—880], 910—922, 1056—60; die drei Hauptstrahlen des entsagenden Mönchthums werden nachdrücklich hervorgehoben: die Keuschheit (382, 583 ff., 790), die Armuth (310)[1], die gegenüber der freieren Auffassung mancher Klöster[2] von Odo aufs Strengste gefordert wurde, und der Gehorsam (526 ff., 555 ff., 582, 612, 640, 667, 788 f.), und zwar nicht der dem Zwange mit innerlichem Widerstreben oder gar leisem Gemurmel äusserlich nachgebende, sondern die freudigste, demüthigste Ergebung in den weisen Willen des domnus abbas (438, 622), der als Vater (748) der Brüderschaft (409, 442 und sonst) dem Convente (494, 610, 635) vorsteht, dessen Segen der Ankömmling erfleht (439). Harte Leibesstrafe

[1] bis auf die durch die Fabel gebotene Ausnahme 1005 ff. — [2] Cless, Culturgeschichte von Würtenberg I. 339—45, 415.

(555 ff.) oder der niedrigste Dienst als Küchenbursche, der das Geschirr ausspülen muss (695) — das einzige Amt, dessen man die aus der Excommunication oder dem Kerker Entlassenen für würdig hielt[1] — traf die Aufrührerischen. Und die geringste Verletzung der Regel notirte der aufmerksame Sittenaufseher (468), der die Zellen unermüdlich begieng, auf sein Täfelchen[2], damit der Schuld — nicht mit columbanischer Schroffheit, sondern — in weisem Maasse, in wohldurchdachtem Stufengange[3] (134) die entsprechende Strafe folge.

So entsagte man dem eigenen Hausstand, dem eigenen Besitz und Willen, beschränkte die Sinnlichkeit auf ein möglichst niedriges Maass und bildete eine gottesfürchtige Gemeinschaft in Gebet und Arbeit. Der Tag war eingetheilt in die sieben Zeiten oder Horae, die Matutina (961), Prima, Tertia, Sexta (268), Nona, Vespera (220) und das Completorium (226), jede Hora wurde durch Gebet, Lesung biblischer Abschnitte und Psalmengesang gefeiert, selbst wenn man draussen beschäftigt war (638), die Brüder durch die Klosterglocke zum Betsaal berufen, ausser am Charfreitag, dem Tag der stillen Trauer, an welchem der dumpfe Ton einer hölzernen Tafel, ‚die grosse Retsch‘ genannt, das Zeichen gab[4] [888—92]. In dem Psalter findet das Mönchsleben seine Spitze, wie das des Priesters in der Messe (262)[5], Psalmen und Hymnen bilden das Gesangbuch (710 f.); jede Woche muss der Psalter wenigstens einmal durchgesungen werden, und der Parder als Meister im Psalmengesang (752) vollendet diese Aufgabe sogar an Einem Tage zweimal (420 ff., 769, 771 ff.) und wird wegen so hohen Vorzuges Nachfolger im Reiche, die gefiederten Sänger werden für ihre grossartige Bibelkenntniss theils mit den höchsten Hofämtern, theils mit Unterstaaten belohnt, während der Igel, der nur wunderbare Heldenthaten vortragen kann, dem Küchenmeister als Gehilfe[6]

[1] Bernardi ordo Cluniac. I. 58, vergl. Widrici vita Gerhardi c. 3. — [2] Bernard. I. 4. — [3] Reg. Bened. 23—28, 30, Capit. Aquisgr. 817, cap. 80. — [4] Bern. I. 67, Ulrich consuetud. Cluniac. I. 12. Gräser, die römisch-cathol. Liturgie I. 318. — [5] Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands II. 689. — [6] 657 ff.

überwiesen wird. ‚Semper psallite‘, sagt die Regel: und unter Gesang (vermuthlich dem Kyrie [1]) wird der begnadigte Fuchs zum König geleitet (490), unter Gesang dem Thronerben der Becher credenzt (794), unter Gesang unser Dichter ins Gefängniss geführt (4).

Erheben wir uns im Ostermonat vom Lager, so wartet unser zunächst von 6—10 Uhr Handarbeit, nur durch die Horenfeier unterbrochen: musste doch bei der innerlichen Geschlossenheit des Klosterlebens für jede Art menschlichen Bedarfes ein oder mehrere Vertreter da sein und neben der inneren Wirthschaft und dem Handwerk auch Ackerbau und Gärtnerei (590 ff., 606), selbst Fischfang gepflegt werden. Da Ostern die Kirche im höchsten Glanze erstrahlen musste, so wurde sie am Charfreitag durch eine grosse Anzahl von Brüdern sorgfältig mit dem Besen gereinigt (577) und am Ostersabbath mit den kostbarsten Altardecken, Vorhängen, Teppichen belegt [2] (575 f., 579, 602 f.). Von 10—12 folgt dann Lectüre, und nach der Feier der Sexta (268) ziehen Alle mit reingewaschenen Händen [3] (782a) in das Refectorium und lassen sich an mehreren Tischen nieder (782b) [4], die den einzelnen Gruppen nach ihrer Alters- und Rangstufe zugetheilt werden [5]. Der Abt empfängt zwei Schüsseln, ebenso Alle, die an seiner Tafel speisen [6] (783). Das Fleisch vierfüssiger Thiere war schlechthin ausgeschlossen; dem kranken Löwen, dem es Benedict erlaubt hätte [7], gewährt es unser in Odos Geiste schaffender Dichter nicht (541 ff.), und ein schreckliches Ende wird dem mönchischen Wolfe, da er zum Fleischgenusse zurückkehren will, sowohl angedroht als beschieden. Im Uebrigen galt für die Speisenauswahl der Grundsatz: stets einfache, landesübliche Hausmannskost, die leicht zu haben war (732b), nur nicht weithergeholte und theuer bezahlte Delicatessen, die den Gaumen kitzeln, nicht

---

[1] Rettberg a. a. O. II. 779, Hoffmann, Gesch. des deutschen Kirchenliedes p. 9 ff. — [2] Bern. I. 68, II. 17, 18. — [3] a. a. O. I. 19: Ermold. Nig. II. 231 f. IV. 542, Candidus, vita Eigilis cap. 14 und 18. — [4] in St. Gallen an 13, in den Chrodegangschen Canonicatsstiftern an 7. — [5] Ruodlieb. XV. 25—31, vergl. Ermold. Nig. IV. 460. — [6] Bern. I. 74 § 52. — [7] cap. 36, 39.

des Magens Nothdurft stillen sollen (141 ff., aber schon vor seinem verhängnissvollen Abfall sündigt der Wolf hiergegen, 183, 186). Man ass gemeiniglich breiartig eingekochte Gemüse (626), Hülsenfrüchte, besonders Bohnen (276 ff.), Mehlkost und Brot, warme Kuchen am Sonntag[1] (544), Wurzelwerk und Obst (144 ff., 176 ff., 183, 541 ff., 658 f., 1023 ff.); um die Pflanzenkost schmackhafter zu machen, verwandte man seit 817 statt des in Deutschland seltenen Baumöls zerlassenen Speck[2] (626); wenns hoch hergieng, verstieg man sich nicht nur zu einer Zuthat morgenländischer Gewürze und Pigmente zu Speise und Trank, besonders Pfeffer (176, 273, 550 f., 645, 806, 1185)[3], man erquickte sich auch an Fischen, sowohl selbstgefangenen, als durch den Handel zugeführten, namentlich Häring (151, 165 ff., 183—6, 300 f., 544, 546, 645) und wenigstens an vier Tagen der Oster- und Weihnachtswoche auch an Geflügel: Pfauen, Drosseln und Wasserenten werden als grösste Leckerbissen auf der königlichen Tafel aufgetragen[4] (544 f., 645). Die leibliche Speisung sollte sich aber stets mit geistlicher vereinigen; daher die Einrichtung, dass ein dieser Auszeichnung unzweifelhaft würdiger Bruder während der Mahlzeit den in tiefstem Schweigen lauschenden Tischgenossen (788 f.) ein geeignetes Stück aus der heiligen Schrift, den Kirchenvätern und Mönchsregeln oder eine Heiligenvita vorlas (220, 583 ff., 790)[5]; diese wöchentlich wechselnden Lectoren, hier Einhorn und Otter, stärkten sich, bevor sie ihren erhöhten Sitz bestiegen, jedesmal mit einem Imbiss von Brot und Wein (589, 829)[6] und speisten nachher mit den Aufwärtern und Küchenwöchnern (830, 1016 b, 1028 f. 986 f.). Auf die Mahlzeit folgt der Weintrunk (216 dulcia = vinie dulcorem 257; 790 ff., 806);

---

[1] Bern. I. 7. — [2] Cap. Aq. c. 22 und 77, Bern. I. 46, 47, 74 § 57, constitut. Hirsaug. I. 97. — [3] Bern I. 47. Mon. Germ. II. 85, Dümmler in Salomos Formelbuch p. 119, 124 und in Zs. 14. 262 f. — [4] Cap. Aq. c. 78, Mon Germ. II. 81. vergl. über diese alte Streitfrage Cless, a. a. O. 351, besonders aber die ausgezeichnete Untersuchung Herrgotts in seiner Vetus discipl. monast. Paris 1726, p. XII XXXII. — [5] Reg. c. 38, Mon. Germ. II. 84, Anm. 78. — [6] vergl. auch Capit. Augiens. c 5; Bern. I. 57, 74, § 54 und 66.

von Reichenau z. B. wissen wir, dass sofort acht bis zehn Jünglinge sich erhoben, um in Eile schweigend den Brüdern einzuschenken (791—4)[1]; der Kellermeister, der ein hohes Vertrauensamt verwaltet (1022), darf nicht verschwenderisch sein (568)[2] und für Tag und Mann nur einen halben Schoppen verabreichen: der kranke Löwe empfängt zur Kräftigung gar einen ganzen (734), und auch sonst wurde — natürlich nur mit Zustimmung des Abtes — bei Festen die Grenze überschritten (806, 1037), wie in Toul an den Gedenktagen des h. Aper und Stephanus. Nach Tische pflag man dann auf den Betten der Ruhe und beobachtete das strengste Schweigen[3] (419) bis zur None; darauf Handarbeit bis zur Vespera; nach der Abendmahlzeit setzte man sich sofort wieder zusammen, und nun beginnt die collatio, die der mittäglichen lectio entsprechende Vorlesung aus einer Sammlung erbaulicher Schriften, während deren, wenns gerade da war, auch Obst als Erfrischung gereicht wurde (1017—28)[4]; (221 ist collatio ein Gebet, wie es bei solcher Gelegenheit vorkommen mochte); die Vespera mündete so in die siebente Hora, das Completorium oder Schlussgebet, aus (226), welches mit Ps. 4, 90, 133, Lesung, Gesang und Segen den Tag abschloss. Neben der Siebenzahl war auch die Drei heilig und diente als runde Summe: dreitägiges Fasten (608), Schlafen (1070 ff.). Während des ganzen Tages sollte der Mönch in seiner Haltung die tiefste Demuth offenbaren, nicht aufrecht, herausfordernd, laut einherschreiten (554), sondern mit gebeugtem Haupte gekrümmt erscheinen (438 a, 564 b, 1080)[5], namentlich aber, wenn er zu Gott betete, niederknieen (zu 772, 425), ebenso sich des Schweigens befleissigen (640, 1082), woraus sich dann die Zeichensprache, zumal bei den Cluniacensern, zu hoher Blüthe entfaltete (757); wenn er aber redete, alles Müssige, Possenhafte, Lachenerregende meiden und sanft, demüthig und ernst wenige weise Worte sprechen (discretio verbi 318, 296)[6], jedes Wort auf die Goldwage legen und

[1] Capit. Aug. c. 7. — [2] Reg. B. c. 31. — [3] a. a. O. 48. Cap. Aquisg. 38. — [4] Cless a. a. O. 360, Reg. B. 42, Capit. Aug. 9. — [5] Reg. B. VII 12. — [6] a. a. O. 6, 7, 20, vgl. auch Columb. c. 8.

mit diplomatischer Vorsicht, nicht mit plumper Geschwätzigkeit (1081) zu Werke gehn; in erster Linie gilt dies von dem Pförtner, dem Vertreter des Klosters nach Aussen[1] (572), der die den gastlichen Benedictinerabteien zahlreich zuströmenden Fremden empfieng; S. Evre zumal war ja bischöfliche Herberge. Gebet und Friedenskuss war beim Willkommen und Abschied Sitte (97, 459, 953, 1038)[2], und die Verletzung der Gastfreundschaft fällt selbst dem Wolf so schwer aufs Gewissen, dass er wenigstens äusserlich eine Schein-Versöhnung mit dem Kalbe anstrebt (137 f.).

In einem viel geringeren Grade hat der Dichter von weltlichen Einrichtungen seiner Zeit und seines Landes die Färbung und Belebung seines Stoffes hergenommen. Je schwächer das Königthum sich zeigte, desto mächtiger und herausfordernder erhoben die Herzöge ihr Haupt; der Markgraf Igel trotzt dem königlichen Seneschall und erhebt Ansprüche auf den Thron (694); aber unter dem neuen Regimente ist die Zeit vorüber, wo sich jeder Burgherr König dünken konnte: er fällt, und sein Nachkomme ist eines vereinsamten Wolfes Factotum. Wie die Königsmacht zu schmälern, so sucht das aufsässige Herzogthum die kleineren Edelleute zu verschlingen: gar Mancher trat daher sein Eigen an einen mächtigen Grossen ab und empfieng es als Lehen zurück, um sich Schutz zu erkaufen (252), und dies um so eher, als in unserem Gedichte, wie in Westfranken überhaupt, wohin Lothringen so vielfach neigte, die Lehen seit Karl dem Kahlen erblich waren (691 f., 1119). Ueber alle Belehnungen wurde eine Urkunde ausgestellt, an deren Schluss der Name des Fürsten und einer möglichst grossen Anzahl von Zeugen stand (1007—9, 1104 f., 1107), in der auch etwaige Leibeigene namentlich aufgeführt wurden (688); Könige fügten der Unterschrift ihr Siegel zu — ein Attribut der Majestät, das sich gleichfalls der Igel anmaasst (691). Der königliche Hof vereinigte in sich eine grosse Menge von Beamten, für deren Thätigkeit, auch nachdem den Unfreien der Dienst von

[1] Reg. B. c. 66. — [2] a. a. O. 53.

den Freien und Edeln abgenommen war, der allgemeine Ausdruck servitium sich erhielt (693). In der Ecbasis lernen wir den Hof des Wolfes und des Löwen kennen. Ersterer erscheint wie ein gewaltiger Fürst, der, nachdem ihm die Sonne der königlichen Gnade für immer untergegangen ist, der ganzen Welt Lebewohl gesagt und sich in eine ablegene Burg zurückgezogen hat; nur zwei Mannen sind ihm in die Einöde gefolgt, der Leidensgefährte Igel und die in erbarmender Liebe jedem Unglücklichen sich willig unterordnende Otter. Auf den ersteren, der seinem Herzen näher steht, hat er, um den Schein zu retten, die sämmtlichen Verzweigungen des Hofdienstes übertragen; nur der Marschall muss im Reiche der Thiere fehlen. Sonst stimmt die 263—7 gegebene Aemterreihe nach Inhalt und Rangfolge merkwürdig mit Hincmars Darstellung [1] überein. Er ist der Oberhofgeistliche (sacerdos super cunctos) und damit zugleich Leiter der Kanzlei (archicapellanus); die kostbaren Prachtgewänder, die einem solchen Erzkanzler angemessen sind, muss er sich freilich nun selbst verfertigen (267); ferner ist er Schatzmeister (camerarius), oberster Hofrichter oder Pfalzgraf (iudex illius antri), Geheimrath (index consilii = a secretis consiliarius) und hat die Fürsorge für die ganze Tafel (buticularius, wofür hier mit Uebergehung des Mundschenks nur der cocus almus, Küchenmeister (vergl. 271) [2], genannt ist). In der Pfalz des Löwen, der von seinen Rittern (militia 848, miles 936, vergl. auch eques 1188) umgeben ist, ist ursprünglich das Reichskanzleramt nicht besetzt; das oberste Hofamt ist (496) also das des Kämmerers (395), das nach der Schindung seines Inhabers offen bleibt; der Fuchs wird somit, auch nicht ohne Bezug auf seine 515—537 bewiesene Rechtskenntniss, in das dritte Amt des Pfalzgrafen (565) eingesetzt und vertritt in dieser Eigenschaft, da kein höherer Würdenträger da ist, den Monarchen (552, 559, 560, 636). Nachher trifft der Parder ein und beruft den dankbaren Freund — wie man aus 784 b, praesul 788, 816, 1000 ff. vermuthen darf — in die bisher

---

[1] de ordine palatii cap. 16. — [2] für das Alter dieses Amtes vergleicht von Fürth („die Ministerialen") Walthar. 438.

absichtlich offen gehaltene Stelle des geistlichen Erzkanzlers. Der Fuchs überträgt darauf dem Leoparden die Leitung des gesammten Haushalts: dieser als Seneschall und jener als Pfalzgraf und Erzkaplan sind nun speculae primi (785). Und da in die leibliche, gemüthliche und geistliche Pflege und Erquickung des allmählich Wiedergenesenden von dem Dichter der Schwerpunct der Handlung verlegt wird, so war es, um jedem, auch dem ablegensten Bedürfniss desselben gleiche Berücksichtigung zuzuwenden, unumgänglich nöthig, das Amt des Seneschalls in seine einzelnsten Theile zu zerlegen: in erster Linie bieten Truchsäss[1] und Schenk, Oberkoch und Thürwart unverkennbare Anlehnung an ein gleichzeitiges Hoflager.

Was endlich die Weltreise des Fuchses anbetrifft, so sind die geographischen Kenntnisse des Verfassers zweifellos auf die Mittheilungen zurückzuführen, welche aus Rom oder gar Palästina[2] heimkehrende Pilger (56, 461), die in St. Evre vorsprachen, von den Hauptorten der Wanderung verbreiteten; Pavia war auch als bedeutender Handelsplatz, über den die Waaren aus der Levante nach Deutschland gelangten, wohlbekannt[3]. Wenn er die innere Handlung nach Bordeaux und an die Ufer der Gironde verlegt, so muss man darin zunächst das Bestreben erblicken, wie eine zeitliche (69, 392), so auch eine räumliche Ferne in märchenhafter Richtung zu gewinnen; dass er gerade nach dem Südwesten und nach dem Hauptort Aquitaniens griff, weiss ich nicht anders als auf den frommen Herzog dieses Landes, den Stifter von Clugny, dem er damit ein Ehrendenkmal bauen und seinen Dankeszins abtragen mochte, zu deuten. Dass Severin der dortige Heilige war, sagte ihm jedes Martyrologium; sonst wusste er nichts von ihm, denn er stellt ihn als Sonnengott dar, während er als sanctus pluvialis galt[4]; auch hatte er von der Lage der Stadt, in deren unmittelbarer Nähe er hohe Gebirge aufführt, nicht die einfachste Anschauung.

---

[1] senescalcus i. e. dapifer, vergl. v. Fürth a. a. O 211 Anm. — [2] Gieseler IIa. 339 Anm. 9. — [3] Dümmler, Salomos Formelbuch 123 f. — [4] Acta Sanctorum, 23 October.

Köpke sagt über die Dramen Hrotswiths[1]: ‚Die Grundlinien, das Skelett sind der alten Legende entlehnt; Leib, Leben, Farbe erhalten sie vom Ottonischen Zeitalter‘. Unser Dichter hingegen hat sich nicht begnügt, seinem Werke mit mittelalterlicher Naivetät den Stempel gleichzeitiger Lebensformen aufzudrücken: auch der nackte Mythus stellt sich als eine zum Theil entschieden selbständige Verquickung mannigfacher Elemente dar.

Die Aussenfabel zunächst, über deren thiersagengeschichtlich gleichgültigen Gehalt wir kurz sein müssen, ist, wie schon oben angedeutet, die in Poesie und Prosa müdegehetzte Parabel von dem Lamm (hier merkwürdiger Weise: Kalb), das vom guten Hirten dem Wolfe, der in Schafskleidern einhergeht, allegorisch also Scheinmönch ist, entrissen wird, im Einzelnen durch Züge aus der Bibel (wie die der 3., 4. und 8. ägyptischen Plage[2] entnommene warnende Vision, ein geistlich überaus beliebtes Motiv, den vierfachen Schadenersatz[3] und den Esauhund), aus Horaz (315 ff.), Martial (366 f.) und eigenen Lebenserinnerungen ausgeweitet.

Wollen wir uns die Entstehung der Innensage vergegenwärtigen, so kommen wir auf die Frage nach dem Ursprung des mittelalterlichen Thierepos überhaupt. Wir können hier unter Hinweis auf Kellers gediegene Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel[4] und Müllenhoffs meisterhafte Skizze[5] nur kurz andeuten, dass ebensowenig einheimischer Ursprung als indogermanische Einwanderung angenommen werden kann, noch viel weniger unmittelbare Herübernahme aus einer griechischen oder lateinischen Sammlung äsopischer Fabeln: es sind die morgenländischen Thiermärchen, aber von Byzanz durch mündliche Ueberlieferung über Italien nach Deutschland und Frankreich gebrachte, ‚im Munde der Geistlichen freier gestaltete, halbgelehrte Tradition‘, die in diesem Kreise leicht genug mit dem Physiologus verschmolz. Für diese zwiefache Quelle und das longobardische

[1] a. a. O. 209. — [2] und zwar, wie die Thiernamen lehren, nicht aus der Exodus, sondern Psalm CIV. 31. 34. — [3] Lucas 19. 8. — [4] Fleckeisens Jahrbücher, Suppl.-Band 4. 309 ff. — [5] Zs. 18. 1 ff.

Vorland sprechen die Zeugnisse. Es sind im Ganzen vier Thierfabeln, deren Vorhandensein im nichtgriechischen Europa vor der Ecbasis nachweisbar ist; nämlich:

1. Vom Hirschherzen (bei Fredegar im VII. Jahrhundert, Grimm R. F. XLVIII, wiederholt bei Aimoin (c. 1000), bei Froumund (RF. L f.), in den gesta Romanorum (Mone, Anzeiger III. 195 f.)[1].
2. Vom geschundenen Wolfe:
   a. Erzbischof Benedict von Mailand empfiehlt als Mittel gegen die pleuresis (A. Mai Auct. class. V. c. 10):

      ‚At si forte pium latus pulsaverit ingens
      Morbus, et ancipiti turbatur vita periclo,
      Accelerare lupi pellem studeas . . . .'

   b. Das von E. Dümmler und L. Weiland in Zs. 12. 450, 459; 14. 497, vgl. 16. 480 herausgegebene, schon 1850 von Migne in seiner Ausgabe des Isidor II. 838 angekündigte Gedicht des Paulus Diaconus, zwischen 782 und 786 am Hofe Karls des Grossen verfasst.
3. Vom Wolf (Fuchs) und Hahn; zuerst bei Alcuin, c. 278, wiederholt im XI. Jahrhundert (Grimm, lat. Ged. 345).
4. Vom sich todt stellenden Fuchs und den Vögeln,
   a. früh in Italien bekannt und beliebt, schon 1040 musivisch dargestellt in Vercelli[2], künstlerisch umgebildet in einer Gruppe von 1140 in der Kirche St. Donato auf der Insel Murano.

---

[1] Vergl. darüber W. Scherer in der Zeitschrift für die österr. Gymn. 1870. 42—49. — [2] Vergl. Aus'm Weerth, Mosaikboden v. St. Gereon in Köln, p. 16; R. Engelmann, Grenzboten 1874, p. 167 f. Die Hennen tragen den scheinbar gestorbenen Fuchs, paarweise hinter einander gehend, auf einer Bahre zu Grabe. Voran geht, das Kreuz tragend, ein Hahn; zwei andere folgen mit Rauchfass und Weihwassersprengel. Als Trauergefolge sieht man einen Schwarm aus Notenbüchern singender Hennen. Plötzlich erwacht der Fuchs, springt von der Bahre herunter, fällt über die Hennen her und metzelt sie nieder. Beigeschrieben die Worte: ‚ad ridendum'.

b. bei Sedul. Scotus, carm. XI. 5 f. de falsidico teste, dessen erste Hälfte überhaupt wichtig ist:

,Quid mendosa tibi retulit vulpecula, pastor,
fors eructavit, quos bibit illa dolos?
An tetros vomuit carbones ore nigello,
garrula gannivit subdola verba sonans?
Forsitan obclusis mortem sibi finxit ocellis,
prendere quo superas arte valeret aves?
An rufa per mentum sub ovina veste latebat,
ne quis eam noscat matris habere strophas?
An tortis pedibus gyros contexuit illa,
obliquos peragens cursibus illa cyclos?
Forsitan et vobis retulit, quod lymphida Mosa
iam nullos pisces, nulla fluenta tenet?
Sed tu, celse pater, iusti speculator et aequi' etc.

Von diesen sind die ersten drei aesopisch, mit einigen Veränderungen und Erweiterungen, wie sie die Fortpflanzung von Mund zu Mund zur Folge hat, die letzte gehört dem Physiologus an [1]. Für diese Theorie legt nun die Ecbasis ein bedeutendes Gewicht in die Wagschaale: ihre Hauptfabel beruht auf aesopisch-physiologischer Tradition, in welche Einzelzüge aus der Bibel, den formalen Quellen des Dichters und seiner eigenen Naturbeobachtung eingeflochten sind.

Ist der Löwe, der letzte seines Stammes, alt und krank (und zwar an einem Nieren- und Brustleiden nach Horaz, vergl. zu 393, 504, 606), so muss man an Nachfolger und Arzt, bleibt allein der Fuchs vom Hofe fern, an einen Botschafter denken. Der Arzt ist im Fuchse gegeben; durch das Gelingen der Cur wird er am Hofe allmächtig — ohne seinen Willen also auch kein Thronfolger — und er kann dies Vertrauen nur dem Einen schenken, der dem Verleumdeten treu blieb und half, dem Botschafter. Diese naheliegende Gedankenbewegung führt zur Uebertragung von Gesandtschaft und Erbfolge an Einen Träger — und wer ist dieser? Offenbar der, der in der Anschauung der Zeit und dieses Kreises an gewaltiger Kraft ein zweiter Löwe [2], zugleich

[1] Epiphanias cap. 19; Isidor Etym. 12. 2. 29. Hoffmann Fundgruben I. 31. Mélanges d'Archéologie II. 207 ff. — [2] Winer, bibl. Reallex. II. 193. Isidor a. a. O. 12. 2. 1; daher auch oft in den Realglossaren und in den Physiologis (vgl. Thierfelders Uebersicht im Serapeum 1862

sanftmüthig und freundlich ist und mit liebreichem Mitleid jedem Bedrängten beisteht[1], mit reissender Schnelligkeit den Entferntesten erreicht[2], durch Schönheit[3] und endlich, worauf für unsern Dichter grosses Gewicht zu legen ist (709 f. 752 f. 813 f.), durch eine so wunderbare Kraft und Lieblichkeit der Stimme sich auszeichnet, dass ihm, einem Orpheus vergleichbar, die ganze Thierwelt willenlos folgen muss[4], der Vater aller Tugenden (713) — der Parder oder Panther. Das ist die Wurzel der Ecbasis.

Der Parder bleibt bei der Eiche einstweilen zurück, damit es scheine, als ob der Fuchs, unaufgefordert und in des Wolfes tückische Intriguen uneingeweiht, nach langer Weltumwanderung (hier wird nun der Keim *πανταχόσε περινοστήσασα* nach den jedesmaligen geographischen Kenntnissen der Zeit, zumal von berühmten Heilorten sagenhaft entfaltet) an den Hof zu kommen scheine und erst nach Beseitigung der Schmerzen und Eintritt einer behaglichen Wärme den Sinn des Kranken für andere Sorgen öffne. Er beruft sich auf zwei Aerzte (*καὶ θεραπείαν ὑπὲρ σοῦ παρ' ἰατροῦ ζητήσασα καὶ μαθοῦσα*); nur hier, wie für die nachherigen Seelenärzte, wird das Reich der Vögel herangezogen (Matth. 6. 26), und die Muster von Weisheit und Frömmigkeit, Blässchen und Storch, nach dem Physiologus[5] genannt; die morgenländische Fischsalbe ist eine in der Sitte der Zeit begründete Zuthat[6]. Wenn der Fuchs, die antiken Sinnbilder des Alters, den Schwan[7] und die Krähe[8], herbeiziehend, sich als Greis hin-

Nro 16) unmittelbar hinter dem Löwen aufgeführt; Prud. Peristeph. I. 57, Hrotswith Maria 729. — [1] omnium animalium amicus est excepto dracone, Isid. 12. 2. 8—10, miteuuare, vil mamendi, guot unte fruot, einvalt, gnadig, vesti unt statig, Hoffmann a. a. O. I. 18 u. 23, vergl. Ecb. 409. — [2] Isid. a. a. O., Nib. 917 u. a, Ecb. 411, 764. — [3] Phys. — [4] beide Phys. bei Hoffm. I. 18 u. 23. — [5] jenes H. I. 34; übrigens durch seine weisse Kopfplatte an die Mönchsglatze erinnernd, vgl. jedoch das Glossar; dieser Epiph. c. 25, Isidor Et. 12. 7. 16 f. Feind der Schlangen, wie der Parder, nach uralter, auch katholischer Tradition, vergl. Zs. 15. 343 f. 361. — [6] die p. 51 Anm. 3 angeführten Stellen aus Dümmler. — [7] zu pluma senilis vergl. Ovid. Trist. IV. 8. 1. Nemesian Cyneg. 37. 314, Wal. Strabo bei Canis. II. 2. 236. — [8] Hor. carm. 3. 17. 16. Isidor 12. 7 44 Aldhelm bei Giles p. 104.

stellt, so erinnert das lebhaft an die Schakalsage: er ist alt geworden, gerade wie sein Herr und Meister. Der Kranke bedarf aber nicht bloss des Arztes; dem Greis zumal ist die aufmerksamste Pflege, die hingebendste und allseitigste Sorge für Körper und Gemüth mindestens ebenso wichtig, und dazu sind viele Helfer nöthig. Zur Oberleitung der leiblichen Angelegenheiten wird der beiden Königen verwandte [1], in den Glossen oft auf den Parder folgende [2] oder ihn vertretende[3] Leopard gleichsam nach dem Rechte der Anciennetät berufen; von seinen Unterbeamten weisen auf die Bibel hin: das Kameel, als kräftigstes Lastthier[4], daher Symbol Christi, der der Welt Sünde trägt[5], in ersterer Eigenschaft auch in der Stiftungssage von Bouxieres auftretend[6], wie in der historia Malchi, und der Hirsch, der aus natürlichen und sagenhaften[7] Gründen nach dem klarsten, edelsten Getränk verlangt[8] und daher zum Schenkenamte taugt; auf Horaz: ausser den fartores[9] und ciniflones[10] der zur Bereitung nichtvegetabilischer Stoffe wahrlich höchst unbrauchbare Elephant[11]; auf ihn und die bekannte Martialstelle der mit furchtbaren Hauern die Thür bewachende Eber[12]; an den Physiologus erinnert der kopf- und schwanzlose, darum missgestaltete Affe[13]. Die sonstigen Dienstleute sind nach der Natur meist richtig aufgefasst und eingewoben, nur ist des Tigers Anstellung als Bäcker eine willkürliche Tollheit. Der Bär, von dem schon Isidor berichtet ‚caput invalidum, vis maxima in brachiis et in lumbis, unde interdum erecti insistunt'[14], kann, auf den hinteren Beinen stehend, mit den starken Vorderfüssen sowohl seine Feinde umarmen und erdrücken (500. 508), als Holz tragen (641); er wurde schon damals oft gezähmt herumgeführt[15]; für die Wasserträger Otter und Biber bezeugt der Dichter die eigene Naturbeobachtung selbst (643); des Eich-

[1] Isid. 12 2. 11. — [2] z. B Gloss. Trev. II. 11. — [3] Zs. 5. 360. — [4] Winer I. 645. — [5] Sinner, bibliotheca Bernensis I. 137. — [6] Calmet I. 891. — [7] Epiph. c. 5, Hoffm. I. 30. — [8] die berühmte Stelle Psalm 41. 2; dichterisch geformt z. B. Sedul. Scot. XVI. 19. — [9] Serm. II. 3. 229. — [10] a. a. O. I. 2. 98. — [11] Epod. XII. 1. — [12] zu 478. 648. — [13] Hoffm I. 26. — [14] 12. 2. 22. — [15] carm. de S. Gallo 9. 5, Ruodlieb III. 84 ff, Grimm, Lat. Ged. XV.

hörnchens und Luchses Augenschärfe[1], sowie des letzteren Gewandtheit im Sprung, woher er sowohl zum Mitschinder (500, 507), als zum Kammerdiener sich eignet, sind bekannt, ebenso die Schnelligkeit des furchtsamen und friedlichen[2] Rehes und die geschäftige Behendigkeit der beiden Affenarten, die durch Geschenke[3] im Abendlande bereits damals wohlbekannt waren; der Igel endlich, ganz mit Dornen, seinen Waffen (armiger 206)[4], die spitzigen Nägeln ähnlich sind, bekleidet (daher ‚mit benägeltem Mantel bedeckt' 206), stiehlt Obst und Weinbeeren aus den Gärten[5]; seine Stätte ist im Jesaias und den Psalmen überall da, wo Zerstörung ist, er bezeichnet beim Physiologus den Teufel, und seine Bosheit war sprichwörtlich[6]; da ihm eine murmelnde Stimme eigen ist, die sich in der Bosheit zu einem aus dem Bauche kommenden Trommeln umwandelt, so kann er ironisch zum Harfner, ausserdem aber, zugleich wegen seines unedlen Wesens, zum Träger der von Benedict so stark verpönten murmuratio verwandt werden. An Vergil erinnert seine Prahlerei, er führe die Fahne Roms im Kampfe gegen die Rutuler.

Unter den aufgetragenen Gerichten stammen die drei Geflügelarten aus Horaz, der Jonashai, nach mittelalterlicher Auffassung vielmehr Wallfisch aus der Bibel (Matth. 12. 40).

Für die seelische Stärkung des Leidenden beruft zunächst der Fuchs nach dem Physiologus das Einhorn[7], welches, obwohl es sonst stets männlich ist und als ursprünglicher Träger der Phallosidee[8] männlich sein muss, hier als Jungfrau erscheint, offenbar weil es bereits zum Symbol der unbefleckten Empfängniss Mariae geworden war. Die nun folgenden zwei Vogelpaare stammen ohne Zweifel aus dem

[1] vergl. Germania 18. 74. — [2] Jesaias c. 13. Angilbert c. de Carolo M. 146, Wal. Strabo in Zs. 12. 464, Vers 120, wie die Martialstelle. — [3] Dümmler Formelbuch p. 126, Ruodlieb III. 131 f. — [4] vgl. Isid. 12. 3. 7. — [5] Hoffm. I. 33. — [6] ‚per ericium malitiosi designantur' gloss. Jun. 400 bei Grimm, Lat. Ged. 312. — [7] vgl Isidor 12. 2 12 f. Aldhelm Aenigm. hendecasticha 3 (Giles p. 268), Hoffm. I. 18 und 24, Parzival 482, 24. Engelmann in Doves Zeitschrift ‚Im neuen Reich' 1872, I. 412. wo ich mit Zustimmung meines verehrten Collegen ergänze: (P)ULCRA PUELLA (SINU PERM)ULCET COR(NU) UNICORNU; ferner Mélanges d'A. II. 220 ff und Spicil. Solesm III. — [8] Vermuthung Engelmanns.

auch formal benutzten Gedichte Eugens de philomela[9], wo V. 13, 19. 20. Schwan und Papagei, Amsel und Schwalbe der Nachtigall an Gesangeskunst nachgesetzt werden.

Die Verhöhnung des todten Wolfes ist schon aesopisch, aber in den deutschen Sagen viel reicher entwickelt, recht witzig schon beim Paulus; Burgbelehnung und Vertheilung des Reichs ein im Zuge des Ganzen begründeter Abschluss; der Fuchs ist zu klein zum Beherrscher der Thiere und zu klug, um die Scheinmacht eines epischen Königs, der in Wahrheit nur Tritagonist ist, auf seine Schultern zu nehmen. Nachtigall und Amsel sind von dem Gesangeskönig, dem Parder, untrennbar und müssen daher ihm folgen; Papagei und Schwan[2] empfangen naturgemässe Wohnsitze. Die Kunde von den Sirenen endlich, die das Mittelalter unter die Vögel rechnete, zog er aus Horaz[3] oder dem Physiologus[4]. Wie wenig das Ganze schliesslich aus urgermanischen Anschauungen seine Kräfte zog, mag die Vergleichung seiner in der Hauptsache ausländischen Thierwelt mit den Riesen des deutschen Waldes lehren, die Paulus Diaconus doch wenigstens neben den fremden an seinem Hoflager aufführt.

Wir erblicken sonach in der Innenfabel nur eine sagenhafte Erweiterung des uralten indisch-griechischen Märchens auf Grund der in geistlichen Kreisen herrschenden Thieranschauungen, die unser Mönch mit einigen gelehrten Reminiscenzen und selbständigen Wahrnehmungen aufputzte. Darin fehlte es ihm offenbar an schöpferischer Phantasie; die einzige Fabel hielt er fest, und die reichen Sagenmittel, die ihm Horaz und der Physiologus gleichsam anboten, wie die oben erwähnten, nachweisbar bereits im Umlauf befindlichen Thiererzählungen liess er unbenutzt: über ein doppeltes Gewebe

---

[1] auf welches wohl mit pagina libri 1059 hingewiesen wird — oder sollte darin nach dem Physiologus (Epiph. c. 2. Origenes hom. 17. in cap. 49 Genes., Isidor 12. 2. 3. Hoffm. I. 17 und 22) der dreitägige Schlaf des jungen Löwen, der auf Christi Auferstehung (vgl. 982 fin.) gedeutet wird, durch eine an das Einhorn erinnernde Verwirrung zu suchen sein? — [2] vgl. Isidor 12. 7. 18. Kudrun 1166. 2. — [3] Ep. I. 2 23 — [4] II. I. 19. 25, Mélanges d'Archéologie II. 172 - 177

glaubte er in richtiger Abwägung seiner Kraft nicht hinausgehen zu dürfen; und selbst auf so beschränktem Gebiete wie mannigfache Unklarheiten und Widersprüche! Dennoch aber hatte er seinen persönlichen Zweck erreicht: eine Fülle lehrhafter Rede über einen mageren Stoff ausgebreitet und in einem für seine Vorgeschichte und seine Zeit immerhin bedeutenden und achtungabnöthigenden Gedicht seine Wiedergeburt gefeiert. Manche Umstände zeugen für die Beliebtheit desselben. Thietmar würdigte es einer aufmerksamen Lectüre; in einem wohl noch ungedruckten Rügegedicht auf einen Sprengel, der, den von Rom eingesetzten Bischof Poppo ablehnend, einem Gegenbischof huldigt [1], fand ich Vers 1116 wieder; der obenerwähnte Catalog von S. Evre hat eine Handschrift Esopi, je drei des Avian und des Waltharius, wodurch die Ecbasis als bahnbrechend für das Interesse an derartigen Stoffen erscheint, und Hugo Metellus von Toul dichtete in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts den Luparius [2]. Der schlagendste Beweis aber ist ein innerer, ist die Interpolation von 852—905.

Der Dichter sagt in 1224, dies sei 1170. Wem das Dichten so sauer wird, der verrechnet sich nicht um 54 Verse und greift bei runder Bezifferung eher zu einer höheren Decade, als zu einer so bedeutend niederen. Es ist somit unmöglich, auf den Verfasser des panegyr. de laud. Bereng. hinzuweisen, der seine 1068 Verse am Schlusse auf 1000 berechnet. Grimm fand nun zufällig gerade 54 horazische Einschältlinge und nahm deshalb an, dass ein Interpolator desselben Jahrhunderts dieselben eingeschoben (p. 317), weil, wenn der Dichter selbst sie nachbessernd hinzugefügt, er gewiss auch Vers 1224 entsprechend verändert hätte. Letzteres ist allerdings wahrscheinlich; der erste und Hauptheil der Hypothese ist aber nunmehr vernichtet. Ebenso wenig

---

[1] es steht im Cod. B. und beginnt: ‚Nulla salus aut pax veniat tibi, gens tenebrosa‘. [2] Grimm, Lat. Ged. 307 Anm. 2 und Müllenhoff (Zs. 18. 4). denken an Marbod; aber Hugo, der Abt von S. Étival, fand den Luparius unter den Gedichten des Metellus in zwei Mss. und druckt ihn unter seinem Namen ab in seinen Sacrae antiquitatis monum. 1731. II 413 ff., worauf mich Herr Canonicus Guillaume in Nancy hinweist.

hat die zweite Vermuthung Grimms, der Prolog sei später vorgesetzt, Anrecht auf Endgültigkeit (p. 287). Denn einerseits enthält dieser bloss 49, nicht 54 Verse; ferner zeigt er dieselbe Art der Sprache und des Versbaues, wie das eigentliche Gedicht; auch bietet er eine treffende Selbstschau, die wohl der Dichter von sich selbst, aber schwerlich ein Interpolator von jenem entwerfen konnte: ein Erweiterer würde an jedem Puncte eher als gerade an diesem seine Thätigkeit entfaltet haben; es war viel leichter, die Ecbasis um irgend eine geistliche Betrachtung oder Erzählung zu bereichern, als um eine ganz individuelle und mit der epischen Umlage so genau harmonirende Selbstschilderung. Und schliesslich: der im Anfange des X. Jahrhunderts noch spärlich bekannte Horaz ist auch in diesem Stücke bestohlen: 4, 13, 14, 16, 22, 28, 44. Auch der Prolog ist folglich sein Eigen. Vielmehr sind jene 54 Verse ohne Zweifel 852—905. Der Einschub zerfällt in zwei Theile, 852—880, dann 881—905. Prüfen wir die erste Hälfte nach Grimms Text, so springt in die Augen:

1. in 29 Versen fehlt der Reim 13mal.
2. fehlt die Zweisätzigkeit 16mal, dafür stehen die kühnsten Verscomplexe.
3. sachlich:
   a. es wird Jemand angeredet, der den Verlust der paradiesischen Unschuld nicht beklagt (868), der dies als Kindermärchen längst vergessen hat (853) — das kann von dem sehr frommen Parder nicht gelten, ist der sinnloseste Characterwiderspruch, der sich denken lässt.
   b. Es wird darin erörtert, wie die Erde das Vaterland der Sünde und damit des zeitlichen Todes sei, und wir deshalb die Verbannung ins Grab bis zum jüngsten Gericht erdulden müssen. Wer hier im Glauben an Christum Busse gethan, werde zur ewigen Freude eingehen, andernfalls in den schrecklichen Kerker der Hölle gestossen werden. Um zu dieser, vom Vorhergehenden abführenden Gedankenreihe zu gelangen, muss der Dichter die tollsten Sprünge machen: schon

singula 852 ist albern; wenn aber der Parder einmal gefragt war, welcher Punkt der Leidensgeschichte ihm den gewaltigsten Schmerz verursache, so musste er auf 839 oder 843—5 hinweisen, statt dessen sagt er, er habe das eben Gehörte vollständig vergessen!! Und wenn ihm nun die Nachtigall zu Hilfe kommen wollte, so musste sie die Passion wiederholen, also an 855 sofort 881 angeknüpft werden; statt dessen folgt die Eingangs ausgezogene dogmatische Belehrung.

4. Vers 857 sagt selbst, dass das Folgende aus einem Kirchenlehrer ausgeschrieben sei.
5. Es fehlt auch an der leisesten Spur jeglicher Compilation im Einzelnen; nur 853a rührt aus Verg. Ecl. IX, 11 her, und 852a ist eine Wiederholung von 807a — das sind aber erstens die beiden Eingangsverse der Gruppe: 854—880 ist und bleibt absolut selbständig; und dann lassen sich fast in jedem geistlichen Dichter des Mittelalters Erinnerungen an Vergil nachweisen; unserem Dichter steht er ferner.

Es ist sonach die erste Hälfte unbedenklich entlehnt; 852 und 853 gehören dem Dichter des zweiten Stückes an. Ist der Interpolationsort richtig gefunden, so müssen schon von vorn herein 881—905 Zusätze von anderer Hand sein. In ihnen ist freilich Reim und Zweisätzigkeit eher befolgt, aber doch immer noch freier, als in den echten Partieen, vgl. 884. 9. 891. 2. 7. 9. 902: und dann

1. muss es Wunder nehmen, dass die Leidensgeschichte, die bereits 838—49 über den Tod Jesu hinaus erzählt ist, nun zum zweiten Male — dem Parder vorgetragen werden muss, demselben, der alle 150 Psalmen auswendig weiss und den Gesang der drei Jünglinge im feurigen Ofen dazu. Das erkläre ich, der Stärke des Ausdrucks wohl bewusst, für Blödsinn.
2. ist diesem dreisten Eindringling noch obenein eine episodische, ganz entlegene Notiz über die Feier des Charfreitags 887—93 eingewoben.
3. steht der zusammenfassende Schlusssatz 906 in reinstem

Gegensatz zu 885, 6, dagegen in schönstem Einklang mit 850, 1; die freudige Seite des Opfertodes wird erst 912 aus Veranlassung von 909 berührt und in 918—922 kurz ausgeführt.

4. enthält auch diese Gruppe keine Spur von Horaz und Prudentius, vielmehr ausser einigen Anklängen an Sedulius und Ven. Fort. nur eine starke Ausplünderung von dem zweiten Buche Arators, welches in den échten Theilen schlechterdings nicht benutzt ist.

Das Ganze ist eine Episode, in welcher ein in Weltsinn verlorener, gedächtnissschwacher Tyrann als unwissender Schulknabe blossgestellt wird, ein wahres Gegenstück zu Hrotswiths Sapientia (vgl. Köpke p. 190). Die beiden Stücke sind an Werth sehr ungleich; das zweite ist eine ungeschickte Zusammenstoppelung aus Arator; das erste ist der Form nach ganz selbständig, zeigt glatte, von den Spielereien des Reims meist freie und einander gleichsam jagende Verse, einheitliche, stetige und lichtvolle Gedanken-Entwicklung und enthält eine Predigt über einen Text, der nur dem engen Kreise der Höchstgebildeten in einem blühenden Kloster bekannt und verständlich war. Das Buch der Weisheit, das an die griechische Philosophie überhaupt, an dieser Stelle an die Platonische Ideenlehre erinnert, ist ausser einigen gelegentlichen Bemerkungen von Augustin[1] und Ambrosius[2] bis gegen 840 von keinem Kirchenvater berührt worden: erst ein Hrabanus Maurus, der einen verlorenen Vorgänger Bellator zweifelnd erwähnt, wagte sich heran und lieferte einen Commentar in zwei Büchern, wo auch unsere Stelle[3] mit einigen Worten erklärt ist. Diese Schrift hatte freilich ein Publicum[4], aber wie beschränkt dies war, erhellt aus dem merkwürdigen Umstande, dass der hochgelehrte Notker sie nicht kannte[5], so ausführlich er sonst die exegetische Bibellitteratur aufzählt. Es ist demnach wohl klar, dass der Lazarus Arators nicht Eine Person sein kann mit einem an Geist und Form auf der Höhe des Jahrhunderts stehenden Gelehrten, und ich

[1] Sermo 277. — [2] Hrab. praef. — [3] opp. III. 377. — [4] Catalog aus dem 9. Jahrh. bei Mone, 1838 p 419. — [5] Dümmler a. a. O. 67.

schliesse deshalb: der Interpolator entnahm aus einem für uns verloren gegangenen Lehrgedicht das Stück 859—880, verband dies in einer verworrenen und seine oberflächliche Bekanntschaft mit unserem Gedicht verrathenden Weise mit dem Vorigen (852—858) und sah sich nun, um den Ausgangspunct des Auslaufs wieder zu gewinnen, genöthigt, die Passion zu wiederholen. In jedem Falle zeugt diese Erweiterung für eine freundliche Aufnahme der Ecbasis.

Man darf sonach annehmen, dass unser Dichter durch sein Werk nicht nur die Kerkerthür sich erschloss und unter den üblichen Formen[1] seinen Platz in der Congregation wieder errang: er wird auch mit der allem Renegatenthum eigenthümlichen Entschiedenheit durch eifrigste Observanz jede Erinnerung an seine Verirrungen auszulöschen sich bemüht haben und in diesem Streben nach Oben von dem wärmsten Wohlwollen seiner Oberen unterstützt worden sein: dem verlorenen und wiedergefundenen, nicht dem treugebliebenen Sohne schlachtete der Vater das gemästete Kalb. Wir haben allen Grund, ihn fortan unter den Ersten des Klosters zu suchen und dürfen aus diesem Gesichtspuncte nach seinem Namen forschen. Leider sind die beiden Urkunden von 942, welche nach Mabillon[2] mehrere, und 944, welche 31 Mönche von S. Evre als Zeugen unterschrieben, verloren: es können darum nur drei Namen in Betracht kommen: Agilus, 944 Decan des Klosters[2], der aber bereits vor 946 als Leiter des Klosters Sithiu S. Bertini[3] starb; Grimald, der während des Baues von S. Mansuet dorthin als Rector und Probst entsandt ward[4], und Adam, erster Abt dieser Anstalt, seit 965[5]; ob freilich einer, und wer von diesen dreien, lässt sich mit Sicherheit nicht feststellen; vielleicht war es Adam.

Zum Schluss noch einige Worte über die Handschriften. Beide Abschriften gehören Sammelbänden der Burgundischen Bibliothek zu Brüssel an; A ist nro 120a, 231 Blatt, länglich 4⁰, betitelt: Homiliae Salviani, dem XI./XII. Jahrhundert an-

[1] Bern. I. 58. — [2] Annal. III 431. — [3] a. a. O. 440; vgl. Grimm RF. LXXXI. — [4] vita Mans. c. 19. — [5] vgl. p. 5. Anm. 6.

gehörig; auf f. 187—191 steht die Ecbasis in zwei Columnen, auf schlechtem, dünnem, oft durchlöchertem, zum Theil schmutzigem, an den unteren Rändern beschnittenem, liniirtem Pergament, von der langsamen, meist sorgfältigen Hand eines des Griechischen kundigen Schreibers[1] mit sehr kleinen Buchstaben und zahlreichen Abkürzungen nach angelsächsischer Schriftvorlage[2] angefertigt[3]; B ist nro 105, bezeichnet Isidorus in genesim, XII. Jahrhundert; klein Folio, 201 Blatt, enthält: Isidors Commentar zum alten Testament, ein Gespräch zwischen König und Papst über die Investitur[4], ein Thiergespräch, eine Reihe Epigramme, die Ecbasis, Blatt 130—4, Enigmata Aldhelmi, cuiusdam astensis poetae novus Avianus, das erwähnte Pamphlet zu Gunsten Poppos und des Lactantius Schrift contra gentes; unser Gedicht auf dickem, sauberem, gleichfalls liniirtem und zweispaltigem Perg., von sehr gewandter Feder in raschen Zügen hingeworfen, mit sparsamerem Gebrauch von Abbreviaturen und grossen, einem Greisenauge zusagenden Buchstaben, hinterdrein von demselben Schreiber hier und da berichtigt, während in A ausser der des Urschreibers *(α)* noch drei fremde Correctorhände *(β, γ, δ)* wahrnehmbar sind. Wenn man erwägt, dass beider Bände Inhalt zum Theil übereinstimmt, — beide enthalten, sogar in entsprechender Reihenfolge: Annulus et baculus, Ecbasis, Enigmata Aldhelmi, novus Avianus, alle diese in B von derselben Hand, in A hingegen nur epitaphium Juliani und Ecbasis von Einem Schreiber — dass ferner von Einer Hand des 15. Jahrhunderts in beiden Codd. am oberen Rande und auf dem Vorblatt mehrfach die gleichlautende Notiz über den Besitzer: ‚iste est liber hospitalis S. Nicolai prope Cusam in opposito Orsicastelli in ripa Mosellae siti‘ eingetragen ist, so ist die Vermuthung gestattet, dass beide Miscellaneen-Bände, deren jetziger Einband unserem Jahrhundert angehört, bereits im 15. Jahrhundert in S. Nicolai bei dem Dorfe Cüs, 1/8 Meile von Berncastel an der Mosel, vereinigt waren; von dort kamen sie nach der Abtei Tonger-

[1] wie 90 und 149 zeigt. — [2] zu 949. — [3] über den Inhalt vgl. Richter, Kritische Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft I. 760 — [4] beginnend: Annulus et baculus duo sunt insignia, per quę Pontificalis honor traditur ecclesię.

loo[1], deren Leiter sie beim Beginn des Krieges von 1793 in einem Schlosse bei Antwerpen verbargen, wo sie 1827 entdeckt und der Burgundischen Bibliothek einverleibt wurden.

Die nicht geringe Menge gemeinsamer, wie eigenthümlicher Fehler zeigt, dass beide, unabhängig von einander, aus derselben Vorlage abgeschrieben sind, vermuthlich der unmittelbaren Copie des Urcodex, die vom Interpolator veranstaltet wurde. Also

X
|
Y interp.
|
A —— B

A ist die sorgfältigere, in ihren Versehen oft von einsichtigen Besserern berichtigte Handschrift, die hier mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt ist: nur die Abbreviaturen sind aufgelöst, in zweifelhaften Fällen dem Character von A entsprechend assimilirend, während die später abgeschriebene B gern dissimilirt; die Eigennamen haben grosse Anfangsbuchstaben erhalten, die Interpunction ist eingesetzt (A hat nur hie und da ein Fragezeichen), endlich unzweifelhafte Schreibfehler, namentlich die zuweilen verfliessenden Grenzen der Worte, sind berichtigt. Dann aber habe ich überall, wo die Lesarten von A dem Wesen unseres Dichters widersprechen, in behutsamem Rückblick auf B, dessen Abweichungen mit Ausnahme der orthographischen vollständig angegeben sind, und mit schonender Hand das Echte herzustellen versucht und meine Auffassung, so vollständig es die gebotene Kürze gestattete, begründen zu müssen geglaubt.

---

[1] Richter a. a. O.

ECBASIS · CVIVSDAM · CAPTIVI·
PER TROPOLOGIAM.

In B fehlt die Aufschrift; in A stand ursprünglich HEC · BASIS ·; dann rieb der Schreiber das ·H aus, liess aber folgewidrig den Trennungspunct hinter C stehen; ausserdem verschrieb er TOPOLOGIAM.

Cum me respicio transactaque tempora uoluo,
De multis miror, puerilis quę uehit error;
Nil cogitans sanum, tempnens consortia fratrum,
Nectebar neniis, nugis quia totus in illis.
Tempore discendi periit cautela magistri,
Horas dictandi superauit cura uagandi;
Nam quia sic uixi, possedi nomen aselli,
Cuius raucisonum querens uitare ruditum,
Quamquam sit serum, meditabor scindere saccum,
Vt iuga torporis pellant rudimenta laboris,
Incipiens uersus, quos rarus denegat usus.
Pellitur his somnus, frenatur potus et esus,
Sepe caput scabitur, uiuus conroditur unguis,
Tunditur atque stilus, grandi meditamine strictus.
Talia qui uersat, pigritandi iura recusat,
Hic sua deuitat, dum pulchra poemata cantat.
Sunt etenim quidam, si me depingere quiddam
Audierint falsi, certabunt legibus ęqui,
Ac mea transmisso transfigent carmina telo.
Consuescunt multi, quam qui sint carmine docti,

3. *S. vermuthet nach Hor. Serm. I. 9. 2* meditans. — 8. cupiens *B.* — 9. serum *B*; *A hat ausser der Abbreviatur noch das Schluss-m:* serum. — 10. *A* torporea, *selbstgebessert in* torporis.

2. *Hor. AP. 308 schliesst* quo ferat error *(H)*. — 4 *Hor. Serm. I. 9. 2* nugarum, totus in illis *(H)*. — 13. 14. *Hor. Serm. I. 10. 71. 72* saepe caput scaberet, uiuos et roderet unguis. Saepe stilum uertas *(H)*. — 16. *Hor. Serm. I. 10. 6* ut pulchra poemata mirer *(H)*.

Longos accentus per miros uertere flexus.
Nam pede composito certans insistere metro,
Sillabicos cursus cum sim discernere tardus,
Tempora temporibus eque coniungere cecus,
Rectius hoc faciam, linguam si pressero blesam.
Scribitur et legitur, priscorum carmine scitur,
Per campos, siluas, fluuios properare Camenas,
Quo pede peruolitent, uel quę sibi carmina dictent;
Exitus et reditus quarum per maxima cautus
Commonet insulsum, ne fimo polluat aurum,
Increpat indoctum, de cęlis scribere uersum,
Arguit inualidum, per fortia tendere gressum.
Territus hisce minis, meditor desistere ceptis:
Rerum gestarum uiguit mos tempore patrum,
Nullus ut auderet conscribere, quę sibi uellet,
Ni prius auditor certus foret ille notator,
Disceret aut uisu quid commemorabile scriptu;
Pagina sic certa ualuit sub testibus acta.
Hec ego dissoluam, uanam si pono fabellam,
Confiteor culpam, mendosam prefero cartam:
Sunt tamen ùtilia, quę multa notantur in illa;
Si recitas totam, panis mercabere tortam.
Denique non prodest, sed obest, ut sepe probatum est,
Vna re quemcumque suam consumere curam,

21. flectere flexus *B.* — 25. liguā[n] *A corr. α.* — 30. commouet *B.* — 33. territur *AB; Grimm besserte, vgl. 1121.* — 36. ceris foret *B.* — 37. c[e]ommomorabile *A. corr. α*; quid comemorabile scripto *B.* — 39. raram *AB und Gr. Offenbar zerstört es den Zusammenhang. Man erwartet ein Synonymum von mendosus (40), falsus (18), einen Gegensatz zu aequum (18), certum (36 und 38), und dem entspricht uanam.* — 40. prefero culpam cartam, *corr. β. A.*

22. *Hor. Serm. I. 10. 1* nempe incomposito dixi pede *(H).* — 25. *ibid. I. 4. 134 sq.* rectius hoc est: hoc faciens vivam *(S).* — 28. *Hor. Epist. II. 1. 110 schliesst* carmina dictant. — 31. *Hor. Ep. II. 1. 111; 2. 54 schliesst* scribere versus. — 32. b. *formelhaft seit Verg. Aen. I. 410* gressumque ad moenia tendit. — 33. *Cato distich. I. 9. 2 schliesst* desistere coeptis *(S).* — 44. *Hor. Serm. II. 4. 48* nequaquam satis in re una consumere curam *(S).*

Sed uarias artes ediscant quique scolares.
Sit scola discendi, succedat cura docendi,
Sub specie certi nascetur questio scripti.
Ad quid cępissem, seu talia cur replicassem?
Ad quod solvendum scribetur quid referendum. — .
Namque die quadam consueto more sedebam,
Inspexi quosdam generalem sumere curam,
Grandia triticeum cumulare per horrea fructum;
Illos post segetes dilectas uisere uites,
Illos collectis sollertes esse uehendis;
Non solis monachis, qui seruant mistica legis,
Immo peregrinis, mendicis atque pupillis
Per sibi commissas reliquas discurrere curas.
Me uero uacuo, claustrali carcere septo,
Acrem mordebant animum monimenta priorum,
Flebilibusque uagas contingens uocibus auras
Mesti fel cordis reparabam more medentis
Partim cauterio, partim medicamine puro,
Imperiosa prius deflens solamina tulta;
Dicere non poteram, tacita quod mente coquebam.
Ceu truncus sterilis lignis equabar adustis,
Ac misero uitulo, sudibus quam sepe ligato,

---

45 quisque *B.* — 56. peregrinis qui seruant mendicis *B.* — 57. reliquos *AB; G. besserte.* — 58. me uero *AB, als abl. abs. zu fassen, vgl. 447; daher G.'s Aenderung mi unnöthig.* — *A:* clautrali *mit über-* r *geschriebenem s, corr. y; B* claustali. — 61. medendis *B.* — 63. stulta *B.* — 64. quid *B.* — 65. linguis *A.*

50a. *formelhaft im Versanfang, vgl. Alcuin c. 281. v. 382. Ermold. Nigellus II. 83, Heiric vita S. Germani str. 149.* — 51. *üb. d. Versschluss vgl. zu 44.* — 52. *Sedulius carmen paschale I. 59* maxima centenum cumulare per horrea fructum. — 58b. *Juuencus Euang. Hist. IV. 292* carceris aut septo claustris, *auch Prud. Hamartig. 918 schliesst* carcere septus. — 59. *der Versschluss* monimenta priorum *bei Verg. Aen. VIII 312.* — 60. *Sedulius IV. 34* flebilibusque uagas implentes uocibus auras *(S), vgl. II. 114; im carol. Zeitalter sehr häufig: vgl. Heiric S. Germ. str. 135, Angilbert de Carolo Magno 281. Abbo bell. Paris. I. 239.* — 61. *Arator Acta apost. I. 624* cordis amari felle tumens. — 65. *Sedul. IV. 53* ceu sterilis truncus, lignis aequabitur ustis.

Illi consimilis patrum frenatus habenis,
Cuius et historiam non simplo stamine texam.

Post octingentos domini, post ter quater annos,
Aprili mense paschę, bis septima luna,
Sic uixit uitulus, Vosaginis partibus altus,
Vt legitur scriptis in precedentibus istis,
Annuus existens redeunte tempore ueris.
Pastores ouium multi tardique subulci
Cum grege fetoso satagunt exire gregatim,
Custodesque boum nec non seruator equorum.
Cura peruigili dum lustrant pascua campi,
Clauditur ille domi, lugens sibi colla ligari;
Gaudia nulla foris, intus pressura doloris,
Et quod plus istis, absunt consorcia matris.
Triste sat ingemuit, cordis suspiria traxit,
Erigit ad celum facies atque inuocat Jesum,
Conclamat lacrimis binis pariterque uicenis,
Vt custos stabuli soluat sibi uincula colli,
Vbere de matris quo gustet gaudia lactis.
Hęc duo suspirat, quę per contraria tornat,
Cumque negatur iter, distentum tollitur uber.
Nititur arte fuge, quo possit currere late,
Masticat, lingit, tandem sic lora resoluit.

68. textam *B.* — 70 *vielleicht* pascha, *wie Saba 814.* — 71. utulus *A.* — Vasaginis *B.* — 76. scrutator *B.* ęquorum *A.* — 77. per uigilidum lustrant *A.* peruigilum lustrauit *B.* — 80. consortia f matris *B*; *er wollte wohl fratrum schreiben, vgl. 3.* — 81. taxit *AB*; *G. besserte.* — 88 curre (re) *corr.* γ *A.* — 89. ora *B und so Gr.*; *aber ora resoluere passt weder in der eigentlichen (der Strick sitzt doch am Halse, 78. 84), noch in der übertragenen Bedeutung: ‚den Mund zum Sprechen öffnen' (Verg. Aen. III. 457, Georg. IV. 452, Ouid. Met. XIII. 125, ex Ponto I. 2. 104 etc.); für lora zeugt 127.*

73. *vgl. Aldhelms Aenigm. tetrasticha 15. 1* annua dum redeunt texendi tempora telas. — 74. a. *Verg. Ecl. I. 21a* pastores ouium, 74b. *Verg. Ecl. 10. 19. b:* tardi uenere bubulci. — 77 a. *Prud. c. Sym. II. 1021a* curam peruigilem, *Ven. Fortun. V. 3 f.:* peruigili cura — 81. *Prud. c. Sym. I. 479. 480* tristius ingemuit . . . animis suspiria traxit — 82. *Prud. Apoth. 502 (G. S.)* - 87. distentum uber *aus Verg. Ecl. 4. 21. 22; H. vergleicht Hor. epod. 2. 46* distenta siccet ubera.

Prosilit et plaudit, tenero terram pede tundit,
Mugitum reprimit, uernantia prata reuisit.
Concessa est pecori libertas laxior illi,
Scandere seu leuo malit seu tramite dextro,
Sumere seu requiem seu continuare laborem.
Cursitat ille strepens, paribus concurrere gaudens,
Hec cum fastidit, silue tutamina querit.
Huius in occursum forstrarius elicit ymnum,
Moris ut est monachis, longo de calle reuersis:
‚Sit saluus, Christe, seruus, qui mittitur ad me,
Te fisus domino letetur semet in ipso.
Hic habet hospicium noctis sub pace quietum,
Has nostras post cras sacrabit sanguine mensas;
Qui peccare ualet, ualet et sucumbere pęne‘.
Moxque cauernosos iussus penetrare recessus,
Ducitur ad lustra, multo fetore referta.
Tunc lupus, ad libitum sese saciare gauisus,
Extulit hunc uersum, cuncta pietate perustum:
‚Dicito, quid uenias, qua nos ratione reuisas.
Tu mihi nunc, sodes, optatus diceris hospes.
Laudes dic superis, silue nouus incola surgis,
Tu recreare uenis tenuatum corpus ab escis:
Tercius est mensis, quod frustror nectare carnis,
Nec biberam cratum, pecudis de sanguine tinctum.

96. linquit *B*. — 101 habe, *nachträglich* t *angefügt, corr. a. A.* — 102. uestras *AB*, nostras *Gr.* — 104. cumosos *B*. — 106. *Der Reim empfiehlt die Aenderung: ad libitus; die Lexica kennen dies Subst. IV. decl. nicht, es steht aber z. B. in der Regula Pauli et Stephani cap. 14 ‚pro suo libitu‘, und in Ratperts Cas. S. Galli c. 6 ‚ad libitus suos‘.* — 108 dicite *in* dicito *verändert, corr. a. A.* que racione *B*.

90. *Hor. A. Poet. 430* saliet, tundet pede terram. — 92—94. *Prud. c. Sym. I. 335—9* libertas laxior ipsi Concessa est homini . . . . seu tramite dextro Scandere seu laeuo malit decurrere campo, Sumere seu requiem seu continuare laborem *(G. S.)* — 103. *Prud. Apoth. 900; nur quae in qui geändert (G. S.).* — 104. *Prud. Ham. 319* perque cauernosos iussit penetrare meatus *(S.)*. — 108 *Prud. Apoth. 419* qui sis, quid uenias, qua nos uirtute repellas. — 110 b. *Hor. Serm. II. 2. 128* ut huc nouus incola uenit *(Ho.)*. — 111. *Hor. Serm. II. 2. 84* seu recreare uolet tenuatum corpus *(Ho)*. — 113 b. *Prud. Ham. 417 b.* de sanguine tincta draconis, *vgl. c. Sym. II. 666, 1123.*

Cum prorepserunt primis animalia terris,
Mutum et pingue pecus nobis fabricauerat usus.
Ordinis est uirtus, placetur sanguine diuus'.
Incipit hec uitulus, singultim pauca loquutus;
Infans namque pudor prohibebat plura profari.

Vitulus secum.

,Jupiter, ingentes qui das adimisque labores,
Peccatis noctem, quin fraudibus obice nubem.
Si redeam gratis, grates exoluero diuis,
His et pro meritis dabitur caper omnibus aris'.

Responsio eiusdem publica.

,Jam dudum ausculto, sed dicere plura retardo.
Inberbis iuuenis, Tullensis discolus urbis,
Peccatum fateor, iuuenilis me grauat error,
Hoc reus existo. nolens parere magistro,
Sensu, quo sensi, dissollui uincula colli,
Huncce locum petii, mortem mihi forte paraui;
Hanc noxam dona; reliquam si fecero, macta.
Non facias longum, magnorum maxime regum,
Pacis palma detur, donec cras missa canatur.
Heinrici placitis cepi moderamina pacis.

---

119. *die Personenbezeichnung hat A neben 118 und 119, B neben 117.* — 118. referri profari *B.* — 125. iuuenis *AB; Gr. besserte.* — 128. mortem mortem *B.* — 130. *in B fehlt* longum; regnum *AB.* — 132. Hencici *B.*

---

114. *Hor. Serm. I. 3. 99 (H).* — 115. *Hor. Serm. I. 3. 100. 102* mutum et turpe pecus . . . . fabricauerat usus *(H), vgl. II. 6. 14* pingue pecus. — 116. *Hor. AP. 42 und Serm. II. 3. 206:* ordinis haec uirtus . . placaui sanguine diuos *(H); vgl. carm. I. 36. 2 und Prud. Apoth. 460.* — 117 b. *Hor. Serm. I. 6. 56 b (H).* — 118. *Hor. Serm. I. 6. 57 (H).* — 119. *Hor. Serm. II. 3. 288 (G).* — 120. *Hor. Ep. I. 16. 62* noctem peccatis et fraudibus obice nubem *(G).* — 122. *Prud. c. Sym. I. 129* his nunc pro meritis Baccho caper omnibus aris Caeditur *(G. S.), aus Verg. Georg. II. 380; die erste Vershälfte auch Prud. c. Sym. II. 749 (S).* — 123. *Hor. Serm. II. 7. 1* iamdudum ausculto et cupiens tibi dicere seruus Pauca reformido *(G).* — 124 a. *Hor. AP. 161 a (G).* — 125 a. *Hor. Serm. II. 4. 4 a (H).* — 130. *Hor. Serm. I. 3. 136. 7* magnorum maxime regum *(auch Ouid. ex Ponto IV. 2. 1b),* ne longum faciam *(S); letzteres auch Serm. II. 1. 57 a (H).*

Vt sunt scripta patrum, probat et transgressio fratrum:
In levibus modicus, per fortia fortior ictus‘.
Tum dominus cauee ‚misere cupis‘, inquid, ‚abire;
Vt uult ipse deus, optatum sit tibi tempus.
Illud ad hec iubeo: memet seruare memento,
Corpore stes leto, concedens, oscula caro‘.

Vitulus Lupo.

‚Quid socium simulas, et amica fraude salutas?‘

Lupus.

‚Pellito namque famem, pransurus scandito sedem,
Nec poscar uario multum diuersa palato,
Quęcumque inmundis feruent allata popinis,
Que, nisi diuitibus, nequeunt contingere mensis;
Sed pocius foliis parcus uescaris acerbis.

---

133. Vt sunt scripta patrum, ploret transgressio fratrum *AB. Die in den Text gesetzte Emendation ist ebenso handschriftlich naheliegend als sachgemäss, zumal der Dichter 1166 in überraschend ähnlicher Weise Theorie und Praxis, Gesetz und Leben gegenüberstellt.* — 137. memet *AB. Gr. änderte* temet — *mit Unrecht: denn dadurch, dass das Kalb Fröhlichkeit heuchelt und den Wolf wie einen lieben Bruder küsst, verschafft es sich weder leibliche noch geistliche Rettung; jenes nicht, nach den deutlichen Worten 135. 6, dieses nicht, weil seine kleine Schuld ohnehin durch die bevorstehende Hinrichtung mehr als ausreichend gebüsst wird, und es also jenseits auf Gnade rechnen kann. Hingegen muss der Wolf als Mörder schreckliche Verdammniss befürchten und Alles aufbieten, um sein klopfendes Gewissen zu beschwichtigen, sei es auch nur mit einem Scheingrunde: deshalb bittet er das Kalb, ihm den Friedens- und Versöhnungskuss zu geben, den Mord gleichsam nicht auf seine, sondern des unabwendbaren Verhängnisses Rechnung zu setzen und ihn so zu retten.* — 139. Vitulus Lupus *AB; da aber bei 140* Lupus *wiederholt wird, und sonst nie in unsern Handschriften die an einem Gespräch Theilnehmenden an der Schwelle desselben vorausgenannt werden, höchstens der Angeredete im Dativ dazu gesetzt wird, so dürfte die Aenderung sich rechtfertigen.* — 139. Quod *B.* — 140. *Gr.* sede, *AB* sedem, *durch Reim wie Sinn gefordert.* — 142. in mundis *A.*

---

135 b. *Hor. Serm. 1. 9. 14 b (H).* — 137 a. *Hor. Serm. II. 5. 70 a; zu b vergl. H Hor. carm. II. 2. 1* aequam memento servare mentem. — 139. *Sedul. V. 66 (S).* — 141. *Hor. Ep. II. 2. 62* poscentes uario multum diuersa palato *(H).* — 142. *Hor. Serm. II. 4. 62 (G).* — 143. *Ibid. 87 (H).* — 144. *ibid. II. 3. 114* ac potius foliis parcus uescatur amaris *(H)*

In grauitate cibi crescit discordia morbi.
Sunt mihi lactuce, radices, semina siluė.
Sanius est multo cerebrum, qui potat acetum:
Ex uitio cerebri frenesis furiosa mouetur.
Stringeris melius, si fluxa cucurrerit aluus.
Cursitat ericius, pomis reuehatur onustus.
Luter piscator properat pro piscibus emptor.
Ne plores nimium, sed pangito carmina regum.
Poscis inane deos; inferni iure sepultus
Victima Plutonis sterneris nil miserantis;
Dum licet, in rebus iucundis uiue beatus'.'
Ille cubans gaudet, prelambens omne, quod affert.

---

147. *Gr. änderte gegen AB, die Vorlage und die Reimweise des Dichters* sanior est multum cerebro; *unnöthig, da sich eius leicht ergänzt.* — 149. flux$^{\alpha}$, *corr. α A.* — 150. reuehatur *A*, reueatur *B; Gr. ändert* reuehetur — *irrig; denn sowohl bei abhängigen (396, 400, 415), als unabhängigen Zwecksätzen (829) lässt der Dichter ut weg.* — 151. poperat *A.* — 154 misereris *corr. β in* miserentis *A;* misereris *B. Der beiden Hss. sonach überkommene Schreibfehler entstand, wie 40. 292, aus dem Fortklingen des Reimwortes sterneris und wurde schon von H aus der Quelle berichtigt.* — 155. i$\overset{u}{\text{o}}$cundis, *corr. α A.* — 156. *Neben diesem Verse steht in AB* Vitulus; *ein Irrthum, der zwiefache Deutung zulässt. Entweder nahm der Abschreiber eine weitere Fortspinnung des Gespräches an, in Folge dessen dann das Kalb mit 156 das Wort erhielt; oder die Beischrift ist vom rechten Platze verrückt und gehört nach 155: der Gefangene, auf die Bitte von 137. 8 gleichsam eingehend, flucht dem Mörder nicht, sondern schliesst den Dialog mit einem gemessenen Segenswunsch; wie er denn überhaupt gute Miene zum bösen Spiele macht und gleich darauf dem Peiniger freundlich aufwartet. Der innige Gedankenzusammenhang von 153—155 scheint die erstere Erklärung zu empfehlen. Nicht unmöglich ist schliesslich, dass Vitulus in der Vorlage als Glosse über Ille stand.* — 156. quid *B.*

---

146. *Verg. Ecl. IX. 53* sunt mihi . . ; *Hor. Serm. II. 8. 8* lactucae, radices *(H).* — 147. *ibid. II. 3. 74. 75. 117* Sani . . Putidius multo cerebrum est . . . . potet acetum *(H).* — 148. *Q. Serenus Samonicus de medicina 90 (S).* — 149. *Hor. Serm. II. 4. 27* prolueris melius, si dura morabitur aluus *(H).* — 150b. *ibid. I. 1. 47. 8* onusto forte uehas humero. — 154. *Hor. carm. II. 3. 24* moreris uictima nil miserantis Orci *(H).* — 155 *Hor. Serm. II. 6. 96 (G).* — 156. *ibid. 109. 110 (H).*

Quid durum, quid molle foret; quid lene, quid horrens,
Quid calidum, gelidum; dominorum, quid famulorum,
Continuansque dapes succinctus cursitat hospes,
Fungitur officiis nec non uerniliter ipsis,
Multaque de magna creuerunt fragmina cena,
Que procul instructis inculcat habenda canistris.
Jam nox per medium gaudebat currere cęlum,
Cum subito missi properant, qui munera portant:
Inter quę rombus, cum multo milite barbus,
Flexilis et congrus, cum quis mugil generosus,
Gobio, sepiole, lolligo cum capitone,
Cancri, mulli, trutta, cauedonus, hicherus, allec,
Affuit et salmo. nutritus flumine Hreno,
Nec aberat donis piscosi grex Rabadonis,
Quod fundoque Mose capitur piscis genus omne,
Prefert se cęto spinx captus in amne·Petroso:
Squamigeros cetus punctis pellebat acutus.
Detulit hęc luter, carus placidusque minister.
Optulit ericius, spinoso uellere sutus,
Rugosum piper ac costus lentumque papauer,

---

157. leue *B.* — 159. dabes *A.* — 166. flexilis est et congrus *B.* — 167. iolligo *AB;* lolligo *Gr.* — 170. hec *AB;* nec *Gr.;* piscosus *AB,* piscosi *Gr.* — 172. in ane *B. Gr., der irrig* profert *las und* cętus *trotz 546 verbannen zu müssen glaubte, änderte:* profert se cesto, *(pag. 329) ‚wird aus dem Korb geholt‘. Aber* cestus *heisst nie Korb, und die richtige Lesart* prefert *ebnet Alles. An der Zärte, die der Dichter wiederholt im Bache Petrosus gefangen, hatte er wegen ihres munteren, lebendigen Wesens (173) besonderes Wohlgefallen gefunden und verherrlicht sie deshalb, indem er in grossartiger Uebertreibung ihr den König der Fische, den cetus, unterordnet.* — 176 *steht vor 174 AB; Gr. besserte.* — 176. lentum papauer, *dann* que *eingeschoben, corr. a A.*

---

157. *Prud. Ham. 325 (G. S.).* — 158a *ibid. 326a (G. S.)* — 159 *Hor. Serm. II. 6. 108. 107* continuatque dapes . . succinctus c. h. *(G).* — 160. *ibid. 109. 8 (G).* — 161. *ibid. 104* multaque de magna superessent fercula cena; *(G) zu dem eingesetzten* creuerunt fragmina *vgl. Sedulius III. 269.* — 162. *ibid. 105* quae procul extructis inerant hesterna canistris *(G).* — 163. *Hor. Serm. II. 6. 100. 1* iamque tenebat Nox medium caeli spatium, cum . . *(H).* — 176a. *Persius V. 55a (G). Zu* costus *erinnert G pag. 318 an Lucan IX. 917, H an Hor. carm. III. 1. 44.*

Porros et caules, rafanos quoque uiribus acres,
Molles castaneas, domnis cenantibus aptas,
His cydonia sunt, crustumia denique mixta.
His ita susceptis, redhibetur gratia missis.
Considunt pariter; tum sic ait ipse magister:
‚Septimus octauo propior iam preterit annus,
Ex quo cum pomis, cum piscibus urbe petitis
Mensas ornaui, conuiuas ipse refeci;
Sic uixi monachus, claustralia iura secutus,
Omnia distractis cęmens obsonia gazis.
Gratia sit uobis, quod sic mihi subpeditastis.
Afficior senio, uobis mea cuncta relinquo,
Ericio rupem, lutro pro piscibus amnem‘.
Protinus arrident, collum faciemque remulcent.
Vt me conspiciunt, confestim talia dicunt:
‚Mirum fit nobis, quid hic castellat in antris?‘

Lupus ad Lutrum.

‚Dum spreuit stabulum, nostrum diuertit ad antrum,
Et manet insopilis, nostris addictus habenis.
Jure fruor torto, quia iuuit tempore tanto:

180. deceptis [sus] *B;* recubetur *geändert in* redhibetur, *corr. γ A;* recubetur *B.* — 182. proprior *A.* — 183. pepitis *AB,* petitis *Gr.* — 193. *B hat die Personenbezeichnung neben 192.* — 195. uuut *AB, was sowohl* uiuit *(so Gr.) als* iuuit *gelesen werden kann. Aber wie aus der so langen Lebensdauer des Kalbes das Unrecht der Tödtung hergeleitet werden kann, ist unbegreiflich. Das Richtige ist* iuuit: *der Flüchtling hat dem Wolfe so lange aufgewartet, wofür dieser zur Dankbarkeit verpflichtet ist (187): trotzdem begeht er den schnöden Undank gegen den freundlichen und gehorsamen Diener.* tempore tanto = *tamdiu, wie 621 und Prud. Apoth. 121, wie ja überhaupt für zeitliche Ausdehnung in Vulgata und kirchlicher Dichtung der Ablativ Regel ist.*

178a. *Venant. Fortun. XI. 13. 4 (G), wenn nicht vielmehr Verg. Eclog. I. 81a (S).* — 182. *Hor. Serm. II. 6. 40* septimus octauo propior iam fugerit annus *(H).* — 183. *ibid. 41 beginnt* ex quo; b *aus ibid. II. 2. 120 (H).* — 184a. *ibid. 122* et nux ornabat mensas *(S).* — 186. *ibid. I. 2. 9* omnia conductis coemens obsonia nummis *(G).* — 194b. *Prud. Ham. 436* barbaricis addictum habenis. — 195a. *ibid. 782a* iure fruebantur proprio.

Me tenet huius amor, legirupis ipse uocabor,
Mane sed officium faciat mihi more suorum,
Sanguinis ex calice roret siccamina lingue,
Proluet hic potus spurcamina pectoris huius.
Hic fossa est ingens, hinc rupes maxima pendens:
Mergitur in fluuium, mergens educ fugitiuum,
Si scandit rupem, prosternes hunc ab eadem;
Ne nos implanet, constans tua cautio curet.
Tunc mihi carus eris, custos si prouidus adsis'.

Luter.

‚Hoc sequar, hoc fixo conceptum corde tenebo'.
Armiger ericius, clauata sindone tectus,
Nec studio cithare, nec Muse deditus ulli,
Fit capitale lupi, citharizans fortia belli,
Romam, res letas et prospera queque retexens,
Mille triumphorum memorans ex ordine pompas,
Ductaque per mediam spoliorum fercula Romam
Omnibus ex terris, quas undique continet orbis.
Occupat ipse aditum, ne fas sit uadere captum,
Vt canis a corio numquam absterrebitur uncto.
Nam uitulum luter reficit, cum belua stertit,

196. *S. vermuthet nach Prud. Ham. 238* legirupus. — 198. salice *AB, offenbar verschrieben für* calice, *vgl. 113* cratus pecudis de sanguine tinctus *und 199* potus. — 199. surcamina (spur *übergeschrieben*) *corr. γ A.* — 205 tinebo *A;* hoc fico, *in* fixo *geändert, corr. γ A;* adfixo *B.* — 207. ullę, *dann* ę *lang durchstrichen, corr. γ A; ulli B.* — 214. uncta *AB.*

200. *Hor. Serm. II. 3. 59 (H), am Schluss* pendens *hinzugesetzt.* 204 a. *Hor. Ep. I. 20. 10 a* carus eris Romae; b *nach Hor. Serm. II. 6. 15 b* custos mihi maximus adsis. — 205 *Prud. Ham. 342* hoc sequar, hoc stabili conceptum mente tenebo *(G. S.).* — 207. *Hor. Serm. II. 3. 105 (G).* — 209. *Prud. c. Sym. II. 579* orbem, res laetas et prospera quaeque retexis *(G. S.); der Versschluss* quaeque retexens *Hor. Serm. II. 3. 2 (G), ähnlich Prud. Apoth. 704.* — 210. *Prud. c. Sym. II. 580* mille triumphorum memoras ex ordine pompas *(G. S.).* — 211. *ibid. 581 (G. S.).* — 212. *ibid. 597* omnibus in terris, quas continet occidualis *(S).* — 213 a. *Verg. Aen. VI. 424 a.* occupat Aeneas aditum. — 214. *Hor. Serm. II. 5. 83 (G).*

Dulcia depromit, super hęc ortamina fudit:
‚Pellito nunc uino, nunc curam soluito somno,
Forciaque aduersis opponito pectora rebus:
Grata superueniet, quę non sperabitur, hora‘.
Ad mensam uituli legitur Reparacio lapsi;
Cum fuit expleta, collatio dicitur ista:
‚Conditor ipse poli, prudens fabricator et arui,
Qui mestos refoues, uinctis solamina prebes,
In te confido, clauso me solue baratro,
Vt te collaudem, uideam geminumque parentem‘.
Hec lacrimans poscit, quin conpletoria dixit.
Post noctem mediam, quando sunt somnia uera,
Spelunce dominus, de uisis obstupefactus,
Quod strato uidit, enarrans fratribus inquit:
‚Dicite consocii, quo tendat uisio somni.
Bruchi cum uespa, cynifes, cenomia multa
Me circum uolitabant, dente sed asperitabant,
Bini crabrones certabant stringere fauces,
Quod mihi nulla salus mansit nec uiuida uirtus;
Adfuit his uitulus, celso cum carmine mixtus,

---

216. de promit fuper *A;* depromit super *B.* — 217. soluite *AB.* — 219. sperabit, *dann die* ur-*Abkürzung von derselben Hand mit frischerer Dinte über* t *gesetzt B.* — 223. solamine, *über* e *ein Corruptionszeichen, corr. β A.* — 227. somma *A.* — 230. uifio *B.* — 232. *Gr. schrieb* circumuolitabant, *doch vgl. 102.* — 234. inuida *AB; die* uirtus *ist aber nicht neidisch, und die Bedeutung ‚beneidenswerth‘ ist nicht nachzuweisen;* uiuida uirtus *ist ebenso sachgemäss als auch ein seit Vergil (Aen. V. 754. XI. 386) häufiger Versschluss, z. B. Haban. Maur. VI. 204 A; Alcuin 281. v. 243; Heiric IV. 2. 116. Genau denselben Schreibfehler zeigt Paris. γ in Theodul. Ecl. 169, von Beck nach den übrigen Hss. berichtigt.*

---

217. *ibid. II. 7. 114* iam uino quaerens, iam somno fallere curam *(H); G erinnert an Hor. carm. 1. 7b. 31* nunc uino pellite curas. — 218. *Hor. Serm. II. 2. 136* fortiaque aduersis opponite pectora rebus *(G).* — 219. *Hor. Ep. I. 4. 14 (G).* — 225a. *Hor. Serm. I. 6. 70a* ut me collaudem *(Ho.); der Versschluss* geminosque parentes *bei Verg. Aen. III. 180.* — 227. *Hor Serm. 1. 10. 33* post mediam noctem uisus cum somnia uera *(G).* — 234b und 236b. *vgl. crit. Not.*

Quin etiam uulpes geminabat in ethera uoces.
Ah, si docta manus monstret modulamina cantus!"

Luter.

‚Hostibus ista tuis nihil est quod tu uerearis;
Credas consilio: uiso saluabere somno,
Scilicet ut uitulum patiaris abire tenellum;
Quod si postponis, soli tibi damna parabis.
In grege muscarum noscas spelea ferarum,
Quę te dilanient, et toto corpore scindent;
Nam stimuli uespe sunt uires mortis acerbe.
Binos crabrones ambos cognosce parentes,
Qui natum deflent, fauces tibi stipite figent.
In iubilo uulpis proprii cape signa meroris.
Infelix uitulus, non grata compede uinctus,
Exiet ad campum, bellum cum uenerit ortum.
Quid dabis ergo boni? — sic stat sententia somni.‘

---

236. uirtus uulpes, *corr.* « *A;* in ethęre *A,* in aere *B. Offenbar triumphirt der Fuchs nicht im Himmel; vielmehr drangen seine verstärkten Jubelrufe bis in den Aether hinein; die Sprechweise ist wiederum ganz formelhaft für die zweite Vershälfte: vgl. Verg. Aen. VIII. 70* effundit ad aethera uoces, *Hrab. Maur. VI. p. 209 C* referamus ad aethera uoces, *Ermold Nig. I. 395* spargebat in aethera uoces, *ebenso Hrotswith Theophilus 297, Conuersio 154, 258, 261. Agnes 229, 308 etc.* — 237. Ac si *AB von Gr. hergestellt.* — 240. te nullum *corr.* γ *A.* — 242. spolea *AB, Gr.* spelaea. — 246. uatum *B.* — 247. in nubilo *B.* — 248. copede *B.* — 250. bonis *AB. Reim und Sinn verlangen die in den Text gesetzte, schon von H empfohlene Verbesserung. Es handelt sich ja gar nicht darum, dass der Wolf guten Leuten etwas gibt. Vielmehr fragt die Otter: Welches Gut wirst du also herausgeben? Welchen Besitz wirst du, der prophetischen Stimme dieses Traumes folgend, fahren lassen? Entweder das Kalb — denn mit seiner Freilassung fallen alle angekündigten Unglücksfälle fort —, oder eine Burg an einen mächtigen Fürsten als Schirmherrn, vgl. 252 b, 1128. Bestätigt wird diese Emendation sachlich durch die Antwort des Wolfes 252:* Quae bona distribuam? *sprachlich durch 361:* Quid datis auxilii?

---

240. scilicet ut *formelhafter Versanfang: Hor. Serm. II. 3. 185. 240. Ep. II. 2 44. Verg. Aen. XI. 371 etc.* — 242. *der Versschluss aus Verg. Ecl. X. 52.* — 248 b. *Hor. carm. IV. 11. 23. 24* grata compede uinctum *(H), vgl. zu Ecb. 940; K denkt an Epist. I. 3. 3* compede uinctus.

Lupus.

‚Hei mihi! quid faciam, uel qualia uerba retexam?
Quę bona distribuam? quę mundiburdia queram?
Poscis pro uitulo, minitaris pro perituro;
Si daret Heinricus, uobis percarus amicus,
Sporcos quingentos, uitulos totidem saginatos,
Non feret inpune, quod sparsit fragmina cęnę,
Vinie dulcorem, solitum mihi ferre soporem.
Cur perit incassum tanto sudore paratum?
Quod foris excessit, nobis nullatenus hesit,
Sed post ingressum sit nobis discutiendum.
Instauret quadruplo sumptus stultus mihi simplos.
Mane canam psalmos, si tardat sacra sacerdos.‘
Archicapellanus, camerarius et cocus almus,
Index consilii, quin iudex illius antri
Extitit ericius, perplexo uellere sutus,
Namque super cunctos nanus fuit iste sacerdos,
Indumenta nouis texebat plumea telis.

Lupus Ericio.

‚Post horam sextam capto mox tollito uitam;

251. *B hat* Lupus *schon neben 250.* — 251. Hei mihi *AB; Gr. ändert* Heu mihi; *ohne zureichenden Grund, da ersteres sich recht oft bei Terenz, Ovid, Tibull findet:* hei mihi! quid faciam? *bietet Terenz Adelph. V. 3. 3.* — 252. mundi burdia *B.* — 254. he^{i}nricus *A, corr. a;* henricus *B.* — 256. sparsit (= sperarsit) *A;* sanguine fragmine, *corr. γ A;* fragmine *B.* — 257. solitum ferre *AB, von Gr. ergänzt.* — 258 tando *in* tanto *geändert B.* — 259. for^{i}s *corr. α A.* — 261. stultos *AB,* stultus *G;* simplō *A,* simplo *B und Gr.; die Lesart von A zeigt, dass hinter* o *ein abkürzungsfähiger Consonant folgen muss; vermuthlich nahm der Schreiber statt der s- die m-Note; denn* simplos *kann von* sumptus *nicht getrennt werden; auch in dem Schreibfehler* stultos *vermag man die rückwürkende Kraft eines ursprünglichen* simplos *zu erkennen.* — 265. futus *B.* — 266. manus *B.*

251. *Hor. Serm. II. 1 5. und 24* quid faciam? *Ouid. ex Ponto I. 2. 7* heu mihi! quid faciam? — 256a. *bei ‚Drohungen dem Ovid formelhaft: vgl. Met. II. 474; VIII. 279; XI. 207; XII. 265; XIV. 383.* — 258b. *Prud. Ham. 484* structam tantis sudoribus — 267. *ibid. 295* indumenta nouis texentem plumea telis *(G. S.).*

Quod petiit feci, nam uix promissa repleui.
Portio nulla detur, sed nec per frusta secetur,
Dispice, neue cocoque foco tostetur ab ullo.
Hec caro nectarea festiuum sit mihi pasca,
Hanc tege pigmentis redolentibus et sale pauco;
Esca multiplici ne fallas federa disci,
Per uarios gustus hec fercula nostra regamus.
Lignum pomiferum si roras iusse fabarum,
Radix continuo siccabitur huius ab imo,
Marcescet sucus, uanescet in arbore fructus.
Tussis sicca fabis asino sit gloria dulcis,
Sit uox scabra fabe porcello gloria palme.
Hisce fabis uirtus uiciata est corporis huius,
Nec possum teneram telluri affigere plantam,
Sic periit, solitum dum non habet arida pastum.
Sint hec barbaricis mandenda legumina Francis,
Sic erit nullus honos. potior mihi pristinus est mos,
Hunc morem repetam. quin ad mea prisca recurram.

---

269. *die letzte Silbe von* petiit *steht auf radirtem Grunde in A*; promassa (i above) *A, beides corr. a.* — 270. *auf Rasur* ne p frustra, *dann hat corr. γ an* ne *ein* c *angesetzt und den Langstrich von* p *durchstrichen: also* nec per frustra. *A*; sed neque frustra *B. Gr. stellte* frusta *her; vgl. 1218.* — 271. testetur *AB, von Gr. berichtigt*; coque (co above) *corr. α A.* — 275 rogamus *B.* — 280. scraba *B.* — 281. fabe *AB*; fabis *Gr.* — 282. affligere *AB*; *Gr. besserte* — 285. *‚pro* erit *sine dubio* est *scribendum' S.* — 286. hunc morem repetam, ad mea pr. rec. *AB. Gr. LG pag. XX. lässt diesen Fünffüssler stehen, weil er dem Verfasser entschlüpft sein könnte. Bei rascher Arbeit sind so grobe Nachlässigkeiten wahrscheinlich:*

269a. *Hor. Ep. I. 1. 98a* quod petiit, spernit *(H).* — 270b. *Verg. Aen I. 212* pars in frusta secant. — 273. *Prud. Ham. 296* pigmentis redolentibus et *(S).* — 275. *ibid. 323* per uarios gustus instructa ut prandia ducat; fercula *ibid. 321,* fercula nostra *Prud. Cath. III 16.* — 277. *Hor. Serm II. 3. 308. Ep. I. 1. 54 schliesst* ab imo. — 280. *Verg. Georg. III. 102 schliesst* gloria palmae. — 281 *Prud. c. Sym. II. 991 schliesst* corporis huius. — 282. *ibid. 981* nec potis est tenuem telluri affigere fibram *(G. S).* — 283. *Prud. Apoth. 946 (G S.).* — 284. *Prud. c. Sym. I. 449* sint haec barbaricis gentilia numina pagis *(S).* — 285 b: *ibid. II. 274 b (S).* — 286. *ibid. 293* in mores redeant atque ad sua prisca recurrant *(G. S).*

Deuoro nunc carnem, preclaram persono uocem,
Sunt uituli carnes pociores quam gobiones,
Inde traham sucum crassoque humore salutem,
Fit rubor in facie, pallor tabescit in ore,
Blandus corde sapor, fragrans odor, apta uoluptas;
Omnia percurram, quo limum pectore pellam.‘

Luter.

‚Ah, peruersa uigent, legalia iura fatiscent.‘

Lupus.

‚Ergo sales uestri ueterani sint sine dente?
Non patiar, teneas ueteres ut me duce nugas.‘

Luter.

‚Si sapis, hec tacito consumes uerba palato.
Vtere sorte tua, doctus pietate paterna.
Annis iam septem uitam deducis agrestem,
Omne genus carnis uitabant intima uentris,
Cunctis delitiis preponens munera piscis,

---

davon ist aber hier das Gegentheil der Fall. Obenein wird dadurch der Reim zerstört, und das selbständige Leben, das bei unserem Dichter den beiden Vershälften in der Regel gesichert ist, durch die Verschleifung vernichtet. Siebenfüssler sind mir wohl begegnet, bei Ermold. Nig. II. 27 und III. 31, aber Fünffüssler nirgends aufgestossen. Darum scheint Ergänzung nöthig, entweder durch nunc *(was Grimm einsetzen würde), oder* quin, *ein gerade an dieser Versstelle (120. 226. 264. 327. 1214) und gerade diesem Dichter so beliebtes Bindewort. H schob* studia *ein.*

291. flagrans *AB*, fragrans *Gr.*, ordor *A.* — 292. curram pellam, *corr. γ A.* — 293. fatiscunt *AB; aber so leicht liess sich der in der Reimnoth mit den Temporibus ziemlich frei schaltende Dichter (243, 812 etc.) den vollen Gleichklang nicht entgehn.* — 295. negas *AB.* — 296. *in B fehlt die Pers.-Bez. Luter.*

---

289. *Prud. Apoth. 696* inde trahit succum lentoque humore salutem *(S).* — 290. *Prud. Cath. VIII. 26. 28* faciem rubore . . . . pallor in ore. — 291. *Prud. Apoth. 395. 396* blandus in ore sapor, fragrans odor . . . sincera uoluptas *(G. S.).* — 292 a. *ibid. 231 a* omnia percurrit. — 293 a. *Prud. Ham. 306* peruersum ius omne uiget *(S).* — 295. *Prud. c. Sym. I. 433* non patiar, ueteres teneas ut me duce nugas *(G. S.)* — 296. *Prud. Apoth. 981* lacero consumens uerba palato *(G. S.).* — 297 a. *ibid. 772 a (S); der Versschluss* pietate paterna *häufig, z. B. Ouid. Met. VIII. 602, Juvenc. de laude dom. 43. Ven. Fortun. III. 19.* — 300 a *Ven. Fortun. XI. 9. 11* delicіis cunctis.

Sepe tue mense iungens consortia trutte.
Nunc comedes uitulum, sanctum spernens monachatum.
Non preter solitum cogor dissoluere luctum:
Tot mala succedent, quę te per tristia uertent.
Nomine tu monachus, sed dextro limite tortus,
Crimina pertractas, sanctum subuertere certas.
Aduersus mitem piceum postpone furorem.
Euigilet monachus, pergrandi compede uinctus,
Regula queque docet, uerbis simul actibus ornet:
Nil fore quod proprium, commune sed omnibus unum,
Quod sibi non fieri, fratri non irroget ulli.
Sic quia non uiuis, predonis lege peribis,
Judicio canonum morieris morte latronum.'
Hec luter cautus dicenda tacenda locutus.

Lupus.

,Hec illi narres, qui surdas possidet aures,
Nam caude uituli iungetur lumbus aselli;

---

302. monochatum *A.* — 303. *die naheliegenden Emendationen* nunc preter solitum *oder* non iuxta solitum*(ganz gegen die süsse Gewohnheit unseres bisher ascetisch strengen und darum ungetrübt heiteren Zusammenlebens bin ich jetzt gezwungen, den Schmerz zu entfesseln, d. h. entweder: der vordem gleichsam gebundenen und machtlosen Traurigkeit die Freiheit und damit die Möglichkeit, auf das Gemüth zu wirken, zurückzugeben, oder: den Gram durch Klagen und Weinen aufzulösen und zu mildern) verbietet die oft gedankenlose Art der Zusammenstoppelung.* — 306. cessas certas *B.* — 307. ad uersus *A.* — 309. *Gr. interpungirt hinter* uerbis. *Aber welches Mittels soll sich denn die Regel bedienen, wenn nicht des Wortes? Durch Wort (296, 318) und That soll der Mönch die Regel fördern;* simul *wie 415. Diese Auslegung bestätigt der sich mit dem Reime gern verbindende Satzschluss.* — 313. more *B.*

---

303 a. *Hor. carm. I. 6. 20 (H).* — 307 b. *Prud. Apoth. 141* piceosque furores comprimit. — 308 b. *vgl zu 248.* — 310. omnibus unum *formelhafter Versschluss: Verg. Aen. V. 308, Juvenc. Genesis 292. 1265. Prud. Ham 802, c. Sym. II. 809, Sedul. V. 203 etc. der Spruch aus Reg. S. Bened. cap. 33* ne quis praesumat aliquid habere proprium... omnia omnibus sint communia. — 311. *ibid. IV. 9* quod sibi quis fieri non uult, alii ne faciat, *vgl. cap. 61 und 70.* — 314 b. *Hor. Ep. I. 7. 72 b (H).* — 315. *ibid. II. 1 199* narrare putaret asello fabellam surdo. *(Ter. Heaut. I. 3 10.)*

Sic natura parens iussit discurrere soles.'
Luter.
,De lingua monachi uolitet discrecio uerbi.'
Lupus.
,Si tibi sum cure, frenos imponito lingue.'
Luter.
,Frustratur multum, piceat qui uas adaquatum;
Sincerum est nisi uas, quodcumque infundis acessit.'
Postera lux oritur, multo gratissima fertur.
Cum faciem noctis pepulissent lumina solis,
Corniger armenti perlustrat ouilia uici,
Singula qui reuocat, presentia quęque regirat,
De sibi commissis aspectat, ne pereat quis.
Mugit uacca loquax, quin taurus cornibus audax,
Perdita demonstrant, natum per singula lustrant.
Ast Vosagina canis, lustrosis concia siluis.
Venerat ad medium, certum dictura relatum:
,Estimo, quod uobis referentur gaudia mestis.
In Genesi legitur, Esau cum gesta feruntur,
Ille sagitta doctus erat grauidaque faretra,
Portabat cornu, fuerat qui doctus in arcu,
Capsidile suo gestabat in inguine dextro;
Hic me nutriuit, per rara latibula duxit,

320. qui uas piceat *B*; ad aquatum *AB*; *B schliesst den Vers in cassiodorische Zeichen ein.* — 321. acessit *AB*, acescit *Gr.*, *doch vgl* 412. — sincerum/ (est) nisi, *corr.* γ *A*; sincerum nisi *B*. — 326. comissis *B*. — 329. conscia *B und Gr.*, *doch glaube ich diese Schreibart mit Rücksicht auf 356, 651, 681, 883, wie 468 und 758 bewahren zu sollen.* — 328 monstrant (lu), *corr.* β *A*. — 335 capsilide *B*; iguine *B*.

317. *Lucan. Phars. X. 238* sic iussit natura parens discurrere Nilum *(S)*. — 319 a. *Hor Ep. I. 3 30* si tibi curae. — 321 *ibid. I. 2. 54 (S)*. — 322. *Hor. Serm. I. 5. 39 mit Zusatz von* fertur *(Ho)*. — 328. *Verg. Aen. VI. 888* natum per singula duxit; *887 schliesst mit* lustrant. 333. 4. *Hor carm. I. 22. 2—4* iaculis nec arcu nec uenenatis grauida sagittis, Fusce, pharetra *(H)*; *vgl. I 29, 9* doctus sagittas tendere Sericas arcu.

Post mortem domini uobis mendica remansi.
Visis consternor, auditis corde retundor:
Juxta est speleum, multo predamine plenum;
Sole sub occiduo, latrans prope iam pede fesso,
Audieram strepitum, certans comprehendere melum;
Reddetur stabulo, si forsan queritur antro.'
Suscipitur sermo, quem dixit barbarus hospes,
Et predocta canis ceu fertur odora canum uis,
Non preter centum properans pretendere gressum,
Donec peruenit, quo se conducere uouit.
Tunc equitum turme certant peditumque caterue,
He numero plures, uirtute et honore minores,
Indocti, stolidi, simul impugnare parati.
Viribus editior, collecto tum grege maior,
Irritat, mulcet taurus, mugitibus implet,
Fit sonus in terris, quasi totus corruat orbis.

Exilit ille lupus, somno uinoque sepultus,
Conuocat armigeros, pugnandi iure remotos,
Sperat belligeros solo torpore peritos;
Arcem concendit, hostes quo cernere possit,
Visis expauit, reparatus uiribus infit:
,O famuli fortes, animosas cernite gentes;
Vnus eis animus, quamquam non unica uirtus,
Perdere nos liscunt, ac morti tradere querunt;

---

348. nūmo *(nummo) statt* num̃o *B.* — 356. contendit *B,* concendit *A, vgl zu329* — 357. reparatus *AB ändert Gr. in* reparatis *ohne Noth.*

340a. *Prud. Cath. III. 88* luce sub occidua, *vgl. Ouid. Met. I. 63.* — 344b. *Verg. Aen. IV. 132b* odora canum uis *(G).* — 345. *vgl. zu 303 und 32.* — 347. *Hor. Ep. II. 1. 190* dum fugiunt equitum turmae peditumque caterue *(H).* — 348 *ibid. 183, nur* he *ist für* quod *eingesetzt (H).* — 349. *ibid. 184* indocti stolidique et depugnare parati *(S).* 350. *Hor. Serm. I. 3. 110* uiribus editior caedebat ut in grege taurus *(H).* — 351. *Hor. Ep. II. 1. 212* inritat, mulcet, falsis terroribus implet; *der Versschluss Ouid. Met. VII. 114, Verg. Ecl. VI. 48.* — 353b. *seit Verg. Aen. II. 265b* somno uinoque sepultam *(H) formelhaft; vgl. IX. 189, 236, III. 630; Ermold. Nig. III. 207b; eleg. I. 117; Alcuin c. 276, 21; Poeta Saxo 791, 29; Walthar. 358.*

Quid datis auxilii, rabiose obsistere genti?
Non pugnant manibus, non arcus tenditur ullus,
Missile non iacitur, nec funda saxa rotantur,
Non sunt penniger pugnaces insidiosi;
Nam neque calce lupus neque quenquam dente petit bos;
Absit aper solus et corniger utique ceruus,
His cornu bellum cum dentis acumine seuum.
Insistunt antro, non decidet ariete crebro,
Non patet ascensus, nec scandit ridiculus mus.
Sed uereor uulpem, solitum turbare bitumen,
Non solitum potest, plures sibi iungere gaudet,
Ad me perdendum uigilauit cura suorum,
Preualet, in quantum cumulauerit ipsa tumultum,
Si desunt uires, regnabunt undique fraudes.
Mortua sit uulpi uersucia decipiendi!"
Namque duo famuli, nullo terrore subacti,
Libera respondent, dicto talique cohercent:
‚Non simus iniusti neque talibus assotiati
Culpis gestorum, quę damnent, more reorum.
Ex his nullus erit, qui nos conuincere possit
Sanguine de fratris, nec non de morte parentis.

---

361. rabiosi *A,* rabiose *B (und daher* rabiosae *Gr.).* — 363. faxa *A.* — 365. dente pente *A.* — 366. solus aper *AB; der Reim zwingt zur Umstellung.* — 368. ne *in* non *selbstgebessert, A.* — 373. cumulauit *B* — 375. mortua, *das* o *entstanden aus Aenderung eines nicht mehr erkennbaren Buchstabens, A.* — 377. *Gr. bessert* libere; *allein den Acc. Neutr. Sing. oder Plur. im Sinne des Adverb. zu setzen, ist ein Graecismus, den ebenso unser Dichter (81. 558. 1204) selbst wie seine Quellen anwenden.* — 378. *‚recte Heidbreedius restituit* sumus' *S, wie auch ich (Progr. p. 17) vermuthete; doch ist* simus *als Conj. hortat. unanfechtbar. Die Vasallen legen freimüthig Verwahrung ein gegen den sich bis zum Fluche (375) versteigenden Hass ihres Herrn, als eine zur Verdammniss führende That, von der sie sich feierlich lossagen, um nicht die gesammten Früchte ihres bisherigen gottgefälligen Wandels in Frage zu stellen.*

---

365. *Hor. Serm. II. 1. 55* ut neque calce lupus quemquam neque dente petit bos *(H)* — 366, 7. *vgl. zu 648.* — 368. *der Versschluss* ariete crebro *aus Verg. Aen. II. 492.* — 369b. *Hor. A. P. 139 (H).* — 374a. *Ouid. ex Ponto III. 4. 79a* ut desint uires. — 381a. *Hor. Serm. II. 5. 16a* sanguine fraterno *(Ho).*

Celibis illesam cupientes ducere uitam,
Grates factori persoluimus omnipotenti,
Leges qui statuit, facti moderamina iussit.
Quę dare non poteras, hostili iure tenebas.
Nobis iurabas, ex hoc tibi consociaras:
Annis iam septem uis non incurrere mortem.
Non ita promeriti, sic nos opponere morti.
Fraudibus in uulpis que sit tibi cura timoris,
Ne feriant iacula, quę presens concio uibrat,
Discere percupimus, celatum quod latet ulcus.'

Lupus.

,Tempore, quo reges uadunt ad bella feroces,
Renibus in siluis torquetur uita leonis.
Forte fuit causa, decatie lege recepta,

---

392. *der Name des Erzählenden fehlt in B, ist in A von corr. γ nachgetragen.* — 394. furte *zu* forte *gebessert, corr.* α *A.* — decanie *A,* de canie *B. Grimm behält die Lesart von A bei und bietet nun zwei Erklärungen (LG pag. 293—4): entweder bezieht man 394 auf 393 zurück und fasst dann die Krankheit als eine Gottesgeisel für die durch Erlass einer lex dec. begangene schwere Sünde; da er sich aber ein solches Gesetz nicht zu deuten weiss, gibt er diese Auslegung, bei der auch 395 ganz unmotivirt daständе und erst nach 397 am Platze wäre, wieder auf. Oder: man beziehe 394 auf 395, die Einführung der lex dec. veranlasst die Ernennung des Wolfes zum Decan und Kämmerer. Nun bleibt ihm zweierlei aufzuzeigen, 1. die Uebereinstimmung seiner lex dec. mit den Berufspflichten des Wolfes, 2. die Möglichkeit, dass einem solchen decanus der Amtscharacter ,camerarius' ertheilt werde. Ad 1. citirt er Regino, de synod. causis et discipl. eccles., II. 5. 69, wonach damals (906) in jeder Pfarrei redliche und fromme Laien angeordnet werden sollten, welche, decani genannt, über Kirchenbesuch und Sittenreinheit an jedem Orte zu wachen hatten; auch der Wolf als Decan hatte darüber zu wachen, dass des Königs alle Thiere an den Hof rufender Befehl genau erfüllt werde, und keines ausbleibe (400, 401). Ad 2 ruft er Ecb. 570 zu Hilfe und schliesst: der (dort erwähnte) camerarius ist in der Rangliste der zehnte, ordine denus — denus ist ungefähr dasselbe wie decanus — folglich rechtfertigt sich die Verknüpfung beider Titel.*

---

388. *der Versschluss* opponere morti *Verg. Aen. II. 127. XI. 115.* — 391 b. *Hor. Ep. I. 16. 24* ulcera celat *(H).* — 392. tempore quo *Formel, schon Hor. Serm. II. 5. 63.*

Dagegen spricht, ad 1. 1. *Das Amt des Kirchenpolizisten ist eine viel zu niedrige Würdenstufe, als dass der Inhaber desselben als solcher* summus preco domus *496 genannt werden könnte; auch* tua nauis in alto est *1047 und das Epitaphium 1079 ff., zumal* culmina saltus *1085, passen wohl auf einen Staatsmann, der die höchste Gewalt nächst dem Könige besitzt, aber nicht auf den Gemeinde-Einpeitscher einer einzelnen Kirche.* 2. *Die von dem Dichter gewöhnlich verwandte Titulatur stammt nicht aus dem weltlichen Gottesdienst und dessen innersten Einrichtungen, sondern aus dem Hof- und Klosterleben.* 3. *Die Würkung der lex ist einerseits die Besetzung des Kämmerei-Amtes mit dem Wolfe, anderseits und vorzugsweise die Verordnung von 396, 397. Nun stimmt freilich 396 zu 401, 2; aber 397, den Kern der neuen Einrichtung, übersieht Grimm: die Waldthiere sollen nicht bloss vollzählig erscheinen, jeder soll auch das Beste und Heilsamste, was er hat, mitbringen; jenes ist nur die Voraussetzung von diesem; und dass die persönliche Ueberreichung von Gaben der Hauptinhalt des Gesetzes war, beweist auch der weitere Verlauf: vgl. 398. 402. 441. 628. 813—4, 989, 1061 — davon steht aber kein Wort in Regino.*

Ad 2. Das Bedenkliche des Obersatzes leuchtet ein; aber auch der Untersatz hat nur particuläre Gültigkeit. Camerarius hat im Mittellatein wie kamerære im Mhd. zwei Bedeutungen: a. der Kämmerer, Schatzmeister, einer der höchsten Hofbeamten (Ecb. 263), der alle Einkünfte in Empfang nahm und verwaltete; b. der Kammerdiener, Kämmerling, dem die unmittelbare Bedienung der höchsten Person anvertraut war, qui debet custodire cameram et facere lectos et candelas et porrigere aquam (v. Fürth, die Ministerialen pag. 207, Ruodlieb X. 25). Erwägt man nun, dass dem 570 genannten camerarius die Prädicate secreti tacitus *und* ordine denus *beigelegt werden, dass ferner nachher bei der Aemtervertheilung 653* linces cum damis *den zehnten Platz innehaben, mit dem Zusatz* custodia regis, *so ist kein Zweifel, dass in der von Grimm angezogenen Stelle camerarius die zweite Bedeutung hat; der camerarius, der die lex dec. ausführen sollte, ist ordine primus, ist der Schatzmeister.*

Aus ähnlichen Gründen ist auch nicht an die in carolingischer Zeit eingeführten Decanieen oder Archipresbyterate, die die Ordnung unter dem Landclerus zu erhalten hatten, zu denken.

Liesse sich vielmehr ein Gesetz finden, allbekannt und tiefeinschneidend in alle Verhältnisse, ein Gesetz, das die Unterthanen zwingt, mit Geschenken und Abgaben an des Fürsten Hof zu erscheinen, und deshalb die Ernennung eines Kämmerers zur nothwendigen Folge hätte, so wäre die Stelle aufgehellt. Und dies ist der Zehnte, der der Kirche als solcher zuerst 779, dann 794, 813, 817 zuerkannt ward (was auch zu Ecb. 69 stimmen würde). Die Form decatie *liegt der Ueberlieferung am nächsten and entspricht der Vorliebe des Dichters für griechische Worte.*

Attauus eligitur, camerarius ille notatur.
Exiit edictum, silue fera currat ad antrum.
Aegroti menbris aportet queque salutis.
Omnes hac properant, nullum uitale ministrant,
Quod prosit capiti, cruri uentrique pedique.
Est sibi commissum, peragret consorcia fratrum;
An quis deficiat, crebro meditamine pensat.
Absunt a reliquis caute medicamina uulpis.
Auribus hec regis mox infert sedulus hostis,
His peiora sonat, illum quod tradere querat.
Imperat egrotus, quicumque est fidus amicus,
Vt uulpem capiat, membratim membra resoluat.
Attauus ut nouit, cruciatus mira requirit:
Arbore de celsa uulpi crux figitur alta.
Condoluit pardus, confratrum de grege solus,
Conprehendit cursum, regis depromere iussum.
Finitis stadiis quingentis atque uicenis,
Jam prope lassessens, occurrerat obuia uulpes;

395. attauuus *A*. — 396. currit *B*. — 400. est ibi *AB*, *von Gr. berichtigt*, *vgl. 57, 326*; consorci^{a}a *selbstverdeutlicht A*. — 403. reg^{i}s, *corr.* e *A*. — 404. s^{o}anat *B*; illud *AB*, *offenbar für* illum *verschrieben*; illam *ist unnöthig, da dem Fuchs bald männliches bald weibliches Geschlecht beigelegt wird*, *vgl. z. B. 615.* — 410. conprendit *B*. — 412. *Gr. hat Assonanz und Caesur (vgl. zu 286) verschlechtert und einen sachlichen Widerspruch in den Text gebracht, indem er* lassessens (*AB*) *in* lassescenti *umänderte. Der Parder erscheint überall als ein gewaltig starkes Thier, als ein zweiter Löwe; nirgends eine Spur, dass ihn grössere Märsche ermüden; der Fuchs hingegen zeigt sich durchweg eben so klein an Körper, eben so schwach zu Fuss (423. 460. 477. 728, vgl. 706) wie stark an Verstand. Er vergegenwärtigt Einsicht und Erfahrung, aber auch Hinfälligkeit des Alters; der Parder ist der jugendfrische (819) Thronerbe, der* saltu celebri currit (764). *Warum sollte nun auch nicht hier der Fuchs ‚beinahe ermattend' sein, da die Jagd ja in dem Grade, je mehr Thiere an des Löwen Hof versammelt sind, spärlichere Beute bringt und grössere Anstrengung erfordert?*

396a. *Vulg. Euang. Luc. II. 1.* — 399. *Hor. Ep. I. 12. 5* si uentri bene, si lateri pedibusque (*H*). — 411a. *Hor. Ep. II. 2. 104* finitis studiis.

Quę uidit recitat, cruciatus nec quoque cęlat.
Vt noua suscepit, palmas utrasque tetendit,
Alfa petit simul ω, tormento saluet ab illo,
Et quę uera capit, subridens irrita fingit.
Hęc pardum satiat, Treuirensia uina propinat.
Vt bene sunt pransi, benedicunt omnipotenti,
Nam modicum pausant, ac iussa silentia seruant,
Post iter arripiunt, Dauitica carmina prendunt,
Se simul excutiunt, montana cacumina scandunt,
Inibi considunt, fini concepta reducunt.
Terminat has laudes defessa monastica uulpes:
,Christum de celis conlaudet spiritus omnis!'
Mox genu curuauit, simul hec oramina fudit:
,Christe, patris fili, mihi te decet en misereri,
Sum memor ipse mei, satis et mea friuola noui,
Tu mihi sis galea, qui formas muta elementa,
Me facias reducem, fallacem subrue testem.'
Soluit uincla pedum, tenditque leonis ad antrum.
Cum prope peruenit: ,miserere mei, deus' inquit.

Vulpes Pardo.

,Hic maneas, donec regis molimina noscas.
Quercus adest iuxta, cui figas posteriora.'
Non tamen indecorem sua se regina reliquit,
Namque uię comiti dodrantem contulit auri.
Hec pede composito sese sociauerat antro,
Pectore cum tremulo stetit antri limine primo,
Intro caput flexit, domnum benedicere poscit.

---

419. ac iusa *B.* — 426. Christę *A.* — 429. sub rue *B.* — 432. nascas (o über a) *B.* — 434. relinquit, *corr.* γ *A;* relinquit *B.*

---

414 b. *Verg. Aen. VI. 685 b.* — 420 a. *Ven. Fortun. VI. 7 ff. a.* hinc iter arripiunt, *vgl. de uita Martini pag. 397. g. (ed. Luchi) und Ermold. Nig. II. 151 a* — 421 a. *Hor. Serm I. 3. 34* te ipsum concute; b. *Ouid. Met. I. 310.* — 424. *Vulg. Psalm. 150. 5* omnis spiritus laudet dominum — 427. *Prud. c. Sym. I. 646 (G. S.).* — 430. *Prud. Dittoch. XXXII. 4* soluit uincla pedum, properat Pharaonis ad arcem — 431, b: *Vulg. Psalm. L 3; LV. 2; LVI. 2.* — 432 a. *Abbo III. 111.* — 434. *Verg. Aen. XI. 845* non tamen indecorem tua te regina reliquit (*S*).

Quę benedicitur, a sociis set amen geminatur.
Leo.
‚Belua multorum capitum, uisis moribundum?'
Vulpes.
‚Ad quid uenissem, si non medicamina ferrem?'
Leo.
‚A grege cur fratrum certas diuellere gressum?
Inspice concilium, si desit quis sociarum.'
Vulpes.
‚Hercle iacere tuum, per magna silentia pressum!'
Leo.
‚Discere persicio, quid te semouerit antró.'
Vulpes.
‚Stagnum Genesaret cum fulica transsuolitaret,
Me uisa rediit, de te mox talia pandit:
‚Cara soror uulpes, quenam noua tristibus affers?
An leo conualuit, quem punctio dira grauauit?
Fit planctus grandis in partibus isce marinis.
Currito, festina: latet hoc medicamine uita.
Quod tibi compono, compone fideliter egro.
Vt fias agilis, nec erres montibus istis:
Hac iter ad leuam, per quod descendito Romam,
Burdegalo castro cursu tendas properato;
Psitachus occurret, regis tentoria queret,

439. *Gr., der 438* donum *verlesen hatte, interpungirt hinter* sociis; *von dem Herrn empfängt er den erbetenen Segen; die Gemeinde spricht dazu zweimal Amen; auch Reim und Zweisätzigkeit gebieten diese Auffassung.* — 446. Sstagnum *A, wie 487, indem der Schreiber den bereits, wie durchweg, an vorgerückter Stelle geschriebenen Anfangsbuchstaben des Verses wiederholte.* — 447. *Erst hier, nicht neben 446, setzt B.* **Vulpes.**

436a. *vgl. zu 22.* — 437. *der Versschluss* limino primo *Aen. XI. 423. VI. 427.* — 440. *Hor. Ep. I. 1. 76* belua multorum es capitum (*H*). — 446a. *Vulg. Euang. Luc. V. 1.* — 448. *H denkt an Verg. Aen. IV. 9. 10.* — 453a. *Hor. Ep. I. 1. 16a* nunc agilis fio; b. *Verg. Ecl. II. 21* errant in montibus agnae (*vgl. Aen. III. 644*); *Sedul. I. 211* tu nunc in montibus erras. — 450a. *Vulg. Act. Apost. VIII. 2* fecerunt planctum magnum super eum.

Illi mox dices, quę tunc certissima scies;
Nam regi domino suplex oramina mando.‘
Hec dicens rediit, pacis simul oscula pressit.
Finibus Italicis, fessis cum robore menbris,
More peregrini mirans ripatica Padi,
Dum prope perueni pontatica fixa Ticini,
Venerat inmenso merens ciconia rostro.
Fulica quę dixit, eadem gemebunda reuoluit;
Addidit hoc solum, sanctum deposcier Aprum.
Prosperet incepta, conformet tot mihi iussa!‘

Leo Vulpi.

‚De te multa uolant, quę uitam crimine turpant.‘

Vulpes.

‚Circator ueniat, dictum celus omne reuoluat:
Si dignum morti, cogar succumbere legi;
Iudicor innocua, domini letabor in aula‘.
Totus conticuit grex, atque crucis siluit lex.

Vulpes.

‚Quicquid sub terra est, in apricum proferet etas.
Singula de nobis anni predantur euntes,
Iam tempestiui funduntur uertice cani,
Auribus ecce meis inoleuit pluma senilis,
Aspera iam pellis insedit cruribus istis,

462. *B* perueni; *in A ist ursprüngliches* pueni *in* p[r]ueni *von corr.* γ *verdeutlicht.* — 464. gemebund[a]a, *vom Schreiber selbst das wegen zu dicker Dinte undeutliche* a *geklärt, A.* — 467. *B hat* Leo Vulpi *neben 466.* — 468. zelus *B, vgl. zu 329.* — 473. predantur *AB; doch ist* a *in A verwischt und kann auch* e *sein.*

458. *Der Versschluss* supplex oramina fudit *steht Aldhelm Virg. Alin. 26, vgl. 425, 216.* — 460a. *Ven. Fortun. X. 17. 6. a., vgl. IV. 20. 5.* — 463. *carm. de philomela ad calcem Cod. Par. 6816:* ‚gloctolat immenso maerensque ciconia rostro‘, *vgl. du Cange III. 533, Juventini eleg. 29.* — 470. *Ven. Fort. I. 1. 7, b.* domini consedit in aula. — 472. *Hor. Ep I 6. 24 (H).* — 473. *ibid. II. 2. 55 (H).* — 474. *Boethius de consolat. phil. I. 1. 11* intempestiui funduntur uertice cani (*H*). — 476. *Hor. carm. II. 20. 9. 10* iam iam residunt cruribus asperae pelles (*H*).

Nocte dieque graui franguntur crura dolore,
Non cursu superabo canem, nec uiribus aprum,
Asimilor cigno, commutor corpore toto,
Conrugor felix, uelud assolet Indica cornix:
Proque salute tui peragraui climata mundi.‘
Atque ita mentitur, sic ueris falsa remiscet,
Primo ne medium, medio ne discrepet imum,
Promta sequi tortum potius, quam dicere uerum.
Flebilis ista feris placuit sententia uulpis,
Conclamant omnes: ‚ueneretur olimpica uulpes!‘
Sternuntur pedibus, nec sese segregat ullus.
Proque labore graui superest miseratio uulpi,
Principis ira perit, nam uulpis gloria crescit:
Carmine sollemni deducitur obuia regi.
Hęc sceptrum regis tetigit sub federe pacis,
Tempore sic pacis fuerat mos regibus illis.

Leo.

---

479. cign[o]o, *corr. a. A, vgl. zu 464.* — 481. prope *AB ; wenn richtig, zu* climata *gehörig, wodurch einerseits die Selbständigkeit der Halbzeilen aufgehoben, anderseits die Verlogenheit des Aufschneiders unwahrscheinlich eingeschränkt wird. Ich schreibe darum mit S* proque, *wie 488 steht, vgl. Alcuin Willibr. II. 31. 10* proque salute tua lacrimas fundebat amaras. — 482. misceret remiscet, *corr. γ A.* — 486. ue[eu]nertur, *also* e *eingeschaltet, und* ur *trotz der Abkürzung ausgeschrieben, dann* uulpis, *B.* — 487. Ssternuntur *A vgl. zu 446.* — 490. obuua *A.* — 491. fegere, *dann* g *zu* d *gebessert, corr. a A.* — 492. fuera[t]ı, *wie 464, corr. a A.*

---

477. *carm. de senectute (Angelo Mai, auct. class. V. 456) 32.* — 478. *Hor. Ep. I. 18. 51* uel cursu superare canem uel uiribus aprum *(H).* — 481. climata mundi *formelhafter Versschluss, vgl. Tertullian. de iudicio 169; Walafr. Strab. bei Canis. II. 2. 245. 249. 263; Bertharius cap. 16; und bei vielen Andern.* — 482. *Hor. AP 151 (H).* — 483. *ibid. 152 (G).* — 484. *Hor. Ep. I. 10. 48* tortum digna sequi potius, quam ducere funem *(K); der Versschluss* dicere uerum, *Serm. I. 1. 24 (Ho).* — 486a. *Iuuenc. Hist. euang. III. 639a, IV. 566a.* — 487b. *Prud. Ham. 896b* nec enim se segregat ipsa. — 488a. *Ven. Fort. V. 2. i, IX. I. f.*

,Fulica quę misit, sollers industria uexit,
Proferto ad medium conuentus siluicolarum'.

Vulpes.

,Nolle meum dicam, medicamina iussa requiram.
Summus preco domus, quamquam meus ille patrinus,
— Est lupus hic dictus, pastoribus usque perosus, —
Pre foribus curtis, ne turbet uiscera regis,
Sane ducatur, sed et unguibus excorietur.
Hoc faciat cicius geminis cum lincibus ursus.
De cerebro piscis, tuleram quod partibus Indis,
Illiniam dorsum, renes, simul ilia circum;
Renes egroti stringentur pelle recenti,
Per calidum uellus spargetur morbus acutus'.

Leo.

,Nil mihi tam bellum, carum, quam uiuere sanum'.
Flentibus hic paucis discedit mestus amicis.
Iusserat ut uulpes, certant componere linces,
Cum quibus est ursus, natiuo murmure motus;
Nam caput atque pedes hi saluant excoriantes,
Ab humeris sursum denudant usque deorsum.
Vnguitur infirmus, precingitur ac refouetur.

---

493 *Gr. schreibt ohne Noth* sollersque; *die asyndetische Gegenüberstellung beider Sätzchen ist viel schärfer.* sollers industria *(erg. tua) ist eine ehrende Umschreibung für tu, in der Zeitsitte begründet; ganz nahe liegt Salomos Formelbuch ep. 39 (pag. 46 ed. Dümmler):* sollertissima uestra nouit industria. — 505. *B hat* Leo *erst neben 506.* — 508. *So verlockend auch Grimms Vorschlag (L. G. pag. 308, 321) ist,* notus *zu schreiben, so muss man doch an der Ueberlieferung so lange festhalten, bis deren Unhaltbarkeit dargethan ist. Der, wie die meisten Thiere (506), über die boshafte Intrigue des Wolfes empörte, tieferregte (vgl. 848) Bär nimmt brummend an der Schindung Theil.*

---

491. federe pacis *formelhafter Versschluss; Aldhelm Virg. 26, Alcuin 281. v. 55. Poeta Saxo 803. 3, Lotharius 4 und 98, Grimm Hymn. vet. VIII. 8 und sonst.* — 492. *Hor. Serm. I. 2. 86* regibus hic mos est *(H).* — 504. *Hor. Ep. I. 6. 28, Serm. II. 3. 163* quod latus aut renes morbo temptentur acuto *(H).* — 505. *Hor. Ep. I. 7. 3* si me uiuere uis sanum *(H).* — 506 *Hor. Serm. I. 5. 93* flentibus hic Varius discedit [illegible]is *(H).* — 510. *Prud. Perist. V. 110* sursum ac deor[illegible] nudate.

Cum resideret humi, iussit sibi pocula ferri:
Vt modicum biberat, confestim talia narrat:

Vulpes.

Heu male fida cohors, male sarto federe concors,
Quam temere in uosmet legem sancitis iniquam!
Si nolumus genti, si nobis uiuere cari,
Dum licet, ac uultum seruat fortuna benignum,
Legis decretum seruemus more parentum;
Indigni quocumque sumus disrumpere fedus,
Hec res conseruat iunctos, et iungit amicos.
At uos uirtutes ipsas inuertitis omnes,
Non mihi iudicium, sed uobis ponitis ipsum.
Dedecet hunc regem, rationem scribere talem:
Absens damnetur, nisi legibus ante uocetur.
Si sequitur legem, mercabitur undique laudem;
Si refugit placitum, semel ac bis terque petitum,
Nec premit hunc morbus, tardatque uicarius huius,
Hic subit et perfert, quod quisque uiriliter horret,
Nec sit lugendus, si deperit in cruce tensus.
Verum nil sceleris faciet pia dextera regis:
Sensibus intendat, legis precepta reuoluat

514. mala fida *B*. — 515. sanctitis *A*. — 518. de cretum *A*. — 520. iunotos *A*. — 523. Ne decet *B*. — 524 nisi *statt neu, ohne dass*. — 526. *Die scheinbar unabweisliche Besserung* petitus *muss man sich versagen, wenn man nicht zugleich allen dem Reimbedürfniss entsprungenen Unsinn ausmerzen will*. — 528. prefert *B*, hortet *A*.

---

514 a. *Ermold. Nig. II. 365a* et male fida cohors; b *nach Hor. Ep. I. 3. 31* male sarta gratia. — 515. *Hor. Serm. I. 3. 67* quam temere in nosmet legem sancimus iniquam *(H)*. — 516. *Hor. Ep. I. 3. 29* si patriae nolumus, si nobis uiuere cari *(H)*. — 517. *ibid. I. 11. 20 (G)*. — 518. *Prud. c. Sym. I. 607* seruemus leges patrias. — 519. *Hor. Ep. I. 3. 35* indigni fraternum rumpere foedus *(S)*. — 520. *Hor. Serm. I. 3. 54* haec res et iungit, iunctos et seruat amicos *(H)*. — 521. *ibid. 55* at nos uirtutes ipsas inuertimus, atque *(H)*. — 526 b. *Sedul. V. 107 b* semel ac bis terque negauit. — 528. *aus Hor. Ep. I. 17. 41. 40. 39 zusammengebettelt:* hic subit et perfert, quod . . uiriliter . . horret *(S)*. — 530. *Hor. Serm. II. 1. 54* nil faciet sceleris pia dextera *(S)*. — 531 a. *Prud. Cath. II. 57* intende nostris sensibus, *zu* b *vgl. Iuuenc. I. 42, b; 584, b; IV. 15, b* legis praecepta tenebant.

Micius acclini timido, quam corde tumenti.
Nullius ore uiri sensi nec discere quiui.
Tardius adueni, magis istis omnibus egi.
Obsecro clementem mihimet mitescere regem.
Si male quid dixi, reprobet grex istius antri;
Si quid et utilius, carum ferat iste senatus.'
Collaudant, uenerantur, amant, et laude frequentant.

Vulpes.

,Esurit egrotus, langore fameque grauatus;
Languidus in cubitum iam se conuiua reponat,
Vescatur dominus, monachilis quę ueit usus:
Pane, fabis, uariis herbis tellure creatis,
Pomis, lacte, mero, caseis, sale, melle et oliuo,
Piscibus et pauis, turdis, calidisque placentis,
Pinguibus et ficis, bolletis, nec sine mergis;
Regali disco iungatur sturio cęto,
Quod uomuit Ionam refugam mestumque profetam;
Dulce saporatis oneretur discus herilis.
Precipiat dominus, ut seruiat hic leopardus,
Sugerat inpensas, ponto et tellure creatas,
Vel que Iudaicis fragrant bene condita capsis.'

Leo Vulpi.

,Tu dispone domum, ne quis sollicitet egrum,

---

539. *Das Pergament ist in diesem Theile von A so schlecht, dass wegen ausgeflossener Dinte hier fast* esarit, *543* lacto *zu stehen scheint.* — 541. m^{o}nachilis *A, corr. a,* monachalis *B* — uetit *B.* — 549. le^{o}pardus, *corr. a A.* — 551. Velque *AB, von Gr. hergestellt, ebenso wie* fragrant *statt* fraglante *A,* flagrante *B.*

532b. *Hor. Serm. II. 3. 213* tumidum est cor. — 534a. *ibid. II. 2. 91a* tardius adueniens. — 535. *Hor. Ep. I. 1. 39 schliesst* mitescere possit *(S).* — 538. *häufiger Versschluss, vgl. Aldhelm Virg. Alinea 25 und 32, Heiric str. 159.* — 540. *Hor. Serm. II. 4. 39* languidus in cubitum iam se conuiua reponet *(H).* — 542 *Marcellus de medicina, 29 und 23,* uariis herbis . . . tellure creatis. — 543. *ibid. 25* lacte, mero, pomis, lymphis, sale, melle et oliuo. — 545a *Hor. Serm. II. 8. 88a.* — 548a. *Venant. Fort. IX. 3. 9a (G).* — 550. *Marcellus de med. 23* suggerit impensas ponto et tellure creatas. — 551. *ibid. 47.* — 552. *Hor. Serm II. 2. 43* aegrum sollicitat stomachum *(Ho).*

Nec quisquam noceat cupido mihi pacis, et ultra
De grege conuentus non sit, qui calcitret ullus.
Qui te commorit, melius non tangere scibit,
Verbere contorto toto torquebitur antro.
Colla superborum discent quę pena reorum.
Currite tranquillum,. uulpis cognoscite iussum:
Qui ueneratur erum, ueneretur ad omne ministrum.‘
Gestamen sceptri uulpi concesserat illi.
Plus solito maior percurrit pectora terror,
Nec uox ulla ualet, pompe uis nulla relucet.
Tunc tremefacta cohors complet, quod iusserat eros,
Assurgunt cuncti, submittunt colla iubenti.
Innuit ille domus comes, ut properet leopardus
Accelerare, palatinam quod condecet aulam:
Castos panefices, fartores ac ciniflones,
Quis pincerna domus, dapifer, nec prodigus ullus,
(Nullus tam parcus, quin prodigus ex alieno.)

---

555. scribit *B.* — 559. eum *AB* — *unmöglich, da nicht bloss die bisherigen Verehrer des Fuchses, sondern Alle ohne Ausnahme, auch die* pauci *von 506, Ehrfurcht vor ihm hegen sollen: er trägt das königliche Scepter (560), ist* rex secundus *(636), und wer den Herrn verehrt, soll auch ihm, dem Diener und Stellvertreter, in jeder Beziehung gleiche Ergebenheit beweisen;* erus *vom Löwen auch 548 gebraucht.* — 562. pompeius *AB, von Gr. berichtigt.* — 563. *B* heros; *Gr. verdrängt den Reim durch die Aenderung* herus, *ohne den Sinn zu verbessern; denn* heros *bedeutet bei den Dichtern des 8., 9., 10. Jahrhunderts Fürsten und Grosse überhaupt und läuft so mit* erus *zusammen: Abbo glossirt I. 189* heroe *durch* domino. *Schon H nahm* heros *wieder auf.* — 567. paneficos *AB; der Reim entscheidet für die häufigere Nebenform.* —

---

553 *ibid. II. 1. 44 (H); der Schluss* et ultra *aus II. 1. 1.* — 554 b. *vgl. zu 744.* — 555. *Hor. Serm. II. 1. 45* qui me commorit, melius non tangere! clamo *(H).* — 556 a. *Ouid. Met. VII. 777;* b *nach Hor. Serm. II. 1. 46, b:* tota cantabitur urbe *(S).* — 557 a. *Prud. c. Sym. I. 463 a* colla tyrannorum, *vgl. Hor. carm. II. 12. 12; Anonym. de senect. 7.* — 561 b. *Beda de die iudicii 85 b.* — 562 a. *Beda ibid. 93 a.* 563. *Prud. Apoth. 501 a (G. S.).* — 564 b. *Iuuenc. II. 42, b. summittant colla procellae.* — 566 *Ven. Fortun. IV. 4. 15* inde palatinam regis translatus in aulam, *vgl. 13, 5; 19, 5.* — 567. ciniflones *aus Hor. Serm. I. 9. 98 (H).* — 569. *Riese, Antholog. Lat. No. 716 (Proverbia Catonis) Vers 9; auch in einer Hs. von Tours (Hildeberti et Marbodi opp. ed. Beaugendre, col. 1634, v. 9).*

Pocio quo fiat, uel quis cristallica promat.
.Secreti tacitus camerarius ordine denus,
Seruator porte sit cautus limine lingue,
Lignifer a nemore comportet robora silue,
Torrida ligna uehat, ne fumi uirgula surgat,
Quo corrumpantur dorsalia, nec uitientur
Pallia suspensa, substrata tapecia mira;
Peruigilis mundi grandis sit copia curti,
Verrere ualde domum, ne quid sit quisquiliarum,
Rursus odoriferum renouetur floribus antrum,
Lumina largiflue statuantur cerea mense,
Officiis dictis non desit aquarius istis,
Descriptis gradibus, non sit qui murmuret ullus.
Illustris monachi captiui, nomine Malchi,
Forcia cum uita recitentur in ordine gesta;
Percipiant animi dociles, teneantque fideles;
Vnicornis, ad hęc perstrenua, conferat istęc,
Voce puellari delectet pectora cleri,
Conuiuas delectando pariterque monendo,

---

570. *folgt in AB auf 571, obwohl mit 568 ebenso innig zusammengehörig, wie 571 gegenüber kalt und fremd.* 572. limite *B.* — 577. peruigilis multi *AB. Grimms Vermuthung, dass hinter 577 ein Vers fehle, ist schon darum unwahrscheinlich, weil dann das zu* multi *gehörige Hauptwort zu spät nachfolgte, der Uebergang des Satzes in den folgenden Vers der Bauart des Verfassers widerstrebte, für eine Entlehnung aber der Vers zu wenig classische Elemente enthält. Und sonst ist ja Alles heil: ‚eine grosse Menge, Dienerschaar sei im Dienste des Hofes fortgesetzt aufmerksam darauf, das Haus von jeglichem Schmutz zu säubern‘. Ich bessere deshalb* mundi *‚sehr wachsam auf das Reine, die Sauberkeit und festliche Ausschmückung (579) der Höhle‘.*

---

571 a. 572 b. *Eugenii Toletan. oratio ad deum, 6* secreti tacitus et linguae famine cautus, *und daraus in Bedas Precatio (Giles I. pag. 103), welche nichts ist, als die ersten neun Verse von Eugens Gebet in der von D. Brower am Schluss seiner Anm. zu Ven. Fortun. pag. 263 f. veröffentlichten Fassung einer Trierer Hds.* — 573. *Aen. IV. 399 schliesst* robora siluis. — 579. *Ven. Fortun. IX. 3. 7* rursus odoriferis renouantur floribus arua. — 582, b *vgl. zu 554.* — 584 ordine gesta *bekannte Schlussformel, vgl. z. B. Ven. Fort. IV. 16. 1.* — 585. *Hor. AP. 336 (K).* — 588 *ibid. 344* lectorem delectando pariterque monendo *(K).*

Nam mixtum capiat, languens ne forte grauescat.
Exeat hinc dominus; orto est nam proxima quercus,
Membra sub aduersa ponat languentia quercu,
Esuriesque sitis uisis reparabitur erbis,
Quas habet hęc orti species et amena uenustas,
Quas lambit nitidi circumflua copia fontis;
Nil luteum de fonte fluit, nec turbidus humor
Nascitur, aut prime uiolatur origine uene.
At nos delicias plumarum et linea texta
Sternimus atque cutem fulcro tenuante polimus.
Audiet et lirice modulamina celsa puelle.
Non decet egrotum, tanto medicamine tectum,
Tam cito se sociare thoro, nec iungere disco.

---

589. *Gr. interpungirt hinter* languens, *worunter er den Löwen versteht, und erklärt* mixtum *durch Mixtur; jeder dieser drei Puncte ist bedenklich: der erste, weil der üblichen Hauptcaesur widerstrebend; der andere, weil der Kranke nur durch Wolfshaut und Einreibung geheilt, ein weiteres Mittel nirgends erwähnt wird; der dritte, weil diese Bedeutung sonst nicht nachzuweisen ist. Vielmehr kehrt mit 590 erst die Rede zum Löwen zurück, und 589 gehört noch zu der Gruppe 583 ff.: das Einhorn soll während des Frühstücks vortragen, und damit es nicht, nüchtern wie es ist, durch diese Anstrengung ermatte* (languens = dicto de carmine fessus, *929) und Beschwerden empfinde, soll es im Voraus ein* mixtum capere, *d. h. ein bestimmtes Maass Brot und Wein zu sich nehmen; ähnlich 829; über* mixtum *vgl. namentlich Mabillon, Acta Benedict. IV. 1. Praef. 123—127; die ganze Zeile ist endlich nur die Versificirung der Regula S. Benedicti cap. 38:* ‚lector autem accipiat mixtum, priusquam incipiat legere, . . . ne forte graue sit ei ieiunium sustinere; postea autem cum coquinae hebdomadariis et seruitoribus reficiat‘ *(zu letzterem vgl. 830).* — 598. Ssternimus *A, vgl. zu 446.*

589, *vgl. crit. Not.* — 591. *Verg. Aen. VIII. 616* arma sub aduersa posuit radiantia quercu *(S).* — 592 a *vgl. 609 a. formelhafte Halbzeile, vgl. Walafr. Strab. uit. Mammae VI. 25 a* esuriemue sitimue, *Sedul. V. 37 a* esuriant sitiantque, *Salomo III bei Canis. II. 3. 243* esurit atque sitit, *etc.* — 593. *Prud. Ham. 332* quem locuples mundi species et amoena uenustas *(G. S.).* — 594. *ibid. 333* et nitidis fallens circumflua copia rebus *(G. S.).* — 595-6. *ibid. 354—5 (G. S.).* — 597—8 *ibid. 328—9, nur* attenuante *(G. S.).* — 599. *ibid. 316* num propter lyricae modulamina uana puellae *(G. S.).* — 601. *ibid. 53* non amor ascitus sociat nec iungit utrumque.

At domus hec domini pingatur flore recenti,
Cortinis croceis per longa palatia tensis.
Cetera formentur, uelut usus regis habetur.‘
Namque manus uulpis sustentat menbra leonis
Ac latus egroti, ducens per lilia prati;
Nec pes ire ualet, nec ceruix preualet illi.

Leopardus Vulpi.

‚Turbe condoleo, triduo iam sustinet antro,
Esurit atque sitit, ieiuno corde fatiscit;
Pro morbo regis conuentus condolet omnis,
Nil falsi simulat, sed amica pace salutat,
Tu quocumque iubes, una sunt uoce sequentes,
Diuersisque modis tua curabuntur ab istis;
Ecce casis clausis consedit turba fidelis.
Ergo faue uotis, qui seruas intima regis:
Tu quamcumque deus tibi fortunauerit horam,
Vt cuique est etas, ita quemque facetus adopta,
Quo sit amore parens, quo frater amandus et hospes,
Rusticus urbano, quid distet turpis honesto.‘

---

608. *die Pers.-Bez. steht in B neben 607.* — 612. *Die durch den Usus der mittelalterlichen Dichter dringend empfohlene Aenderung* quodcumque *halte ich im Hinblick auf Euang. Matth. VIII. 19 (Luc. IX. 57) zurück.* — 617. est *schob A selbst nachträglich ein, derselbe trennt* ad opta, *vgl. 320.*

---

602. *Ven. Fort. VIII. 11. 10* pingitur floribus ara nouis. — 603. *Joh. Scotus Erig. III. 71 (ed. A. Mai Auct. cl. V)* cortinis patulis et longa per atria tentis. — 607. *vgl. zu 562 a.* — 608. *Vulg. Euang. Marc. VIII. 2* misereor super turbam, quia ecce iam triduo sustinent me nec habent quod manducent. — 609 a. *vgl. zu 592 a.* — 611. *vgl. zu 139.* — 612. *Prud. Apoth. 768* docta sequi quodcumque iubetur, *vgl. Sedul. I. 359, b.* una te uoce canentes — 613 a. *Sedul. I. 333 a.* — 614. *Sedul. V. 376* quum foribus clausis resideret turba fidelis, *vgl.* dum foribus clausis, trepidans qua turba latebat‘ *in dem sowohl bei Wal. Strab. (Canis. II. 2. 259) als bei Alcuin (158. v. 11) stehenden Gedicht; auch bei Aldhelm (Giles pag. 123) — alle diese beruhend auf Vulg. Euang. Joh. XX. 19.* — 615 a. *Sedul. I. 351* Christe, faue uotis, qui . . — 616. *Hor. Ep. I. 11. 22 (G).* — 617 *ibid. I. 6. 55 (H).* — 618. *Hor. AP. 313 (H).* — 619. *ibid. 213* rusticus urbano confusus, turpis honesto *(G)*; quid distet *aus Serm. II. 3. 260, Ep. I. 7. 23 eingesetzt.*

Vulpes.

‚Consilium melius proauorum non dedit ullus,
Nec potiore cibo pauit quis tempore tanto.
Si potis est fieri, titubet ne gratia domni,
Dum domus excolitur, generaliter esca paratur,
Qui seruire ualet, acri ne dente retardet,
Ille cibum capiat, domino qui sponte ministrat.'

Leopardus.

‚Vncta satis spisso ponentur oluscula lardo,
Nec satis est, cara pisces auertere mensa;
Semesos pisces, quos Indus liquerat hospes,
Insimul accipiant, equato munere carpant.
Que sint cumque dapes, siciunt consumere fauces,
Ieiunus raro stomachus uulgaria temnit.'

Vulpes.

‚Causa namque tui rorentur munere Bachi;
Vt bene sunt pransi, redeant ad limina templi.'
Confestim tristes leopardus currit ad ędes,
Exclamatque palam, conuentus deserit aulam.
‚Currite uos cicius, sic rex iubet iste secundus:
Ilice sub densa stomachantia sternite menbra,
Horas cantate, gentacula parta uorate,

---

623. Nunc *B*. — 627. *Gr. schliesst* cara *in Kommata ein*. — 630 und 631. *B hat daneben cassiodor. Zeichen*. — 632. *in B fehlt Vulpes;* munera *AB*, munere, *weil der D.* rorare *nur (198, 276) als ‚befeuchten' kennt*. — 633. sint *AB*, sunt *Gr. wie 418* — 637. stomachamia *AB; Gr. besserte*.

---

620. *Prud. c. Sym. I. 262. 3* dederunt consilium; numquam melius. — 622a. *ibid. praef. 84.* si potis est; b. *Hor. Ep. I 13. 19* caue ne titubes. — 626. *Hor. Serm II 6. 64* uncta satis pingui ponentur oluscula lardo (*G*). - 627. *ibid. II. 4 37* (*H*). — 628a. *ibid. I. 3. 81* (*H*). — 631. *ibid. II. 2. 38* (*G*). — 632. 633. *die Versschlüsse* munera Bacchi *und* limina templi *formelhaft; zu ersterem vgl. Ouid. Met. IV. 765 XII. 578. Verg. Georg. III. 526. Ermold. Nig. II. 233. IV. 466; Heiric. I. 1. 4 etc., zu letzterem Lactant. passio 1; Iuuenc. III. 642; Ven. Fort. II. 17. 1; II. 20 y; Alcuin 29. 1; 71. 3; 94, 7; 149, 8 etc.* — 634. *Prud. c. Sym. I. 586 b:* Lateranas currit ad aedes, *Sedul. V. 83* continuo ad tristes Caiphae deducitur aedes. — 635a. *Sedul. V. 6 a* exclamansque palam. — 637a. *Verg. Ecl. VI. 54 a* ilice sub nigra.

Deque cibo celeres, proprias cognoscite sedes.
Non strepitus uocis, nec sit mutatio sedis.
Ligna ferant ursi, comportent suta cameli,
Nam latices luter, deducat aquatica fiber,
Sic fiat, sic sit, horum natura reposcit;
Obsequio tigridis curetur copia panis,
Piscibus aptandis, auibus raris piperandis,
Escis cum reliquis, nigris sollercia barris.
Preponor dapibus, disponat pocula ceruus,
Dente timendus aper, turbatis uiribus acer,
Has portas seruet, nobis obstancia spectet.‘

Aper.

‚Ne uenatores suffocent nos uelut hostes,
Fagus adest alta, concendat squirio celsa,
Hos peragret uisu, percurram cetera sensu.‘

Leopardus.

‚Linces cum damis, hi sint custodia regis,
Cerula catta maris conseruet strata iacentis,
Tincta super lectos candescat uestis eburnos,
Simia deformis reparet candelabra lichnis,
Impiger ericius, condenso uellere tectus,
Poma uehat, miranda canat, sed amigdala ponat,
Atque nuces corili sint mense largiter isti.‘

Ericius.

‚Squirio quam nobilis compilet pomula glandis.

---

646. barcis[r] *B.* — 650. *B. lässt* Aper *fort und setzt* Leopardus *neben 652.* — 656. de formis *A.* — 660. Ericius *in A neben 660, in B*

644b. *Iuuenc I. 690, b.* curetur copia rerum. — 645. *Hor. Serm II. 4. 45* piscibus atque auibus, *vgl.* rara auis *II. 2. 26.* — 646b. *Hor. Epod. XII. 1, b.* nigris dignissima barris *(H)* — 648a. *Martial XIII. 94* dente timetur aper; defendunt cornua ceruum *(vgl. schon Ouid. Heroid. IV. 104a* dente timendus aper). *Dieser Vers, der auch 366, 7 ausgebeutet ist, ward unserem D. durch Isidor Etymol. XII. 1. 22 übermittelt.* — 652 *contaminirt aus Prud. Ham. 892* animas percurrere uisu *und 913* sensuque oculisque peragrans — 655. *Hor. Serm. II. 6 103* tincta super lectos canderet uestis eburnos *(G).* — 658. *Disticha Caton. III. 19* nam miranda canunt, sed non credenda poetae.

Quis tibi uel qualis? magni sum gente Catonis;
Ex atauis longo si ducis stemmata filo,
Disces me natum magnorum sanguine regum,
In me priscorum uirtus defluxit auorum.
Stirpe recensita, remouebis uilia iussa,
Iuxta progeniem manda seruiminis artem.‘

Leopardus.

‚Conuenit ecce tibi talis reuerentia fati.‘

Ericius.

‚Hinc uiuam reliquo despectior ipse popello.‘

Leopardus.

‚Tempore namque suo generis recitabitur ordo.‘

Ericius.

‚Nunc sequar hoc iussum, deposcens te leopardum,
Precipias numquam mihi contemptibile quicquam.
Si breuis existo, prudenti regmine regno;
Ingenium purum, sapiens, subtile, serenum.
Vilibus in uolucris latitat substantia grandis:
Marchio sum Rutulis, Romane signifer urbis.
Est testudo mihi spatiosa cacumine saxi,

---

neben 661; dieser Fassung folgt Gr ; für die Richtigkeit jener zeugt 1. die Autorität von A überhaupt. 2. Nachdem der Leopard die Ernennung des Eichhörnchens zum Hilfsthürwart durch den Eber schweigend genehmigt hat, kann er unmöglich ebendemselben die Aufgabe zuertheilen, Kernfrüchte zu sammeln. 3. der gereizte Ton, der durch compilare *und* quam nobilis *(‚der höchst ehrenwerthe S. mag Nüsse zusammenstehlen‘) deutlich hindurchklingt.*

664. inme *A,* de fluxit *AB.* — 665. Sstirpe *A,* recenseta *AB, von Gr. gebessert.* — 666. seruiuimus *B.* — 671 contempubile *in* condemptibile *corr. ð A* — 672. regimine *B.* — 673. subtili *AB,* subtile *besserte Gr.* — 676. cacumina *AB, von Gr. hergestellt.*

---

661 b. *Lactant. aenigm 83. 1* nobile duco genus magni de gente Catonis *(S).* — 662. *Prud. Apoth. 986* ex atauis longo texens per stemmata filo *(G. S).* — 663 b. *ibid. 1013 b* magnorum corpora regum, *vgl. zu 130.* — 664. *ibid. 545* en quo priscorum uirtus defluxit auorum. — 665 a. *ibid. 1001 a (G. S)* — 673 *Prud. Ham. 545.*

Tucior illa magis, quam sit munimine regis:
Vnius in funda pelluntur milia dena,
Preualet argutas hostis uitare sagittas;
Scandenti pediti non est uia libera soli,
Vix culix quisquam uolitans concendet eandem,
Sic cliuus castri, teretis quasi sperula pomi,
Alpibus Italicis hic mons est altior illis,
Millenis cubitis preruptior atque uicenis,
Opida Chuonradi coguntur ad hunc famulari.
Manna uescuntur, qui nostra curte fruuntur.
Est hoc speleum teutonice Stensile dictum,
Anguis est dictus uere portarius huius,

---

677. sit munimina *AB*, sint munimina *conj. Gr. Der aufrührerische Igel erklärt, dass seine Burg durch ihre natürliche Lage gesicherter sei, als sie durch königlichen Schutzbrief, den der Fuchs hochhält (1007 und 1095), zu sein vermöge. Diese Deutung wird gestützt durch die übliche Urkunden-Schlussformel, wie z. B. Otto I. für Senones (Calmet preuves II pag. 195)* ‚ut illud Priuilegium, nostrae authoritatis munimine firmissimum et inconuulsum, perduret'. — 678. Vnus *B*, V^{V}nus *A, der Corrector (β), der das oberhalb zwischen* V *und* n *stehende Zeichen machte, suchte die Lücke am falschen Orte: Gr.* unins. — 683. hinc *B*. — 685. oppida cunradi (o) *B*. — 688 *In A stand von erster Hand* A nguis; *nicht die leiseste Spur, dass zwischen* A *und* n *ein Buchstabe ursprünglich gewesen, oder radirt worden sei; später löschte δ durch Unterstreichung das* A *und setzte in den hinter der Versinitiale üblichen Zwischenraum* V *hinein: also A will* Anguis, *δ* Vnguis *gelesen wissen B hat nun* Aunguis; *in beiden Hss. spukt also das räthselhafte* u, *das somit nicht dem Zufall, sondern der gemeinsamen Vorlage entstammt. Wenn diese aber* Aunguis *bot — wie kam der sorgsame Schreiber von A zu unzweifelhaftem* Anguis? *wie der gedankenlose Nachbesserer δ zu* Vnguis? *Der Schreiber von Y wiederholte, sei es* a, *sei es* n, *irrthümlicher Weise (vgl. zu 446) und zwar in einer dem* u *naheliegenden Gestalt, was ja namentlich bei* n *so leicht möglich ist; bemerkte aber das Versehen und setzte deshalb den Löschungsstrich darunter (also* Aunguis), *der, wie das öfter bei diplomatischen Zeichen der Fall ist — A bietet z. B.* nrã *statt* n͂ra, frem̃ *statt* fr͂em — *nicht ganz genau auf seiner Stelle gestanden haben mag. Nun copirte A richtig* Anguis, *δ bezog die Note fälschlich auf* A *und änderte* Vnguis; *B endlich übersah diese Abbreviatur wie viele andere, z. B. in* cumulaũit *373.*

---

679. *ibid.* 552 non queat argutas hostis uitare sagittas.

Et cameram lecti scias Hunsaloa uocari.
Vltra seruiciis si me non truseris ullis,
Ista tue soboli tradam sub claue sigilli;
Caucio firmatur, conuentio si stabilitur.'

Leopardus.

,Tritas seruitio manicas non exigo longo.'

Ericius.

,Scando si solium, spernam te ualde superbum.'

Zu demselben Ergebniss gelangen wir auch auf dem Wege der sachlichen Prüfung. Der Pförtner der Igelburg kann nicht wohl ein Mensch, muss vielmehr gleichfalls ein Thier sein; wie der Igel selbst in der Aussenfabel beim Wolfe diese Stelle bekleidet (213). Und da der Dichter der Ecbasis Thier-Eigennamen noch schlechterdings nicht kennt, so muss in dem fraglichen Worte ein Thier-Appellatiuum verborgen sein. Man sage nicht, dagegen streite est dictus: *dasselbe steht 497 und 1209, auf Wolf und Otter, nicht auf Nom. propr. bezüglich. Welches Thier wäre nun aber für den Igel, der nach dem Physiologus (Hoffmann v. F. Fundgruben I. pag. 33) den Teufel bezeichnet, ein passenderer Thürwart, als die Mutter aller Teufelei, die Schlange?* —

690. sime *A.* — 691. gu claue *B.* — 692. si *fehlt in B.* — 693 ff. *Die Vertheilung des Gesprächs ist folgende: A setzte unter 693* Leopardus, *so dass 693 noch dem Igel, 694 dem Leop. gehört; dann vergass er die Angabe der Sprechenden bis* 706, *woneben* Vulpes *steht. Viel toller noch B: neben* 694 Leop. *(wonach 693 wiederum der Igel spräche),* 695 Eric. 698 *fehlt die Pers.* 699 Eric. 700 Leop. 706 Vulpes; *eine dritte Einrichtung des Dialogs bietet der corr. δ:* 694 Eric. 695 Leop. 698 Eric. 699 Leop. 706 Vulpes. *Wenn wir noch 693 dem Leop. überweisen, so ist Alles geebnet. Denn 694 muss durchaus dem Leop. abgesprochen werden: er denkt nicht daran, geschweige dass er ausspräche, dem Fuchs den eben erworbenen Thron streitig zu machen, er rückt die Bestrafung des Trotzigen nicht in ferne Zukunft, sondern vollzieht sie sogleich 695. Wenn aber anderseits der Igel im Einklange mit seinem bisherigen Auftreten für die Zeit seiner Thronbesteigung dem stolzen Gegner seine Ungnade androht, so ist er dazu durch den Abbruch der 676 ff. eingeleiteten Verhandlungen, den 693 enthält, gereizt: der Leop. verschmäht es, sein Lehnsmann zu werden.* — 693. exigo *A, corr. δ, exigo B.* — 694. ualte *A*

---

693. *Prud. c. Sym. II. 732. 3* manicas deponite longo Tritas seruitio *(G. S.).*

Leopardus.

.I puer, atque mee citus hunc impone coquine,
Dum tortat uerua, scutelle balnea potat.
Potus hic est habilis simili sub more superbis.'

Ericius.

,Quo deus et quo dura uocat fortuna, sequamur.'

Leopardus.

,Dedecus est dominis, dum laxant debita seruis.
Argumentum ingens testis sentencia prodit.
Jus est hoc modicis, semet preponere celsis,
Corpore qui paruo peragunt contraria magno:
Quamquam forma minor, uerum prudentia maior,
Viribus imbelles, astu tamen acre rebelles,
Artibus expugnant, cum robore menbra fatiscant.'

Vulpes.

,Talia conferre compellit simius iste.' —

Lepardus.

,Consule, care, tuis, nam dictis te uolo paucis.'

---

696. tostat *AB;* palnea, p *zu* b *gebessert B,* potet *AB.* tostat uerua *unmöglich; sucht man den Fehler in* uerua, *so muss* tostat uerubus *(Verg. Georg. II. 396, Aldhelm de laude uirg. Alinea 26 in der Bibl. max. patr. XIV* (in) uerubus torrere); *hält man* tostat *für verderbt,* tortat uerua *gelesen werden; letzteres empfiehlt der Reim, dem auch die Aenderung* potat *(der Indicativ wie 623, 818) aufhelfen soll, vgl. 390.* — 697. potus hic est hic *A, corr. a.* — 703. maior *B, auch A ursprünglich; corr. δ hielt aber die* or-*Abbreviatur für die* et-*Note und änderte deshalb* i *in* n, *also* manet. — 707. tuus, *corr. a. A; daneben steht* Lep (u) = Lepra *statt* Lepar(-dus) *in A, B* Leopardus; *zu jenem vgl. 549, 759, und ahd. lebardo; dann hat A neben* 709 Vulpes, *B nichts. Gr. folgt A und lässt 707 und 8 den Leop. sagen — unmöglich; des Freundes Bitte*

---

695. *Hor. Serm. I. 10. 92* i puer atque meo citus haec subscribe libello *(G).* — 698. *Verg. Aen. XII. 677 (G).* — 700a. *Prud. Ham. 667a (Verg. Aen. VII. 791),* b. *ibid. 522b (S).* — 701. *Sedul. IV. 163* ius est quippe dei, uitam praeponere factis. — 702. *Hor. Ep. I. 17. 40* paruo corpore maius. — 706. *Hor. Serm. I. 10. 18 schliesst* simius iste *(Ho.).* — 707b. *wie* hei mihi *251 und* si sapis *296 eine auf den im X. Jh. vielgelesenen Terenz (Andria I. 1. 2) zurückzuführende Umgangsformel.*

Vulpes.

,Fac spatium socio, tibi mox parere parabo.
Vult dominus secum fratrem de pluribus unum,
Qui recitet spalmos, diuinos personet ymnos,
Organa spalterii repetat modulamine dulci.
Impedior lacrimis, prorumpere nomen amantis.
Virtutes pardum comitantur amiciter istum:
Non est periurus, neque sordidus ac furiosus,
Comis et urbanus, animo pius, ore serenus,
Consilio cautus, moderatus, pacis amicus,
Nouit, quid pulcrum, quid turpe, quid utile, falsum;
Si foret ad presens, solus precelleret omnès.'

Leopardus.

,Fiat uelle tuum, simplex dumtaxat et unum,

---

um eine kurze Unterredung würde demnach der Fuchs einfach ignoriren, obwohl er aus 707a erfuhr, dass sein eigenes Interesse das Gespräch erheische; und der Leopard anderseits, der eben erst den Fuchs auf zwei Worte bei Seite gerufen hatte, würde unmittelbar darauf wegen Behinderung einen späteren Termin erbitten. Offenbar gehört 708 dem Fuchse. Als diesen der Leopard auffordert, ihm wenige Augenblicke zu widmen, damit er für seine Obliegenheiten sorge, nämlich unter seiner Führung einen Rundgang durch die nunmehr festlich geschmückten Palasträume unternehme und im Falle allseitiger Billigung den König aus dem Garten in die Gemächer leite (727—9), bittet der Fuchs um einen kurzen Aufschub, da er erst die Erhöhung des Parders mit dem Leop. besprechen muss.

719. *B hat* Leopardus *neben 720;* dum taxat *A.*

---

708. *Ven. Fort. IX. 6. 11* dum meto, da spatium; tibi mox parere parabo *(vgl. Aen. IV. 238).* — 709. *Hor. Ep. II. 2. 212 schliesst* de pluribus una *(H zu 1215).* — 711. *Ven. Fort. IV. 7. 15* organa psalterii cecinit modulamine dulci. — 712. *ibid. IV. 18. 1 (G) zu* a *vgl. Sedul. V. 95a.* — 713. *Abbo. III. 90* uirtutes cunctae comitantur amiciter illum. — 714. *Hor. Serm. II. 3. 164* non est periurus neque sordidus *(H) und ibid. 207. 222* non (et) furiosus. — 715a. *ibid. I. 4. 90, I. 10. 65 (H);* b. *Ven. Fortun. IV. 16. 15. b; ähnlich öfter, vgl. IV. 10. 17; IV. 21. 7; VII. 14 11.* — 716. *zusammengeflickt aus Ven. Fort IV. 16 15* consilio sapiens, *24. 9.* moderatus, *18, 13* pacis amicus. — 717. *Hor. Ep. I. 2. 3* qui quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non *(H).* — 718a *ibid. II. 1. 194a* si foret in terris *(vgl. Serm I. 10. 68);* b *vgl. zu 1150.* — 719b. 720a. *Hor. AP 23* denique sit quod uis, simplex dumtaxat et unum *(H u. K).*

Sit fixum, quod uis; sit uiuax gratia nobis.
Dum lupus infestus pecori, uenantibus apri,
Frigida dum pugnant calidis, humentia siccis,
Dum noua crescendo reparabit cornua Phębe,
Sit nobis solidum concordi federe pactum.'
Sic ait, et mediis interserit oscula labris.

Vulpes.

,Quantus amor celi, tanta est dilectio nostri'.

Leopardus.

,Inspice, si bene sit, quod regia curia poscit'.
Egregie factum laudat uulpecula totum.

Vulpes Leoni.

,Hora est surgendi: tua sunt quasi regia Croesi.'

Leo.

,Ad mensam uado, perforcia uina requiro.'

Vulpes.

,Quinquennis uini sitis est citra mare nati?
Non ualet id fieri; queras, quod possit haberi.
Ad te cum redii, Treuirensia uina probaui,

---

720 *und* 724 uobis *B.* — 729. *B giebt den Sprechenden neben 728 an.* — 731. *Daneben hat A (von corr* γ *nachgetragen) und B die Pers.-Bez.* Vulpes; *Gr. giebt 731 noch dem Löwen.* — 732. que ·· possis haberi ·· ras quod, *corr.* γ. *A,* queras quod possis haberi *B. Gr. bessert* possit haberi, *seinen andern Vorschlag* possis habere *verbietet der Reim.* — 733. treuirentia *AB, von Gr. berichtigt.*

---

720 b. *ibid. 69, b.* stet honos et gratia uiuax *(H).* — 721 a. *Hor. Epod. 15, 7* dum pecori lupus et nautis infestus Orion *(G), vgl. Verg. Ecl. V. 60 a; zu* b *vgl. Verg. Ecl. X. 56* acris uenabor apros *(III. 75).* 722 *Ouid. Met. I. 19* Frigida pugnabant calidis, humentia siccis *(H).* — 723. *ibid. I. 11* nec noua crescendo reparabat cornua Phoebe *(G).* — 724. *ibid. I. 24* concordi pace ligauit. — 725. *ibid. X. 559* sic ait, ac mediis interserit oscula uerbis *(S).* — 726. *Prud. Apoth. 1028* tantus amor terrae, tanta est dilectio nostri *(beruhend auf Verg. Georg. III. 112) (G. S.).* — 727. *Hor. Ep. I. 7. 39 beginnt* inspice si. — 728. *Hor. Serm. II. 5. 106* egregie factum laudet *(H);* vulpecula *I 7. 29 an gleicher Versstelle.* — 729 b. *Hor. Ep. I. 11. 2* quid Croesi regia Sardis *(H).* — 730. *Hor. Ep I. 15. 18* ad mare cum ueni, generosum et lene requiro *(H).* — 731. *Hor. Serm. II. 8. 47* uino quinquenni, uerum citra mare nato *(H), vgl. I. 10. 31*

Ex his sextarium sanxi tibi ferre bibendum.
Dulcius ac melius nec habet scrutarier ullus,
Quod curas abigit, quod lingue uerba ministrat,
Morbos auertit, metuenda pericula pellit.
Treuirici calices quos non fecere loquaces?
Inditiis certis portaui dona salutis.'

Leo Vulpi.

‚Tradere si cuperes, non tanta pericula ferres,
Creditor es meriti, pro tanti pondere facti.
Crimina lingua lupi concusserat ore bilingui,
Hic crucis exicium properabat figere dirum,
Furcifer ecce iacet; non sit, qui tollere curet.
Hanc meruit penam, uitasti denique culpam.'

Vulpes.

‚Audit, quod non uult, qui pergit dicere, quod uult.'

Leo.

‚Demiror pardum nostrum rarescere uisum.'

---

738. treuerici *B.* — 741. Debitor *AB. Indem der Löwe, den diätetischen Vorschriften des Arztes vorgreifend, sehr kräftigen Wein verlangte, verletzte er diesen, der deshalb ausdrücklich die Richtigkeit seiner Heilweise betont. Darum beruhigt ihn der Kranke. ‚Wenn du mich verrathen wolltest (vgl. 404), erträgest du nicht so grosse Gefahren, wie die Weltumwanderung (481), die dir beinahe die Kreuzesstrafe eingetragen hätte (742—745); für eine solche That hast du Lohn verdient': also entweder* creditor es *oder* debitor en *(für en ego)* meriti. — 742. concussera *A.* — 746. pagit, *corr. 3 A.*

---

735 a. *ibid. I. 10. 15 a* fortius et melius, *Ep. I. 2. 4 a* planius ac melius. — 736. *ibid. I. 15. 19. 20* quod curas abigat . . quod uerba ministret *(H).* — 737. *ibid. II. 1. 136* auertit morbos, metuenda pericula pellit *(S).* — 738. *ibid. I. 5. 19* fecundi calices quem non fecere disertum? *(G).* — 739. dona salutis *sehr häufige Schlussformel, vgl. Juuenc. II. 66 und 336, Ven. F. II. 11 h; Eugen. Tol. 27. 1 etc.; ebenso 741* pondera facti *seit Verg. Aen. X. 527, vgl. Paullini uita Martini III. 128. Angilbert C. M. 423.* — 742. *der Schluss nach Hor. Serm I. 10. 30* more bilinguis. — 744 a. *Eugen Tol. V. 12 a* pallidus ecce iaces *(Hor. Serm. II. 7. 22);* b *Hor. AP. 460 (S).* — 745. *ibid. 268. 7* non laudem merui . . uitaui denique culpam *(H).* — 746. *A. Mai auct. class. V 461, Vers 8, bei Riese Anthol. lat. Nro 716, Vers 10, beruhend auf Terenz, Andria V. 4 17* si mihi pergit, quae uult, dicere, ea, quae non uult, audiet; *in letzter Instanz auf Alkaios fragm. 82 bei Bergk. Vgl. auch Hildebert col 1634 und Endlicher codd. Vind. p. 174.*

Vulpes.

,Ne turbęre, pater: ueniet mox aduena frater,
Cuius ad ingressum pelletur quodque nociuum.'

Leopardus.

,Quod mora sit fratris, stillis perfundor acerbis;
Si forsan periit, melior se nemo remansit:
Dispar comparibus, uerax psalmista probatus,
Sobrius, armipotens, castus, moderamine pollens,
Caucior est homine, prudentior hic Salomone.'

Vulpis.

,Si redeat, uisam decet en te poscere mensam.'
Vulpes ire parat, caudam uersuta regirat,
Vt prosit pardo, signum facit hec leopardo.
Congreditur quercum, cui ciuerat adfore pardum.

Lepardus Leoni.

,Quem scio peruigilem talem perferre laborem?
Quid prosit, querit, quid delectabile, poscit'.

Leo.

,Non missura cutem, nisi plena cruoris, irodo.
Iuxta uelle tuum, uelle est, extollere pardum.
Escas non capiam, donec capit ille coronam.'

Vulpis Pardo.

,Ne mora sis regi, saltu transcurre celebri:
Regis prefectus, regno scribere secundus.'

Pardus Vulpi.

,Mentio sit primo, si uinceris hoste superbo.'

---

748. par̈e̤ter, *die oberen Puncte von a, die untern von δ A.* — 749. ingresum *A.* — 750. Leopardus *fügte corr. γ hinzu* — 755. msam *B.* — 757. leo pardo *B.* — 759. Lepar*(-dus) A,* Lepus *B;* proferre *AB; Gr. besserte* perferre *und schaltete* talem *ein.* — 760. quod prosit *AB;* quid *Gr.* — 764. *Gr. schrieb:* ne mora sit, regi *etc.; aber* sis *ist nicht zu ändern:* ne mora sis regi *ist Terentian. Sprechweise für* ne morae (in mora) sis. — 766. oste, *dann* h *vorgeschoben B.*

752a. *nach Hor. Ep. I. 12. 19* concordia discors. — 760. *Hor. AP. 333* aut prodesse uolunt aut delectare poetae *(H).* — 761. *ibid. 476 (G).* — 763. *vgl. Act. Apost. XXIII. 12. 14. 21.* — 765b. *Hor. Serm. II. 5. 48 schliesst* scribare secundus *(H).*

Vulpis Pardo.

,Decidit in laqueum, quem fraude tetenderat ipsum;
Sic Dauid cecinit, perraro hec alea fallit.'

Pardus.

,Iam prope psalterium finiui carmine sacrum,
Incumbens ueniis, ne forsan uictimareris.
Psalmos explebo, cecini quos usque Memento,
Psalmo finito, curuabor poplite fixo.'
Concurrunt ambo, psalmos pariter recitando,
Deque tribus pueris dum laus finitur ab illis,
Se sociant regi, benedicunt suscipienti.
O qui complexus et gaudia quanta fuerunt!
Hic benedicendus, communi sorte beandus,
Ducitur impransi susceptus laude magistri;
Dum manet in mediis medius permixtus amicis,
Vnguitur in regem, confratrum post quoque laudem.
In speciem regnis uiruit domus aulica regis.
Tunc se proluerat, mensas ex ordine donat,
Imperitat geminare cibos, ut regius est mos;
Nam uadit sessum, pre mensa ponit amicum.
Ab specule primis defertur sella curulis,

---

772. curuabar *AB*. *Der Parder hat während der ganzen Zeit, wo der Fuchs seine Begnadigung und Erhöhung bei Hofe betrieb, auf den Knieen liegend,* (incumbens ueniis, *vgl. du Cange s. v. uenia*) *den Psalter bis zu Ps. 131 (132) recitirt: nunmehr wird er mit dem Freunde zur Löwenhöhle laufen und auf dem Wege den Rest singen;* curuabar *muss somit wegen des grellen Gegensatzes zu* incumbens *in* curuabor *gebessert werden. Die fromme Sitte (Columban. Reg. c. 10, Regino de discipl. eccles. II. 447) fordert, dass nach Vortrag jedes Psalmes eine humiliatio stattfinde. Wo, wie auf Eilmärschen (764), die stärkere Form derselben, die genuflexio, unmöglich ist, wird sie durch die schwächere Art, die tiefe Verbeugung, curuatio, ersetzt; und diese wird der fromme Parder jedesmal am Schlusse eines Liedes machen.* — 781. regni *B.* — 785. stella *AB*, sella *Gr.*

---

767. *Vulg. Psalm. 141. 9. 10; 7. 16; 9. 17; 34. 7. 8; 56, 7; vgl. Hor. AP. 458. 9.* — 768b. *Hor. Serm. II. 5. 50b (H)* — 773a. *Hor Serm. I. 7. 21a* acres procurrunt (*Ho*) — 776. *ibid. I. 5. 43 (G).* — 778. *ibid. II. 3. 256. 7* dicitur.. inpransi correptus uoce magistri (*H*). 783b. *ibid. I. 9. 1b* sicut meus est mos, *vgl. I. 4. 95; I. 6. 60* (*H*). — 785. *Prud. c. Sym. I. 349 schliesst* sellamque curulem.

Vulpes subrisit, dum sculpta scaƀella locauit.
Fecit adoptiuum uulpina astucia pardum.
Presulis officio uulpis grex conticet omnis:
Non murmur resonat, pacis concordia constat.
Finiit unicornis ubi memorabile Malchi,
Vulpes consurgit, cristallica uascula promit,
Non solum uulpes, sed multi nobiliores:
Pocio talis adest, quę uersu dicere non est.
Quam portant regi, psallentes more precandi.

Oratio.

‚Quo sine nemo potest, qui mire condita profert,
Qui faciem celi depingit sidere pluri,
Huncce regem decoret, regem cum decore saluet.
Sic sua perpetuus non claudat lumina somnus,
Sed sua perpetuo uegetentur menbra uigore,
Et peragat placitam per multa decennia uitam,
Nec sibi sit medicis opus umquam, nec sibi casus
Aut morbus ullum pariant quandoque laborem,
Sed procul a curis et sano corpore uiuat.
Nil praue cupiat, faciat, nec proferat umquam,
Sit uita locuples et Christi munere diues!‘
Vt fluit occeanus, fluxit potus piperatus.
Singula quid memorem, superent cum singula laudem?

---

787. ad optiuum, *wie 793* ad est *AB.* — 792. multo *AB.; das könnten, da Fuchs und Leopard* primi speculae (*785*) *sind, nur Löwe und Parder sein, von denen indessen jener auf dem Krankenbette ruht, dieser auf der* sella curulis *sitzt; daher* multi. — 793. *S. verbannt den Germanismus durch die Besserung* quam. — 807. *Das Fragezeichen stammt aus A.*

---

787. *Sedul. II. 243* fecit adoptiuos caelestis gratia natos. — 793 b. *Hor. Serm. I. 5. 87 b (H).* — 798 a. *vgl. zu 799.* — 799 *Marcell. de medic. 72* sic tua perpetuo uegetentur membra uigore. — 800. *ibid. 73* et peragas placidam per multa decennia uitam. — 801. *Marcell. de med. 75* nec tibi sit medicis opus umquam, nec tibi casus. — 802. *ibid. 76* aut morbus pariant ullum quandoque laborem — 803. *ibid. 77* sed procul a curis et sano corpore uiuas. — 804. *Eugen. Tol. I. 15* nil turpe cupiam, faciam, uel proloquar umquam. — 805. *ibid. praefatio 13* sis uita locuples et Christi munere diues. — 807 a. *Hor. Serm. I. 8. 40 a Ven. Fort. IV. 17. 10 a.*

Nemo potest scriptis cenam depingere regis.
Inter prandendum leo scrutatur noua pardum:
,Cur te subtraheres paribus, uolo tu mihi narres;
Tardasti multum; uelle est, cognoscere certum.'

Pardus.

,Somnus te fugitat, uigilantia te cruciabat;
Condolui tibi; non parcens mihi, congrua uexi:
Nec regina Saba Salomoni sic tulit alta,
Nec rex ille pares auium possedit honores.
Preses eas clamet, blando palpamine tractet;
Accedat merula, colludens cum filomena,
Organa quę merula miscet, luscinia mulcet.'
Qui surgens currit, iuuenilia iussa peregit,
His capit ingressus concinno carmine primus:
,Qui rex est auium, languentem uisitet istum,
Det uitam, det opęs, somnos pastusque salubres,
Erigat egrotum, corroboret antra ferarum,
Prosperet hunc pardum, qui tantum deflet amicum!
Vobis ecce canam castam puramque Mariam,
Atque Gabrihelem, qui nuntiat Hemmanuelem,
Virgine nascendum, mortali carne tegendum,
Vt saluet populum, peccati pondere pressum.'

Leo Filomene.

,Gusta tu modicum, possis producere cantum.'

Filomena.

,Si quid inexpertum, nobis seruetur ad imum;

---

809. p^r^andendum, *corr. δ A.* — 814. Solomoni *B.* — 815. res *in* rex *gebessert, B.* 817. accedit *B.* — 820. His *AB; Gr. ändert* hos, *wofür 117 a spräche; aber die hdschr. Lesart ist wohlverständlich: ,mit folgenden Worten tritt singend der Erste ein'.* — 825. ecc̨e *A.* 826. Enmanuelem *B.* — 829 *Gr. schaltet vor* possis *ein* ut *ein, vgl. darüber zu 150 und 412.* — 830. *Ueberschrift fehlt in B.*

---

816 b. *Prud. Ham. 303* palpamen tenerum blandis *(vgl. Perist. XI. 91) Heiric. str. 117* leni palpamine attrectare. — 822 a. *Hor. Ep. I. 18. 112 a (S).* — 828. *der Versschluss* pondere pressus *formelhaft, vgl. Juuenc. IV. 506, Dracont. de deo III. 649, Heiric str. 153, Audrad. fons uitae 260 etc.* — 830 a. *Hor. AP. 125 a; zu* b *ibid. 126 b:* seruetur ad imum *(H).*

Nunc tamen amoto queramus seria ludo,
Sit cibus ac potus Christus, qui dicitur unctus,
Adsit in ore meo, dulci ferat organa plectro!'
Hec uolitans poscit, pardum notum sibi uisit,
Constitit a dextris, repetens insignia laudis
A natalicio, quo concipit innuba uirgo,
Vsque flamen sacrum, quo certum est adfore missum.
Concentu parili memoratur passio Christi.
Passer uterque deum cesum flet uerbere Iesum,
Exanimis factus, claudens spiramina flatus;
Commutat uocem, dum turbant tristia laudem,
Organa diuertit, dum Christi uulnera plangit,
Soluitur in luctum, recolens dominum crucifixum,
Squalet se cinere, dum fertur mocio terre,
Offuscat uisum, memorans solem tenebratum.
Hii gemini trepidas pressere ad pectora palmas,
Vnicus ut matrem, sic deflent hii pacientem.
His auibus motis stupuit milicia regis,
Turbatur pardus, tam gratum perdere munus.

833. plectro[o], *corr. a A.* — 834. *Gr. interpungirt hinter* pardum *und versteht: ‚diese erstrebt fliegend den Parder'* — *in diesem Falle würde man nach Analogie von 164, 215, 818, 936, 993, 601 zu der Umstellung* pardum poscit *geneigt sein; aber der Vers ist ganz regelrecht gebaut und Alles in Ordnung, wenn man* posco = *beten auffasst: 834 a* = *226 a.* — 837 sacrum flamen *AB.* — 841. comutat *B.* — 842. pang[l]it *B.*

831. *Hor. Serm. I. 1 27* sed tamen amoto quaeramus seria ludo *(H).* — 832 a. *Formel, vgl. Ambrosius hymn. (G. Fabric. Corpus p. 786, Grimm hymn. uet. Nro 3):* Christusque sit nobis cibus potusque noster sit fides; *bei Eckerard (Canis. II. 3. 229), Alcuin 218. 4* (sit cibus et potus Christus, sit uita salusque), *ebenso c. 282, und sonst* — 835 a. *Vulg. Psalm. 44. 10; 108. 31* astitit a dextris. — 836 b. *Prud. Apoth. 571 schliesst* innuba uirgo *(G. S.).* — 838 a. *Prud. Cath. V. 122 (auch Notker Sequ. VIII. 1)* — 840. *Iuuenc. IV. 798 schliesst* spiramina flatus. — 843 a. *Prud. Ham. 282 a* soluitur in luxum. — 846 *Verg. Aen. VII. 518* et trepidae matres pressere ad pectora natos; *daher auch das Bild in 847 a*

Pardus.

,Nec tibi nec istis sit controuersia mentis!'

Philomena.

,Linquere non potui, fleui improperia Christi.

Philomena.

[,Singula non memoras; quę me dixisse stupebas?'

Pardus.

,Audieram; sed fama fuit, penitusque recessit.'

Philomena.

,Non tibi, care pater, debet istud fama uideri,
Sed magis in cordis secreto iure recondi,
Vt domini noscas quę sit de corde uoluntas.
Ecclęsie doctor quid dixerit an meministi?'

---

850 ff. *Daneben AB* philomena, *ebenso wie* 852, *in A beidemal von anderer Hand; dann neben* 858 pardus, 859 philomena *AB; Gr. fügte nun zu* 851 *und* 853 pardus, *zu* 854 philomena *hinzu. 850 gehört sicher nicht der Nachtigall. Sie, die schwermüthige, zum Tode betrübte Sängerin, die der Charfreitagsstimmung in Wort und That so beredten Ausdruck gibt, ebendieselbe soll ihre Zuhörer auffordern, sich Christi Opferleiden ja nicht so sehr zu Herzen gehen zu lassen?* (controuersia mentis = stupuit 848, turbatur 849, perturbant mentem 906). *Und darauf entschuldigt sich der Parder wegen des schweren Verbrechens, dass er dem Vortrag mit Thränen gefolgt sei!! Die Umstellung löst die Schwierigkeit. So sehr der durch die fast dramatische Vorführung der Passion in die höchste Illusion versetzte Parder den Heimgang des Erlösers, den Verlust dieser einzigen Gottesgabe betrauert (849): ihm ist auch die Erhaltung und Erhöhung der fröhlichen Stimmung, in der der Kranke allein gedeihen kann, Pflicht und Bedürfniss; deshalb macht er mit immer sich steigernder Entschiedenheit, die ihren Höhepunct in 924 hat, dem leidvollen Spiel ein Ende; deshalb ergreift er mit freudiger Hast die Andeutung der Nachtigall in 912b und senkt durch erheuchelte Zweifel an deren Aufrichtigkeit das Samenkorn in ihre Brust, aus dem der Entschluss der Osterfeier (937. 971—3) erwuchs. Die erste Stufe auf diesem Wege ist 850, worauf die schonend getadelte Sängerin ganz correct sich durch 851 und 906 (über die Interpolation 852—905 vgl. die Einl.) rechtfertigt.* — 852. memorans *B; das Fragezeichen aus A.* — 853. *vom Schreiber A, den das doppelte* fama *irreführte, ausgelassen, dann von corr. γ am Rande nachgetragen.* — 857. *wie 807.*

852a. *vgl. zu 807a.* — 853. *Verg. Ecl. IX. 11* audieras, et fama fuit, sed carmina tantum.

Pardus.

‚Nescio, si legi: profer, quę dixerit ipse.‘

Philomena.

‚Corpus, quod mortis uitio corrumpitur, inquit,
Vitalem flatum ne possit cernere, uirum
Aggrauat, et cecis immergit sepe tenebris.
Istius exilii fleres si forte tenebras.
In quo pro primi lacrimando crimine plasti
Degemus, mecum sentires, dummodo mundum
Expleri cuperes, eternaque desiderares,
Vt felix patriam Christo ductore redires.
Sed male quod doleo: cęlestibus obice diro
Opponis temet, nec perdita gaudia defles.‘

Pardus.

‚Miror. quam patriam tu mandas esse petendam?
Numquid non patria est. maternis uentribus in qua
Fusi presentis fr.imur seruimine lucis,

---

867. ma^{g}ḷe, *corr. γ A;* male *B. Die gemeinsame Vorlage hatte also entweder* male *oder* mage; *in letzterem Falle haben beide Schreiber, unabhängig von einander, denselben Fehler begangen; da dies unwahrscheinlich ist bei zwei so verschiedenen Buchstaben, so wird* male *das Ursprüngliche sein Ist dem so, so fragt es sich, ob diese Lesart sachgemäss oder sinnlos ist, ob also γ ebenso wie 180, 434, 991 durch glückliche Conjectur das Echte hergestellt, oder dasselbe in irriger Auffassung hinausemendirt hat. Diese Frage entscheidet der Zusammenhang. Enthalten nun die Verse 867. 8 einen zweiten, schwerer wiegenden Vorwurf? Nein. Die Nachtigall entwickelt den geistlichen Kreislauf der Menschheit: paradiesisches Vaterland — Sündenfall — Tod und Hölle — Heilsthat Christi — Weltuntergang — paradiesische Heimath. Alles dies hält ihr Gegner für* fama; *sein Vaterland ist die Erde, auf ihr wachsen alle seine Freuden. Dieser eine Gegensatz christlich-jenseitiger und heidnisch-diesseitiger Lebensauffassung ist die Achse des Gesprächs;* mage *ist darum unlogisch und verwirrt die sonst so klare Deduction. Obenein mochte der Corrector* male (= *arg, sehr bei Verb. des Affects*) *nicht verstehen und verfiel so auf diese Aenderung.*

---

859. *Vulg. Lib. Sapientiae IX. 15* corpus enim, quod corrumpitur, aggrauat animam, et terrena habitatio deprimit sensum multa cogitantem, *vgl. Notker, Boëth. ed. Graff, pag. 158 (G).*

Affectu dulci carorum necne fouemur?‘
Philomela.
‚Non equidem patria est, sed carcer mortis obumbrans;
Si patriam dicis, patriam tum credito mortis,
Nam uite patriam non est fas dicere talem.
Hic morbis premimur, illic sed gaudia dantur.
Quam miser atque miser, cui talia regna negari
Contigerit! baratri uel seuo carcere trudi
Vnusquisque gemat! Capitalia crimina tergat,
Confluat ad lacrimas, si uult seducere penas!‘
Pardus.
‚Te peto, quo plane repetas, quę mesta canebas.‘
Philomena.
‚Quantus in orbe furor, uobis modo testibus utor,
Dum rapit hunc Iudea manus, bene concia cuius,
Cum sic astrictis incumbunt uincla lacertis;
Quod iubilum cordis, patitur dum conditor orbis,
Gaudia quę plebis, legitur cum passio regis!
(Mos fuit inde prius, antiquis partibus ortus,
In cruce quod Christi reticescunt signa metalli,
Non uox ulla tube resonat, sed nec quoque corde:
Lugubre portendunt, dum mesta silentia prendunt.
Ne laus horarum consuetum transeat cursum,
Fagina signa sonant, quo clerus debita soluat,
Nec uacat a tipicis subpressa melodia uocis.)
Turbis belligeris, ubi funditur unda cruoris,
Omnis risus abest, cordis uiolentia prodest,

---

874. patriam tu *B.* — 876. mortis *B.* — 882. *B ohne Ueberschrift.* — 889. sonat, *dann von anderer Hand* re *vorn darübergesetzt, A.* — 891. *vielleicht* usum. — 893. suprepressa *B.* — 894. turpis *B.*

882b. *Arator Act. apost. II. 926b.* — 883. *ibid. II. 915a und 546b* corripit hunc Iudaea manus . . . bene conscius huius — 884. *Arator II. 918* quae tamen adstrictis incumbunt dura lacertis. — 885. conditor orbis, *sehr beliebte Schlussformel; Prud. Apoth. 894, c. Sym. II. 170, Sedul. I. 61; Boëth. I. 5. 1 etc.* — 894. 5 *Ev. Luc. XXIII. 47. 48.*

Affectu cordis crescit mensura doloris.
Quis siccis referet oculis obprobria mortis.
Quod capitur dominus, ueluti mitissimus agnus,
Presidis ad sedem, uitulus ceu ductus ad aram?
Ceditur et alapis, colafis quod conditor orbis?
Afficitur flagris, constringitur undique loris,
Spinea cui fertur regis pro iure corona,
Tunditur, expuitur, deluditur atque negatur,
Pocula felliti uini mox dant sicienti,
Clauis confixo, perfosso cuspide Christo.‘]
Hęc sunt, quę nostram perturbant undique mentem.‘

Pardus.

‚Plurima sat passi tractasti uulnera Christi;
Desine, cara, precor, iam desine fundere fletus,
Nobiscum gaude, depellens tristia plaude.‘

Philomena.

‚Nunc precor, ut dicas, cur me gaudere rogabas?
Vnde etenim tristi persuades parcere menti?
Sunt mihi leta quidem, sed tanto pondere mentem
Infero lugentem, quo me nec uiuere uellem,
Sepius exopto, gelido me tradere lęto.‘

Pardus.

‚Verum si possem, quod dicis, credere uellem,
Sed pectus lubricum quoniam geris imperfectum,

897. occulis *AB;* obprobri[a], *corr. a A. S ändert* Quis referet siccis oculis. — 900. alapis q̣ calafis, *A corr. a.* — 905. cuspite *A.*

---

896. *Arator II. 887* affectuque animi crescit mensura uidendi; *die erste Halbzeile seit Vulg. Psalm. 72. 7 formelhaft* — 897. *Arator I. 356.* Quis lumine sicco Aut gemitu cessante queat memorare Pilati, Quod deflent elementa, nefas? *H vgl. Hor. carm. I. 3. 18.* — 898. 9. *Sedul V. 139, folg.* quum praesidis ante tribunal staret, ut ad iugulum ductus mitissimus agnus — 904. *Iuuenc. IV. 659* permixtum felli uinum dant pocula Christo; *vgl Arator II. 1063. 4* — 905 a *Ven Fortun II. 1. 7; II. 7. 5* clauis confixa; b: *Sedul. V. 287* cuspide perfossum, *vgl. II. 215.* — 906 a. *Verg. Aen. III 461 a (und daher im Cento Verg. des Sedul. 99)* haec sunt quae nostra — 908. *Verg. Ecl. 8. 61* desine Maenalios, iam desine, tibia, uersus, *vgl. 8. 108;* fundere fletus *Schlussformel, vgl. Aen. II. 271, Ven. Fort. IV. 26. ee. etc.*

Profer ueracem, quem possim credere testem.'
Philomena.
‚Vt quid plus referam, uel secula longa retexam?
Non tibi leta manent, quod primus ab ethere plastus
Pulsus celicolis iterum coniungitur almis?
Quę maius a nobis tractari gaudia poscis,
Quam paradisiace panduntur limina porte?'
Pardus.
‚Sufficiat tantas iamiam terebrare latebras.
Desere dedalei, iam desere limina tecti.'
Hi lacrimis humidi, terre de puluere fedi.
Cum iussu pardi uadunt simul amne lauari;
Cantores socii, Girinda flumine loti,
Dum repedant, reges binos dum uisere certant,
Vdi, ieiuni, dicto de carmine fessi,
Voto communi conscendunt robora fagi.
Dum pennas aptant, plumas ex sole reformant,
Psitacus accurrit, regem resipiscere querit,
Cignus adest etiam. languentis discere uitam.
Scrutanti multa respondet auicula cauta:

---

917. *Die Vermuthung* quo *drängt sich auf; doch kann man die Ueberlieferung beibehalten: ‚führe einen Wahrhaftigen, Aufrichtigen an, den ich für einen Zeugen zu halten vermag'.* — 918. *wie 807;* plus plus *B.* — 919 prius *AB.* — 921. magis *vermuthet S.* — 924. *daneben* Philomena *in AB. Gehört der Vers wirklich der N., so kann darin nur der Sinn liegen, dass sie die Amsel, ihre Genossin, auffordert, das Haus zu verlassen. Das widerspricht aber dem v. 926, der ganz deutlich besagt, dass beide nicht etwa in freiwilliger Entschliessung, sondern auf den ausdrücklichen Befehl des Parders fortfliegen, der in 923 nur Schweigen geboten hatte.* — 929. iuni, *dann* ie *vorn darübergesetzt, corr. a A.* — 930. comuni *B.* 934. tanta *B (so Gr.);* tauta, *kann auch* cauta *gelesen werden, A.* tanta *passt weder als Object zu* respondet, *noch als Attribut zu* auicula; cauta *hingegen als letzteres vortrefflich, vgl. bes. 1064;* cautus (= *weise*) *ein Lieblingswort des Dichters: 29. 716. 754. 1081.*

---

922. limina portae *schliesst Verg. Aen. II. 752; vgl. Joh. Scot. Erig. IX. 55.* paradisi limina pandi — 923 terebrare latebras *schliesst Verg. Aen. II. 38.* — 924. *vgl. zu 908, der Versschluss häufig: Sedul. I. 44. Iuuenc. II. 453, etc.* — 930 b. *Sedul. III. 47 b* conscendens robora cymbae.

‚Pasca resurgentis celebrandum est ędibus altis,
Quis bini reges resident, cum milite prandent,
Vos rogo, nobiscum soluatis gaudia uocum.‘

Psytacus.

‚Causa namque tui paterer discrimina belli;
Dauitice citare melodiam prosequar ipse.
Imminuentur atre sollemni carmine cure.
Tu tamen incipias, cantu superabo syrenas.‘

Cignus.

‚Omne genus hominum uincam clangore tubarum,
Non iuxta solitum Francorum corniferorum.
Est mihi psalterium, quod erat Dauid, dechacordum,
Asaph me docuit, qui psalmos fingere iuuit.
Incipe, si quid habes; pascales psallito laudes.‘

Psitacus.

‚Est hinc longa uia, qua perueniatur ad antra?‘

Philomena.

‚Hinc cernes summi uolitando culmina tecti.‘

---

937. uobiscum *AB; Gr. verlas richtig.* — 941. T tamen *A.* — 942. *Die Ueberschrift in B neben 943*; nec iuxta *B.* — 947. *A hat neben 947, B neben 948 die Personenangabe* Philomena; *Gr. fasst 947 als Aussagesatz und giebt diesen, wie den folgenden Vers der Nachtigall; das ist sachlich und logisch bedenklich: jenes, weil die Begegnung der Vogelpaare auf dem Rückwege von der ohnehin nahen Gironde stattfindet, dieses, weil von einem langen Wege kaum noch die Rede sein kann, wenn man schon* summi culmina tecti *sieht. Offenbar vielmehr stehen beide V. im Verhältniss von Frage und Antwort; geben wir nun 984 mit B der N., wer erhält 947? Am nächsten liegt der Schwan. Aber: die N. bittet Schwan und Sittich um Mitwürkung bei einem Ostergesange; beide erklären sich bereit, beide überlassen der N. die Leitung, und wie mit 941 die Antwort des einen, so schliesst parallel mit 946 die des andern. Folglich gehört 947 dem Papagei.* — 948. culmine, e *in* a *geändert von γ A.*

---

940. *Hor. carm. IV. 11. 35* minuentur atrae carmine curae (*S*). — 942 a. *Prud. Apoth. 912, c. Sym. II 483* omne hominum genus; *der Versschluss Aen. II. 313, XI. 192, Iuuenc. II. 400 und sonst; H vgl. Hor. Serm. I. 6. 44* cornua quod vincatque tubas — 943 a. *vgl. zu 303 a.* — 946 a. *Verg. Ecl. IX. 32 a.* — 948. *Aen. IV. 186* summi culmine tecti; *ohne* summi *häufiger Versschluss: Iuuenc. II. 486, IV. 583, Sedul. I. 271 etc.*

Flegmate detersis rostris, cantuque paratis,
Excuciunt rapidas coniuncto federe pennas.
Nec mora, conueniunt, pinne fastigia prendunt.
Preuia fit merula, pardo offert hec noua monstra,
Qui surgit subitus, longinquos osculaturus,
Visis arrisit, raros sibi federe iunxit.

Psitacus.

,Oceano positis regis fit fama iacentis;
Est quia diuinum, languentis uisere stratum,
Compuncti lacrimis, palmis defleuimus artis,
Ordine confuso lustrauimus aere denso,
Quo uia sit nobis, inuidit semita nubis,
Donec Burdigalis opace tempore noctis
Fit strepitus plebis, matutinos imno petentis,
Namque Seuerini celebrabat festa beati.
Cumque fatigati moraremur ad atria sancti,
Cum reliquo uulgo redibentes cantica Christo,
Mox aurora rubens maturat pellere nubes.
Inde recedentes, inuenimus hasce sorores,
Conductu quarum quesitum inuenimus egrum.
Ergo te petimus: sis nobis fixus amicus,
Diceris a cunctis clari lux altera solis,
Te duce ducamur, te preduce post reuehamur.

---

949. postris *B; in der gemeinsamen Vorlage stand ein angelsächsisches* r, *das B verlas (vgl. 1024), A verstand; doch glitt ihm die Feder unten etwas aus, wodurch ein Mittelding zwischen* p *und* r *entstand. — 950.* rapiunt *B. —* 961.
r
st epitus *A, corr. γ;* īmo *A,* immo *B;* imno *Gr. —* 963. morarentur *AB; corr. Gr.*

---

950. *Sedul. III. 69* mouerunt rapidas, uentorum gaudia, pennas. — 951 a *Juuenc. III. 197 a* haud mora, conueniunt; b: *Sedul. II. 210* pinnae fastigia. — 952. *Hor. carm. I. 2. 6* noua monstra. — 954 foedera (foedere) iunxit *Schlussformel seit Vergil (Aen. IV. 112).* — 960 b *Sedul. III. 225* noctis opacae Tempore. — 961. fit strepitus, *Verseingang bei Verg. I. 725, oft bei Angilbert.* — 966 a *Hor. AP. 176 a* multa recedentes; *Juuenc. I. 780 a* inde recedenti — 968 b. *Eugen. I. 7, b:* da fixum semper amicum. — 969 b. *Sedul. Dedic. ad Theodos. (od. vielmehr Proba Faltonia Ded. ad Honor. Aug.)* 1, b.

Hec filomela soror, nimius quam detinet ardor,
Subpeditare tibi, seruireque corde fideli,
Nos prece blanditur, ut Christi pascha colatur:
Comprime tu strepitum, nostrum quoque dirige gressum.‘
It, redit, attactu leni introducere cepit,
Protinus intrantes, hoc ponunt ordine laudes:
‚Salue festa dies, quam credens magnificat plebs!‘
Hoc post odecolon grecissant kirrie eleison,
Fit uox omnigenum uolucrum pecudumque ferarum,
Multiplicique modo sacra cantio personat antro.
Manes deuicti lugent sua damna reuolui:
Cetera gesta dei, recolit quę pagina libri,
Lingua Iudaica ructant, Grecaque Latina,
Vt complent apices, quos scribit uirgo Iohannes,
Aptant hc celeres herboso cespite sedes.

Psitacus.

‚Scrutor raucisona, num sit quoque fracta lagena,
Quod mihi poscenti non dantur pocula uini,
Nam neque diuitibus contingunt gaudia solis.‘

---

974. strpitum *A*. — 975. id *B*; at tactu *A*, ac tactu *B*. — 978. hoc opus odecolon *B*. *Henschel (in Duc. Gloss.): odecolon, odae sectio uel stropha, forte distincte scribendum ‚odae colon‘, nisi sit pro odeculum, parua oda.* — 979. omigenum *AB*. — 981. *Dieser Vers, der zu den Qualen der zur Hölle verdammten* (deuicti = *conuicti, condemnati) Seelen noch die hinzufügt, dass ihnen, so oft die Geschichte des Falles und der Erlösung der Menschheit auf der Oberwelt erzählt wird, schmerzlich die Ohren klingen, kann weder auf das Osterlied, noch auf Kyrie folgen, setzt vielmehr 982—3 voraus; vielleicht kann man indessen die Versfolge durch die obige Interpunction retten* — 986. scritior *A*.

---

974. *Schluss. Verg. I. 401, XI. 855.* — 975. it, redit, *Hor. Ep. I. 7. 55 (S)*. — 977a. *Ven. Fort. III. 9.* — 979. *Arator I. 907* omne genus retinens uolucrum pecudumque ferarum (*vgl. Alcuin 281 v. 1444*). — 982. *Prud. Apoth. 107 schliesst* diuini pagina libri. — 984. *Joh. Scot. IV. 23* si sinerent apices, quos scripserat ipse Salomon; uirgo Iohannes *Schlussformel, vgl. Wal. Strab. (Can. II. 2 258), Alcuin 157, 1 etc.* — 985. *Jul. Sperati (oder vielmehr Eugen. Tol.) carm. de philomela, 15b* herboso cespite gaudes. — 986b. *Hor. Serm. II. 8. 81b (G)*. 987. *ibid. 82* quod sibi poscenti non dantur pocula, dumque (*G*). — 988. *Hor Ep. I. 17. 9 (G)*

Leo Psitaco.

‚Apponas aliquam, si nosti forte, medelam.‘

Psitacus.

‚Nil nisi lene decet uacuis committere uenis.‘

Leo Psitaco.

‚Nil ego pretulerim iucundo sanus amico.‘

Psitacus.

‚Oderunt hilarem mesti, tristemque iocosi.‘
Nam leo, cum uino incaluit. mox talia dixit:
‚Vulpes sensata prudenter rexerat ista,
Meque meamque domum super omne reuexit honestum,
Corpus languentis confouerat igne salutis,
Seminecem menbris nec cessat reddere mensis.
Hec petiit, pardum post me regnare secundum,
Istius ad uotum regem sacrauimus istum,
Nam mea sint pardi; quę pardi, proxima uulpi.‘

Leo Pardo.

‚Vulpem uersutam lateri ne dempsseris umquam!‘
Tunc uersuta dolis de tanto munere regis
Tristatur facie, quamquam letetyr ad omne.

Pardus Leoni.

‚Tristior est solito, me cernit lumine torto.‘

Leo Pardo.

‚Si quid uult proprium, uerum non celet amicum.‘

Vulpes.

‚Est specus in siluis. celsi sub culmine montis,
Hanc mihi posco dari. facto munimine scripti.‘
Confirmant reges, petiit quod subdola uulpes,

---

989 *und* 990 *hat B die Ueberschrift um einen Vers höher; bei* 991 *fehlt sie ganz.* — 991. santus *statt* santus *(corr. γ) A;* sanus *in* santus *geändert, B.* — 1001. depsseris *statt* dēpsseris, *AB.* — 1004. *B hat die Ueberschrift neben 1003.* — 1007. facti *AB.*

---

990. *Serm. II. 4. 26. 25 (G).* — 991 *ibid. I. 5. 44 (H).* — 992. *Epist. I. 18. 89* oderunt hilarem tristes tristemque iocosi *(G).* — 941 a. *beruhend auf Vulg. Act. Ap. XVI. 31; XI. 14, wie Ermold. Nig. IV. 306 a:* meque domumque meam. — 997. *Sedul. III. 184* seminecem membris nec . . — 1001 b. *Abbo III. 1 b.* — 1002 a. uersuta dolis *braucht Lactanz im 34. Räthsel vom Fuchs, daher auch Walthar. 790 a.*

Testibus ab tantis firmatur cautio uulpis.
(Lupus Lutro.
‚Hec est ista specus, data tunc sub regibus illis;
Pro facto scelere, quod uulpes gessit iniqué
Aduersus proauum, tultum fuerat sibi castrum‘.
Luter.
‚Successit soboles, successit tortus et heres,
Delinqunt patres, soluunt delicta sequaces.
Cetera prosequere, quę sint insignia cęne‘.
Lupus.)
Tolluntur lances, longinqus uescitur hospes.
Pardus Vulpi.
‚Preuideas, ne turpe toral, nec sordida mappa,
Sordidus aut dapifer nares conruget edentum;
Magna mouet stomacho fastidia, seu puer unctis
Tractauit calicem manibus, dum furta ligurrit,
Siue grauis ueteri cratere limus adhesit.
Pocula miscentem nutritum pone clientém;
Casta serenatis impone cibaria mensis,
Ponantur nuclei, corilorum robore nati,
Persica cum cerasis, quectonia mixtaque fragis,
Poma Geroldinga, quę detulit hec philomela;
Precoqua purgetur claris in fontibus uua;
Vt dabis elixa, confestim dentur et assa.
Accubet et reliquum seruum pecus ad comedendum.‘

1009. abtantis *A*, aptantis *B*. — 1010. illa *B*. — 1012. tutum *AB*, *doch setzte A nachträglich* l *über* u. — 1014. pateres *und* deluta *B*. — 1018. conrudet *B*. — 1024. copilorum *B*. — 1026. geroldi{n}ga, *corr. a A*, gero digna *B*. — 1027. *wenn selbständig, gewiss ursprünglich* purgetur precoqua. — 1029. commedendum *A*.

1017. *Hor. Ep. I. 5. 22* inuitus, ne turpe toral, ne sordida mappa *(G)*. — 1018. *ibid. 22. 23* sordida . conruget nares *(G)*. — 1019—1021. *Serm. II. 4. 78—80 (G)*. — 1022. *Hor. Ep. I. 5. 31* atria seruantem postico falle clientem, *vgl. Prud. Apoth. 431* pocula miscet. — 1023. *Sedul. I. 250* clara serenatis infundere lumina terris. — 1028. *Hor. Serm. II. 2. 73. 74* assis Miscueris elixa. — 1029. *Epist. I. 19. 19* seruum pecus *(G)*.

Vulpes.

‚Insistam cunctis, quę monstrat sermo iubentis'.
Sublato disco, surgens fera sistitur antro.

Psitacus.

‚Precipiat dominus, licitos repetat fera cursus'.

Leo.

‚Accipite ergo omnes, auresque aduertite cordis.
Gratia sit uobis, quod sic mihi condoluistis;
Exitibus uestris nullus dominetur ut hostis,
Finibus in cunctis, latus qua tenditur orbis'.
Potio defertur, temulenti quique uehuntur,
Pace salutantis discedit concio castris,
Non calamus referet, quę regis iussio prebet.
Tunc uaga prosiliit frenis natura remotis,
Seque per immensas diffundunt agmina siluas.
Mox magni paruique lupum lusere gauisi,
Accessit lete turbe glomeratio tante,
Exprobat in facie, quę sit custodia lingue,
Informat scriptis, quę sit cautela bilinguis:
‚Dentibus infrendis, uane tua labra uoraris;
Te tua culpa premit; tu, dum tua nauis in alto est,

1035. existibus *AB; corr. Gr.* — 1044 *Grimms Vermuthung* exprobrat *wird durch das rein umschreibende* informat *des folg. Verses, der sich ja auch im Uebrigen eng an seinen Vorgänger anschliesst, zurückgewiesen;* exprobare *steht z. B. Rein. Vulp. III. 1007.*

1033 *Iuuenc. III. 147 (S), [beruhend auf Verg. Aen. V. 304].* — 1036 *Sedul. V. 420* finibus e cunctis, latus qua tenditur orbis; b. *überhaupt beliebte Formel, vgl. Prud. c. Sym. I. 456 b, Pseudo-Iuuenci Genesis 460 b, Aldhelm Virg. Alinea 39 etc.* — 1038 a. *Sedul. V. 377 a.* — 1040. *Hor. Serm. II. 7. 74* iam uaga prosiliet frenis natura remotis *(H).* — 1041. *Prud. Apoth. 714* seque per innumeras infundunt agmina mensas. – 1042 a. *vgl. zu 1133; auch biblisch: Acta Apost. 20, 12. 26, 22. Apocal. 11. 18 etc.* 1043. *Iuuenc. II. 579* uestrae glomeratio turbae; *vgl. die häufige Wendung der Vulgata:* accesserunt ad eum turbae multae, *z. B. Matth. XV. 30.* 1046 a. dentibus i frendens *als erste Vershälfte Verg. Aen. III. 664, VIII. 230, X. 718; daher auch Erm. Nig. I. 491, Walthar. 1232 etc.* — 1047 a *Hor. Ep I. 18. 79 a* quem sua culpa premet *(K).*

Hoc age, ne mutata retrorsum te ferat aura;
Inspicit omnipotens actus, qua mente regantur,
Nam semel emissum uolat inreuocabile uerbum.
Hic dolus est, inimice, tuus, concepta simultas!'
Multifluisque diem uerbis ducendo fatigant.

Psitacus Leoni.

,Non capiam quicquam, rediens nec lesero quemquam.
Dum uacat ergo tibi, sine causa uiuere noli;
Quod cupide poscis, mature plene relinquis.
Disce miser tandem, si uis contemnere mortem,
Quod, ceu flos feni, sic omnis gloria mundi.
Cur tibi condis opes, cur cecos queris honores?
Cur putridis multam te nutris uermibus escam?
Diligis hunc mundum, proprium qui fallit amicum!'

Leo Spitaco.

,Quod das consilium, quo possim prendere somnum?
,Quę mihi sunt regno, uadens hinc desero pardo.'

Psitacus Philomelę.

.Plectris dulcisonis curarum semina pellis;
Tu cum sis, quod ego, fortassis cautior ullo,
Nunc in amore mei comportes somnia regi.'

Philomela.

,Quod petis, hoc peragam; causam non respuo iussam.'

1051. tuis *AB; Gr. schrieb;* ,haec dolis est, inimice, tuis conc. sim.' *schön, aber nicht wahrscheinlich, vgl. die Quelle; S amendirte diesen Vorschlag durch haecce und Streichung von est.* — 1052. multifluusque *A.* — 1060. *am Rande von corr. δ nachgetragen in A.*

1047 b 1048. *Hor. Ep. I. 18. 87. 88 (G).* — 1050. *ibid. 71 (G).* — 1051. *Iuuenc. II. 809 a (S), I. 542 b:* hic dolus est, inimice, tuus . suscepta simultas. — 1052. *Iuuenc. I. 618 (S).* — 1053 b. *Eugen. Tol. carm. I* crimine nec laedam quemquam. — 1055. *Hor. Ep. II. 1. 100* quod cupide petiit, mature plena relinquit *(S).* — 1057. *Jesaias 40, 6* omnis caro foenum, et omnis gloria eius quasi flos agri; 1056—1059 *überhaupt scheinen aus einer Grabschrift entlehnt; vgl. das sowohl bei Raban. Maur. (VI. pag. 229 B) als bei Alcuin (Nro 269) stehende Epitaph.* — 1063. *carmen de Philomela 13* uox, Philomela, tua curarum semina pellit; dulcisonus *in v. 25.* — 1064. *Hor. Serm. II. 7. 40* tu cum sis, quod ego, et fortassis nequior ultro. — 1066. *Hor. Ep. II. 2. 64 (vgl. I. 11. 29)* quod petis, id sane est.

Rex ubi melliti captus dulcedine plectri,
Obdormire parat, uulpes differre laborat.

Vulpes.

‚Naturale tibi confirmat pagina libri,
Quod dormis triduo; sed quid manet hospes in antro?‘

Pardus.

‚Defessi ueniunt: pausent modicum atque redibunt.‘
Expleto triduo, mox rex discessit ab antro,
Et Suuarzuualt petiit, Alemannica rura reuisit,
Diuiciasque domus usurpat mox sibi pardus.
Cignus Nortmannos, possedit psitacus Indos,
Pardus duxit aues ad partes occiduales.
His ita dispersis, sic fit migracio uulpis:
Ad proauum tendit, probrosa epitafia scribit:

Epitafium.

‚Conueniens curtem, parium uenerare cohortem;
Flecte caput tumidum, susceptus sede potentum,
Premeditare prius, quę des enigmata cautus,
Rarus in eloquio, sollers sermone serendo,

1067. capus *AB*, *Gr.* capitur, *das Ursprüngliche lehrt die Quelle; est ergänzt sich leicht.* — 1071. *Gr. verdarb Reim und Sinn, indem er* ueniunt *AB in* ueniant *änderte. Wie die noch am Hoflager anwesenden Thiere, die beiden Vogelpaare, Fuchs und Leopard, nun erst herkommen sollen, ist nicht einzusehen; sie sind vielmehr ermüdet angelangt und sollen sich dann noch ein wenig ausruhen;* rebibunt *zu* redibunt *von γ gebessert, A.* — *Die Ueberschriften setzt B* 1071 *und* 1079 *seitwärts so tief, als gehörten sie zu 1072 und 1080.* — 1073. suuaz uualt *AB*, *corr. Gr.* — 1076. Ḍ pardus duxit, *corr: α, A.* — 1078. ępitafia *A.* — 1079. curtim *AB; Reim und Regel fordert* curtem, *nur sehr selten findet sich jenes in Urkunden und Handschriften;* paruam *B.* — 1080. timidum *B.* — 1081. que enigmata cautus *A*, que e. c. *B.* *Gr. ergänzt:* quae des enigmata; enigmata = mistica 1109, *dunkle Andeutungen, vieldeutige Aussprüche; der Fuchs empfiehlt jene diplomatisch-vorsichtige Sprechweise, die nie scharf und bestimmt den Gedanken beleuchtet, sondern mit Jedermann liebäugelnd sich stets eine Rückzugspforte offen lässt.*

1067. *Liberii Acrostich. de Sedul. 6* ille ubi grandisoni captus dulcedine plectri. — 1082 a. *formelhafter Halbvers, vgl. Ven. Fort. IV. 1. 11* dulcis in eloquio, *Raban. Maur. VI. p. 204 B, 228 G. Alcuin 101, 4; 226, 6; Heiric. str. 62.*

Falsa loqui fugito, reseratis auribus esto,
Quid de quoque uiro, et cui dicas, sepe uideto,
Sepe rogus modicus comburit culmina saltus,
Nam neglecta solent incendia sumere uires;
Officio lingue nullum frustreris honore,
Nam tua res agitur, paries cum proximus ardet.
Sic tibimet uere continget gratia fame,
Sic sic magnus eris, eternum nomen habebis;
Ipse bilinguis eras, nepti tormenta parabas,
Nec minus optati, quam facti pena luenda est:
Vermibus et uespis optabilis esca iacebis.‘
Inde petens castrum, duxit secum leopardum,
Nuntius ut regis sibi det munimina pacis.
Talibus a culpis facta est expulsio uulpis.
Sufficiat dictis de tanto tramite uulpis.‘

Luter.

‚Vere sufficeret, si non fortassis abesset;
Ast bene fecisti, quod nobis sic reserasti
Tecta diu, planis nudans archana loquelis.
Esse potest ab re, quod tardat concio turbe;
Commissus sanctis, scrutabor, quid gerat hostis.‘
Luter adit collem, qui cingit de prope rupem,
Aspectat uulpem, pitacia scripta uehentem,

1084 *schliest B in cassiodor. Zeichen ein.* — 1085. cumburit *B.* — 1087. frusteris *B.* — 1089. contingit gratia uere. fame *B.* — 1092.
u
mimus *A.* — 1094. dixit *A, corr. δ.* — 1102. quod gerat *B.* — 1103. ad id *A; B schrieb ursprünglich* Auter, *besserte dann* A *in* L. — 1104. ferentem uehentem *A, corr. β.*

1083. *Hor. Ep. I. 18. 69 70* percontatorem fugito, . . nec retinent patulae commissa fideliter aures; *Prud. Apoth. 578* aurem reserare. — 1084. *Hor. Ep I. 18. 68 (S).* — 1086 *ibid. 85 (G).* — 1088. *ibid. 84 (G).* — 1089. *Iuuenc. II. 682* ne uerae uobis contingat gratia uitae. — 1092. *Iuuenc. I. 558 (S).* — 1097 b. *Hor. Serm II. 3, 49 b* certo de tramite pellit *(Ho).* — 1099 a. *Hor. Serm. I. 10. 20 a (vgl. I. 4. 17)* at magnum fecit, quod . ., b *und* 1100 *nach Sedul. V. 272—5* nudauit . . arcana . . reseranda . . tecta diu.

Testibus appositis, fuerant qui solibus illis.
Cetus erat fortis, conclamans uocibus altis:
‚Regis preceptum numquam frustretur inultum!
Passeribus prosit, qui regis iussa fefellit!
Si scandit fraude, mox mistica seminat ore,
Sublaterans quemquam, non hoc sibi proderit umquam.
Perplexo morsus resupinat corde lupinus,
Occultans animum, certat subuertere iustum.

1105. folibus *AB* *Der Fuchs trägt die königliche Bestätigungsurkunde umher, der die Zeugen beigefügt waren, welche — nun entweder in jener Zeit oder an jenem Orte oder bei jener Handlung zugegen gewesen, (1009, 1010) ich setze* solibus *ein, es ist diplomatisch am wahrscheinlichsten (vgl. 363, 265, 1145) gibt annehmbaren Sinn und entspricht dem Sprachgebrauch (auch 317* soles = *dies) des Dichters und seiner Zeit (z. B. Hrotsvith Pelag. 69, Gongolf 441).* — 1108. tussa *A;* refellit *B.* — 1109. *folgt in AB auf 1110;* sublatans *AB; man könnte an* supplantans *denken; aber es ist nicht glaublich, dass ein mönchischer Abschreiber bei diesem ihm recht bekannten Verbum geirrt haben sollte; mit Recht vermuthet daher Gr.* subblaterans; *es trifft die Sache: ‚heimlich lästernd, mit gleissnerischer Heuchelei vor den Augen des Gegners schönthuend, hinter seinem Rücken alle Hebel der Verleumdung in Bewegung setzend‘, und ist eine sprachlich durch die Hauptquellen gut beglaubigte Neubildung: Hor. Serm. II. 7. 35* blateras cum magno clamore furisque, *Prudent. Peristeph. X. 913* obblaterare. *Dass nun die Umstellung nöthig sei, ergibt die ohne Weiteres zu verneinende Frage: hat der Wolf durch Verleumdung den Gegner aus seiner durch königliches Privileg verliehenen Burg verdrängt? Die Art der Vertreibung verschweigt der Wolf 1010—2 durchaus; eine objective Darstellung des Dichters fehlt; wir sind also auf die Andeutungen des Fuchses angewiesen. Aus 1111—1117, 1166—1170, 1173 ff. muss man schliessen, dass Isengrim ihn überlistet habe. Vertauschen nun die beiden Verse ihre Plätze, so ist der vollste Einklang erreicht: ‚wenn er erst betrüglich die Burg erstiegen und erworben, dann, um den Raub zu rechtfertigen, verleumderisch geheimnissvolle Andeutungen gegen den Fuchs ausstreut, so wird ihm das nichts nützen‘.* — 1111. perplexos *AB, dann würde die im Sinne des Fuchses raisonnirende Thierversammlung den Wolf zum Rächer aller hinterlistigen Intrigue, zum ärgsten Feind aller Kabale machen, während sie ihn doch gerade für deren Hauptvertreter hält. Object ist vielmehr* iustum *aus dem folg. Verse, der den Gedanken umschreibend wiederholt.* — 1112. concertat *B.*

Mortis hic est amus, uiroso escamine tectus,
Propinat mortem, dum fingit ferre salutem.
Fraudem, quam fecit, uicinam confore scibit;
Quod sine lege stetit, uere sine lege peribit.
Hos repetens ludos, enutriat in cruce coruos,
Et famuli nequam uincti mittantur Ylerdam.
Vestitura dati confestim redditur illi.'
Audierat proceres istas imponere leges,
Territus hisce minis, correptus mente furoris,
Omnia, quę uidit, relegens ex ordine pandit,
Hortaturque lupum, concedat abire iuuencum.

Lupus.

,Non hominem uereor, nec uulpis me quatit horror.'

Luter.

,Consilium refugis, ceruicibus imminet ensis,
Iudicio mortis ad presens tu capieris;
Quique tui capti, uincti morientur et illi.
Auxilium queris, querendum tempore pacis;
Discere et audire et meliori credere non uis,
Non magni pendis habitum uultumque potentis,
Principibus placuisse uiris non ultima laus est.
Gratia tantorum tultum reddet sibi castrum,
Nec magno aut paruo leti fuga nulla erit antro.'
Luter discipulus, collis de culmine lapsus,

1113. annus *B.* — 1115. scribit *B.* — 1124. hortor *A.* — 1125. refugit *AB; corr. Gr.* — 1128. axilium *A.* — 1129. dicere *AB.* — 1130. 1131. *dort* N *in* Non, *hier* n *in* principibus *von corr.* ʒ *nachgezogen, A.* — .1134. Inter discipulos *B.*

1113. *Jacob Grimm Hymn. uet. XX. 7* hamum sibi mors deuoret suisque se nodis liget. - 1117 b. *Hor. Ep. I. 16, 48 b* non pasces in cruce coruos *(K).* — 1118 b. *ibid. I. 20, 13 b* uinctus mitteris Ilerdam *(G).* — 1121 b. *Sedul. V. 126 b.* — 1124 a *Hor. Ep. I. 16. 48 a* non hominem occidi — 1125 b *Hor. carm. III. 1. 17. 18* ensis super ceruice pendet. — 1129. *Hor. Ep. I. 1. 48 (H).* — 1130. *Serm. II. 4. 93. 92* non magni pendis . uultum habitumque hominis *(Ho.).* — 1131. *Epist. I. 17. 35 (G).* — 1133. *Serm. II. 6. 94. 95* neque ulla est Aut magno aut paruo leti fuga *(S).* — 1134 b *Sedul. V. 135 b* quanto de culmine lapsus.

Formidans hostes, possessaque castra relinquens,
Horrens exitium, fluuii se mersit ad imum.
Ericio latis solito considere cellis
Abdere se silici cure fuit atque labori.
Curritur ad castra, sola latrante licisca,
Inuadunt castrum, Franco de milite castum.
Alloquitur uulpis, seducitur atque querelis:

Vulpes.

‚Hic est aut nusquam, quod querimus: hic latet hostis. —.
Cernitis en patruum? quid agis, dulcissime rerum?
Incolomi capite es, qui cano flore reluces,
Formosus facie, sura, pede, dente, lacerto,
Candidus, et talos a uertice pulcher ad imos.
Tu patre preclaro nutritus pectore casto,
Certum est, ingenuos habeas ditesque parentes.
In regum numero regnas, Cuonone secundus,
Precellis cunctos, famosis patribus ortos,
Litterulis doctus, multis et honoribus auctus.

1139. latranta *AB; Gr. verlas richtig.* — 1143. *das Fragezeichen hinter* patruum *aus A.* — 1144. es es *B.* — 1145. fura *A,* furo *B.* — 1146. auertice *A,* anertice *B.* — 1147. castro *B* — 1149. c$\overset{o}{u}$none *B.* — 1150. partibus *AB; S besserte.* — 1151. litterolis *B.*

1136. *vgl. zu 830.* — 1137. *Hor. Serm. I. 8. 7* nouis considere in hortis, *8 schliesst* cellis *(Ho.).* — 1138 b. *ibid. I. 8. 18 b* curae sunt atque labori *(Ho.).* — 1139 b. *Verg. Ecl. III. 18 b* multum latrante Lycisca *(S).* — 1140 a *Verg. Aen. II. 265 a* inuadunt urbem, *vgl. zu 353.* — 1142. *Hor. Ep. I. 17. 39* hic est aut nusquam, quod quaerimus; hic onus horret *(H).* — 1143 b *Serm. I. 9. 4 b (H).* — 1144 a *ibid. II. 3. 132 a (H).* — 1145. *ibid. I. 6. 31. 33* formosus . . . facie, sura, quali pede, dente, capillo *(S)* — 1146 *Hor. Ep. II. 2. 4 (G).* — 1147. *Serm. I. 6 64 (S)* non patre praeclaro, sed uita et pectore puro; (pectore casto *schliesst Sedul. II. 245,* castus *ein Lieblingswort des Dichters).* — 1148. *ibid. 91* quod non ingenuos habeat ditesque parentes *(G).* — 1150 a. *formelhaft: vgl Ermold. Nig. IV. 598 a Columban (Bibl. max. patr. XII. p. 33 ff.) Gruppe 15, 2; Wal. Strabo bei Canis. II. 2. 217; Theodul. Ecl. 307 a, Heiric. str. 117, Notker Seq. XX. 17. 18; zu* b *vgl. S Hor carm IV. 6. 31 sq.* puerique claris patribus orti. — 1151 a. *Hor. Ep. II. 2. 7 a* litterulis Graecis imbutus *(H),* b *Serm I. 6. 11 b* multis et honoribus auctos *(S).*

Obiciet nemo sordes tibi, quas mihi multi.
Qui tibi complaceo, qui turpia uincis honesto?
Susum scande, pater: mirabitur unus et alter
Artus egregios, generoso in corpore sculptos;
Mentior at si quid, merdis caput inquiner albis.'
Conseruus uilis, quem tardat acuta securis,
Dum lupus ascendit, obiecta repagula traxit,
Sic foras exiliit, matrem cum patre reposcit,
Vbera cum suxit, matri letatus inhesit.
Protulit exemplar, ueri quod lucet ad instar:
Non semper feriet, quodcumque minabitur, arcus.
At lupus a tauro trunco configitur alto.
Vulpes hunc gemino collaudat pollice ludum,
Hęc prauo scriptum predoni perhibet aptum:

Epitaphium.

,Hoc legimus scriptum, credamus et esse probatum:
Ve qui predaris, quoniam predaberis ipse!
Mercatur mortem, qui fraudis diligit artem,
Nec capiet risum, qui sic sectatur iniqum.
In te se discat, qui iuste uiuere tardat!'

1158. t[r]axit, *corr. δ A; B bietet statt* 1158 u. 9 *nur einen Vers:* dum lupus ascendit, matrem cum patre reposcit — 1161. inst[a]r, *corr. α, A.* — 1162. *schliesst B in cassiodor. Zeichen ein.* — 1163. *,vielleicht* truncus' *Gr., die Prophezeihung von 246 trifft ein: der Wolf wird an einen hohen Baumstamm angeheftet.* — 1166. *B hat die Ueberschrift neben 1165.* — 1170. Inte *A in falscher Zusammenziehung, zu der hier der enge Raum nöthigte,* In te *B; Grimm vermuthet* inde — *,an dir möge sich ein Beispiel nehmen . .'*

1152. *ibid. 107* obiciet nemo sordes mihi, quas tibi, Tilli *(H).* — 1153. *ibid. 63* quod placui tibi, qui turpi secernis honestum *(H).* — 1154. unus et alter *schliesst Hor. Serm. II. 5. 24, Ep. II. 1. 74, AP 15 (G).* — 1156. *Serm. I. 8. 37 (G).* 1157 a. *ibid. 9 a* conseruos uili *(H)* b: *vgl Serm I. 7 27 b* fertur quo rara securis. — 1158 b. *Prud. Ham. 242* transilit obiectas, praescripta repagula, ripas. — 1162. *Hor. AP 350 (G)* nec semper feriet, quodcumque minabitur arcus. — 1164. *Hor. Ep. I. 18. 66* fautor utroque tuum laudabit pollice ludum *(G).* — 1167. *Vulg. Jesaias 33. 1.* Vae qui praedaris, nonne et ipse praedaberis? — 1169 a. *Hor. Serm. I. 4. 83 a* qui captat risus *vgl. II. 5. 57.*

Mox patrios ingressa lares, eliminat hostes,
Nam murum scandit, caris confratribus inquid:
.Diuitis omne bonum, si non fuerit stabilitum
Consilio, racione, modo, solet adnichilari,
Aequę neglectum pueris senibusue nociuum.
Quę maior pestis, heu, quidue nocentius istis
Aspidibus, colubris, basiliscis atque chelidris?
Et tamen hos fertur superare domesticus hospes.
Quid tardat sapiens, forsan si ceperit hostes,
Ni liget ac cruciet, obstruso carcere damnet?
Compedibus tales num sub custode tenebit?
Moris erat, fortassis erit, dum quisque uigebit,
Si prece, si precio laxatur captio capto,
Obside suscepto, seu firmo sit sacramento;
Qui hos uocat ad cameras, piperatas porrigit escas,
Mollia strata iacit, quęcumque tacenda resoluit,
Nulla catena premit, nec ferrea passio cogit:
Excors, follus eques, abnormis garrulus idem est,
Et perit ut lupus hic, condigno fine perhemptus,
Nam multi pereunt, quia sensu uiuere nolunt.
Non iactu lapidis, nec iacto missile quouis,
Captio fit castri tanti sine cęde peculii:
Ingenii sensus prudentum fortis et astus
Milibus armatis cicius dominatur inhermis.

1172. mirum *B.* — 1174. ad nichilare *A*, adnichilatę *B*, *corr. Gr.* — 1177 *in A ursprüngliches* aspidius *durch corr. δ zu* aspidibus *gebessert, B* aspidis — 1178. hopes *A.* 1180. *wie 807.* — 1183 laxo capto, *corr. u. A* — 1191. nam iactu *B.* — 1194. dominantur in hermis *B.*

1171. *Hor. Epod. 16. 19* lares patrios. — 1174. *Hor. Serm. II. 3. 266* consilium, ratione modoque, *vgl. Ep II. 1. 20* — 1175. *Ep. I. 1 26* aeque neglectum pueris senibusque nocebit *(S).* 1181. *ibid. I 16. 77* compedibus saeuo te sub custode tenebo *(H).* — 1183a. *ibid. II. 2. 173a* nunc prece nunc pretio *(S), ältere allitt. Formel, vgl. Ter. Eunuch. V. 8. 25.* — 1185. porrigit escas *schliesst Ven. Fort. III. 14, XI 12; vgl carm. de philom. 25.* — 1186a. *Verg. Aen. VIII. 415a* mollibus e stratis. — 1188b. *Hor. Ep. I. 18. 69 schliesst* garrulus idem est *(K), Serm. II. 2. 3* abnormis sapiens *(S).* — 1189b. *formelhaft seit Verg. Aen. VI. 103* indigna morte peremptum. — 1194a. *Iuuenc. III. 750a.*

Credite, consocii, me uisit gratia Christi.
Conseruate fidem, nodosam pellite fraudem,
Subueniat frater fratri, pro posse fideli!'
Talibus hosce monens, Christo mandauerat omnes.
Dum redeunt pariter, affatur talia mater:
,Cur non, nate, refers, quę seuus fecerit hospes?'

Vitulus.

,O, mater, peccas, dum tristia metra retractas;
Tedet sacrilegas antri percurrere curas,
Has si plus refero, fastidia magna parabo:
Dulce sonat modicum, confert fastidia magnum.
Pertuleram triste, quod sic tardastis utrique:
Prorsus iucundam noctem produximus istam,
Possedi sotium, qui fletum fudit amarum,
Pro me sepe rogans, lacrimas eduxit amaras;
Luter ridiculus famoso est nomine dictus,
Attrectans amnes, piscosi gurgitis heres.
Hisce meis oculis detersit signa meroris,
Sub noctem gelidumque foco calefactat amicum.

1200. seuuus *A*, seruus *B*. — 1202. percurre *B*. — 1204. cum fert *B*. — 1210. *Gr., durch* famoso nomine dictus *verleitet, hielt diesen Vers für eine Umschreibung zweier Beinamen der Otter und schloss ihn darum in Anführungsstriche ein. Aber jene Worte gehören zu* luter ridiculus, *vgl. 497, 688; Hrotsvith Pelag. 15:* Corduba famoso locuples de nomine dicta; *1210 bezieht sich auf 189 zurück.* — 1210. anrectans *AB, corr. Gr.* — 1211. occulis *AB*.

1195. gratia Christi *formelhafter Versschluss; schon Juuenc. IV. 804.* — 1196 b. *Prud. Ham. 400* nodos fraus abdita nectit. — 1202 *ibid. 273* taedet sacrilegas matrum percurrere curas *(G. S.).* — 1203 *und* 4b. *vgl. zu 1019, Prud. c. Sym. I. 658 b* ferat fastidia carmen. — 1206. *Hor. Serm. I. 5. 70* prorsus iucunde cenam produximus illam (*H*). — 1207 *und* 8 b. *seit Vulg. Euang. Matth. 26. 75 (Luc. 22. 62) formelhaft: vgl. Sedul. V. 112 b* fletus generastis amari, *Raban Maur. VI. 233 C.* fletus amaros fundite; *Alcuin c. 120, Willibr. II 16. 9; 31. 10* lacrimas fundebat amaras — 1209 a. *vgl. zu 369;* b. *Formel, Juuenc. IV. 602, Aldhelm Virg. 17 Ermold. Nig. eleg. I. 141; Heiric str. 110, oft bei Angilbert, Poeta Saxo etc.* — 1212. *Hor. Ep. II. 2 169* sub noctem gelidam lignis calefactat aenum (*S*).

Non tamen aduersis insomnia duximus austris,
Me Bacho satiat, quin lenia uerba propinat.
Ericium uafrum, seruis de pluribus unum,
Instruit Herodes, uitulinas scindere carnes,
Qui dixit uitulum festiuum pasca futurum,
Per se sumendum, nulli per frusta secandum;
Ad iugulum tantum ferrum reddebant acutum,
Me cupiens miserum morsu lacerare ferino.
Laus domino, qui me saluarat dente lupino!
Sanus et incolumis maternis deferor ulnis.
Sit nomen sanctum Christi domini benedictum!“
Versus milleni centeni septuageni:
Verum operi longo fas est obrepere somnum,
Nimirum sapere est abiectis utile nugis,
Me tempestiuum psalmis concedere ludum;
Iratus pariter, ieiunis dentibus acer,
Sermonem claudam, uerbum non amplius addam.

1213 austres, *corr. a, A.* — 1218. frustra *B.*

1213. *ibid. 202* non tamen aduersis aetatem ducimus austris (*H*). — 1215 b *vgl. zu 709.* — 1216. *vgl. Raban. Maur. VI. p. 222 F.* Sic Herodes stimulante Chao, more lupi furibundus, amens, paruula milia strage dedit. — 1219. *Hor. Serm. II. 3. 136* in matris iugulo ferrum tepefecit acutum (*Ho.*) — 1223 *Vulg. Psalm. 112. 2* sit nomen domini benedictum! *oft versificirt, z. B. Beda bei Canis. II. 2. 231; Florus II. 2 etc.* — 1225. *Hor. AP. 360* (*G*). — 1226. *Hor. Ep. II. 2. 141* (*H*). — 1227. *ibid. 142* et tempestiuum pueris concedere ludum (*H*) — 1228. *ibid. 29* (*G*) — 1229 b. *Hor. Serm. I. 1 121 b* (*H*).

GLOSSAR.

accelerare, *eilig herbeischaffen* 566.
acclinis, *Unterthan* 532.
ad, *das franz. à in* ad presens *(à présent* 718, 1126) *und* famulari ad. 685.
ad omne, *omnino* 559. 1003.
adaquatus, *madidus* 320, *vgl. Rein. Vulp. II. 845* ‚paterae pix cassa madenti.‘
alapa, *orslac* 900, colafus *halslac; ähnlich Hrotswith Theophil. 305 nach Marc. 14. 65.*
allec, *Hering* 168.
almus, *gnädig,* 263, *fürstliches Beiwort.*
alfa simul ω, *Gott* 415, *wie nach Apocal. und Jesaias schon Prud. Cath. 9. 11, Notker Seq. 37. 9, Sedul. 3. 288 etc.*
asperitare, *stimulis dilaniare et scindere,* 232, *vgl. 243.*
attrectare amnes, *das Flusserbe erstreben* 1210.
barbarus, *ausländisch, weil jüdisch* 343.
beare, *benedicere, glücklich preisen* 777.
bellum, *Waffe* 367.
bolletus, *Pilz* 545 *(Zs. 3. 369, Diut. 2. 178. 233), insbesondere Hirsch- oder Hundsschwamm (Zs. 9. 395; 15, 334; Hoffm. Sum. 41).*
bruchus, *Käfer* 231 *(Hoffm. ahd. Gl. 56, Sum. 3, 38, 48, Zs. 3, 369; 15. 354).*
camera lecti 689, *petticamera, bettekamere, thalamus.*
capitale 208, *Kopf-, Ruhekissen, Einschläferer, denn Gesang ist unserem Dichter das beste Ruhekissen.*

capito, *Quappe,* 167, *vgl. Ruodlieb XIII. 17, Graff 4. 355, Sum. 39; oder Döbel, wie bei Auson.*

capsidile, *Tasche, Ranzen,* 335, *häufiger cassidile und cassidilis, muhsina, tasca Hoffm. gl. Trev. X. 25; Zs. 15. 336; Sum. 3; ,pera aucupis' erklärt es hier Henschel in du C.*

castellare, *,inter castelli incolas adscribi' (du C.)* 192, *hausen.*

castus, *rein* 1023. 1140.

reinlich .567.

causa, *Sache* 1066.

cautela, cautus, *Weisheit, weise* 5. 29. 314. 716. 754. 1064.

cauterium, 62 *bolz = nervus, vinculum ferreum, quo pedes vel etiam cervices impediuntur; Graff III. 114; schwerlich die eig. Bedeutung ,Brenneisen' (Zs. 3. 128; 5. 342), für welche Odo vit. S. Geraldi I. 20* ,personas illas reorum, qui se in malum destinaverant, aut damnis coercebat aut charactere inustionis adurebat' *vielleicht zeugen könnte.*

cautio, *hantfesti, Rechtsverbriefung, Urkunde (Hoffm. gl. Trev. 9)* 692. 1009.

cavedonus, 168, *Weiterbildung von capedo (Diefenbach gl. 97) Alant.*

cenomia, 231, *huntfliuga (weil Isidor. 12. 8. 12 musca canina).*

cetus 172, 546 *Wallfisch (Hattemer I. 287, Graff I. 839).*

citra, *iuxta 731.*

clavis sigilli 691, *das Bild bisher nur in einer Urkunde von 1223 (du C. II. 385) nachgewiesen.*

collatio 221, *redinunga (Hatt. I. 307).*

communi sorte 777, *nach dem Durchschnittsmaass des Menschenloses, ,im irdischen Sinne' W; anders Aldh. aenigm. heptast. XIII. 1.*

concurrere 95, *gleichzeitig mit Jem. umherspringen.*

conductus 967, *gemeinsame Führung.*

congredi 758, *eilen nach . .*

corniger 324, *qui portat cornu (334), der Hirt.*

cortina 603, *aurea velamina, rugelachen (Zs. 3. 471; Sum. 33), umbihanc (Zs. 5, 357; 15, 336, Diut. II. 44. 169. 235 und sonst, Dümmlers Formelbuch f. 28, cortina lecti Mon. Germ. II. 123).*

costus 176, *Krausemünze.*

cratus 113 *für crater.*

crimina concutere 742, *Verdächtigungen schleudern.*

crustumia 179, *sc. pira, Verg. Georg. II. 88.*

cumulare tumultum, *Kriegsgetümmel aufthürmen, bella movere et inflammare* 373.

cynifes 231, *muscae minutissimae sed aculeis permolestae (Isid. 12. 8. 14), wahrsch. Mücke (Zs. 15. 348, Sum. 28).*

dama 653, *Hirschkalb, Reh (Zs. 3. 371; 5. 568; 15. 337; Hoffm. ahd. gl. 62, Sum. 6. Graff I. 204), jedenfalls nicht Gemse (ibex Sum. 37) oder Dammhirsch, wie einige Gl. bieten.*

Dativ *auf die Frage wohin?* 455. 1138.

de *aus, zur Angabe des Stoffs* 408.
von, mit, Angabe des Werkzeugs 501. 925.
statt des Genitivs 554. 774.
vou — weg, mit — fertig 639.

debita laxare 699, *formelhaft für ‚Sünden vergeben'.*

deficere 401 *für deesse.*

dictare 6, *etwas schriftlich abfassen, in Poesie oder Prosa (vgl. Wackernagel, DLitt. 145, Anm. 6), vorzugsweise in ersterer (28).*

differre 1068, *gleich dispergere 1077, sc. die Gäste.*

disco *1. für cognosco* 391, 445, 533, 663.
2. für doceo 1170.

discolus 124, *ein Mönch, der mit Regel und Schule (man dachte gewiss an scola) zerfallen ist, vgl. Grimm, Lat. Ged. 288, 386, Graff 2. 179 (zu Ep. Petri I. 2. 18) ‚discoli, missizuhtige', daher auch discolia, dem Mönchsleben abgewandter Sinn bei Notker, in Dümmlers Formelb. p. 63. Z. 20.*

discus 274, 546, 548, 601, 1031. *vgl. 1016, Matth. 14. 8, Zs. 14. 502, Schüssel.*

doctor ecclęsie 857. *Kirchenlehrer, vgl. Dümmler f. 29; nicht Salomo selbst.*

dodrans auri, *9 Unzen oder 54 Goldschillinge (à 7 fl. 27 kr. nach Ildef. v. Arx, Gesch. v. S. Gallen 1. 159, also c. 400 fl. oder 230 Rthlr.)*

dorsale 575, *hruckilahhan, Wandteppich, Wandumhang (Zs. 15, 337; Sum. 35 u. 50, Mon. Germ. II. 86, 123).*

excedere 259, *zum Kampf ausziehen.*
follus 1188, *stultus.*
fulica 446, *Sumpfgans (Hoffm. gl. Trev. II. 17),*
Belche (Zs. 15. 361).
Entenart (Hatt. 1. 287, Zs. 15. 361).
gentaculum 638, *mlat. für ientac.*
glomeratio 1043, *Haufe.*
gobio 167, *ein geringer Fisch, wie 288 zeigt, der Kresse, Gründling (Graff 4. 615, Diut 2. 187); Kaulkopf (Hoffm. ahd. gl. II. 16; Schäfer, Moselfauna I. 282).*
gratis 121, *entweder ad gratos sc. socios od. parentes, wie carus 138 [872], oder ohne Schaden, wohlbehalten; W.:* ‚glücklich.'
grecissare 978, *griechisch vortragen.*
herere cui 259, *an jem. hangen, ihm nahe sein* (hesit *für heret*).
hicherus 168, *schlechterdings nicht aufzufinden, wohl nur mundartlich verschoben für den bekannten escarus, escorus, Stör, Hausen (Zs. 15, 339, Sum. 37 und 52, Diefenb. gl. 210).*
imperiosus 63, *herrlich (eines imperator würdig?), vgl. Sedul. 4. 146, Ruodlieb 3. 388.*
in facie 1044 = *ante faciem eius, Vulg. Psalm. 56, 7 Acta apost. III. 13 etc.*
incurrere mortem 387, *tödten, morden (sonst sterben, z. B. Walthar. 779, 863).*
indecoris 434, *ohne Honorar, unbeschenkt.*
indicus 480, *schwarz, daher irgendwo auch Beiwort des Teufels.*
indus 501, 628, 1075, *wie* iudaicus 551, *morgenländisch überh.*
Infinitive, substantivirt: 444, 495, 719, 762.
insopilis 194, *schlaflos.*
ius, iuris 15, 185, 354, [902], *wie* lex 312 *Gewohnheit, Sitte.*
—, iussis *Brühe* 276, *zur Unterscheidung vom vorigen nach Analogie von os.*
legirupis, e 196, *den Frieden störend.*
lex, *vgl.* ius.
licisca (= Vosagina canis 329), *Bracke (Zs. 5. 326, 332, 360, 571 und oft, auch zoha, mistebella).*
lolligo 167, *mhd. lulecke, brahsina, Bressem, Brasse (Zs. 9. 392; H. gel. Trev. II. 16).*

manent 919 = sunt 912, *vgl. Abbo II. 38, der sein manet durch est selbst glossirt.*

melus 341, *Grimm erklärt* melum comprendere (*vgl. 420*) *durch ‚Geschrei anstimmen'; aber* melos *wird 1. so oft es auch in den Vordichtern sich findet, stets mit kurzer Stammsilbe gebraucht, 2. bezeichnet es stets ein lyrisches Gedicht, Lied* (*vgl. Heiric str. 65 und 176, Poeta Saxo 813, 32 etc.*) — *wenn das der Dichter meinte, hätte er sicher psalmum gesagt; 3. würde sich dann der Hund in 341 erst bemühen, Lärm zu machen, während er in 340 schon bellt. Nein,* melus *ist Dachs; einem Dachs war der Bracke auf der Spur* (melus *dahs Zs. 3. 475, H. ahd. gl. 4. Mone Anz. 1839, p. 93*). *W.: ‚da hört' ich Lärm und wollte verstehn des Schreiens Grund'.*

mercari 42, 525, 1168, *mit Recht erwerben, verdienen, das redimere der Vulg., so schon Aldhelm:* mercari regna Tonantis, perpetuae munera vitae.

metra 1201, *Verse statt deren Inhalt, diu mære.*

mistica legis 55, *sonst vollständig* novae ac veteris mysteria legis, *Alcuin c. IV. 2; Florus bei Mart. et Dur. thes. 5. 602; die Bibel.*

monimenta priorum 59, *Ermahnungen der älteren Brüder.*

mugil 166, *Neunauge* (*H. gl. Trev. II. 16 Zs. 9. 392, Diefenb. gl. 69, Schäfer Moselfauna I. 330*) *oder Barbe* (*Zs. 15. 243, Sum. 39*), *ersteres auch wegen generosus wahrscheinlicher.*

mullus 168, *sturo Zs. 15. 242, Sum. 52, oder wohl richtiger nase, Mone Anz. 1839. 98, Schäfer a. a. O. I. 304 f.* (*Chondrostomus Nasus*).

mundiburdium 252, *tutela* (*vgl. ahd. muntporo*).

nam *meist* = *et.*

natalicium 836, *Empfängnisstag.*

naturale 1069, *das natürliche und darum nothwendige Ergebniss.*

necne = *et* 872, *wie Abbo III. 21.*

nobilis 660, *adallih, Diut. 1. 241 und sonst.*

non preter centum *etc. erg. gradus* 345, *um nicht weniger als 100 Schritt* (*ähnl. kühne Ellipse 311*) *den Uebrigen voraneilen.*

numquid non = *nonne* 870 (*Vulg.*).

nutritus 1022, (*vgl. 336, 1147*), *sc. a puero in aula regia; domesticus, familiaris. vgl. v. Fürth, Minist. p. 16.*
oceanus 806, 955, *wendelmari* (*H. gl. Trev. IV. 8—11, Hatt. I. 294, Sum. 48*).
odecolon 978, *s. crit. N.*
officium 788, *Befehl.*
olimpicus 486, *himmlisch.*
pallia suspensa 576, *Vor- und Umhänge an Wänden, Thüren Altären, Statuen, vgl. Prud. c. Sym. II. 727, Alcuin c. 41. 9; c. 281, v. 278, 1267, Mon. Germ. II. 85.*
pardus, *in der bei weitem überwiegenden und entscheidenden Mehrzahl der Glossen durch Parder oder Leopard erklärt; durch vereinzelte Irrthümer, wie Diut. 2. 192 ‚pardus lohs', darf man sich nicht (Grimm Lat. Ged. 310) irreführen lassen.*
pares 95, 752, 810, 1079, *socii, confratres.*
passer 839, 1108, *avicula* (*934*), *wie Vulg. Psalm. 11. 1; 83. 4; 101, 8 etc.*
passio ferrea 1187, *vgl.* manicae ferreae *Vulg. Psalm. 149, 8.*
patrinus 496, *Pathe* (*nicht Gevatter, compater, wie S. 41 steht*).
pennigeri 364, *Pfeil-, Bogenschützen.*
peregrinus 56, 461 *Pilgrim* (*Diut. 1. 152, 210 etc.*)
perire 5. *für den zerstreuten Hörer verloren gehn.*
perstrenuus 586, *sehr tüchtig, höchst geeignet.*
petere *quem, bitten* 881, 968. *beten: quem* 415, *quid* 961.
pitacium 1104, *Brief, Urkunde.*
plastus primus 863, 919, *gewöhnlich protoplastus, Adam.*
plaudere, *abs. jubeln.*
poma Geroldinga 1026, *Mon. Germ. III. 187, goderling, Diefenb. gl. 267.*
pompa 562, *militia, vgl. bes. Hrotswith.*
pontatica 462, *‚pons ipse' Henschel in du C.*
posco *1. bitten* 253, 438, 670.
2. beten 226, 465, 834.
3. erstreben, losgehn auf . . 760, 1159.
posteriora 433, *Rücken, nach Psalm 77. 66.*
preco 496, *allgemein: qui praeest, Vogt.*
preses, *Landpfleger* 899, *Vorsitzender bei der Tafel* 816.
prodesse 895, *Gegensatz zu abesse, vorhanden sein.*

punctio 449, *sc. laterum, Seitenstechen, pleuritis.*
purus 62, (*nicht gemischt, nicht künstlich, sondern*) *natürlich.*
queque salutis 397, *omnia* (*auxilia*) *salutis.*
quam, *superlativisches Vorwort:* 20, 66, 660.
quectonia 1025, *cydonia, Quitten, vgl. Mon. germ. III. 186.*
quin = *et.*
quo = *ut finale.*
quocumque 519, *nach jeder Richtung hin, durchaus.*
quod 331 *und sonst, statt des Acc. c. inf., Sprachgebrauch der Vulg.* (ὅτι) *und des Mittelalters überhaupt.*
radix 146, *ratich.*
rafanus 177, *merratich.*
rarescere 747, *einem selten sichtbar werden, ihn vermeiden.*
Reflexiv-Pronomina statt der geraden oft, 246 etc.
regirare 326, 756, *in orbem* (re-)*ducere.*
regmen *für regimen* 672.
res gestae 34, *Geschichtsschreibung.*
retardo 123, *reformido.*
reus 379 *und sonst, der Schuldige.*
ridiculus, *sehr klein* 1209 (*nach 269*).
ripatica 461, *ripa.*
rombus 165, *stets ,Stör'* (*Zs. 9. 392; 15, 152, gl. Trev. II. 16, Mone Anz. 1839, 98 etc.*).
ructare, *mit Abstreifung des tadelnden Nebensinns: sprechen, erzählen,* 983, *vgl. Arevali zu Juvenc. II. 820.*
salmo 169, *Lachs, Salmen* (*vgl. z. B. Mone Anz. 1839, p. 93: ,signum lahsonis i. e. quod salmonis'.*)
scindere saccum 9, *aus Vulg. Psalm 29. 12, das aus rauhem, härenem Zeuge schnitt- und faltenlos verfertigte Trauer- und Bussgewand zerreissen und damit ,convertere planctum suum in gaudium et se circumdare laetitia'.*
scriptum, *jede schriftliche Auseinandersetzung* 47, 808, *daher Urkunde* 1007, *Epitaph* 1045, 1165.
secretum cordis 855, *formelhaft für ,der innerste Herzensgrund'.*
sedes 639 f. = *gradus 582, Amt.*
sensibus intendere 531, *sapientiae studere.*
sepiola, *Dintenfisch, vgl. Mhd. Wb. 3. 38, oder Meerspinne*

Diefenb. gl. 527), auch von Bernhard (ordo Cl. 1. 17) und Wilh. v. Hirschau (constit. c. 8) erwähnt.

serenare mensam 1023, *reinigen*

siccamen 198, *Trockenheit.*

simius 706, *chrumpnase Zs. 15. 247, Sum. 16.*

sine causa 1054. *frustra, incassum, Diut. 1, 224. 242.*

se sociare rei 436, 601, *sich nähern.*

sperula 682, *Scheibe (Diut. 2. 169 etc.).*

spinx 172. *die Zärte (Cyprinus vimba), vgl. Diefenbach gl. 547.*

squalere 844, *beschmutzen.*

squirio 651, 660, *sciurus, mundartliche Form von Tull, die sich nur noch in einer Urkunde von S. Evre (Mabill. Ann. 4. 616) findet, häufiger die Uebergangsform beider squirius oder squiriolus.*

sturio 546, *Stör; den ihm hier ertheilten hohen Rang bestätigt Bern. Ord. Cl. I. 17* ‚superbi maxime et divites tales pisces (*salmones et sturiones*) solent habere‘.

sub 38 *für ab.*

subblaterare, *heimlich lästern* 1109.

suscipere, *einen Gast (775, 778) oder eine neue Kunde (414, 343, im gleichen Sinne* capere 416) *empfangen.*

sutus 175, 265, *bekleidet, vgl.* sutum 641 = *restis in s. allgemeinsten Bedeutung.*

tardare 1205, (*das Leid,* triste) *zum Stillstand bringen, beseitigen.*

tipicus 893. ‚nec vacat a tip.‘ *‚nicht ohne bildliche Bedeutung ist . ., ein Leidensbild wird gemalt durch . .‘*

tollere lances 1016, discum 1031, *vgl. Walth. 298. Ruodlieb III. 76, IV. 46, abräumen.*

tollitur distentum uber 87. *sc. matris, das gefüllte Euter der fernweidenden Kuh spannt sich in die Höhe, wird straff und voll und sehnt sich so dem säugenden Kälblein entgegen.*

tornare per contraria 86. *in contr. vertere, nach den entgegengesetzten oder verschiedensten Seiten hin (die Seufzer) wenden.*

tortus *1. eig.* 1004 *schielend, vgl.* ‚. . strabus, qui habet oculos tortos‘ *Hoffm. ahd. gl. p. 44. 2. übertragen* 195 *und sonst, Gegensatz zu dexter, rectus, verus.*

trado 740 *für prodo.*

trutta, *Forelle;* 168, 301.

tultus 1012. 1132. *ablatus.*

tunditur stilus gr. m. strictus 14, *der durch langes, bei alledem aber erfolgloses Nachdenken gefesselte (vgl. 149. 237, 203 [884, 901], trotz alles Kopfzerbrechens nicht vorwärts eilende Griffel wird vor Ungeduld zerstossen. W.: ‚zerstossen der mit grossem Vorsatz ergriffene Kiel'.*

unum 310, *singula, omnia.*

vestitura dati 1119, *investitura arcis datae, Belehnung.*

vicinus 1115, *nahe bevorstehend.*

vinia 257 *für vinea, wie viniale für vineale bei du C.*

volucrum 674. *sonst Mantelsack, Reisetasche, hier Hülle überh.*

vorari 1046 *neben* vorare 638, *wie bei* frustro (1087, 1107), venero (559, 486).

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, WILHELM SCHERER,
ELIAS STEINMEYER.

IX.
ÜBER ULRICH VON LICHTENSTEIN.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

ÜBER

ULRICH VON LICHTENSTEIN.

HISTORISCHE UND LITTERARISCHE

UNTERSUCHUNGEN

VON

KARL KNORR.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP
1875.

INHALT.

Abgesehen von Fragmentausgaben in Lesebüchern und Anthologien, sowie von einer schwachen Programmarbeit des katholischen Gymnasiums zu Pressburg (A. W. Schopf Die Töne Uolrichs von Lichtenstein 1854; durch freundliche Vermittelung erhielt ich das Programm von Herrn Prof. Bartsch geliehen) und abgesehen von dem zugehörigen Abschnitte eines monographischen Geschichtswerkes (Jacob Falke Gesch. des fürstl. Hauses Lichtenstein, Wien 1868) — ist seit dreiunddreissig Jahren von einer speciellen Beschäftigung mit Ulrich von Lichtenstein ein ausgeführteres Zeugnis öffentlich nicht abgelegt worden. Wohl finden sich gelegentliche Bemerkungen an mannigfachen Orten; und nicht wenige davon tragen zur allseitigen Würdigung des Dichters hauptsächliches bei: so besonders diejenigen Wackernagels in den Altfranzösischen Liedern und Leichen S. 213. 217. 218. 220. 223: 224f. 233. 246; die Liliencrons in Haupts Zeitschr. 6, 78. 86. 112; die von Wilmanns in der Zeitschr. f. das Gymnasialwesen, Berlin 1870, S. 594—601; die Jänickes in Haupts Z. 16, 402 ff.; die Scherers in den Deutschen Studien 1, 31. 45. 48 f. (an zwei Stellen) 55 (Anm.) 56 (an zwei Stellen). Es scheint jedoch, dass etliche Fragen, die bei einer nähergehenden Prüfung von Ulrichs Dichtungen zufliessen, nicht minder zu einer umfänglichen Behandlung herausfordern. Ja selbst einiges, was bereits klar gestellt ist, bedarf noch einer abschliessenden Erörterung. So gleich die Chronologie von Ulrichs Dichtungen, der wir uns zunächst zuwenden.

I.

ULRICHS POESIE IN IHRER ZEITSTELLUNG UND ZEITLICHEN FOLGE.

Die Chronologie von Ulrichs Gedichten ist zwar von Lachmann berechnet, aber ohne quellenmässige Erläuterung gelassen.

Lachmann sagt, S. 681, in dem Rechenschaftsbericht über die Handschriften, dass die von ihm am Rande hinzugefügten chronologischen Bestimmungen auf meistens schon ältern Vorarbeiten, auf den allgemein bekannten Quellen beruhten. Offenbar sind vor allem die Scriptores rerum Austriacarum von Hieronymus Pez, Lipsiae 1721 ff., und die Rerum Austriacarum Scriptores von Adrianus Rauch, Vindob. 1793, gemeint. Das waren für die in Frage stehende Zeit des Mittelalters die vornehmlichsten Hilfsmittel, deren sich die österreichische Historiographie bis zur Mitte unseres Jahrhunderts bediente. Und im Sinne Lachmanns, der sich auf keine secundäre Autorität verliess, wo ihm Originaldocumente erreichbar waren, kann man an Rauchs Geschichte Oesterreichs oder ähnlichem ruhig vorübergehen.

Allerdings hat die Beurtheilung und Ausbeutung der angeführten Chroniken seitdem erst, erst seit Wattenbachs Ausgabe in den Mon. Germ. hist. 1851, im neunten Bande der Scriptores p. 479—843, ihre kritische Höhe erlangt.*

* Vergl. Stoegmanns Recension im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen 19, 119 ff. Da die Bezeichnung und An-

Gerade aber mit Wattenbachs Annales Austriæ lässt es sich besser erweisen, dass Lachmanns Bestimmungen, obgleich er selbst es a. a. O. dem Geschichtsforscher frei gibt, sie nur für approximativ zu halten, durchaus genau sind, genauer als die v. d. Hagens, Minnesinger 4, 321 ff. (1838 erschienen), genauer als die Falkes a. a. O. I, 57 ff. (1868). Und einige derselben, die wesentlichsten zumal, werden durch Rückwirkung einer Berechnung von Festen, Monats- und Wochentagen, zu der die Anhaltspunkte im Frauendienst selbst sich darbieten, noch zweifelloser.

Und für alle Fälle ist es wichtig, in exacter Weise darauf einzugehen. Nicht blos die Litteraturgeschichte, auch Oesterreichs politische Geschichte hat, zwar nicht allzu belangreichen, Grund, von Lachmanns Datirungen Notiz zu nehmen und den Weg kennen zu lernen, auf dem er dazu gekommen ist.

Die chronologischen Bestimmungen zu Ulrichs von Lichtenstein Memoiren lassen sich in drei Kategorien sondern, je nachdem sie auf geschichtliche, zeitlich fixirte Facta zurückgehn; je nachdem sie durch Combination, durch ein Vergleichen des von Ulrich dargelegten Thatbestandes mit gewissen Chroniken begrenzt werden können; je nachdem nur eine vagere Zeitangabe, die blosse Constatirung eines Anfangs- und Endtermins möglich ist. Die Monats- und Tagdaten werden in den drei Kategorien mit untergebracht.

Geschichtliche Facta von festem oder festzustellendem Datum flicht der Dichter seinen Denkwürdigkeiten drei ein.

Das bedeutendste ist des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, Ende in der Schlacht an der Leitha, am St. Veitstage, dem 15. Juni 1246; Vrouwen dienest S. 525.*

ordnung bei den Herausgebern verschieden, muss man, die Mühe des Suchens sich zu ersparen, die drei Register bei Stoegmann a. a. O. S. 135 – 143 nachsehen.

* Heiligenverzeichnisse mit den zugehörigen Festa immobilia bei Anton Jos. Weidenbach Calendarium historico-christianum, Regensburg 1855, S. 112—178; und bei H. Grotefend Handbuch der historischen Chronologie, Hannover 1872, S. 103—117. — Es sei hier gleich bemerkt, dass der Tag, von dem ab gerechnet wird, mitzählt; vergl. Grotefend a. O. S. 36 f. Wir werden dieser Bemerkung alsbald uns zu erinnern haben.

Für uns ist es aber am unerheblichsten. Die Zeitangabe zu demselben, die des chronikalischen Belegs nicht mehr bedarf (einen nur: Annales Mellicenses a. a. O. p. 508) dient hier zu nichts als dazu, dass die Lieder, die V. d. S. 515—525 stehen, und die in den verbindenden Erzählungsstrophen nur paraphrasirt sind, nicht über das Frühjahr 1246 hinaus angesetzt werden dürfen. Von einer mit dem Juni 1246 beginnenden Pauschperiode, um diesen Ausdruck zu wagen, muss später die Rede sein.

Das zweite der gedachten Ereignisse ist des Grafen Meinhard von Görz Ankunft in Steier, wohin er von Kaiser Friedrich II. entsendet war, um den Wirren abzuhelfen, die nach Herzog Friedrichs II. Tode ungehemmt sich mehrten; Vrouw. d. 547, 14 ff. Dem Berichte dieses Vorgangs fügt v. d. Hagen, MS. 4, 381^{b}, das Jahr 1248 ein. Hatte er die Ernennung Meinhards zum Capitaneus von Steier oder dessen Absendung zu seiner neuen Stellung im Sinne, so konnte er auf das Chronicon Garstense in Rauchs Script. 1, 36 (Wattenb. a. a. O. Continuatio Garstensis p. 598) sich stützen. Es kommt jedoch allein darauf an, wann der Graf im Steierland eintraf. Darüber hätte ihm das Chronicon Salisburgense bei Pez a. a. O. 1, 360 Aufschluss gegeben (Annales Scti Rudberti Salisburgenses bei Wattenbach p. 790). Demzufolge erscheint Meinhart 1249 in Steiermark. Und gewiss wird er sich beeilt haben, was Vrouw. d. 547, 14 ff. versichert wird, den Mann zu befreien, der, von treulosen Freunden *schedelich gevangen* auf der Frauenburg fest sass, und der selbst vor wenigen Jahren Landeshauptmann und oberster Landesrichter in Steier gewesen war, unsern Ulrich nämlich (vgl. Falke a. a. O. S. 105 f.) Und wenn Ulrich 538, 12 ff. sagt, dass er am dritten Tage nach dem St. Bartholomäusfeste, nach dem 24. August also, d. i. am 26. August, gefangen genommen ward, und 542, 2, dass die *vancnüsse* drei Wochen über ein Jahr währte, so wird es evident, dass er noch 1249, im September, erlöst wurde: denn das Datum um ein Jahr weiter zu rücken, hiesse der ritterlichen Gerechtigkeit Meinharts von Görz, des Landeshaupt-

manns, hiesse der Glaubwürdigkeit Ulrichs von Lichtenstein, des naiven Erzählers, zu nahe treten.

Die gewonnene Determination hat auf fernere Bestimmungen in sofern Einfluss, als der Monat August 1248, wie oben der Juni 1246, für eine Periode, die im einzelnen in sich unbestimmt bleibt, die Anfangsgrenze bildet. Der September 1249 beginnt eine ähnliche, aber ausgedehntere Jahresreihe.

Das, wenn auch nicht für die österreichische Historie, so doch für die Chronologie von Ulrichs Gedichten weitestreichende Factum ist eine Hochzeitfeier zu Wien. Agnes, erstgeborne (Annal. Gottwicenses bei Wattenb. p. 603, 18) Tochter Herzog Leopolds des Glorreichen war eben ihrem Gemahl, Herzog Albrecht von Sachsen, angetraut worden*. Das geschah — doch das Jahr meint man unentschieden lassen zu müssen. Es ist aber gleichwohl zu entscheiden. Es ist das Jahr 1222. Ueberliefert wird es, um nur, von Wattenbach als unabgeschrieben erkannte Aufzeichnungen herbeizuziehen, durch die Annal. Mellicenses p. 507, durch die Annal. Gottwicenses p. 603, durch die Continuatio Claustroneoburgensis secunda p. 623, durch die Cont. prædicatorum Vindobonensium p. 726. Ihnen entgegen steht vereinzelt die Cont. Garst. (bei Rauch als ganz original unter dem Chron. Garst. I, 28) mit einem später hinzugefügten, von einer Hand des 14. Jahrhunderts herrührenden Zusatz (vgl. Wattenbach p. 594, Zeile 1—3). Dieser entlehnten Notiz (Albertus dux Saxonie filiam Leupoldi ducis Austrie et Stirie Agnetem duxit uxorem), derselben die oben als ursprünglich in den Ann. Mellic. citirt ist, ist das Jahr 1223 vorgesetzt. Es verdient aber nichts anderes, als dem auf ihm, angesichts der unverfänglichen Zeugen, mit haftenden Verdachte überlassen zu werden.

---

* Falke a. O. S. 64 gibt Agnesen einen Herzog Bernhard von Sachsen zum Gatten. Ebenso Albert v. Muchar Geschichte des Herzogthums Steiermark 5, 94, und dessen Gewährsmann Schrötter Geschichte von Oesterreich 2, 312 f. — V. d. Hagen hatte a. a. O. 325, Anm. 3, sich berufend auf Rauchs Gesch. Oesterreichs und auf Beckmann, dieselbe Unrichtigkeit, hat sie aber S. 383, Anm. 1, nach Massgabe einer Urkunde verbessert. Vergl. die Melker Annalen bei Wattenbach p. 507.

Unterdessen fügt es sich gut, dass der nähere Beweis für die Unverrückbarkeit des Jahres 1222 als des Wiener Hochzeitsdatums dem zugeschoben werden kann, der das eigentlich am besten wissen muss: dem Ulrich von Lichtenstein.

Ein kleines Rechenexempel mag schon verstattet werden. Ulrich führt seit der Festlichkeit zu Wien, bei Gelegenheit deren er Ritter wurde, elf Jahre hindurch ein so ausführliches Tagebuch, dass Dank seiner gewissenhaften Erwähnung, wann der Mai, wann der süsse Sommer ins Land kamen, wann wieder ein kalter Winter einzog, man nie darüber im Unklaren bleibt, das wievielte jener elf Jahre je im Verlaufe sei. Man entnehme, mit dem Jahre nach der Hochzeit beginnend,

das 1. aus S. 13, 5 f.; 24, 15.
„ 2. „ „ 62, 13.
„ 3. „ „ 106, 2. (105, 15).
„ 4. „ „ 129, 27; 130, 15. 17.
„ 5. „ „ 160, 23; 162, 19. 30.
„ 6. „ „ 396, 28 f.
„ 7. „ „ 402, 8.
„ 8. „ „ 405, 25; 407, 3.
„ 9. „ „ 409, 11; 411, 3.
„ 10. „ „ 420, 12; 434, 4.
„ 11. „ „ 436, 12.

In dem zweiten und fünften sind wir infolge der Angabe von Heiligentagen (63, 12 f.; 164. 27.) in der Lage, die Monatstage zu markiren. Fürs erstere hat Ulrich uns der Bemühung überhoben (63, 13): *reht an sand Philippen tage sô der maye alrêrst in gât.*

In dem zweiten dieser beiden, dem fünften der elf Jahre, beginnt die Venusfahrt *nâch send Georgen tage des næhsten tages.* Der St. Georgstag wurde nach Weidenbachs Calendarium S. 168 und nach Grotefends Handbuch der Chronologie S. 109 (die Citate ergänzen sich) in Mailand, Pavia, Aquileja, Salzburg, Prag, Gnesen, Krakau, Augsburg am 24. April gefeiert. Die Fahrt, die von Venedig aus allen Rittern in der Lombardei, in Friaul, Kärnten, Steier, Oester-

reich, Böhmen durch ein Circularschreiben angekündigt wird und die zu Meisters (jetzt Mestre am Kreuzpunkte der Eisenbahnen von Venedig nach Treviso und von Venedig nach Padua) anhub, nahm demnach am 25. April den Anfang. Vom 25. April bis zum 15. Juni ist es möglich, die Tage, ununterbrochen datirend, zu unterscheiden, was Lachmann gethan hat. Ist vielleicht zu einem so herausgezählten Monatstage in den Memoiren selber der Name eines Wochentags zu treffen? Ja, auf S. 295, 13 zum 30. Mai der Sonntag.

Oben (S. 5 f.) galt es nur ein Schwanken zwischen dem Jahre 1222 und 1223. Bis zum eben genannten 30. Mai sind, wie wir gesehen haben, vier Jahre, vom fünften ein Theil verflossen. Dieses fünfte muss entweder 1227 oder 1228 sein.

In Gemässheit der bei Grotefend a. a. O. S. 195 nachzuschlagenden Ostersonntage (im J. 1227 der 11. April, im J. 1228 der 26. März) fällt in dem Schaltjahr 1228 der 30. Mai auf einen Dienstag; fällt in dem Jahre 1227 der 30. Mai auf einen Sonntag.

Der Versuch sonstiger Arrangements stösst auf Unannehmbarkeiten, die des breiteren zu berücksichtigen ich um so weniger mich bemüssigt fühle, als der 30. Mai für den Sonntag von vornherein eigentlich schon feststand und durch die fortlaufende Datirung vom 25. April bis zum 30. Mai nur wie durch eine Probe bestätigt wird. Ulrich ordnet für die Venusfahrt in seinem Rundschreiben 29 Tage an (164, 5 f.) und *gebiutet von dem tage und ir vart ein ende hât an dem ahten tage einen turnei ze Niuwenburc.* Weil der 29. Tag bei der Abzählung dieser 8 Tage mitgerechnet wird, so sind zu jenen 29 Tagen noch 7 zu nehmen; im Ganzen haben wir 36 Tage. Zum 25. April 36 Tage — da haben wir den 30. Mai, den ersten Tag des Turneis, den *sunnetac,* den Pfingsttag anno domini 1227*.

Keine Beziehung zu dem Beweise für das Jahr 1222 opp. 1223 haben die Tage, die im zweiten unsrer elf Jahre

* Die Chronologen mögen diese etwas weitläufige Argumentation verzeihen. Chronologisch genau und einfach würde Letzteres so lauten müssen: Vom 25. April incl. an gerechnet fällt der 29. Tag auf den 23. Mai; und somit hier die Octav auf den 30. Mai.

sich herausheben lassen, und die vom 1.—14. Mai reichen. Die Nennung eines Montags darunter (82, 1) ist irrelevant. Unmittelbar an einander reihen sich blos die Tage vom 1.—10. Mai. Und nur, nachdem wir uns bereits einer genaueren Bekanntschaft mit dem ganzen Jahre, dem Jahre 1224, rühmen dürfen, wissen wir dass der 10. Mai ein Freitag ist. Zum 14. Mai gelangen wir so. Am zehnten wird auf den Montag ein Turnei anberaumt. Der Zusammenhang ergibt (79, 8; 77, 17 ff.), dass es der nächste Montag sein soll: der 13. Mai. Nach den Turnierbeschwerden dieses Tages begaben die Ritter sich in Gemach und Bad und *die naht dâ manger sanfte lac; mit freuden kom der ander tac:* der 14. Mai. — In den folgenden drei Tagen wird die Sühnebesprechung der Fürsten gehalten und damit bricht es ab.*

Als Ulrich Ritter wurde (11, 32) und als Agnes und Albert ihr Beilager begingen, war es ein schöner, freudenreicher Sommer, der Sommer des Jahres 1222.

Aus dieser Bestimmung folgen für das Leben und die Poesie Ulrichs die wichtigsten Zeitangaben.

Die aufwärts ins dreizehnte Jahrhundert sich anknüpfende Jahreskette 1223—1233 ist, hell genug, beleuchtet worden.

Die nämliche Richtung innehaltend, überspringen wir einige Decennien. Nach 660, 25 ff ist das Frauenbuch 1257, im 35. Jahre von Ulrichs Ritterthum; nach 592, 4 ist der Frauendienst im Jahre 1255 gedichtet worden.** Das LIV. Lied entstand nach 571, 23 f. im Jahre 1252.

Vom Jahre 1222 ins dreizehnte Jahrhundert hinab sind diese Data zu fixiren. Nach 10, 31 starb (10, 2 Ulrichs

* Es ist hier am Platze zu urgiren, dass der in das Jahr 1224 zu stellende Bericht Ulrichs über den Zwist Heinrichs von Istrien und Bernharts von Kärnten und über die Beilegung desselben durch Herzog Leopold von Oesterreich der österreichischen Geschichte gegenüber als werthvolle Urkunde anzusehen sei. Die urkundliche Geschichte Frisachs wo jene Beilegung statt fand, sagt davon nichts, wie v. d. Hagen a. a. O. 327, Anm. 4, anmerkt.

** Diese beiden Entstehungsdaten sind seit Lachmann allgemein von den Historikern acceptirt, selbst von denen, die zwischen den Jahren 1222 und 1223 in der Schwebe bleiben, oder gar (wie Heinrich Kurz) für 1223 sich entschieden haben.

Vater 1219. Bis dahin war es vier Jahre her. dass Ulrich im Jahre 1215 beim Markgrafen Heinrich von Istrien Aufenthalt genommen hatte (10, 1; 8, 15 ff). Vor diesem Zeitpuncte verlebte er vier Jahre als Edelknabe bei einer hochadligen Dame. Mit dem ersten der vier Jahre, 1211, wuchs er in sein zwölftes Lebensjahr (4, 6). Er ist sonach um die Wende des zwölf en und dreizehnten Jahrhunderts geboren.

Die bisherige chronologische Entwickelung hat von unfraglichen Ereignissen ausgehen können, zu deren zeitlicher Definit on das sämmtliche Zubehör gesammelt wurde.

Es ist demnächst zu untersuchen. ob nicht hie und da noch historische Bezüge in Ulrichs Erinnerungsskizzen festgehalten und ihnen an der Hand der Klosterdocumente eine chronologische Position angewiesen werden dürfe.

Von den im obigen noch nicht behandelten Stellen gibts nur zwei, die einer Vergleichung mit den Urkunden zugänglich sind.

Die Klagen aber über traurige Zustände, die von S. 549 an eingestreut werden und die bis zum Schluss des Frauendienstes das einzige allgemeine, d. i. nicht bloss persönlich memoirenhafte, Erzählungselement bilden, sind doch wieder zu allgemein. als dass zwischen 1249 und 1252—1255 eine bestimmtere Jahresangabe erschlossen werden könnte.

Es bleiben nur die Andeutungen auf S. 503, 17—23 übrig, denen man besondere geschichtliche Vorgänge unterzulegen hat.

Herzog Friedrich räth Ulrich, dem neuerstandenen König Artus, von dem nach Böhmen ausgeschriebnen Turnier abzustehen. Der König von Beheim trage ihm, dem Herzoge, Hass und würde Ulrich als Geisel behalten. Und König Wenzel hatte in der That Ursache genug, erzürnt zu sein. Der Herzog, von allen verlassen, vom Kaiser bedrängt, hatte durch gewisse Versprechungen im Jahre 1238 des Böhmenkönigs Rath und Hülfe gewonnen (Contin. Sancruciensis secunda bei Wattenb. p. 639). Im Jahre 1238, da der Herzog noch mit Optimaten und Städten im Kampfe lag (ibid.), im Jahre 1239, da er allmälich seine Widersacher zu überwinden und vor allem auch noch erst Wien zu belagern und einzu-

nehmen (ibid. und Annal. Mellic. p. 508) hatte, wurde er von Wenzel nicht gemahnt. Schon aber im Jahre 1239 stellte Friedrich seine volle Macht wieder her, söhnte sich mit dem inzwischen vom Pabste Gregor IX. excommunicirten Kaiser aus (vgl. Cont. Sancr. II und Annal. Mellic. a. a. O. und Ann. Scti. Rudb. Salisb. p. 787). Zum ersten Male seit 1236 war nun Friede und Ruhe in den österreichischen Landen (vgl. Annal. Mellic. und Annal. S. Rudb. Salisb. a. a. O.). Mussevoll und heiter war der Eingang und Verlauf des Jahres 1240. Friedrich der Streitbare aber, der herrschsüchtige. ehrsüchtige, habsüchtige, s lbstsüchtige, löst nicht sein verpfändetes Wort. Sein böses Gewissen ahnt die kommenden Dinge voraus. Im Jahre 1241 wird er sofort von Wenzel mit Krieg überzogen. Doch ein Unglück kommt nie allein, es ist immer ein Glück dabei, wie schon Spervogel weiss: *Kein ungelücke wart sô grôz, dâ enwære bî ein heil* (MSF 20, 26). Das Schicksal hatte dem Böhmen- und Osterlande jenem einen königlichen Prinzen, diesem eine herzogliche Prinzessin, als Nichte des kinderlosen Herzogs, geschenkt, die gerade in verlöbnissfähigem Alter standen. Grundes vollauf für die beiden Machthaber, sich schnell die Friedenshand zu reichen (Cont. Sancr. II. ibid). Der Schluss des Jahres 1241 mag mit Vergnügen und Zeitvertreib ausgefüllt worden sein; es ist aber für dieses und die nächsten Jahre vom Böhmenkönig nichts zu befürchten, also auch kein Aufgreifen österreichischer turnirender Ritter mehr.

Mithin war das Jahr, in dem Ulrich seine umfangreichen Ritterfestlichkeiten, an denen auch der Herzog sich betheiligte, unternehmen und ausführen konnte: 1240. Ein andres hatte absolut keinen Raum, keine Stimmung dafür.

Das Wintersemester 1240—1241 *verswant kurzlîch,* und behend erschien der Sommer 1241 (514, 4 f.).

Es gibt im Frauendienst etwelche Abschnitte die keine andere Zeitbestimmung erhalten können, als die ihnen als Zwischenstücken, als zeitlichen Intermissionen, die nach zwei Seiten einem Abhängigkeitsverhältniss unterworfen sind, zukommt. Die Anfangs- und Endtermine dieser Zwischenzeiten sind uns bereits bekannt. Mit ihrer Wiederholung ist es ge-

eignet, in sprunglosem Nacheinander einen nochmaligen Ueberblick über des Dichters Jahre von der Wiege bis zur Vollendung des Frauenbuchs zu verbinden.*

Von 1200—1233, von Ulrichs Geburt bis zur *âventiure wie der Ulrich im ein ander vrowen nam* (1—439) zählt sich eine genaue chronologische Reihe, deren letzte 12 Jahre zudem je einzeln von einander abgehegt werden können. Seit dem Winterhalbjahr 1222—23 hatte Ulrich 31 Lieder, darunter den Leich, gesungen, und die drei Minnebüchlein oder Botschaften gedichtet. Die ersten 19 Lieder blühten aus des Dichters Verhältnisse zu seiner ersten *frouwe* hervor. Die folgenden 7 waren Klage- und Rügelieder gegen sie. Die letzten 5 sang der *vrowen vrîe man* in *wânwîsen* (427, 21 ff).

Die Zwischenperiode 1233—1240 (439 - 450) enthält, hinter der Einleitung in ein anderes Minnebündniss, von den der zweiten Herrin gewidmeten Liedern die ersten sechs, XXXII—XXXVII.

Das Zeichen der Lücke auf S. 450 vertritt die Stelle von etwa neun Seiten Erzählung (Lachm. zu 449, 12).

Das Jahr 1240 kommt mit dem Jahre 1241 auf S. 514, 4 f. in Berührung. Letzteres und das Jahr 1246 bilden für die zweite Pauschperiode die Grenzen (514 — 525). Diesem Lustrum gehören 4 Lieder an XLI—XLIV; das lustige Jahr 1240 hatte dem Poeten zu drei Liedern XXXVIII—XL Musse gelassen.

Wie in Steier die unruhigen Jahre 1246—49 einem herrenlosen, so sind im Frauendienst die Seiten 531—537 einem erzählungslosen Interregnum überliefert. In jene Zeit fällt Ulrichs Gefangenschaft, 1248—49 (537—447), der zum Trotz er Sammlung genug besitzt die Weibesgüte (im XLVII Liede) zu preisen. Die beiden Lieder XLV und XLVI waren in den beiden Jahren vorher entstanden.

Der drei vereinsamten Daten 1252, 1255, 1257 ist ihres

---

* Was die Bahre betrifft, so hat diese wohl im Jahre 1275 Ulrichs Sarg getragen. Nach einer Urkunde seines Sohnes Otto (Karajan bei Lachm. 664) war er am 6. Januar 1277 nicht mehr unter den Lebenden. Die letzte urkundliche Nachricht von seinem Leben ist vom 17. Juli 1274 (Vergl. Karajan a. a. O. und Falke a. a. O. S. 122 f)

Orts, als von dem Wiener Ritterschlags- und Hochzeitsdatum abhängiger Bestimmungen, gedacht. Eine andre Zeitangabe kann aus dem Zeitraum 1249—1257 nicht herausgeschieden werden.

Ueber die Reihenfolge der Lieder ist etwas zu sagen.

Nach Lachmann (S. 680) und nach v. d. Hagen (MS. IV, 402 ff.) wären Ulrichs Lieder in die Pariser Handschrift (C) aus dem Frauendienst aufgenommen. Auf den Umstand freilich dass beide Handschriften die Lieder in derselben Folge haben, ist — ausdrücklich wenigstens von v. d. Hagen zu viel Gewicht gelegt. Und auch Lachmann wird noch nicht, so wie es jetzt geschehen ist (vgl. Scherer in Müllenhoff-Steinmeyers Ztschr. 17, 574 f.) darauf geachtet haben, dass es sich mehrfach nachweisen lässt. dass die Dichter ihre Lieder in historischer Folge aufschreiben liessen (a. a. O.), und dass somit auch für Ulrichs Sammlung in C ein selbständiges Buch der Lieder als Quelle gedient haben könnte. Diese Ansicht andrerseits aber würde sich aus der Zahl, der Art und dem Grade der Abweichungen in den Lesarten keineswegs bewähren; sowie auch daraus nicht, dass in C 12 Anfangs- und Schlussstrophen fehlen (v. d. Hagen a. a. O.), wobei angenommen werden dürfte, dass sie von Ulrich bei Redaction des Frauendienstes hinzugedichtet worden seien, wenn eben nicht die Nachlässigkeit des Uebersehens und Auslassens sich darin offenbarte. dass auch halbe Strophen und Zeilen weggeblieben sind (vgl. v. d. Hagen a. a. O. Anm. 5).

Auffallender ist, dass allein die Handschrift des Frauendienstes die Ueberschriften der Lieder und den Leich enthält, und dass C (ohne Rücksicht auf die beiden von v. d. Hagen nach dem Zeugnisse Rudolfs von Montfort unter Gottfrids von Strassburg Namen MS. 2, 277b gestellten Strophen; vgl. MS. 4, 403. 623) drei Lieder mehr als der Frauendienst zählt.

Ueber die Thatsache des Fehlens der Ueberschriften und des Leichs in C bieten sich mir blos Vermuthungen; es muss vor der Hand genügen, diese Thatsache lediglich zu constatiren.

Bei den drei letzten Liedern in C ist stehen zu bleibe . Zwei davon haben wir für den Frauendienst zu reklamiren, dem Ulrich *zweir minner sehtzic dœne* (592. 11) mitgegeben hat, der aber nur 56 aufweist.

Das dritte, das hinter den beiden gleichen Strophen steht, deren eine durch Rudolf im Alexander dem *wîsen meister Gotfrit* zugeschrieben wird (HMS. 4, 623 Anm. 1), ist von v. d. Hagen (a. a. O. 403) und von Lachmann (wie sich aus der Anm. zu 582, 3 ergibt) mit allem Grund für unecht gehalten.

Welche chronologische Stelle im Frauendienst haben die zwei übrigbleibenden zu beanspruchen? Nicht die, welche v. d. Hagen a. a. O. und Tieck wollen (nach dem, vor 1240 gedichteten 37. Liede), sondern welche ihnen Lachmann zugetheilt hat (S. 582 ff. vgl. die Anm. zu 582, 3). Für das 57. Lied ist es augenscheinlich. Es versteht sich, dass die Zeilen 581, 29 ff.

Nâch disen lieden wart ich dô
von wünschen herzenlîchen vrô.
ich wart wol inn, daz wünschen tuot
vil wol: wan ez gît hôhen muot.
ein man vil gerne wünschen sol:
ez tuot in herzen grunde wol —

dass diese Zeilen, die vor einer Lücke stehen, obgleich sie unmittelbar an die Schlussrede des ganzen Werkes 585, 13 (Lachmanns angeg. Anm.) sich knüpfen, nach Ulrichs Art als prologische Mærestrophe zu dem vorletzten echten Liede aus C zu beziehen sind:

Mîn muot der muoz stîgen iemer
dâ von daz mir wünschen tuot sô wol.
des wil ich getrûren niemer.
mich tuot wünschen ofte freuden vol.
dâ von ich wil gerne wünschen vil.
u. s. w.

Und da C seine Zuverlässigkeit in der Reihenfolge der Lieder hiemit so offenbar documentirt, so muss sein 57. Lied in der, durch den Leich um ein Glied vermehrten Liederkette des Frauendienstes den Schlussring bilden.

Gemäss der chronologischen Folge in der Pariser und Münchner Handschrift darf also auch jedem Liede sein Entstehungsdatum angewiesen werden.

Nur der Leich, welcher so der Zeit 1231—32 zugeordnet ist, hat in den Worten *ich hân ir driu und zehen jâr gedienet* (424, 15 f.), wie es aussieht, einen Widerspruch. Doch alsbald löst derselbe sich in blossen Schein auf. Es fehlt jenen Worten der übliche Zusatz *ritterlîch* (vgl. 571, 23. 592, 5. 660, 27). Die dreizehn Jahre dürfen nicht vom Beginne des Ritterthums (1222) anzählen, sondern vom ersten Anfange selbständigerer Ritterdienstübung, vom Todesjahr des Vaters unsers Ritters, vom Jahr 1219. Das wird um so deutlicher, wenn man die Stelle des Leichs zu 10, 13—20 hält:

Dô ich dâ turniren vant,
des underwant ich mich zehant
durch die vil lieben vrowen mîn.
ich dâht: wil ich ir dienest sîn, —
daz muoz mit rîterschaft geschehen,
man muoz mich under helme sehen
ir ze dienest mîne tage.
got geb daz ich ir gunst bejage. —

Ulrichs Lyrik, welche die beiden Marschlieder nicht ausgeschlossen, in der Minnepoesie aufgeht, zählt mit den drei Minnebüchlein 61 Gedichte. Bereits oben (S. 11) konnte bei dem flüchtigen Ueberblicke über die Chronologie des Frauendienstes eine Ansicht über die Vertheilung dieser Gedichte auf des Dichters Lebensjahre gewonnen werden, und zwischen den Zeilen gleichsam ergaben sich die Schlüsse auf Ulrichs steigende oder sinkende Productionslust und Productionskraft, auf die Perioden seiner Productivität. Es ist aber nicht unwichtig hierauf ausdrücklich zurückzukommen.

Man betont es hie und da, dass die mittelhochdeutsche Lyrik auf Erfahrung beruhe, dass die Dichter nur sangen was sie auch wirklich erlebten, dass von einem Sichversetzen in eines Andern Lage wenig die Rede gewesen sei. Lessing hätte damals sich nicht damit vertheidigen können, dass er den Gegenständen, die er besänge, fern stünde. Wer viel, lange und sehr liebte, machte viele Liebeslieder. Und sind

von einem Poeten nur wenige Lieder vorhanden, so braucht man nicht gleich anzunehmen, dass andere verloren gegangen seien.

Sonst wird es durchschnittlich so wie heute gewesen sein. Seine erste Productionsperiode leitete man mit Liebeslyrik ein; ernste, nachdenkliche Naturen lieferten auch etwas Spruchpoesie; liess später der Dichtungsdrang nicht nach, so wagte man sich an Grösseres. Wirkliche Ausnahmen bilden nur hervorragende Geister; durch andre Ausnahmen wird nur die Regel bestätigt.

Ulrich von Lichtenstein dichtete gewiss, so lange er intensiv genug minnte, und so oft die Anforderungen, die er und andre an sein Leben stellten, ihm Zeit und Fassung gönnten. Und nur gar zu natürlich ist es, dass in bestimmten Jahren er verhältnissmässig besonders fruchtbar war. Der Einfluss hingegen einer bestimmten Jahreszeit scheint nicht vorzugsweise seine Stimmung geweiht zu haben: manchmal gibt er das Erscheinen des Winters und das Aufhören der *ritterschaft* beinahe direct als Grund an, weshalb er nun ein Lied dichten müsse (z. B. 43, 25 ff.), manchmal beginnt er mit einer Frühlingsstrophe (wie 397 *hiest des meien hôchgezît*) manchmal treibt ihm die üppige *wünneberndc sumerzît* eine fröhliche Weise über die lachenden Lippen (wie 406; vgl. 407, 3 ff). Und unter verschiedenen Umständen und Umgebungen dichtet er: unterwegs, als heimkehrender Pilger in Italien; als einsamer Reiter in Tirol, den blauen Himmel über sich, schwarze Schluchten und lichte Matten vor und neben sich (130, 15 ff.; 109, 29 ff.); auf dem Krankenlager (113; vgl. 111, 25 ff); auf der Diele des Gefängnisses, in Ketten geschmiedet (544, 27 ff.).

Im Ganzen lässt sich die Wahrnehmung machen, dass Ulrichs Fruchtbarkeit einen gewissen Höhepunct erreicht und dann kärglich wird. In zehn Jahren verfasst er 34 Gedichte, in dreiundzwanzig weitern Jahren 27; wonach er dann seine Tagebücher redigirt, deren poetischer Werth gleich Null ist.

An diesem Missverhältniss ist nicht allein die Schwäche seines Talentes schuld, auch nicht der Umstand allein, dass in die dreiundzwanzig Jahre (1233—1255) die heftigsten po-

litischen Wirrsale fielen, — vielmehr hat dabei die Constellation an Ulrichs Liebeshimmel in erheblichem Maasse mitgewirkt. Abgesehen von einem Liede, das eine fremde Dame bei dem in Botzen weilenden Ulrich auf eine welsche Melodie bestellte (112, 30 ff.), wurden die ersten 22 Gedichte nicht blos zu Ehren der ersten Geliebten, sondern für sie aufgesetzt. Zu jedem Gedichte gehörte auch ein Bote, der es der Geliebten brachte, und konnte dieser nicht gleich geschickt werden, so genoss der Dichter nur halbe Autorenfreude (130, 29 ff.; 399, 1 ff.; vgl. 395, 30 ff.). Erst als er des Minnelohns theilhaft zu werden beginnt, und heimlich (402, 14 f.) ein hohes Gemüthe trägt, offen aber, um allfällige Hetzer und Angeber zu täuschen oder in Täuschung zu erhalten, Kummer zu klagen fortfährt (402 f., 405), bemerkt er nicht mehr, dass seine Poesien zu ihrer Kenntniss gekommen seien. Die drei letzten Lieder (406, 407, 409), durch welches die erste Herrin geehrt wird, geben das begehrliche Sehnsuchtstrauern auf und scheinen eine Beimischung leichter Ironie und einiges Uebermuthes zu enthalten. Es ist gar nicht wunderbar, dass, wie nun Ulrich durch einen Bruch mit der Geliebten in die Entbehrung zurückgestossen wird (411, 11 ff.). — die dichterische Zeugungskraft überschwillt. Der einunddreissigjährige, in poetischer Uebung sicher gewordene Lichtensteiner giesst zunächst seinen Zorn in 7 Scheltliedern aus, beruhigt sich dann allgemach, und nimmt noch verschiedene Anlässe, seine Gedanken über Minneleben in 5 Liedern zum Besten zu geben; und das alles in wenig mehr als einem Jahr.

Diese Thätigkeit wurde zum Dienste einer neugewählten Herrin fortgesetzt. Bis zum Jahre 1240 sang er ihr 9 Lieder; bisweilen aber musste er schon seinem poetischen Triebe durch künstliche Mittel aufhelfen, etwa durch vorsätzliche Nachahmung. Sein Minnefeuer brannte schwächer und schwächer, sein Dichtungsflämmchen verlosch mehr und mehr. Die Unmittelbarkeit der Empfindung erhält theilweisen Ersatz durch allgemeinere Sentenzen aus der Liebeslyrik.

II.

ULRICHS POESIE IN IHRER BEDINGTHEIT DURCH CULTUR UND DICHTKUNST SEINER ZEIT.

Ulrich von Lichtenstein hatte sein dreiundzwanzigstes Altersjahr noch nicht zurückgelegt, als er mit dem ersten Liede, das er einer Aufnahme in den Frauendienst würdigte, in die deutsche Minnesanggenossenschaft sich einführte, im Jahre 1222. Fünfunddreissig Sommer später ward seine dichterische Thätigkeit durch das vierte Büchlein (wie er selbst es nennt 594, 6; 595, 13. 16; 654, 9; 658, 15; 660, 21), das er unter dem Titel *Der Vrouwen buoch* gesondert herausgab, abgeschlossen.

Wenigstens ist aus den folgenden achtzehn Jahren, die er bis jenseit seines fünfundsiebzigsten Geburtstags in vielfacher privater wie politischer Bewegung und Bekümmerniss noch zu verleben hatte. nichts hinterblieben.

Und sofern man nicht mit Wilh. Wackernagel im Frauendienst 527, 3 *ez ist getihtet ê von mir* statt des handschriftlichen *vor mir* conjicirt (Litteraturgesch. 221, 2), und demzufolge der Meinung ist, dass Ulrich die Schlacht an der Leitha selber besungen habe, so wird man dafürhalten, dass aus der vorgängigen Zeit, aus den erwähnten fünfunddreissig Jahren, des Lichtensteiners sämmtliche Dichtungen uns überliefert sind.

Diesen Dichtungen, gleichwie ihren bedeutsamsten in den Anschauungskreis des Poeten uns leitenden Voraussetzungen wird nunmehr näher zu treten sein.

Für eine biographisch-litterarische, im weitern Begriff: für eine biographisch-historische Untersuchung muss es als methodologisches Fundamentalprincip gelten, dass „jede Individualität nur zu begreifen ist als ein Durchschnittspunct unzähliger Linien. Und jede solche Linie deutet eine allgemeinere geistige Richtung an, welche der Einzelne mit wenigen oder vielen andern theilt. Diese Richtungen darf man als die Elemente ansehen, welche ihn constituiren. Kann man die Auflösung in die Elemente je zu weit treiben? Kann sie überhaupt je vollständig gelingen? (Scherer Deutsche Studien 1, 70).

Je grösser und reicher eine Individualität, desto schwieriger eine befriedigende Analyse der Causalbezüge, durch die ihre Wirksamkeit determinirt wird. Natürlich: denn desto inniger und gründlicher, desto individueller dann der Assimilationsprocess, desto durchgreifender der Zusatz aus eigenem Seelengehalt, desto seltner die Möglichkeit von Schlüssen aus der Analogie.

Fraglich, grösstentheils aber beglückender ist das Vorrecht schwächerer Naturen, ihre Lebensrichtung keiner Missdeutung und Verkennung preisgegeben zu sehen. Von den gangbarsten Elementen werden sie constituirt, und leicht wird es, die Einwirkungen, denen sie unterliegen, blosszulegen.

Solch eine Natur war Ulrich von Lichtenstein. Solchen Elementen, solchen Einwirkungen verdankt seine Poesie das Dasein.

1.

Von den Einflüssen, denen Ulrichs poetisches Schaffen ausgesetzt war, und denen es willig sich hingab, mögen voran die grundlegenden, allgemeinern überschaut werden.

Zur Zeit als die mittelhochdeutsche Dichtkunst in purpurner Blüte stand, ja, leise und heimlich schon zu bleichen begann, war Ulrich ein Knabe noch. Und wie heute geweckte Kinder dem Gespräche und der Lectüre Erwachsener mit unermüdlicher Spannung und unter der nachhaltigsten Fortwirkung für ihres Lebens Führung lauschen, so hörte auch der kleine Ulrich oft in seinem elterlichen Hause und

in dessen geselligem Umgangskreise, namentlich, wie man aus den Epopöen der damaligen romantischen Schule vorlas und über die bearbeiteten Stoffe sich unterhielt. Frühe schon auch wurde es ihm geläufig, eine Hauptwürdigkeit des Edelmanns in dem ritterlichen Streben nach dem hohen Habedank eines reinen Weibes zu finden. Und noch nicht zwölf Jahre war er alt, als er bereits nichts lieber hörte als schöne Frauen loben: *swer lop von guoten wîben sprach, dem sleich ich allez smielent nâch* (4, 13 f.; vgl. 3, 5 ff.). Die Minnelyrik wird seiner Fassungskraft noch zu abstract gewesen sein. Doch wird der musikalische Vortrag den Eindruck auf ihn nicht verfehlt haben.

Als zwölfjähriger Page kommt der Lichtensteiner Sprössling in die Umgebung einer strahlenden Frauenerscheinung; wie Hormayr (nach der Angabe v. d. Hagens MS. 4, 325, 2 und Falkes a. a. O. S. 64) in seinem Taschenbuch 1822 S. 23 vermuthet, in die Agnesens von Meran, Friedrichs des Streitbaren nachheriger dritter Gemahlin (vgl. jedoch Falke a. a. O.).

Man kann es sich vorstellen, dass der verehrungssüchtige Knabe es an der Zeit erachtete, das kindliche System seiner Herzensgefühle ins erste Stadium der Praxis überzuführen. Er steigerte den, von dem umstrickenden Glanze seiner Herrin heiss angefachten Minnedrang zu solcher Inbrunst, dass er je zuweilen das Wasser, womit sie ihre *vil wîzen hendelîn* gewaschen hatte, *verholn von danne truoc* und es *vor liebe gar ûz tranc*. Nicht früher als mit seinem zweiunddreissigsten Lebensjahr hörte er auf, der Sonne seiner Jugend Ritterdienst und Lieder zu weihen. Inzwischen jedoch hatte er mit der künftigen Mutter seiner Kinder sich verehelicht. (Vgl. zu diesem und dem vorigen Absatz: 5, 6 ff.; 7, 13 ff.; 411, 11 ff.; 413, 25 ff.).

Es steht fest, dass die hohe Frau die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten Ulrichs sehr gefördert habe, und dass besonders von ihr, die nach einer öfters geübten Damensitte (vgl. 99, 29 ff.; 195, 25 ff.; 231, 29 ff.) selbst Verse machte (60, 25 ff.; 101, 17 ff.) seine dichterische Anlage den fühlbarsten Sporn empfangen haben müsse.

Den letzten Schliff seiner Ausbildung, wie sie dem Stammhalter eines angesehenen, begüterten Geschlechts geziemte, erhielt Ulrich beim Markgrafen Heinrich von Istrien (oder Heinrich von Oesterreich-Mödling? s. Karajan bei Lachmann 665; Falke S. 63 Anm. 1) an dessen Hofe er, sofort nach seiner Pagenzeit, von seinem sechszehnten bis zum zwanzigsten Jahr weilte. Durch Beispiel und Lehre wurde er hier in seiner Frauenverehrung bestärkt. Seine poetischen Anlagen wurden gehoben und gepflegt (8, 15 ff.; 9, 13 ff.). Er erwarb sich eine genauere Kenntniss der lyrischen Koryphäen, von deren Beeinflussung er nie sich löste. Er erweiterte seinen Gedächtnissvorrath an den Sagen und Geschichten, die von der Epik, vornehmlich der höfischen, waren behandelt oder verwerthet worden. Mehr aber durch gesprächsweise Einschärfung als durch Vorhalten litterarischer Autoritäten wurde wohl seine Bekanntschaft mit der zeitgenössischen Didaktik vermittelt. Hiervon sei zuerst die Rede.

Ulrich, der kein begnadeter Epiker war, der selten die Zeit erwarten kann, seine Empfindungen allein durch bereits fertige, einzufügende Lieder uns zu übermitteln, sondern der oft vorher schon uns verräth, was alles in diesen mitgetheilt werden soll — Ulrich liebt es, an dem Flusse seiner Erzählung stehen zu bleiben und nicht immer bloss ein minnigliches Blümchen von der bunten Heide der Liebeslyrik, mitunter auch einen kleinen Zweig vom Baume der Didaktik hineinzuwerfen. Und nicht etwa selber hat er den Zweig gebrochen, er hat ihn einfach vom Boden der herkömmlichsten Moral aufgelesen. Wir wundern uns daher nicht, Ulrich so oft im Einklang zu finden mit den didaktischen Gedichten seiner Epoche.

Ich denke nicht an das Frauenbuch, das aus eigner unmittelbarer Erfahrung spricht und nicht auf Hörensagen und Weiterreden sich gründet. Ich denke nicht an die, der sittlich ernsten Lehrdichtung fernstehenden Minneregeln der drei in Form von Büchlein verfassten und der Herzenskönigin übersendeten Botschaften.*

* So nennt sie der Dichter jedesmal, den Ausdruck „Büchlein" specialisirend, 43, 28; 140, 23; 380, 28. Dem Büchlein ist meist das

Mich gemahnt aber Ulrichs Anschauung von den Pflichten eines edeln Reichen (530, 21 ff.):

den got het guotes vil gegeben,
daz die den armen tâten leit,
dâ mit si swanden werdikeit . . .
Swâ sô der edel rîche man
sich nimt sô grôze untugende an,
daz sîn lîp ze einem rouber wirt,
ich weiz wol daz in gar verbirt
gotes hulde . . . .

an die Unterweisung König Tyrols (E. Wilken Ueberreste altdeutscher Dichtungen von Tyr. u. Fridebrant I. v. 71 ff.):

Unt hœre, junger künec vrî,
stêstû dem rîchen edelen bî,
daz er den armen tuot gewalt,
dîn missetât ist manecvalt;
dâ mite verdienstû gotes zorn,
ez spotent dîn die rîchen
und hâst der armen gunst verlorn.

Mich gemahnt Ulrichs Fmpfehlung der Freigebigkeit und Tadel der Habsucht (471, 1 ff.; 474, 25 ff.; 475, 17 ff.; 531 29 ff.) besonders 531, 29 f.:

der edel rîche der sol geben
den armen: daz ist rehtez leben.

und 475, 21 f.

der edele sol erbarmen sich
über die armen, daz rât ich:
so erbarmet sich got über in,
swer alsô tuot, dêst rehter sin.

Epitheton „klein" beigegeben, wie um es von *buoch* und grössern *büechlîn* zu unterscheiden: 141, 27; 380, 26; 381, 7. Andere Differenzpunkte müssen dieses Orts unerwähnt bleiben. — Rügende Sittenschilderungen in Form von Büchlein geben in nachfolgender Zeit die Gedichte des sogenannten Seifried Helbling (herausg. von Theod. v. Karajan in Haupts Zschr. 4, 1 ff.). Und z. B. das siebente Büchlein hat vom Verfasser auch diesen Namen, v. 1247. Die Gedichte kommen vielfach Ulrichs Frauenbuche und den letzten Seiten des Frauendienstes (530 ff.) im Inhalt nahe.

an Tyrols Vorschriften (v. 113 ff.):

Sun, ich wil dir sagen mê:
swenne er gernde vür dich gê
unt dir sînen kumber klage,
den kumber lieplich mit im trage;
niht envelsche gotes wort:
got schreip die selben erbermde
vür sînen hôhsten himelshort.

(Vergl. auch v. 77 ff.)

Und besonders Ulrichs Verse 471, 1 ff.:

Ez ist ein wunderlîcher muot
swelch ritter mit dem lîbe tuot
daz beste daz er immer kan,
daz der wil sîn ein arger man.
der müet für wâr umb sus den lîp:
jâ spottet sîn man unde wîp,
swaz kuonheit im der lîp getuot,
swanne er vor êren spart daz guot.

Swelch ritter sölher sinne pfliget
daz er des lîbes sich bewiget
durch êre, und dâ bî haldet guot
vor êren, derst niht wol gemuot.
dem ist daz guot liep für den lîp
dem sint von reht vînt guotiu wîp.
der ist des guots und er niht sîn;
des muoz er sunder êre sîn.

an Walthers Verse 22, 18 ff.:

Swer houbetsünde unt schande tuot
mît sîner wizzende umbe guot,
sol man den für einen wîsen nennen?
swer guot von disen beiden hât,
swerz an im weiz unt sichs verstât
der sol in zeinem tôren baz erkennen.

und an 22, 33 ff.:

Junc man, in swelher aht du bist,
ich wil dich lêren einen list:
dû lâ dir niht ze wê sîn nâch dem guote . . .
wilt aber dû daz guot ze sêre minnen,
dû maht verliesen sêle unt êre.

Vergl. Spervogols: *Diu sælde dringet für die kunst, daz ellen gât vil dicke nâch dem rîchen zagen in swacher wât;*

erst tump, swer guot vor êren spart (MSF 21, 29 ff.) und: *swem daz guot ze herzen gât, der gwinnet niemer êre* (ib. 22, 5 f.). Vergl. Leutold von Seven bei Wackernagel und Rieger Walth. v. d. V. 259, 8. Vergl. noch Walthers bekannte Sprüche über die *milte* mit Ulrich 470, 21 ff. Weitere Vergleichstellen zu den beiden bisherigen Stoffparallelisirungen s. bei Wilken a. a. O. S. 30, S. 40 f. in den Erläuterungen zu den angegebenen Versen, S. 44 im Nachtrag.

Mich gemahnt die Anpreisung des Schilddienstes in Ulrichs beiden Schildliedern (403. 456) oder Marschliedern, wie Scherer (DSt S. 48) den die musikalische Weise mit bezeichnenden Titel *ûzreise* übersetzt, an Tyrols und des Winsbeken Lehren;

besonders 404, 11 ff.:

Der schilt wil mit zühten vil baltlîchez ellen;
er hazzet, er schiuhet schand und ir gesellen.
got niht enwelle daz man bî im vinde
sô swachlîch gesinde.
er wil daz die sînen
ûf êre sich pînen,
in tugnden erschînen.

und aus dem zweiten Marschliede die Verse:

Eren gernde ritter, lât iuch schouwen
under helme dienen werden vrouwen.
welt ir die zît vertrîben
ritterlîch, —
êren rîch
wert ir von guoten wîben.

Ir sült hôchgemuot sîn under schilde,
Wol gezogen, küene, blîde, milde . . .

Denket an der werden wîbe grüezen,
wie sich daz kan guoten vriunden süezen . . .

Swer mit schilt sich decken wil vor schanden,
der sol ez dem lîbe wol enplanden.
des schildes ampt gît êre.
imst bereit
werdekeit:
si muoz ab kosten sêre.

Manlîch herze vindet man bî schilde:
zeglich muot muoz sîn dem schilde wilde.

an Tyrols Worte (v. 29 ff.):

Sun, turnei machet rische diet,
dâ von wil ich dir râten niet.
turnieren wirdet mannes lîp,
durch wirde lobent si diu wîp.
turnieren ist vil ritterlîch:
sô hœrt ze strîte dringen
und veste halten herteclîch.

und an des Winsbeken Schildstrophen bei Haupt Str. 17—21 daraus vor- anderen an die Verse 17, 1 ff.

Sun, du solt wizzen daz der schilt
hât werdekeit und êren vil.
den ritter tugende niht bevilt
der im ze rehte volgen wil.
die wârheit ich dich niht enhil,
er ist zer werlte sunder wân
ein hôch gemezzen vröuden zil.
nimt in ze halse ein tumber man
der im sîn reht erkennet niht,
dâ ist der schilt unschuldec an.

Sun, lât dich got geleben die zît
daz er mit rehte wirt dîn dach . . .

Sun, wilt du genzlîch schildes reht
erkennen, so wis wol gezogen,
getriuwe milte, küene sleht . . .

Sun, als dîn helm genem den stric,
zehant wis muotic unde balt;
gedenke an reiner wîbe blic,
der gruoz man ie mit dienste galt.

Und mich gemahnen Ulrichs *vier dinc* (587, 19—590, 10), nach denen man Nacht und Tag werbe, sie aber mitsammen nie gewinnen könne: Gottes Huld, Ehre, Gemach, Gut — an Walthers mehr als bloß ähnliche Auffassung;
besonders 589, 3 ff.

Vil maneger solcher witze ouch pfliget,
daz er sich gotes hulde bewiget:
ern ahtet ouch ûf êre niht,
gemach in dunket ouch enwiht:
sîn herze dêst alsô gemuot,
er hât liep für diu driu daz guot
und machet des ie mê und mê.
dem ist hie wê und immer wê.

an Walthers 20, 25 ff.:

ja enist ez niht wan gotes hulde und êre,
dar nâch diu welt so sêre vihtet:
swer sich ze guote alsô verpflihtet
daz er der beider wirt entwert,
dern habe ouch hie noch dort niht lônes mêre,
wan sî eht guotes hie gewert.

Vergl. noch Walther 22, 18—25; Reinmar von Hagenau in des Minnesangs Frühling 181, 1 f.

Und mich gemahnen endlich Thomasins von Zerklar Verse (bei Heinr. Rückert 1041—1052):

Juncherren suln von Gâwein
hœren, Clîes, Erec, Iwein,
und suln rihten sîn jugent
gar nach Gâweins reiner tugent.
volgt Artûs dem künege hêr,
der treit iu vor vil guote lêr
und habt ouch in iuwerm muot
künic Karln den helt guot.
lât niht verderben iuwer jugent:
gedenket an Alexanders tugent,
an gevuoc volgt ir Tristande,
Seigrimos, Kâlogrîande . . .

sie gemahnen mich an den ganzen Frauendienst und mittelst Rückschlusses an Ulrichs Lehrjahre. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Friauler Domherr seine pädagogischen Fingerzeige hinsichtlich des Knaben- und Mädchenunterrichts, hauptsächlich hinsichtlich der dabei anzuwendenden Lektüre (v. 1026 ff.) eigner Anschauung verdanke. Seine interne Beobachtung höfischer Sitten hatte er ja schon vor dem Wälschen Gast in einem jetzt verlornen Buche gezeigt. Und seine über Erziehung gesammelten Erfahrungen, die er im Wälschen Gast niederlegt (den er 1215—16 vollendete und dessen Heldensagenstoff gewiss auf deutsche Gedichte zurückzuleiten ist, vgl. Rückert S. 530 ff.; Reinh. Bechstein: Tristan S. XV) seine Erfahrungen über Erziehung hatte er sicher häufige Gelegenheit von Aquileja aus in den Gegenden zu machen, wo auch die Lichtensteiner heimisch waren. — Der angehende lichtensteinische Majoratsherr nun, dessen poetische Neigungen (wie bei Hartmanns Heinrich von Aue — Hpt a. H.

v. 71) zudem einen Ueberschuss über das gewöhnlichste Mass von Erziehungsbedarf ergaben, genoss selbstredend einer nach damaligen Vorstellungen modernen Durchbildung. Und wie seine Autobiographie bezeugt, waren in Dichtung und Wahrheit ihm gerade die vom Aquilejenser Kanonicus bevorzugten Exemplare der romantischen Epik, ausser Karl und Klies, die liebsten Vorbilder.

Und damit ist die zweite Gruppe von Einwirkungen signalisirt, von denen das Dichten Ulrichs beherrscht wurde. Der Epik seiner Zeit sind sie anzurechnen. Einige didaktische Stellen, die unter obigem Gesichtspuncte keinen Raum haben, werden hernach uns nicht entgehen; jetzt aber stehen wir vor jenen allgemeinern und stofflich wirkenden Einflüssen, die Ulrichs Einbildungskraft mit Gestalten belebten, eine weitergestaltende Schöpfungskraft aber nirgends in seinem Geiste vorfanden, und sich nun auf seinen praktischen, materiellen, ich will sagen: lebenswirklichen Nachahmungstrieb warfen und denselben verleiteten, des Daseins ruhige, regelmässige Strömung durch allerhand romanhafte, überspannte Sonderbarkeiten aufzuregen. So wurde ein reicher Memoirenstoff angehäuft. Und als an Ulrich das Verlangen gestellt wurde, sein interessantes Leben zu beschreiben (592, 27 ff.; 593, 3 ff.), da war dieser Wunsch ihm Befehl, obgleich er so sehr einer litterarischen Neuerung sich bewusst ist, und so stark es fühlt, wie damit ein unerhörtes Genre in die Litteratur komme, dass er vor Gottes höchster Hand schwört, er sei nicht selber drauf verfallen, sondern die Frouwe, die reine, süsse, vielgeliebte Frouwe. Freilich lag der Gedanke an Memoiren schon nicht mehr ferne, und manches mittelhochdeutschen Dichters Liedersammlung ist ja ein fortlaufender Roman, der aber eines solchen Zusammenhangs entbehrt, wie er in Ulrichs Prolog- und Epilogstrophen gegeben ist. Kamen nun gar so viele und so mannigfaltige Erlebnisse hinzu, wie Ulrichs Lebenslauf sie bot, so konnte das Motiv zur Selbstbiographie nicht mehr unterdrückt werden, am wenigsten, wenn es von aussen noch unterstützt und lebendig erhalten wurde. Vergl. die Bemerkungen Scherers in Müllenhoffs und Steinmeyers Zschr. XVII, 575.

Wäre nach Reinh. Bechsteins erfolgwürdigem Wunsche (Trist. S. XIII) für die ausserdeutsche Sagenwelt das geleistet, was für die deutsche Heldensage durch Wilh. Grimm und Müllenhoff geschehen ist, so würden Ulrichs von Lichtenstein Zeugnisse dort einen hervorragenden Rang einnehmen.

Mit Vorliebe fühlte und dachte Ulrich sich in den bretonischen Sagenkreis hinein. Er ging endlich so weit, als auferstandener König Artus zur Wiederherstellung der Tafelrunde eine fröhliche Ritterprocession zu vollführen.

Um seine Kunde von derlei Gegenständen womöglich in bestimmte Gedichte zu verfolgen, die ihm vorgeschwebt hätten, muss gefragt werden, ob er hie oder da mit der Nennung eines Namens so beschaffene Angaben verbunden habe, dass darin eine Anspielung vorläge. Eine Anspielung auf eine deutsche Quelle heisst das. Denn musste schon beim Friauler Thomasin ein Schöpfen aus deutscher Litteratur supponirt werden, so sind wir diese Annahme um so mehr dem durch und durch deutschen Ulrich schuldig, der auf die deutschen Vordichter stolz war und der sogar für sein Grabmal eine deutsche Inschrift voraus verordnete.* Die Sache begreift sich auch ganz von selbst; es war nicht Ulrichs Art, nach der Ferne zu spähen, wenn das Gute so nahe lag; und die Art der Anleiter seiner Kindheit und Führer seiner Jugend konnte es bei dem damaligen Stande unserer Litteratur ebenso wenig gewesen sein.

In Hinsicht auf die Tâfelrunder: *Artûs, Gâwân, Ywân, Erec, Tristram, Segremors, Kalocrîant, Parcifâl, Ither, Lanzilet,* die in Lachmanns Namenverzeichniss sämmtlich verzeichnet sind, kann aus Ulrichs langathmigen Aufzeichnungen über seinen Artuszug (450—503) nichts sichres geschlossen werden. — Dass Artus verzaubert fortlebe und leibhaftig wiedererscheinen werde, war eine volksmässig überall ver-

* Vor kurzem erst bin ich auf das 19. Heft der Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark (Graz 1871) gütigst aufmerksam gemacht worden, wo das auf der Frauenburg gefundne Grabmal in einer, wie mir scheint, bindenden Beweisführung von Herrn Beckh-Widmanstetter für unsern Ulrich vindicirt worden ist (S 199—225; vergl. das Nachwort S. 226): *Hie leit V̊lrich dises houses rehtter erbe,*

breitete Sage (San-Marte Arthussage 1842 S. 19 ff.) und Ulrichs anscheinendes Wissen darum (466, 10 f.) braucht nicht an Hartmanns Hindeutung im Iwein (13 f.) geknüpft zu werden, welche Hindeutung übrigens in deutschen Gedichten wohl vereinzelt war; vergl. San-Marte a. a. O.

Und die Lautform der Namen kann desgleichen nicht für allfällige Vermuthungen als Stütze benutzt werden. Was liegt gegenüber einem Poeten, der das Lesen und Schreiben andre für sich besorgen liess, dessen Aussprache als provinziell durch Reime verrathen wird, was liegt dem gegenüber daran, dass der Reimlaut eines Namens nicht derselbe ist, wie der des nämlichen Namens bei einem Dichter, von dem er sonst nachweislich abhängig war? Was liegt bei dem Mangel festen Anhalts daran, dass Ulrichs von Lichtenstein *Lanzilet* die gleiche Reimsilbe enthält, wie Ulrichs von Zazikhofen *Lanzelet*, den er immerhin gekannt haben mag, während er Wolframs Parzival trotz dessen *Lanzelôt* gewiss gekannt hat? Haben doch Ulrichs übrige Namen den Reimwerth, den sie bei Wolfram haben. *Gawân, Ywân* Ulrich 482, 3; 483, 3 u. s. w. Parz. 222, 2; 583, 28; *Erec* Ulrich 489, 3; Parz. 134, 6. *Segremors* wird von Ulrich bei dreimaligem Vorkommen im Reim nicht gebraucht, würde aber wohl, wie Parz. 288, 6, nicht auf etwas anders als *ors* gereimt haben, oder *Segremos* auf *ros* (vergl. oben S. 25 den Namen in dem Citat aus Thomasin); *ros* ist nicht selten bei Ulrich: 86, 11; 161, 29; 165, 17 u. ö. (488, 25; 489, 11 steht *Segramurs*). *Ither* wird von Wolfram an den im mhd. Wb. citirten achtzehn Stellen im Reim nicht gebraucht, Ulrich 488, 21. *Tristram* wird von Ulrich blos zu unreinem Reim verwendet: 488, 2. 19: *ân;* 489, 27: *an;* nur 503, 1 *Tristan:man*; es ist aber wahrscheinlicher, dass der Abschreiber der Handschrift diesmal den reinen Reim hergestellt, als dass er in den früheren Versen den reinen in einen unreinen verwandelt haben sollte (konsonantisch ungenaue Reime gibts bei Ulrich noch diese *im:in* 373, 3; 374, 11; 468, 3; 590, 3; 652, 29; *ât:art* 72, 17; 374, 1); im obliquen Casus hat die Münchner Hs. 394, 27 *Tristramen,* hingegen die Liederhss. ACa *Tristranden,* C *Tristanden;* Wolfram hat den Namen Tristan bekanntlich gar nicht.

Die Lautgestalt der Namen allein gestattet strenggenommen also nur den Schluss, dass im Südosten Deutschlands, soweit Ulrichs Gebrauch massgebend sein kann, *Lanzelet* in der Form des von Zazikhofen, *Gawân, Ywân* in der Form Wolframs üblich war (und nicht Hartmanns; Ulrich von Zazikhofen: *Walwein, Walwân, Iwân;* ein *Walwân* in Hartmanns Erec 9915). Andre Dichter sind hier nicht in Beziehung zu bringen. Die Reimsilben der übrigen Tafelrundernamen, mit Ausnahme der in *Tristram,* waren Gemeingut.

Weiss aber Ulrich von Lichtenstein (453, 5 ff.) das *gezimir* des *Fêravîz Antschevîn* und das des *Aroffel von Persyâ* als schönste Zierden zu rühmen (jener Parz. 57, 22 u. oft; Willeh. 45, 15 u. oft; dieser Willeh. 78, 18 u. oft) und zeigt er sich siebzehn und fünfzehn Jahre vordem (49, 26 f.; 124, 3 f.) mit der Parzival-Gralsage vertraut, so beurkundet er dadurch, dass er Wolframs Werke, direct oder indirect, kannte; was in andrer Richtung unten sich noch bestätigen wird.

Von Hartmanns von Aue beliebten Erzählungen wird nur auf den Erec angespielt 340, 18 ff.: *dô Erec in Enîten arm lac, dô was im verre baz dan mir die naht, geloubet daz* (schon bei Haupt Erec 2. Ausg. S. 324).

Nicht mit ebenmässiger Bündigkeit kann für Ulrichs Poesie einem andern Paare, Tristan und Isolden, das Abstammungszeugniss ausgestellt werden. Nicht Tristan aus dem Cortége des neuen Artus geht uns hier etwas an; ihn konnte Ulrich überallher sich geholt haben. In einem Liede bringt er aber (394, 27) Tristan mit Isolden in Verbindung. Letztere hat daselbst den reimsichern Namenslaut *Isalde.* Und *getrœsten* soll Isalde den Tristan-Ulrich; und wirklich hat Ulrich Anspruch auf Trost, nachdem der mühevoll, in Verkleidung eines Aussätzigen, vorbereitete Nachtbesuch bei der Geliebten einen so schnöden, schändlichen Ausgang genommen hatte (323, 24 — 365, 29; vergl. von da bis 394, 27). Auf jene beiden Momente, den Namenslaut Isaldens und das Trostbedürfniss Tristans, baut von der Hagen (MS. 4, 358, 4; 362, 3; die höchst vagen Analogien 361, 1; 335, 4 ertragen

keine kritische Rücksichtnahme) seine Behauptung, dass Ulrich auf Eilharts von Oberge Tristrant anspiele.

Das erstere Moment ist aber brüchig. Reinhold Bechstein gibt in der Einleitung zum Tristan Gottfrieds (S. XIV) die Hinweisung, dass die Form Isalde zu Ulrichs Zeit auch in Oberdeutschland allgemein war, und, wenn es nöthig ist, erinnere ich an Wolframs Erwähnung *bêder Isalden* (: *walden* 187, 19) und ausserm Reim an die *rîche herzoginne Isalde* in der Klage 1380.

Dagegen dünkt mich der andere Beweispunkt mindestens unumgängliche Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

Freilich, dass Gottfrieds von Strassburg Isolt in nicht geringerm Grad es verstand, Tristan zu trösten, offenbart sie zur Genüge. Jedoch nur Eilharts von Oberge und des ihm folgenden Volksbuchs Isalde (vergl. Koberstein-Bartsch I, 402, 40) kennt jenes mehrsagende, reuevolle Trösten, das Tristan nach der üblen Abfertigung, die er in Verkleidung eines Aussätzigen erduldet hatte, wohl verdiente (vergl. Buch der Liebe herausg. von Büsching und v. d. Hagen, Trist. u. Is. Kap. 43 ff. Kap. 47 S. 114).

Dazu möge eine entferntere Analogie mit einbezogen werden. Im Volksbuch geräth Tristan in einer andern Verhüllung, als Pilger, als welcher eben er zu Isalden gekommen war, in die Gefahr, erkannt zu werden. Seine grauen Pilgrimshosen und sein Pilgrimsrock waren ihm gerissen, also dass man Scharlach und güldne Kleider dadurch sah scheinen (a. a. O. S. 116). Ulrich schwebt in gleicher Fährde (343, 20 ff.):

der siechen einer vaste giht,
ir sît für wâr ein ûzsetz niht.
Er giht, ir habet an iuch geleit
sô rehte guot lînîniu kleit,
daz si für wâr ein edel man
mit grôzen êren trüeg wol an.
nu fürht ich daz erz andrswâ sage,
dar umbe ich vil grôz sorge trage.*

So meldet ihm die Zofe der Burgfrau.

* Gottfried von Strassburg nahm Anstoss daran, die Gestalt des Aussätzigen seinen Lesern vorzuführen. Den verkleideten Pilger hat

Ulrich war der Mann dazu, der persönliche Vollstrecker seltsamer Dinge zu werden, von denen er einmal hatte lesen oder sprechen hören. Und wenn daher auch durchaus nicht zu statuiren ist, dass die 329—394, 27 geschilderte Gesammtsituation erdichtet sei, so hat wol in einzelnen Ausmalungen seine Phantasie ihn ihre Herrschaft etwas fühlen lassen, und er wird seine Willfährigkeit ihr nicht versagt haben. Und es ist denkbar, dass er bei Abfassung des Frauendienstes auch von seiner Erinnerung an frühere poetische Schilderungen einige Ausschmückungen sich habe dictiren lassen.

Doch kommen wir zur Hauptsache. Und überblicken wir jene Gesammtsituation zuvor. Die Frouwe lädt ihren allzeit wanklosen Paladin zu einem nächtlichen Besuche ein; unter die allsonntäglich vor ihrer Burg sich ansammelnden Aussätzigen soll er sich mischen; ihm werde dann die Stunde des Rendezvous mitgetheilt werden. (323, 24 ff.) Wie wir wissen. endigte der Besuch sehr unlieblich. Als nicht lange darauf die ersehnte Gewährung unter der Bedingung einer noch zu unternehmenden Wallfahrt verheissen wird (376, 21 ff.), so musste Ulrich, im Falle ihm nicht bereits Tristans Abenteuer eingefallen waren, auf die Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem Tristans nunmehr unfehlbar geführt werden. Es hat wenig zu sagen, dass Tristan in der günstigeren Lage war, die Teidung s e i n e m Ermessen nach zu stipuliren. Das Vertragsobject war von derselben Art: ‚Und alsbald ich geleistet ein Ding, das ich gelobet habe, so will ich zu ihr kommen . . . . Auch sage meiner Frauen, ich habe gelobt, dass ich sie ein Jahr vermeiden und nicht sehen wölle‘ (Buch der Liebe a. a. O. Kap. 45 S. 110).

er, doch in verschiedener Verwendung, behalten (15554 ff.). Und in diesem ist auch der Aussätzige gleichsam in Rudimenten noch nachzuweisen, 15556 ff.:

sîn antlütze er hæte
missevärwet unde geswellet
lîp und wât verstellet.

Dazu Ulrich 336, 31 ff.:

daz er dâ von geswülle gar
und daz er wurde als missevar
daz er wær immer unbekant.

Demgemäss hat v. d. Hagen Recht. Der Satz: *mîn hende ich valde algernde ûf ir füeze, daz si als Isalde Tristramen getrœsten mich müeze* spielt an auf eine Peripetie in einem Tristanromane, und zwar auf eine Fassung dieser Peripetie, wie sie für Eilhart von Oberge reconstruirt werden darf.

Feraviz also und Aroffel, der Gral mit Parzival, Erec und Enite, Tristan und Isolde lessen uns bestimmt erkennen, durch wen, oder mindestens auf wessen Empfehlung hin, sie in das gastliche Heim von des Lichtensteiners Poesie eingeführt seien.

Sollte nicht auch zwischen Ulrichs Erzählungsart und dem Stile der ersten Epiker der mittelhochdeutschen Periode einige, und seis nur auf unwillkürlicher Nachahmung beruhende Wahlverwandtschaft stattfinden? Gewiss. Lassen wir Gottfried von Strassburg, für dessen eigenthümliches Formwesen Ulrichs Gedächtniss zu leichtlebig war, bei Seite, so empfinden wir nicht spärliche Anklänge an Wolframs flüssigere Partien, an Hartmann und, es sei hinzugefügt, an Ulrich von Zazikhofen. Doch lasse ich mich hier auf eine nähere Untersuchung dieses Problems nicht ein.

Hingegeben der Mode und seinem höfischen Epigoneninstincte, wendete Ulrich, wir sahen es, seine meiste Neigung der Artussage sammt ihren Appendizien zu.

Entlegenere Sagencyklen sind bei ihm vertreten durch die Namen: *Vênus, Tantalus; Alexander; Sampsôn, Salomôn, Absolôn, Jûdas* (letztere vier in Lachmanns Register nicht aufgenommen).

Die biblischen Helden Salomo der weise (383, 26), der schöne Absalon und der starke Simson (610, 9 f.). der untreue Judas (632, 26) kehren nur in ihrer sprichwörtlich kurzgeschürzten Umkleidung den je ihnen anhängenden Begriff hervor; ganz so wie man sie in mündlichem Gespräche anzubringen pflegt. Auch in schriftlicher Fortpflanzung treten sie häufig auf, so gleich miteinander der *wîstuom* Salomons, die *schœne* Absalons, die *sterke* Samsons im Erec 2816—18. Merkmalreicher ist Salomo bei Walther 4, 32; 23, 28; Absalon bei Hartmann a. H. 85 ff.

Diu küneginne Vênus, gotinne über die minne (162, 21 bis S. 292) paradirt im Frauendienst in mittelaltrigem Aufputz und lässt sich nicht im entferntesten antikes Behaben anmerken. Bei Heinrich von Veldeke ist *Vênus diu gotinne, diu frouwe ist über die minne* die Mutter des Amor, Cupido, Eneas (45 ff., 10860 ff. und oft), bei Wolfram nur der erstern beiden (Parz. 532, 2 f.). In der Folgezeit ersetzt Venus unterweilen in der Anrufung und sonst überhaupt die Frau Minne; so bei Heinrich von Breslau (Bartsch Liederdichter S. 253, 5; 254, 45), bei Johann von Brabant (ebenda 256, 70), bei Konrad von Kirchberg (ebenda 261, 21), in zwei namenlosen Liedern (ebenda 284, 19; 291, 231: ich habe die Stellen nach Bartschens Namenverzeichniss aufgeschlagen.)

Weniger zurückhaltend. als gegen die Classicität der Venus, ist Ulrich gegen Tantalus und Alexander, die sein Bedürfniss nach hyperbolischen Vergleichen müssen befriedigen helfen. Er hat Herzensfreude und Herzensleid, Höllenstrafe und Himmelreich, gleich dem *marterære*

den man dâ nennet Tantalus.
des nôt ist ouch gestalt alsus.
er swebet ûf einem breiten sê
und ist im doch vor durste wê;
ouch hât er vil grôze quâle
von hunger ze allem mâle,
swie nâhe sînem munde sî
der wunsch von edelem obze bî, —
waz danne? ez fliuhet ie von dan,
sâ swanne er wil reichen dran.

Die Verse (386, 1 ff.) sind hergesetzt, damit sie unmittelbar gegen eine Stelle desselben Sinnes zu einem namenlos überlieferten Liede, gehalten werden können. Die zweite Strophe dieses Liedes lautet (Bartsch Liederd. 291 [illegible]

Tantâlus geselle bin ich nu gesîn,
den türstet vil sêre unde tuot hunger wê:
doch sô fliuzet troufte* vor dem munde [illegible]
granât manger leige, und ein tiefer sê.

---

* Es steht *töfte* in der Handschrift ([illegible]) der Leipziger Universitäts-Bibliothek, in [illegible] S. 72, Nr. 32, mitgetheilt durch H. J. Leyser. [illegible]

 [illegible]

Alsô sen* ich dicke liep lîche ougen blicke
dâ von ich erschricke. ach die tuont mir wê,
ach daz tuot mir wê, ach die tuont mir wê
rât, edel Minne, daz sorge zergê.

Alexander war im Mittelalter eine Art Schlagwort für Freigebigkeit und Wunderthätigkeit (Wackern. Litt. 171, 3). Hartmann im Erec 2821, Walther 17, 9 exemplificiren die *milte* und deren Vortheil durch ihn. Des *wunderlîchen* Helden Ruf wurde populär befestigt durch des Pfaffen Lambrecht Gedicht, insbesondere durch Alexanders Brief, den er seiner Mutter *der scônen Olympîadî unde sînem meistre Aristotilî* sendete (4753—6437). Die Anekdote, die Ulrich von dem *edeln wunderære* kennt, dass er *über der sterne zil von grîfen klâ gefüeret wart*, wird erzählt im Annoliede (Bezzenberger Mære von Sente Annen v. 203 ff.) und im Pseudokallisthenes (Weismann Alexander 2, 138 f.).

Ulrichs von Lichtenstein Zeugnisse für seine Bekanntschaft mit der deutschen Heldensage sind gleich Null.

Ausserhalb seiner geistigen Schweite lagen die nationalen Sagen nicht. Das muss man hinlänglich sich gesagt sein lassen durch seine landschaftliche Stellung, durch seinen öftern Verkehr mit Spielleuten, Fiedlern, Fahrenden (vgl. 422, 18; 295, 27; 465, 25; 290, 3). Das würde sodann durch des steirischen Reimchronisten Ottacker Zeugenschaft erwahrt werden, der unsern tapfern Lichtensteiner vor Ottokar von

---

in den Anmerkungen; v. d. Hagen MS. 3, 468ee; 844). Bartsch rechtfertigt seine Emendation: „ich habe *troufte* als ‚Guss' verstanden, gebildet mit der Silbe *de*". Doch ist dadurch das Fragezeichen, das v. d. Hagen in seinem Text hinter *toufte* einklammert, nicht ausser Kraft gekommen. — Der Schreiber verschreibt sich verhältnissmässig oft; er gibt *muchte* für *mohte, tün* für *tůt, tůt* für *tůnt, einer tieff se* für *ein tieffer se* u. s. w. Auch in *töfte* wird ein Schreibversehen vorliegen; vielleicht Verdoppelung des vorhergehenden *t* oder dgl. Kurz, ich schlage *fliuhet ofte* vor. Der Sinn erhält seine natürliche Einfachheit; die correspondirende Gegenseitigkeit der vergleichenden Satzglieder nicht minder

*** Dieses *sen* ist wohl als *sên* aufzufassen, gleich mhd. *sihe*.**

Böhmen, zu Breslau im Jahre 1268, seine Zornrede gegen die tückische Verrathsbezichtigung Friedrichs von Pettau dergestalt beschliessen lässt (Wilh. Grimm Deutsche Heldensage Nr. 73, 2):

er vermöht sîn alsô wol
daz er uns zig al gelîch,
wir hieten dem künig Emrîch
ûf den Berner geladen.

Würde erwahrt werden, wenn überhaupt den Reden, die Ottacker halten lässt, diplomatische Sicherheit zukäme, und wenn er bei seinen Anspielungen auf die deutsche Heldensage den Berner nicht so gern vorbrächte (vgl. die Citate bei Wilh. Grimm a. a. O.).

Der handschriftliche *her Ruther*, der in Tiecks Bearbeitung des Frauendienstes und in der ersten Ausgabe von W. Grimms Heldensage (Nr. 53) noch unverdächtigt figurirt, hat bei Lachmann (488, 21) dem ungebürlich verdrängten Ither den Platz räumen müssen. Dieser schickt sich nicht allein so wie so besser in die Gesellschaft der mit ihm zugleich aufgezählten Tafelrunder, sondern er wird durch die baldfolgende nochmalige Aufzählung als einzig hingehörend erwiesen (489, 3. 11. 19. 27; 490, 3. 11).

Von Sahsen mîn her Leidegast der *hiez von rehte Leidegast,* dieweil mit ihm nichts anzufangen ist (473, 19; vgl. W. Gr. Heldensage 2. A. S. 136). Vielleicht verschuldet die an der Stelle befindliche Lücke das Fehlen eines deutlicheren Erkennungszeichens. —

Im Anhang an die Auseinanderlegung des von Ulrich in poetischen Verbrauch gezogenen Sagenmaterials erlaube ich mir noch, dem Standpuncte, den seine Dichtungen zum Christenthum einnehmen, eine kurze Erörterung zu widmen.

Mir scheint der Geschichte des Christenthums, wie sie im Gemüthe und Verstande von Laien und Laienschriftstellern sich vollzog, nicht die Beachtung geworden zu sein, deren sie werth ist*. Und doch, wie ungleich bedeutungsvoller,

* So verkennt Hagenbach (Kirchengesch. VII. Band 1872. S. 415), dass die Theologie (verschieden von den andern Wissenschaf-

wie ungleich ansprechender müsste dort der lebendige Culturgehalt sein! Wie ungleich beziehungsreicher, je näher an und in unsere Zeit jene Geschichte sich fortleitet.

An eine Schrift aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, die eventuell erst auf das Mass ihrer Abhängigkeit von Vertretern der Theologie zu prüfen wäre, würden vor allem die Fragen zu richten sein: wie und in welchem Grade bekundet sie ihre Religiosität? wie tief in ihre allgemeine geistige Constitution ist die Wirkungskraft von Glaubenslehren gedrungen? wie weit zeigt das Christenthum sich in praktische Moral umgesetzt? welches Verhältniss zum Statthalter Christi ergibt sich?

Ulrich von Lichtenstein lässt sich keine sehr reichliche Ausbeute abgewinnen. Das Resultat ist aber nicht ohne Interesse.

Seine Religiosität ist Gewohnheitssache. Das gute alte Herkommen hat hier bei ihm volles Gewicht. Nach der Spiessbürgerdevise ‚was meine Väter glaubten, glaub ich auch' dachte und handelte er; aber nicht mit conservativer Absichtlichkeit, sondern um der Leute willen, weil die Meisten es so hielten. Er macht in der Religion alles mit; ohne innere Veranlassung. Ueber die äusserlichen Gebräuche geht er nicht hinaus.

Heilige Dinge zieht er ihrer selbst wegen nie heran. Gott kommt bei ihm nur in den conventionellsten Redensarten vor. In keinem Augenblicke will er, was Reinmar von Hagenau wollte, seine *gedanke ze gote also bestæten dazs iemer fuoz ûz sîme dienste mêr getræten* (MSF 181, 13 ff.; vgl. 23 ff.). Es gehört schon eine didaktische Anwandlung bei ihm dazu, dass er blos, jeden vierten Tag sich anhaltender mit Gott zu beschäftigen, vorgibt (590, 3 ff.):

---

ten) und die theologische Religion der Laiencontrole niemals entrathen haben; und nie entrathen können bei der colossalen Verantwortlichkeit, zu der in diesen Dingen sich jeder Einsichtsvolle verpflichtet hält — sich selbst gegenüber, der Geschichte gegenüber und der Erziehung des Menschengeschlechts gegenüber. — Vgl. auch a. a. O. S. 432 die citirten Worte von **Strauss** und Hagenbachs daran geübte Kritik

Eins tages wil ich dienen im
der mir sêle lîp und sin
hât gegeben und swaz ich hân;
des andern wil ich als ein man
erwerben êre; dar nâch guot:
sus ungelîche stât mîn muot:
des vierden wil ich hân gemach.
in disem leben man mich ie sach.

Die Hauptsache aber ist der Dienst, den er seiner Dame widmet. Und hier hat er denn doch wieder ein Anliegen an Gott:

mîn geloube ist sunder spot,
daz der vil reine, süeze got
durch die vil hôhe tugende sîn
bedenke an mir die triuwe mîn
die ich gegen der guoten trage.

Noch weniger kann er in den Predigtton Hartmanns von Aue einstimmen, in dessen Adhortationen zum Weltvergessen (MSF 209, 25 ff. 37 ff.; 210, 35 ff. u. ö.). Am wenigsten sagt seiner aus der Hand in den Mund lebenden Natur Walthers von der Vogelweide sichversenken und vergrübeln zu (3, 1 ff.; 10, 1 ff. u. oft).

Nur keine idealere Leidenschaft! Nur keine tiefere Störung der süssen Gewohnheit des Daseins! Höchstens, wenn die Geliebte die Freundschaft kündigt, ist Consternation in der Ordnung, und ein Blutsturz unvermeidlich (307, 10 ff.; 301, 13 ff.).

Im besondern, nur keine voreilige Erhitzung zu einer frommen Fahrt über Meer. Allenfalls, wenn die Geliebte gebeut, muss schon die Fahrt gewagt werden (380, 1 und vorher; 402, 2. 6 ff.; dagegen Walther 14, 38 ff. u. ö.; Ulrichs Stelle bezieht sich auf das Jahr 1227).

Die Geliebte zu ehren, wird auch die ritterliche Venusmaskerade aufgeführt, und beim jeweiligen Kirchenbesuch dann und Messehören werden mancherlei Allotria getrieben (178, 17 ff.; 194, 23 f.; 280, 12 ff.)*

* Wie noch später in Oesterreich die Heiterkeit in der Kirche sittengemäss war, darüber s. Scherer Vortr Aufs. S. 147 f. 186. 187

Man sollte beinahe glauben, Ulrich wäre ein Theist gewesen, — so allgemein erscheint sein Gottesbegriff. Nur bei Erzählung der Bestattung Friedrichs des Streitbaren hat er die Begräbnissformel: *und daz er im genædic sî durch die sînen namen drî* (530, 11 f.).

Krist ist bei ihm nach häufigem mhd. Sprachgebrauche schlechtweg Gott, nicht Gottessohn. Genannt wird er von ihm nur zweimal. Die schönen Frauen aus Velsberg, mit denen Ulrich eben aus der Messe gekommen war, rufen dem Scheidenden nach: *daz iuch der rîche Krist bewar* (284, 6). — Anlässlich der Kreuzfahrt hätte er ihn häufig namhaft machen können; er thut es allein 390, 27. Und wie? *Got, unser herre Krist* wolle die Fahrt für sich allein: sage er sie ihm wirklich zu, so müsste er die Dame vernachlässigen. Es fragt sich also, ob die Dame seine Fahrt als Dienst annehmen wolle. Sein Gebet aber wird dann doch ihr gelten: *süezer got, vil rîcher got ... mit dir aleine hât mînen dienst gemeine si liebe, si guote, si reine.* — In einem Falle, ausser der oben erwähnten Blutsturzscene, dem einzigen Falle von Desperation bei Ulrich, gibt er eine bestimmtere, fast theologische Andeutung des Krist. Gebeugt durch den Kummer der Gefangenschaft, tastet er in Zerknirschung nach einem Brosam, und knieend, weinend, sündeklagend nimmt er diesen *lîchnam* dessen, der *in alliu herze siht,* in seine Hände und befiehlt Gott seine Seele (544, 1 ff.).

Heilige treffen wir nur dem Namen nach bei Anführung von Festtagen.

Von den übrigen Himmelsbewohnern wird Maria einmal genannt und sehr bezeichnend. Ulrich war nach Rom gereist. Weil er zu oft an die Krone der Weiber daheim denkt, tadelt man ihn wegen des weltlichen Sinnes auf so geweihter Reise. Er vertheidigt sich mit den zarten Versen (131, 21 ff.):

Si jehent ich solde ûf gotes wege
dîn lop nicht singen, vrowe mîn;

u. ö; über gleiche Sitte im Elsass Lorenz-Scherer S. 145 f. 150 Vgl. überhaupt Jacob Grimm Gött. gel. A. 1838 Nr. 56 (Kl. Schriften 5, 281); Koberstein-Bartsch I, 360, 4.

sît ez in an mir missehaget,
sô wil ich sprechen mîn gebet:
Dîn êr hab got in sîner pflege;
sô müez dîn lîp enpfolhen sîn
Marîen der vil reinen maget,
diu nie an iemen missetet.

Man sieht, die Frouwe war mit des Ritterdichters Religion.

Sie war auch sein Papst mit.

Wie bekannt, machten schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts einige deutsche Dichter dem Papst und der päpstlichen Partei Sorgen. Im Sinne aller derer, die den Ungebürlichkeiten der Päpste gegen die deutsche Politik das richtige Urtheil entgegenbrachten, sagte später der Reimchronist Ottokar, auf die Jahre nach Friedrich II. Tode sich beziehend (bei Pez S. 16b): *Der bâbest und die cardenâl*

hey! wie sî dô beroubten
der witze manegen guoten kneht,
der des wânde, ez wær gereht
waz si ze Rôme tæten;
mit solchen hinderræten
daz rîche wart gegriffen an.

Darin und damals nun dürfte Ulrich anders gedacht haben. Eben war er durch Erzbischof Philipp von Salzburg gewonnen worden und hatte seinen tapfern Arm in dessen Dienst gegeben. (Vgl. Ottokar Lorenz Deutsche Gesch. im 13. und 14. Jahrh. I, 76 f.; Lorenz urtheilt jedoch über Ulrichs Charakter — vgl. noch a. a. O. 109 f. — zu streng.) Aber auch in entgegengesetzten Verbindungen wäre seiner gern lebenden und lebenlassenden Gemüthlichkeit strafende Satire gegen Rom widerwärtig gewesen. Er missgönnt dem Nachfolger Petri nichts, auch die Oberhauptschaft über sämmtliche Christenheit nicht. Nur mit der Frouwe darf er ja nicht concurriren. Das Kreuz zur Wallfahrt mag Ulrich blos von ihr. Er nähm es nicht von *sîner hant, der bâbest ist genant; ich wolde ê sunder kriutze sîn und ouch âne kriutze varn.* Von der Frouwe und von niemand anders will er Tasche und Stab. Von niemand anders verlangt er den Segen. Ihr

Kuss und Gruss allein vermöchte der schützende Zauber zu sein wider Donnerschlag und Meeressturm und Heidenwuth (392, 6 ff. 18. 24; 393, 23 ff.).

Der politische Charakter Ulrichs war im Ganzen *witzig und manlîch; wan er liez sich riuwen und vürkomen an triuwen, waz dem lande ane lac*, und er gehörte zu denen, die des Landes Bedrängniss sich zu Herzen nahmen (Ottacker bei Pez, Kap. 21 S. 31b). Und geriethen Viele in Furcht und bängliches Schwanken und wurden rathlos in kritischen Momenten — *dô frâgtens al gemeine den von Liehtensteine waz er ervinden möhte daz in ze tuon töhte* (ebenda Kap. 51 S. 65a). Dass er sich dem Treiben des Erzbischofs Philipp anschloss, dazu mag er besondere Gründe gehabt haben. War ihm doch am Ende der vierziger Jahre auch arg mitgespielt worden. Und der kaiserlichen Partei hatte er durch sein früheres Verhalten gewiss keinerlei Verdacht eingeflösst, der sie hätte veranlassen können, auf die Befreiung aus seiner oben erwähnten Gefangenschaft weniger gewissenhaft zu dringen. Der österreichische Herzog war in seinen Augen darum nicht gesunken, weil er, nach vorübergehender Zwistigkeit, sich auf die Seite des gebannten Kaisers stellte*.

Die Vermittlung zwischen Ulrichs öffentlichem und privatem Auftreten, der Uebergang von diesem zu jenem liegt

* **Näher auf Ulrichs politische Rolle einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur sei zugestanden, dass der Lichtensteiner von dem Makel politischer Inconsequenz, ja unwürdiger Parteigängerei nicht gereinigt werden kann. Er hatte den Ghibellinen zugehört; er war von Meinhart von Görz in einer Weise behandelt worden, die auf seinen Dank mehr Anspruch hatte, als die Fehdefreundschaft des Erzbischofs Philipp. Jedoch, wenn wir überlegen, wie jede staatliche Ordnung in den österreichischen Ländern gelöst war (vgl. Lorenz a. a. O S. 73 ff.), und wie es einen ganz ungewöhnlichen Grad von Adel der Gesinnung und Einsicht bedurft hätte, um mit Hindanhaltung alles Eigennutzes den Parteistandpunct zu wählen, so werden wir auf die blosse Thatsache hin, dass Ulrich des räuberischen Erzbischofs Condottiere wurde, und auf die Urkunde hin, in der er verspricht, keinen Kaiser von Deutschland als den rechtmässigen anzuerkennen, dessen Rechtmässigkeit nicht zuvor vom Papst und dessen deutschen Bischöfen ausgesprochen sei (Lorenz a. a. O. S. 76), — nicht sofort unsern Ritter als Ausbund von Gesinnungslosigkeit und Wegelagerei hinstellen.**

in seiner Redlichkeit, in seiner, freilich nicht ganz undehnbaren, Geradheit. In seinen intimern Beziehungen dann, in denen zu seinem Bruder (63, 19 ff.; 482, 3—12; 483, 11 ff.), zu seiner Ehefrau (222, 2 ff.; 318, 22 ff.; 541, 17—30), zu seinen Kindern (547, 23—25; 541, 31; 542, 10), zu seinem Schwager (305, 1. 21 ff.; 306, 1 ff.; 307, 21 ff.), zu seinem Boten (241, 14 ff.; 325, 25 ff.), zu seinem Gesinde (371, 5 ff.; 538, 21 ff.), zu seinen beiden Geliebten und in allem persönlichen Verkehr gibt er sich biedermännisch, gutmüthig, oft zu gutmüthig. Er hat daher, trotz der ‚unverschämtesten Zuchtlosigkeit des Privatlebens' (Ottok. Lorenz), welche ihm indessen seine Zeitgenossen schwerlich vorwarfen, die praktischen Lehren, die mit der christlichen Aera erstarkten und die durch den christlichen Culturfortschritt im Vordergrund erhalten wurden, treu in seiner werkthätig verständigen Gesinnung gehegt.

Die beiden Ritter, die ihn treulos gefangen nehmen, handeln unchristlich: *war kom ir kristenlîcher sin, daz si ir êre an mir verlurn?* (538, 6 f.). Vertrauen mit Untreue zu vergelten, ist die Gesinnung des Judas (632, 26 ff.).

‚Gott an den Armen übersehen', die Armen schädigen und quälen, das ist wider Ehre und Seligkeit (474, 26 ff.; 475, 17 ff.).

Das Seelenheil verwirkt auch, wer sich selbst den Tod gibt. Das ist eine Unthat; er wäre besser ungeboren; er ist kein *manlîch man* (366, 15 ff.).

Dagegen unhöfisch ist der, welcher sich unbescheiden brüstet, unwahrhaftig prahlt. *Unhöfsch ist er swer des giht unde sîn sî niht* (272, 10 f.). Um Ehre zu erringen, müssen *manlîch zuht* und *hôher muot* vereinigt sein (298, 7 ff.; 291, 31).

Von den oben S. 21 ff. zusammengestellten didaktischen Recepten folgen nicht alle aus der christlichen Moral. Auch Ulrichs Spruch vom übeln und guten *nît*, vom Neid und Wetteifer (292, 22 ff.) in seiner eigenthümlich prägnanten Formulirung *(Nît ist übel, nît ist guot* u. s. w.) bezieht sich auf rein weltliche Dinge, auf die Ehren der Frau Venus Fahrt, auf gelingendes Ritterwerk, verstochene Speere u. dgl.

Der landläufige Satz *selbe tæte, selbe habe* (627, 18) wird dadurch nicht christlicher, dass Bruder Berthold ihn gebraucht, (mhd. Wb. II, 2, 245, 19 ff.). Er trägt zu sehr den Charakter der lieblosen Schroffheit, der Härte und Schadenfreude an sich. Uebrigens gebraucht Ulrich selbst diesen Satz nicht. Er legt ihn nur der Frau in den Mund, welche frei gewählt und falsch gewählt hat: sie klagt ihren eigenen Fehlgriff damit an. Ulrich seinerseits versagt ihr sein Mitleid nicht. Aber es kommt ihm entfernt nicht in den Sinn, ihr etwa zuzurufen: du sollst deinen Irrthum als göttliche Schickung verehren. trage in Demuth, was du zu leiden gewürdigt bist.

Ulrich klagt die neu aufkommende Bigotterie als den Verderb des höfischen Lebens an. Weitab von kirchlicher Didaktik, weitab von den gewöhnlichen luxusfeindlichen Tiraden der Prediger und mönchischen Satiriker liegen die Verhaltungsregeln, welche er den Damen zu geneigter Erwägung vorlegt (601, 7 — 602, 12). Sie sollen nicht in so dichte, geschmacklose Hüllen sich einwickeln; weg doch mit der Nonnentracht! Statt der übelstehenden *pâter noster* möchte ein *kostlîch heftel* ihren *buosem* viel besser kleiden. Ist es nicht zu umgehen. dass einem Weibe *daz herz geistlîch gemuot wær,* so sollte das *ir munt doch niemen sagen.* Ach,

Swann ir mit uns solt tanzen gân,
sô siht man iuch ze kirchen stân,
beidiu die naht und ouch den tac.

Die Geistlichen des früheren dreizehnten Jahrhunderts waren nicht sonderlich fromm; Lust und Frohsinn war ihnen kein Greuel. Allein Ulrichs Definition eines echten. sanftthuenden Wunschlebens hätten auch sie für unverträglich mit der christlichen Moral schätzen müssen. Wie reich man sei. sagt Ulrich (586. 25 ff.), das beste, was man sich wünschen könne, seien doch nur fünf Dinge: untadlige Weiber, gute Leibesnahrung, schöne Rosse, gut Gewand, schöne Rüstung.

Mit einem melancholischen Rückblick auf vergangene Zeiten. mit einem traurigen Seitenblick auf den Niedergang ritterlichen Lebens leiht Ulrich seinem höfischen Glaubensbekenntniss Ausdruck (164, 20 ff.):

Tiutschiu lant diu stuonden sô,
daz niemen was dâ êren rîch,
er müeste varn ritterlîch,
und wesen durch vrowen hôchgemuot;
des was dô site und wær noch guot.

2.

Es ist einigermassen befremdend, dass Ulrich nie Anlass nimmt, über frühere und gleichzeitige Dichter direct als über litterarische Grössen sich auszulassen. Nur an zweien Genossen, Zacheus von Himmelberg (199, 10 ff.) und Gottfried von Tatzenbach (268, 4 ff.), rühmt er nebenbei, nachdem er sie uns als Ritter vorgestellt hat, auch die Sangeskunst (vgl. v. d. Hagen MS 4, 343 n. 2; 349 n. 6). Erhalten ist von ihnen nichts. Ebenso wenig von Heinrich von Istrien oder Oesterreich, der Ulrichs Lehrer in der Dichtkunst war (9, 17).

Wie weit von den bekannten Lyrikern dieser oder jener auf Ulrich etwa einwirkte, hat Erich Schmidt beiläufig untersucht QF. 4, 116—119. Mit einiger Bestimmtheit können Reinmar von Hagenau und Walther von der Vogelweide als gelegentliche Vorbilder unseres Dichters angesehen werden, die er bewusst oder unbewusst nachahmte. Dazu kommt Wolfram von Eschenbach.

Sehr merkwürdig plaudert Ulrich einmal aus der Schule, indem er uns den Hergang seines Dichtens schildert. Er will ein neues Gedicht machen, sein Herze räth ihm *singen aber niuwen sin* (509, 8). Er denkt hin und her und entschliesst sich zu einem Tageliede, seinem zweiten; setzt sich aber mit seinen Meistern (*mîn meister habent ê gesungen* 509, 14) über das Wächterlied auseinander, dessen Voraussetzungen ihm unglaublich vorkommen.

Wen kann er meinen? Zunächst bietet sich natürlich Wolfram dar. Ihm hat er in der That eine zierliche Wendung dieses zweiten Tageliedes zu danken: 512, 21 ff. *und möht ich dich bergen in den ougen mîn, friunt, daz tæt ich.* Wolfram 8, 1 *sol er von mir scheiden nuo, mîn friunt, diu sorge ist mir ze vruo: ich weiz vil wol, daz ist ouch ime, den ich in*

mînen ougen gerne burge, möhte ich in alsô behalten. Vgl. Bartsch Album des Litt. Vereins zu Nürnberg 1865. S. 42.

Aus Wolframs Titurel (64, 1 f.) stammt die Frage (434, 26 ff.) *Herre, saget mir, waz ist minne? ist ez wîp oder ist ez man?* vgl. Walth. 81, 31 *diu minne ist weder man noch wîp* (vgl. 69, 1). Jene Frage mochte allerdings ein geflügeltes Wort geworden sein und Ulrich konnte davon Kenntniss haben, selbst wenn der Titurel sonst spurlos an ihm vorüberging.

Auch ob die Worte *klein als daz in der sunne vert* (48, 22 f.) aus Parz. 198, 20 *klein sô daz in sunnen vert* stammen, mag dahin gestellt bleiben.

Viel bedeutender ist Ulrichs Abhängigkeit von Reinmar dem Alten, s. Schmidt a. O. 117 f. Vergleichen kann man noch Ulrich 281, 28 mit Reinm. 194, 22; Ulr. 432, 2 mit Reinm. 199, 8; Ulr. 429, 21 mit Reinm. 199, 11; endlich Ulr. 227, 1 *ich hab ouch dar an zwîvel niht: swaz sô geschehen sol, daz geschiht,* mit Reinmar 164, 1 (vgl. 177, 21) *ich hân noch trôst swie klein er sî: swaz geschehen sol daz geschiht.* Dasselbe Sprichwort wird Ulrich in Ottackers Reimchronik in den Mund gelegt (Pez Script. III. Cap. 51 p. 65a). Es ist ein alter Gedanke: *Gædh â Vyrd svâ hió scel,* sagt schon Beowulf (455).

Ueber Ulrichs Verhältniss zu Walther vgl. Schmidt S. 119 und oben S. 24 f. Ausserdem Ulr. 18, 8—11. 16. 17 mit Walth. 46, 10—12. 15—17 (27, 17 ff.): beiden steht eine schöne, vornehme Dame in reicher Kleiderpracht vor der Phantasie (vgl. MF 24, 1 ff.). Beide ferner wollen Hass nicht mit Liebe vergelten: Ulr. 399. 11 *Sol ab ich si minnen diu mich hazzet? sol mir lieben diu mir alsô leide tuot?* Walth. 26, 10 *Wie solt ich den geminnen der mir übele tuot?* Beide polemisiren gegen die *rîchen* und die *jungen,* die in Freuden schweben sollten und statt dessen traurig sind (Ulr. 556, 4 ff. Walth. 42. 31 ff. vgl. Neidhart 14, 28 f. 35, 12 f. Wackernagel-Rieger Walther 259, 3. Scherer Deutsche Studien 1, 30 unten, 32 unten). Nicht überall ist Entlehnung sicher.

Aber wohl bei Ulrich 418, 1 ff. (vgl. 615, 24 ff.; 616, 5 f. 8 ff.): *Ich wil guotiu wîp von bœsen schei en, al die wîle ich von in singen wil. swer gelîche sprichet von in beiden der hât gegen den guoten valsches vil. guotiu wîp, geloubet daz:*

swer iuch mit den valschen lobet, der treit iu haz. Walth. 58, 35 ff. *wan daz ich scheide die guoten von den bœsen; seht daz ist ir haz: lobt ich si beide gelîche wol, wie stüende daz?* Und Walth. 48, 35 ff. *Edeliu wîp, gedenket daz och die man waz kunnen: gelîchents iuch* (stellen sie euch alle einander gleich), *ir sît gekrenket.*

Wenn Ulrich die niedere und die hohe Minne einander gegenüber stellt (59, 1 ff. *Nideriu minne, an freuden tôt ist er dem si an gesigt: gibt diu hôhe senede nôt, doch wol im der der selben pfligt!),* so stützt er sich wohl auf Walth. 47, 1 ff. *wirbe ich nidere, wirbe ich hôhe, ich bin versêret, ich was vil nâch ze nidere tôt, nû bin ich aber ze hôhe siech: unmâze enlât mich âne nôt.* Bei Walther ist das ein Erfahrungssatz. Wie kommt aber der knapp dreiundzwanzigjährige Ulrich zu einer so altklugen Bemerkung.

Es möge noch Walthers und Ulrichs Gutachten über *wîp* und *frouwe* und die beiderseitige Stilisirung verglichen werden: Walth. 48, 38 ff.; Ulrich 566, 10—23 und dessen breiter Commentar in den Memoiren 564. 17 — 565, 20. — Ulrich wil *wîp und frouwen in einer wæte* (566, 17); Walther hatte an einer andern Stelle als der eben angeführten *friundîn unde frowen in einer wæte* gewollt (63, 20 f. entsprechend dem *friunt unde geselle* 63, 30): über den Begriff *friundîn* handelt Ulrich im Frauenbuch (618, 11—15; 620, 13—22; 628, 31 — 631, 2), wo er das weibliche Genus in fünf Species eintheilt: mannhabende Frau, *witwe, maget, ledegiu wîp, friundîn* — und die Gewohnheiten derselben genauestens meldet (618, 11 — 631. 2).

Walthers Einfluss können wir auch in formeller Beziehung beobachten. Woher hat Ulrich den daktylischen Rhythmus?

Bartsch (H. Z. 11, 159) rechnet Ulrich zu den Dichtern, die ihre Daktylen den Romanen abgelernt hätten oder haben könnten. Für einen Epigonen jedoch, der eine ausgebildete Nationallitteratur, in der jener Rhythmus nicht ungebräuchlich war, hinter sich hatte, ist das zu weit ausgeholt In gerader Linie übernahm Ulrich nichts vom Auslande.

Wackernagel leitet die deutschen Daktylen auf die

mittellateinische Kirchenpoesie zurück. Speziell neben eine Strophe Ulrichs stellt er (Altfrz. L. u. L. S. 220) leoninische Verse aus Ruodlieb (Fragm. III. 244 f.) und aus dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg (160). Wirklich, überaus nahe treffen Takt und Reimstellung zusammen. Ulrich muss dergleichen irgendwo und irgendwann gehört haben. Aber nur dergleichen*.

Für eben dasselbe Lied, dessen Rhythmus und Binnenreime Wackernagel als Beweisgründe benutzt, das Lied *Wol mich der sinne, die mir ie gerieten die lêre,* lässt sich wahrscheinlich machen, dass Ulrich bei dessen Abfassung Walthers Lied *Wol mich der stunde daz ich sie erkande* im Ohr gesummt habe. In Uebereinstimmung befindet sich der Rhythmus nicht allein, sondern auch der Gedankengang, ja in mehren Versen die Ausdrucksweise.

Der Gedankengang, wenn wir ihn knapp zusammenfassen, ist der.

Ulrich (394, 16 ff.) preist sich glücklich, dass er je sich habe rathen lassen von seinen Sinnen, sie zu lieben, mehr und mehr sie zu lieben. Er hofft *(ich muote),* dass in ihrer Güte die Gute, Liebe, Reine seine Unabwendbarkeit mit der Erfüllung seiner Wünsche gnädiger als bisher belohnen werde. Trost und Freude (394, 21; 395, 15) habe er nur an ihr, der Schönen, Klaren, an ihrem Lachen.

Walther (110, 13 ff.) preist sich glücklich, dass er je sie kennen lernte, an die seine Sinne seitdem ihn ganz gefesselt hätten. Nie mehr könne er sich abwenden von ihr. Er hofft *(ich getar gemuoten),* der Reinen, Lieben, Guten Huld werde sich vollenden. Seine einzige Freude sei ihre Schöne, ihre Güte, ihr liebliches Lachen.

Die hervorgehobenen übereinstimmenden Worte sind solche, die in Ulrichs Gedächtniss aus Walthers Liede am festesten haften mussten. Nicht zu übersehen ist, dass, wie Walther seine Strophen mit Refrain schliesst, Ulrichs Strophen einen refrainartigen Schluss haben.

---

* Zu den Daktylen bei deutschen Dichtern vgl. jetzt noch einen Aufsatz von Herrn Siegfried Pfaff in Müllenhoff-Steinmeyers Zschr. XVIII, 1. Heft, S. 52 ff.

Ulrichs Lied ist länger. Er braucht zu den Binnenreimen viele Synonyma, die ihm den Raum wegnehmen, so dass die Zahl der Strophen anschwillt. Eine inhaltliche Erweiterung ist nur die Hereinziehung Tristans und Isoldens, wozu er, wie wir erfahren haben, damals gerade gute Ursache hatte, und einiges unvermeidliche Klagen.

Eine weitergehende Verwandtschaft hätte nur durch Reproduction erzielt werden können, der die genauere Wahrheit der Situation zum Opfer gefallen wäre.

Ulrich kannte den daktylischen Rhythmus von Walther her, ehe er ihn gebrauchte.

Und lediglich nach dem lateinischen Beispiel wären die Daktylen nimmer von ihm adoptirt worden; was auch Wackernagel nicht gemeint haben wird (vgl. seine kleinen Schriften II, 17). Glaubhafter würde ein Miteinwirken der Musik sein; sonderlich der Tanz- und ‚Reisenoten'- oder Marschmusik; ein engeres Anschmiegen an deren Takt. Sind doch von Ulrichs fünf daktylischen Liedern zwei Tanzweisen, eins ein Marschlied (jene 134; 394; dieses 403). Von den beiden Singweisen, auf die derselbe Rhythmus übertragen ist, zeichnet sich die eine (322) durch den iambischen Gang einer regelmässig wiederkehrenden Zeile aus, der ersten immer des Abgesangs; fällt bei der andern (407) die Gleichmässigkeit des Tons auf, der nicht fortwährend im beflügelten Tanzschritt einherhüpft, und fällt die gleichmässige Länge der Verse auf, die allemal aus vier Hebungen bestehen. — Debütirt in Daktylen hat Ulrich mit einer Tanzweise, im Jahre 1226; Abschied von den Daktylen nimmt Ulrich mit einer Singweise, im Jahre 1230.

Und die Folgerung eines Causalnexus oder auch nur eines ferneren Rapports zwischen den Binnenreimen in den Daktylen und zwischen den leoninischen Versen ist für Ulrich mindestens nicht zwingend. Die Binnenreime lagen in der Luft bereits. Und fiel es einem Dichter ein, sie beim daktylischen Rhythmus, auf den er zuerst in einem deutschen Gedichte getroffen sein mag, anzuwenden, so ging es gar nicht anders, sie mussten fast aufs Haar zu den Reimhexametern passen. Binnenreime gehören stets in längere Verse.

Ulrichs Binnenreime gehen im Abgesang in Schlagreime über; vgl. Walther 47, 16 ff., dessen iambische schlagreimende Hebungen im Gesange sich den daktylischen Hebungen Ulrichs nähern konnten. Ueberschlagende Binnenreime in Daktylen hat schon Heinrich von Morungen (MSF 140, 32 ff.), der über einen grössern Zwischenraum sie sich entgegenklingen lässt als Ulrich im Aufgesang. — Mittelreime in Daktylen kennen bereits Friedr. v. Hausen (MSF 53, 3) und Heinr. v. Veldeke (MSF 62, 33; vgl. aber auch die Versordnung bei Bartsch Liederdichter 16, 129 ff.).

Von Walther kann noch eine bedeutungslosere Formalität stammen.

Ulrich benutzt für die Strophenanfänge des 32. Liedes die rhetorische Figur der Anaphora. Mit diesem feierlichen Liede sang er, nach überjähriger Frauenlosigkeit, seinen zweiten Minnedienstbund ein. Die Geliebte fand es reizend. Und dass *ieslîch liet sprach ‚Hôher muot‘ dâ ez sich huop, des smielte sie, wan siz gehôrt het dâ vor nie* (442, 8 ff.). Kein Wunder daher, dass sie ihr Verehrer bald darauf noch einmal besang durch sein fünftfolgendes Lied (449). Sollten aber derartige Strophenanfänge, die halb und halb schon bei Friedrich von Hausen (MSF 52, 37), ausgebildeter bei Heinrich von Morungen (MSF 131, 1 f.; 137, 10 f.; 143, 22 f.) sich finden; an die Reinmar von Hagenau (MSF 176, 16 f.) und Ulrich selber (schon im 30. Liede, S. 434) streifen, sollten solche gleiche Strophenanfänge, die gerade bei Walther nicht selten sind (S. 57. 62, 86, 87, 100 f.. 113, 124; vgl. auch unter den Sprüchen S. 11 f., 13) nicht von dorther Ulrich geläufig geworden sein? Mit Bestimmtheit behaupten darf man es doch nicht. —

Woher hat Ulrich die Strophe des Frauendienstes? woher die Reimpaare mit ausschliesslich stumpfen Reimen?

Die Antwort hat Scherer Deutsche Studien 1, 56 gegeben. Die Strophe überhaupt als Form der Erzählung entspricht der österreichischen volksthümlichen Epik; die stumpfen Reime speziell der Nibelungenstrophe. Die acht Zeilen je viermal gehoben können als eine Verdoppelung der uralten vierzeiligen Strophe angesehen werden.

Die Form ist im Ganzen streng, aber doch nicht ausnahmslos durchgeführt: in der zweiten Hälfte des Frauendienstes bei schon abnehmender Lust oder Aufmerksamkeit laufen vier vierhebige klingende Reimpaare unter; gegen den Schluss hin sogar ein dreimal gehobenes:

327, 13 dar sî für wâr wol drîzic mîle,
des wæn ich wol, swie sêre ich île.
329, 11 reht sehs unde drîzic mile
von mîner grôzen tagweide île.
360, 13 tæt er güetlîch swaz ich in hieze,
vil ungern ich in hinnen lieze.
402, 11 ein lange wîse und ein ûzreise:
ich was vor trûren gar ein weise
575, 23 er wær ot vreuden rîche
den engeln vil gelîche.

Apokope im Reim nach langer Silbe, zugleich in beiden Reimworten, scheint Ulrich vermieden zu haben; nur 483, 23 reimt das Präteritum *ruort* auf *fuort;* sollte hier der klingende Reim herzustellen sein? — Wird im Reime nach langer Silbe apokopirt, so ist es Regel, dass dies beim zweiten Reimworte geschieht, wie aus Noth, weil zu dem vorhergehenden unverkürzt stumpfen Zeilenschlusse nicht gleich ein passendes Reimwort bereit war (20, 16; 53, 9; 124, 8; 127, 11; 211, 10; 302, 4; 326, 24; 347, 32; 401, 22; 465, 2; 470, 20; 483, 18; 550, 22; 557, 32; 641, 13 u. ö.). Apokope im ersten Reimworte eines Reimpaares nach langer Silbe bemerkte ich nur viermal (434, 15; 519, 16; 595, 1; 596, 11), worunter dreimal bei den Worten: *in (des) herzen grunt,* also ein apokopirter Dativ, wie deren, allerdings von anderer Art, selbst Konrad von Würzburg bietet, s. Haupt zu Engelh. 2493. —

Einmal hat erst eine unorganische Kürzung (von *mâse,* ahd. *mâsa*) den zweisilbig stumpfen Reim ermöglicht.

92, 18 der werde Otte von dem Wasen
was vrî vor aller schanden masen. —

Die Botschaften oder Minnebüchlein haben einige stumpfe Reimpaare mit drei Hebungen, denen die vierte unter sehr schweren Umständen oder gar nicht hinzugefügt werden könnte:

53, 8 ob ir geruochen wolt
daz er iu dienen solt.

Lachmann vermuthet *wolte* statt *woltet*.

148, 7 ze keinen zîten sider
getörste komen wider.
393, 20 ze wizen noch ze sehen,
sol ich der wârheit jehen.

Das dritte Büchlein, das sehr viel eigenthümliches zeigt, weist mehrere Verse mit fünf Hebungen auf, z. B. 383, 10. 11. 384, 2. An viersilbige Auftacte, wie sie Schade (Weimarisches Jahrbuch 1, 37) für die Kaiserchronik und Veldeke annehmen will, kann man natürlich nicht denken.

Ein Oesterreicher ist Ulrich auch in der häufigen Ungenauigkeit des Reimes. Hätte er. ceteris paribus, die alemannische Schule durchgemacht, so würde es damit anders sein (vgl. Müllenhoff Zur Gesch. der Nibelunge Not S. 15 f.).

Ulrichs unreine Reime sind folgende, geordnet nach der Häufigkeit des Vorkommens.

An : ân in Unmasse; in Liedern zwanzig Mal: 30, 27; 131, 13; 406, 1; 424. 13. 19 (im Leich); 429, 3; 433, 17; 434, 27; 437, 4. 16; 447, 14; 512, 15; 533, 22; 549, 18. 27; 550, 5; 554, 12; 561, 13; 577, 1. 10.

Ar : âr in etwas geringrer Menge; in Liedern elf Mal: 30, 23; 98, 14; 114, 2; 135, 19; 415, 5; 424, 15 (im Leich); 433, 15; 545. 18; 571, 21; 577, 16; 584, 11.

Er : êr vierzig Mal; in Liedern gar nicht.

At : ât vierundzwanzig Mal; darunter in Liedern zwei Mal: 134, 11; 457, 24.

Lieht : niht (oder *iht*) zehn Mal: 30, 2 (in einem Lied); 54, 6; 186, 29; 208, 25; 263, 17; 295, 31; 344, 15; 349, 27; 367, 31; 433, 13 (in einem Lied; *lieht : geschiht* 299, 7; *lieht : siht* 69, 13; 550, 2: zusammen dreizehn Mal, zwei Mal in Liedern.

Schier : mir (oder *ir*) acht Mal: 221, 5; 312, 31; 398, 29; 542, 23; 333, 17; 552, 9; 554, 5 (in einem Lied); 596, 27; *tier : mir* zwei Mal: 176, 21; 248, 27; *stier : mir* 472, 19; *spaldenier : mir* 528, 17; zusammen zwölf Mal; ein Mal in einem Liede.

Aht : âht neun Mal, darunter zwei Mal in Liedern: 44, 5; 104, 24 (im Lied); 296, 23; 339, 1; 344. 7; 361, 29; 366, 31; 517, 5; 518, 2 (im Lied);

Ach : âch fünf Mal: 34, 17; 204,13; 346, 29; 492, 13; 495, 3.

Im : in füuf Mal: 374, 11; 373, 3; 468, 3; 590, 3; 652, 29.

Al : âl fünf Mal: 79, 15; 175, 5; 346, 21; 462, 29; 490, 11;

Az : âz drei Mal: 336, 15; 338, 13; 568, 27.

Am : *ân* (an letzter Stelle: *an*) drei Mal: 488, 2. 19; 489, 27. (Vgl. oben S. 28.)

Art : *ât* zwei Mal: 72, 17 *(Kuonrât : wart)*; 347, 1 *(Kemenât : wart)*.

Et : *êt* zwei Mal: 44, 7; 321, 17.

Arn : ârn 96, 3; *(varn : wârn)*.

Etliche der Reime *-ieht : -iht, -ier : -ir* sind trotz der uniformen Schreibung, z. B. *liht : niht, schir : mir,* hier mit ausgezogen. *Lieht* und *schier* sind allerdings bei Ulrich ausnamslos für den Reim auf *iht* und *ir* privilegirt. Die übrigen alle haben die Regel der reinen Bindung unzweifelhaft wider sich.

Dem Reime zu Lieb ist landschaftliche Aussprache vorgezogen in *wal* für *wol:* 483, 16; 487, 8; 492, 6; in *duo* auf *fruo:* 211, 5; 464, 23 (Lachmann hat hier *dô : fruo* stehn lassen); 484, 26; 495, 19; 496, 28. Im Innern gibt sich mundartliche Schreibung öfters, wie: *warden* (117, 30; 118, 32; 119, 26. 123, 4 u. ö.), *darfte* (398, 14), *erwarben* (459, 24), *urbaren* (496, 10) *urbart* (177, 32, das mhd. Wb. I, 152^b, 6 ff. vermuthet einen Druckfehler; 88, 24 hat Lachmann das handschriftliche *urbart* im Text in *urbort* verbessert).

Ulrichs erste Geliebte dichtete im Aerger über sein zudringliches Minnewerben eine abfertigende Stegreifstrophe, und da ist es nicht wunderbar, dass ein so unreiner Reim wie *dinge : sinne* ihrer Feder entglitt (60, 27).

Woher hat Ulrich das Gesetz, in den epischen Strophenversen die Senkungen auszufüllen?

Bei Gottfried von Strassburg, der dem geltungsuchenden

Princip der Silbenzählung zuerst mit künstlerischer Bewusstheit entgegenkam, würde diese Frage eine tiefer gehende Erledigung heischen. Für Ulrich von Lichtenstein dagegen genügt es zu sagen: berührt von dem Umsichgreifen des Ticktack von Hebung Senkung. Hebung Senkung macht er die metrische Maxime seiner Hauptdomäne, der Lyrik, zur Regel auch für den Erzählungsbereich.

Aber Ulrich füllt nicht blos die Senkungen, er verletzt auch die alten Gesetze des Versbaues. Wurzelsilben sowie Worte mit dem syntaktischen Ton und Worte mit dem Redeton stösst er in Senkungen; Ableitungs- und Flexionssilben sowie Compositionssilben, die als Zusammensetzungstheile nicht mehr gefühlt werden, und schwache, durch keinerlei prosaische Betonung unterstützte Wörtchen versetzt er in die Hebungen. Und zu oft begegnen uns solche Uebertretungen der ältern Betonungsgesetze, als dass wir sie gleich vereinzelten Unregelmässigkeiten oder Ausnahmen hinnehmen dürften.

Hatte Ulrichs ästhetisches Formgefühl beim Gestalten der Lieder noch hinreichende Kraft, um die Versbetonung mit der Wortbetonung im Einklang zu erhalten, so übte seine Kunst in den 16036 Erzählungsversen des Frauendienstes und gleicherweis in den 2134 Versen des Frauenbuchs nicht mehr die gleiche Sorgfalt.* Die Anspruchslosig-

* Dadurch, dass das Frauenbuch (in fliessenderer Syntax als der Frauendienst dictirt), was die Betonung anlangt, mit ihm auf ziemlich derselben Linie steht, dadurch und durch die Abschnittschlüsse (von denen nur der letzte im Frauenbuch mit mehrfachem Reim schliesst) — entfernt sich die Form dieses episch-satirisch-didaktischen Büchleins von derjenigen der drei lyrisch-didaktischen Minnebüchlein oder Botschaften.

Letztere, im ersten Lustrum der Dichtungsjahre Ulrichs verfasst (1223; 1226; 1227), in Summa 1145 Verse enthaltend (387 + 383 + 375), sind kunstvoller, gefeilter. Ihre Entstehung ist dem nachwirkenden Impulse der Lehrzeit zuzuschreiben (vgl. 9, 13 ff). Und sie scheinen das Vorbild classischer Muster nicht zu verleugnen. Man vergleiche den Dialog zwischen Herz und Leib in Hartmanns erstem Büchlein, zwischen Minne und Dichter in Ulrichs zweitem Büchlein (142); vgl. auch den Dialog zwischen Herz und Leib bei Ulrich im

keit der Memoirenepik, die sich zum Gehenlassen und zur Sorglosigkeit neigt, nimmt es auch mit der Form nicht strenge.

Oscar Jänicke spricht in seiner Beisteuer zur Kritik und Erklärung des Seifried Helbling (Haupts Zschr. XVI, 402) von der Versregel Gottfrieds von Strassburg, Rudolfs von Ems, Konrads von Würzburg, Ulrichs von Lichtenstein; er geht S. 403 darauf ein, wie durch die Silbenzählung die metrische und prosaische Betonung immer tiefer wären verfeindet worden; er bringt S. 404 Helblingsche so skandirte Verse: *sîniu wórt giengén für sích* (2. 665), *daz dû ir níht slindést ein teíl* (2, 1351), *über in setzén ir stúol* (4, 269) u. s. w.; er wirft S. 405 dem Versuche, solche Accentuation durch Wortänderungen oder durch Aneinanderrückung zweier Hebungen zu eliminiren, prinzipiell falsche Beurtheilung der spätmittelhochdeutschen Gedichte vor; hätte der Tod ihm Zeit gelassen, ‚in einer ausführlichen Arbeit über die Geschichte der deutschen Sprache von 1250—1350 auch die Metrik dieser Zeit im Zusammenhang zu untersuchen' (S. 405), so würde er seine Untersuchung mit Ulrich von Lichtenstein haben beginnen müssen.

Ulrich scheint wirklich schon etwas von der späteren sprachkränkenden, sprachverrenkenden Silbenzählung geahnt zu haben.

Noch indess unterscheidet er nicht den iambischen vom trochäischen Rhythmus; noch hat er seine mehrsilbigen Auftakte; nicht minder die zweisilbigen stumpfen Reime (wogegen der Steirer Heinrich vom Türlein an dies Gesetz bekanntlich sich nicht mehr bindet, d. h. zwei verschleifbare Silben zu klingendem Reim verwendet), und in den Büchlein die dreimal gehobnen klingend reimenden Verse; noch befolgt er die zeitherigen Normen für die Verschleifbarkeit zweier

---

Mære 5, 13 ff. Man vergleiche Hartmanns Anrede an Herz und Sinn, im ersten Büchlein v. 33, Ulrichs ebensolche Anrede im dritten Büchlein (382, 23). Man vergleiche den Uebergang von Hartmanns erstem Büchlein und von Ulrichs drittem Büchlein in singbaren und zu singenden Schluss (dazu vgl. Haupt in der Zschr. IV, 395; Lachmann Singen und Sagen S. 5).

Silben in der Senkung.* Nach diesen Richtungen der Versmessung also hatte seine Dichtkunst das alte Pflichtgefühl noch nicht aufgegeben.

Rücksichtlich der Wortbetonung aber hält er sich nicht mehr an die Regel seiner „Meister". Sehr bald wird es dem Leser des Frauendienstes klar, dass des Dichters Absicht, keine Senkung auszulassen, stärker ist als sein Geschmack für den Wollaut der Betonung. Mit gar zu ungewöhnlichen Accentverletzungen jedoch muss man vorsichtig sein. Allein, ehe eine Aneinanderrückung zweier Hebungen angenommen werden darf, hat man die Kritik um ein, vielleicht im Sinne des Dichters, weniger gewaltsames Mittel anzugehen. Wilh. Wilmanns hat dafür einen fruchtbaren Gesichtspunkt hervorgehoben.

Zunächst indessen wird es gut sein, die Aufstellung zu stützen, dass Ulrich überhaupt schlecht betone, und solche Verse vorauszuschicken, bei denen es von vornherein ausgeschlossen ist, in dem Verhältniss der Senkungen zu den

* Von dem Gesetz der „Verschleifung zweier einen einfachen Consonanten umgebenden unbetonten *e*" sind nach des Herausgebers Schreibung ausgenommen:

345, 16, von sînen gesellen zuo mir stân
474, 8 als fürsten gesind von rehte sol
497, 30. 498, 19 des fürsten gesind ûz Oesterrîch
500, 28 da er sînes herren gesinde vant
501, 4 ze mînem geverten ich dô sprach.

Die letzten vier Zeilen emendirt Haupt zu Erek 1969 (2 Aufl. S. 358 f.). Es ist aber die Frage, ob für das von ihm gesetzte *sinde, verten* nicht doch lieber hinter *g* oder vor *n* das *e* synkopirt werden soll, was Ulrich angemessner wäre. — Ebenso wird *gselle* gelesen werden müssen in 380, 21 *sît du des trœstest geselle mich.* — Was ist aber zu machen mit 275, 9 *ir beider tjost do geriet alsô?* Das Längezeichen über *dô* ist von Lachmann nicht gesetzt; demnach acceptirt er hier diesen schweren Fall einer zweisilbigen Senkung. – Sonst hat Lachmann überall, wenn es nöthig war, apokopirt und synkopirt; so, um aufs Gerathewohl Zeilen herauszugreifen, in der Senkung 387, 8 *hôhen g(e)win,* 387, 27 *hôh(e)n bejac.* — Bei den fünf an der Spitze dieser Anm. mitgetheilten Versen hat er wohl dem Leser es überlassen wollen, eins der beiden jemaligen *e* beliebig zu synkopiren; vgl. zu Iwein 1159 (S. 407, Zeile 25 f.)

Hebungen etwas zu ändern, da sie mit Auftakt gelesen werden müssen.

Sehr häufig sind die Verstösse gegen die Satzbetonung. Es genügt zu citiren:

27, 31 und ouch von durste dén leid ich
32, 1 dô dér brief kom der nifteln mîn
113, 12 nu hœret: dîu liet sprechent sô
238, 10 enpfangen vón mir dáz amt sîn
289, 5 nam al zehant diu drîu pfert mîn
298, 1 si truogen îr helm sunderlîch
626, 26 als eîn magt vrî vor missetât

vgl. noch 101, 1; 113, 12; 228, 27; 368, 30; 379, 18; 470, 17 u. s. w. u. s. w.

In zusammengesetzten Worten, deren zweites Compositionsglied als solches nicht mehr gefühlt wurde oder gefühlt zu werden aufhörte, hat letzteres überaus oft den Ton, während die Hauptsilbe in der Senkung steht. In grösster Fülle finden sich so die mit *-lîch* componirten Adjectiva und Adverbia; z. B.

14, 21 ich was bî vil kurzlîchen tagen
16, 7 du bist bî ir niulîch gewesen
39, 10 sît daz ich in senlîcher nôt

u. s. w. u. s. w. vgl. noch 26. 14; 52, 1; 73, 3; 88, 1; 645, 22 etc. Dies freilich auch sonst häufig genug.

Dazu nehme man folgende Stellen, die meistens zugleich recht deutlich für Ulrichs Streben zeugen, die Senkungen um jeden Preis auszufüllen. Mit unwichtigen Veränderungen und mit Zulassung der unmittelbaren Folge zweier Hebungen hätte er die regelwidrige Accentu rung umgehen können. Die zahlreichen schwebenden Betonungen im ersten Fusse übergehe ich ganz.

28, 11 die vor siechtuom ouch ezent niht
43, 28 dô tiht ich liet unt ein botschaft (vgl. 140, 23 u. ö.)
63, 10 ein tac wart sâ hin ze Frisach

und so sehr oft bei Namen, z. B. 815, 4 *ein turnei wurde ze Frisach;* 191, 76 *daz ein was von Lüenz her Heinrîch;* 198, 26 *hin ze Veltkirchen zogt ich dâ;* 252, 14 *von Küen-*

ringen mîn her Hadmâr (252, 5 *er hiez von Küenringe Hadmâr* vgl. doch 265, 7 und dazu Lachmanns Abriss I, 3); 526, 31 *und wie man kom übr die Leittâ* u. s. w. u. s. w.

74, 30 und ich mit mîner hant vieriu
77, 31 ich meine den margrâfen wert
80, 30 der wol bekant margrâf Heinrîch (vgl. 87, 28 u. ö.)
79, 8 der turnei würd an dem mântage
82, 18 islîch rotmaister tiwer bat
244, 30 mit speres krach dienende sîn
250, 25 dô der tuomvogt ze Wienen quam
254, 8 daz sol ir lieb wârzeichen sîn
273, 27 wold ich herberg von iemen nemen (vgl. noch 299, 16; 309, 19 u. ö.)
290, 31 er het in guot wirtschaft getân
297, 4 mit gel zendâl gefurrirt wol
326, 20 an dem suntage sol daz geschehen
326, 26 an eines bœsn ûzsetzen stat
332, 18 wir sîn durch grôze armuot her kumen
343, 22 sô rehte guot lînîniu kleit
344, 2 man het etswaz an mir gesehen
345, 8 der hûsschaffær selb sibent gie

vgl. den von Jänicke beigebrachten Vers aus Seifr. Helbl. 2, 154; H. Zsch. XVI, 404.

348, 26 zwei grôziu lieht ûf zwei korzstal
375, 12 er het gehœret den vâlant
381, 28 in hebt arbeit durch iuch unhô
402, 11 ein langewîse und ein ûzreise
427, 28 in wânwîsen sang ich in liet. Vgl. oben den Vers 252, 14.
454, 24 und wil mich heim suochen ze hûs
470, 26 di einlef dar durch sîn manheit
532, 10 si trûrent ir künftigez leit
551, 24 swaz sô sîn lîp tumpheit begât

Die Citate liessen sich beträchtlich vermehren; die gegebenen werden ausreichend sein; auch, um zu erweisen, dass man Verse, wie

215, 24 únd daz diu drumzûn ze tal
278, 24 mín lîp was unmuotes rîch
161, 5 mán sneit mir sâ an der zît
199, 24 ír ieslîcher ouch zebrach

unbedenklich ohne Auftakt und gegen die gute Betonungsregel skandiren könne, und das Dilemma, sie mit versetztem Accente oder mit zwei gegenstossenden Hebungen zu lesen, nicht durch ein besonderes Princip zu beseitigen brauche. Wilmanns ist nämlich geneigt, ein, in consequentem Maasse zuerst von ihm herbeigezognes Gesetz unter vielen andern auch auf die eben angeführten Zeilen anzuwenden: das Gesetz der ‚consonantischen Senkung'. Dazu adoptirt er Th. Jacobis und Kuhns Beobachtungen, dass ein Diphthong zuweilen zweisilbig aufzufassen sei*, und dass für Vocale und Diphthonge in manchen Fällen eine Zerdehnung vom Metrum verlangt werde; er meint somit, dass in den beiden letzten citirten Versen in *sâ* und in *ieslîch* der Vocal und der Diphthong über Hebung und Senkung sich dehne. Dies anzunehmen scheint mir, bei Ulrichs Betonungsweise, nicht nothwendig.

Was die consonantische Senkung anlangt, so geht Wilmanns, im Anschluss an Rumpelts System der Sprachlaute S. 146, davon aus (Zeitschrift für das Gymnasialwesen Berlin 1870. 593 ff.), dass das Senken der Stimme auf manchen Consonanten zur Entstehung von Silben geführt habe, und dass beispielsweise aus Mänl, Fähnl, Hähnl (Mann, Fahne, Hahn) mit epenthetischem *d* Mändl u. s. w. und Mändel, Fändel, Händel geworden sei**. Er kommt dann auf die consonantischen Silben im Verse (S. 594), deren Vorhandensein er

* Scherer nennt das Doppeltönigkeit und bringt damit auch den Einschub eines *h* in Zusammenhang (vgl. Zur Gesch. der deutschen Sprache S. 30, und in den Nachträgen S. 469). – Noch heute ist solche Bildung lebendig. So wird im Elsass sühe, sühe (als ditscher Plural von sou) nicht nur gesprochen, sondern, von Handwerkern z. B., auch geschrieben.

** Das epenthetische *d* ist nicht, wie Rumpelt S. 146 in der Anm. meint, schlesisch-provinziell, sondern es ist lautphysiologisch begründet, und weit von Schlesien hat man Gelegenheit zu beobachten, wie Leute, die das Schreiben und Lesen sich fast abgewöhnt haben, und bei deren spärlichen Aufzeichnungen (z. B. der Bauern in den Wirtschafts- und Gesindebüchern) nicht das Gedächtniss des Auges, sondern des Ohres die Hauptrolle spielt, für Kerl, Karl u. s. w. Kerdel, Kerdil, Kardel schreiben.

eben am leichtesten aus einem Dichter nachweisen konnte, der die Regel des Wechsels von Hebung und Senkung befolgte, und der seine Verse nur nach dem Gehör formte und dieselben durchs Auge nicht konnte controliren lassen.

Jedoch darf ich ein Bedenken nicht unterdrücken.

Es steht ja fest, dass die Aussprache einer mit Consonanten überladenen Silbe kraft ihrer Dauer das Recht besitzt, einen Fuss von zwei Silben zu füllen. Das ist natürlich: und unnatürlich ist, dass es in der modernen Poesie als Licenz gilt. Im Sinne der Zeitmessung ist hier eine consonantische Senkung. Uns geht jedoch streng genommen nur die consonantische Senkung in ihrer qualitativ physiologischen Bedeutung an, die Senkung überdies, die mit einzelnen Consonanten verbunden ist: Wilmanns spricht von den Consonanten, auf denen es möglich sei die Stimme zu senken (a. a. O. 593). Dies aber sind diejenigen, denen der sogenannte unbestimmte Vocal „inhärirt“, der „der stärksten Resonanz aus leicht nachweisbaren physiologischen Gründen in Verbindung mit *r* und *l* fähig“ ist und sonst sich den „nasalen Explosiven in ihrer ersten Hälfte“ (*ng, n, m*) zugesellt (Lepsius Das allg. linguist. Alphabet S. 24). Eine obschon maskirte vocalische Senkung hätten wir demnach doch.

Freilich will Brücke wenig davon wissen. Er will jenen Schmuggelvocal eingeschränkt sehen, und bestreitet ihn ganz, wo „Consonanten einfach aneinandergereiht werden“, wo zwischen zwei Consonanten „die Zunge ihre Verschluss bildende Position nicht verlässt“. „Das lässt am schlagendsten sich nachweisen an der deutschen Infinitivendung *-en*, wenn derselben ein *d* oder *t* vorhergeht“ (Brücke Physiologie und Systematik der Sprachlaute S. 24. S. 117). Und so werden heute bei der Abgeschliffenheit unsrer Aussprache nicht einmal bestimmte Vocale articulirt. Und auch im Verse wird ein vom Metrum gefordertes Flexions-*e* vor Liquiden nicht mit festvocalischer Bestimmtheit gesprochen.

Sollen wir aber darum sagen: Schwabenland, - ᴗ -, habe zwei vokalische und eine consonantische Silbe? (Wilm. a. a. O. 594.) Und würde man nicht zu weit gehen, diese An-

schauung auf den mittelhochdeutschen Vers, selbst der spätern Zeit, auszudehnen? Und geht man nicht zu weit, die übelklingenden Verse eines Dichters, für dessen ungelenke Betonung eine Menge von Belegen zeugen, durch eine consonantische Senkung in den Fluss der Harmonie zurückzuleiten? Geht man nicht auch zu weit, Worten eine consonantische Senkung zu octroyiren, denen in derselben Handschrift an andern Stellen der Vocal nicht fehlt? Und ist nicht trotz des „wolfeilen Ruhms", der dabei zu erwerben, dennoch in einigen der von Wilmanns beigebrachten Beispielen die betreffende Consonantenverbindung zu vocalisiren? Ich meine, Ulrich selbst würde, wenn man es ihm vorstellen könnte, nichts dagegen haben.

Es ist wahr, gewöhnlich hat die Handschrift *spern, spers, sporn, scharn, Stîrlant, swern, irn, holr, verholn* u. s. w. Es kommen aber auch die zweisilbigen Formen vor: trotz der Regel, dass nach Liquiden und vorhergehendem kurzem Vocal gewöhnlich, und nach *l* und *r* immer das Flexions-*e* abfällt; so *speren* 463, 5; 464, 13; *speres* 244, 13. 30; *scharen* 526, 22; *Stîrelant* 10. 9; 24. 1; 132, 3; 212, 20; *sweren* 15, 24; *iren* (das flektirte Possessivpronomen; *irn* 263, 19, 388, 11) 557, 4; *holer* 82, 7; 492, 4; *verholen* 605, 25; 611, 11 (*verholne* 13, 14; 140, 7; 141, 18; 538, 1 u. o.). Ingleichen räth das häufige *dienest* und *arebeit* einem Verse die vocalische Senkung zu restituiren, so er dessen bedürftig ist. *Smirel* 92, 11 hat das *e* nur erhalten, um zwei Hebungen zu trennen. In Begleitung andrer Consonanten, hinter denen Wilmanns eine consonantische Senkung, als „Nachwirkung eines früheren oder theilweise noch vorhandenen *e*" annehmen möchte (a. a. O. 601), trifft sich bei Ulrich dieses -*e* gleichfalls. Warum soll man z. B. 130, 5 in der ersten Silbe von *etswaz* dem *e* blos die δύναμις einräumen, wenn es uns in der ἐνέργεια aus 60, 13; 62, 9; 122, 5; 255, 13; 149, 30 (*eteswie*) entgegentritt. Neben *höfsch* für einen ganzen Fuss ist *höfisch* z. B. 610, 11 zu finden; neben dem öfteren *kurzlîch* ist 13, 29 ausnahmsweise, einer nöthigen Senkung halber, von Ulrich *kürzelîchen* dictirt. — Die von Wilmanns citirten Verse, in denen *helm* eine con-

sonantische Silbe enthalten soll, hat Ulrich gewiss grösstentheils mit versetzter Betonung abgetheilt. Und im Uebrigen hat der „unbestimmte Vocal" in *helm* einst seine Existenzrechte so stark in Anspruch genommen, dass er sich geradezu durch ein *e* vertreten liess; Jänicke hat Wilmanns auf das häufige *hellem* bei Caspar von der Röhn aufmerksam gemacht (vgl. Wilm. a. a. O. S. 597). Scherer kennt aus den Dramen von Sixt Birk die Schreibungen *helem, halem, zoren, koren.*

Wilmanns hat seiner Observation die *âventiure wie der Uolrich in küneginne wîse fuor durch diu lant mit ritterschefte* S. 160—292 unterlegt. Ich habe Ulrichs sämmtliche Verse daraufhin gelesen und glaube, wenn mir nichts entgangen ist, mit Sicherheit nur folgende auszeichnen zu dürfen, bei denen die consonantische Senkung in Frage kommt.

14, 25 gevarn zuo der vrouwen mîn
129, 30 varn. nu soltu mir sagen
164, 22 er müeste varn ritterlîch
379, 8 und welt ir varn über sê
398, 26 wie möht mîn lîp ervarn daz
462, 5 gevarn und wil an iuch gern —
72, 15 gezimirt was mîn helm wol
75, 31 gezimirt was mîn helm guot
82, 31 gezimirt dâ manc helm guot
172, 11 gekrœnet was der helm mîn
173, 32 reht dâ sich schilt und helm schiet

ich ziehe mit Wilmanns den Vers gleichfalls hierher, da er, ohne Auftakt gelesen, zu sehr gegen die Redebetonung verstossen würde. 181, 5 *wan einen helm, schilt und sper* hat Wilmanns nicht richtig citirt: es steht *unde.* —

182, 31 verstach mir ûf den helm mîn
184, 14 ein rîsen umb den helm sîn
205, 14 gestochen durch den helm sîn
259, 31 gebunden ûf den helm sîn.

Die übrigen Zeilen bei Wilmanns, in denen *helm* vom Artikel und Possessivpronomen in die Mitte genommen wird, sind nicht ebenso zu beurtheilen. Wir wissen bereits, wie Ulrich dem Artikel, rücksichtslos gegen das folgende Hauptwort, oft den Ton gibt. Folgt nun einem einsilbigen Substantivum noch das besitzanzeigende Fürwort, so dürfte die

Betonung ' ᴗ _'_ selbst in prosaischer Rede nicht ohne Gleichen gewesen sein, man gehe nur von den Fällen aus, wo das Pronomen den entgegensetzend hervorhebenden Accent hat. — Ich will einige Verse einschalten, die keinem Zweifel unterliegen. 346, 4 *enbór ein teil ûf dén lîp mîn;* 454, 10 *dô stách ich im durch dén schilt sîn;* 460, 17. 18 *dô bánt er ábe dén helm sîn* (Wilm. würde *abe* verschleift als eine Hebung rechnen); *daz vierde spér in die hant mîn;* 575. 22 *gesinde, wér wær dér lîp mîn;* und 297, 31 wird doch nicht Auftakt haben: *die dâ truogen den schilt mîn.*

Ich führe noch an

486, 32 daz kollir, daz der h e l m mîn
488, 13 und bunden mir den h e l m abe.

Nicht zu vergessen wäre 196, 27 *únder hélm mit den spern* und 67, 32 *under helm ze Frisach,* wenn hier nicht dem Dativ das *e* fast von selbst sich aufdrängte; man vergl. 69, 22 *under helme hôch gemuot;* 182, 21 *zwelf ich ir under helme sach*; 451, 30 *diu wæl stuont ûf dem helme mîn* u. ö. —.

285, 11 daz sluog er 'undern a r m sîn

die Hs. hat *under den arm[en] sîn;* vgl. 181. 19 *daz sluog er under dén arm sîn.* Drei Verse mit dem *arm* der andern Bedeutung:

303, 9; 319, 26 ze füezen als ein a r m man
565, 1 von güete wirt ein arm wîp.

— Es hat viel für sich, an einer Reihe von Stellen mit Wilmanns dem Worte *sporn* Hebung und Senkung zu geben, und z. B. 173, 26; 453, 22 *mîn órs mit spórn wárt genómen* zu skandiren; 312. 22 *mîn órs nam ich mit spórn sâ.* Doch bleibt hier wie bei andern Worten die Möglichkeit unlogischer Betonung offen. —

Dagegen schwindet jedes Schwanken in

107, 25 mít zwein starken s p e r n sâ
174, 1 vón den s p e r n wart dâ krach

auch wol in

275, 11; 285, 13 von beíden s p e r n wart dâ krach
287, 10 von grôzen s p e r n daz geschach
452, 30 von beiden s p e r n drumzen val
461, 6 von stárken s p e r n drumzen val

483, 23 eins stárken spers daz er fuort —
162, 2 mîn vart ze heln des bat ich
568, 2 vor mir diu niht verheln kan —

gewiss hat es Leser gegeben, welche bei richtiger Betonung folgender Verse den Ausfall einer vollen Senkung nicht bemerkten. 345, 27 *daz bœs daz ich durch heln truoc* 649, 13 *swer heln, dienen, minnen, kan.* —

342, 11 mit solher kunst ein wälsch man —
465, 1 man hôrt dâ floyten holr dôn —
229, 5 in grôzem zorn er mich lie
319, 21 dô ich im iwern zorn sagt
625, 32 sô sæh mans ofte zorn hân —
173, 8; 199, 28 daz was ein gar verlorn dinc
495, 10 sô heten die andern vlorn (‚verlorn' in der Handschrift) gar
547, 31 ich het verlorn starkez guot —
179, 17 ein hôch geborn reine wîp
565, 13 der hôch geborn wîplich lîp
573, 5 swâ sô ein hôch geborn wîp
631, 9 wie sol ein hôch geborn wîp —
256, 2 des du solt wol gewern mich —
641, 19 jâ kan gern niht sîn lîp

auch wol 283, 13 *dâ sach man urloubs gern mich*

263, 19 gibet den ougen irn schîn
611, 16 des man nu gar *enbern* sol
329, 27 diu pfert liez ich verholn stân
368, 31 die funde wir verholn reht
373, 23 diu funde wir verholn gar
402, 15 verholn ze allen zîten hô
256, 8 zuo disem turney bî dir
495, 7 sô teile wir den turnei
495, 21 und teilen dâ den turnei (vgl. 95, 7; 309, 20)
540, 27 si trâten für den turn mîn
541, 12 ir kneht bî mînem tor lân
557, 24 für allez daz diu werlt hât
611, 29 daz beste daz diu welt hât
64, 25 geherberget in die stat
65, 1 si sint geherberget wol
162, 15 al die herberge mîn
175, 3 in mîne herberg fuor ich
188, 5 vor der herberge mîn
189, 16 ich wolte ot aber fürbaz
198, 23 daz ich wold aber fürbaz
487, 21 dâ mit reit ich fürbaz.

Dazu kommen ungefähr 20 Verse mit *arbeit,* elf Mal im Verse *mit ritterlicher arbeit.*

In diesen Versen und ähnlichen, die ich übersehen haben mag, hat der Leser des dreizehnten Jahrhunderts schwerlich eine Senkung vermisst. Ob man ein stummes *e* schreibt oder nicht, scheint unwesentlich. Die Berechtigung es in einigen Fällen wenigstens zu setzen, dürfte aus Schreibungen folgen wie die oben angeführten *speres, iren, holer* u. s. w. Hingegen scheinen Verse wie 251, 10 *si sîn junc oder alt,* auch 346, 31 *si zugen in vil snellîch* und 100, 22 (in einem Frauenbrief) *des sol mîn sælde pfant sîn* die gleiche Beurtheilung nicht recht gestatten zu wollen. Hier werden zwei zusammenstossende Hebungen zu lesen sein, doch davon nachher.

Zweisilbigkeit wie im Neuhochdeutschen bietet sich vermuthlich dar in

325, 29 für mich k n i e n ûf diu knie. —

Die zweisilbige Form *vröuwen* ist nicht zu entbehren: 316, 6 *wes sol mîn herze vreun sich.*

Die von Wilmanns S. 598 angeführten Beispiele müssen in Zweifel gezogen werden. Meist sind sie durch versetzten Satzton zu erledigen. In d i e n s t ist überall nöthigenfalls die zweite volle Silbe zu lesen; bei einer flüchtigen Durchblätterung des Frauendienstes zählte ich die zweisilbige Form 37 Mal. Da das einsilbige *dienst* häufiger am Platze ist, so mag die metrische Aufmerksamkeit des Schreibers an jenen Stellen der mechanischen Schreibgewohnheit eine kleine Concession gemacht haben. — In ähnlicher Weise ist 140, 31 *ein vil gefüege büechlîn* im letzten Worte das *e* abhanden gekommen.

Es wäre wunderbar, wenn Ulrichs Bemühen für Vollzähligkeit der Senkungen stets genügenden Erfolg gehabt hätte. Er stand den classischen Epikern noch zu nahe, und hatte selbst früher in den Minnebüchlein hie und da seine Kenntniss älterer Versregeln offenbart; und er widmete dem Frauendienste augenscheinlich eine zu geringe Sorgfalt der Feile, als dass wir nicht auf eine immer respectable Anzahl

Ausnahmen von dem dort herrschenden Versmessungsgesetze gefasst sein müssten.

Auch bieten sich für diese Ausnahmen allgemeinere Entschuldigungs- oder Erklärungsgründe.

Nahm Ulrich aus der Umgangsrede gewisse stehende Wendungen auf, so konnten diese ihre Eigenthümlichkeit auch gegen die giltige Regel behaupten. Eine gleiche Freiheit durften Verse beanspruchen, deren Wortfolge, deren äusseres Ansehen schon einer Antithese, beziehentlich einem Pleonasmus, dienen.

287, 31 hiute liep, morgen leit
290, 28 guot spîse met unde wîn
27, 24 mir was wol mir was wê
233, 10 mir was leit mir was wê
64, 31 dise hie. jene dort
108, 17 beidiu, dort unde hie
251, 10 si sîn junc oder alt
405, 26 fuor ich her, fuor ich dar
391, 3 beide ich muoz und ich sol (freilich im Büchlein)
510, 2 ez wære man oder wîp
289, 31 sô râtet wem oder wie

auch wohl:

103, 13 si hüetet dîn und ouch ir.

Einem zusammengesetzten Worte können füglich zwei Hebungen aufgebürdet werden, wie unmelodiös Ulrich auch sonst solche Worte behandelt.

11, 1 ze Wiene ze einer hôchzît
48, 10 wan zürnet si die botschaft

oder man müsste hier mit Wilmanns S. 601 das hinter *t* ausgefallene *e* in Anschlag bringen, ebenso im folgenden Verse

101, 25 ich schamte mich der botschaft. —
119, 3 iwer trûtschaft gesehen (vgl. Lesarten)
324, 23 in armer ûzsetzen wât
364, 30 in diu lîlachen trat
469, 26 durch ir vil hôhe manheit.

Dagegen würden einfache Worte mit zwei sich folgenden Hebungen im Frauendienst geradezu auf Textverderbniss

deuten.* In den „Botschaften" kommen sie vor; und auch im Frauenbuch, das rücksichtlich einer fehlenden Senkung sich, jedoch mit einem geringern Procentsatze, an die drei ersten Büchlein anschliesst, stehen Zeilen wie 640, 1 *die selben sæligen man*; 644, 5 *die selben lôsære* 645, 7 *die sélben triegære.* Es wäre nicht angezeigt, hier in dem je zweiten Worte der Verse die Beugungssilbe zu betonen, da dergleichen sogar im Frauendienst, mit Ausnahme des ersten Fusses, selten ist (mit Bestimmtheit liessen sich oben nur 3—4 solcher Verse mit aufführen).

Fremdworte widerstehen auch im Frauendienste bisweilen nicht zwein unvermittelten Hebungen:

198, 4 dâ wart getjostiret vil.

Wilmanns scheint (a. a. O. S. 600) geneigt zu sein, gemäss der handschriftlichen Schreibung *tyost-* das *j* zu vocalisirèn und vollsilbig auszusprechen. Der nämliche Vers: 264, 28. Doch ist es nicht ausgemacht, ob nicht gétjostîret zu betonen ist.

79, 15 zobel härmin, zendâl
218, 30 seht eine gôdehsen an —

daz ist ein windisch wîbes kleit.

Die Namen werden von Ulrich unter allen möglichen und unter den allerfreiesten Betonungen verwendet Von denen die herzuzuziehen sind, würde Wilmanns (a. a. O. 599 f.) mehrere mit consonantischer Senkung lesen.

80, 23 von Gorse der milte Wolfkêr
106, 12 gein Kernden und gein Kreinlant
170, 13; 174. 17 Von Eppenstein her Liutfrit
194, 7 mit vreuden hin ze Villach
202, 16 von Grâvenstein her Heinrich
273, 7 diu gegen Velsperc dâ gie
454, 4 Von Priks mîn her Cristân

---

* 473, 17 *dar nâch uns grüezen began* ist vielleicht mit Zweitönigkeit des Diphthongen (vgl. Wilmanns a. a O. S. 598) oder ohne Auftakt zu lesen und in letzterem Falle *grüezén* wie 454, 24 *suochén (und wil mich heim suochen ze hûs)* zu betonen.

470, 19 von Liehtenstein her Heinrîch
473, 5 von Falkenstein her Zlâwat
491, 23 von Liehtenstein hern Gâwân.

Es bleiben etliche Verse übrig, in denen entweder ohne Weiteres das Fehlen einer Senkung statuirt werden muss, oder die doch mehr Ansprüche auf diese Annahme haben, als auf eine, für häufigere Fälle eben allzu ungehörige Accentuation. Durch leichte Aenderungen, wie *unde* statt *und* (300, 29) und sonstige Zuhilfenahme eines *e* (162, 12 *zewâre;* 456, 10 *gesaget*) wäre ab und zu die Möglichkeit zu bessern gegeben. Dürfte bei Ulrich dem Grundsatze der Zweisilbigkeit des Diphthongen und der Dehnung des langen Vocals über Hebung und Senkung eine sichrere, allgemeinere Geltung beigemessen werden, so würde ausserdem Manches noch sich erklären. Einige Mal vertritt die (logische) Beschwerung eines Wortes, wie bei Konrad v. Würzburg, zugleich eine Senkung; und nicht blos vor der letzten Hebung (vgl. Haupt zu Engelhard S. 225. 227).

29, 23 dô ich ze Græze siech lac

hier böte die blosse Umstellung eine Aenderung.

100, 20 sîn herze iuch immer liep hât (in einem Frauenbrief)
100, 22 des sol mîn sælde pfant sîn (in demselben Frauenbrief)
114, 19 dô bel'eip er niht langer dâ (Creticus für Amphibrachys)
121, 7 sô soltu lieber vriunt mîn
162, 9 dâ ich durch wolde varn
162, 12 er sprach: zewâr daz tuon ich.
165, 18 mîn wîzen schilt, daz ich nie
181, 27 ein vingerlîn, daz was golt
197, 24 daz velt gelac drumzen vol
266, 30 her Hademâr der hât sich
269, 20 kranc für wâr als ein wîp
282, 10 gar sinne lôs, als die tuont
288, 27 dar inne was ich drî tage
296, 5 si was geworht meisterlîch
300, 29 er siuft von herzen und sweic
454, 18 gein Eppenstein, dâ ich vant.
455, 32 vil hôchgemuot durch ein wîp

456, 10 von tjost gesagt: dâ von wil
477, 17 swer durch mîn vrowen dar kumt
494, 23 in allen hie sagende sîn

dieser Vers hätte so skandirt: *iu állen híe sagénde sîn* ein, freilich nicht genau entsprechendes Analogon in 244, 30 *mit spéres krách dienénde sîn*, wo in der Hs. *dienunde* steht.

514, 23 der tugende hort alle zît
516, 28 wan mir nie wîp geviel baz
534, 17 durch anders iht wan durch guot
534, 27 swelch edel junc rîcher man
565, 15 swen diu siht zeimâl an
589, 28 ich lebt sô mîniu jâr

Lachmann vermuthet, dass nach *sô* noch *tumplîch* gestanden habe.

Aus dem Frauenbuche mögen die gleichartigen Zeilen nicht übergangen werden:

619 und er'siht díe ein spótic mán (Creticus für Amphibrachys)
620, 18 wie schiere siz tæte
620, 28 durch iwer zuht: des pit ich
645, 21 swaz ein wîp durch guot tuot
648, 1 der vrouwen lob mêre
659, 17 da bed'örft ich wol râtes zúo (Creticus für Amphibrachys). —

Noch manche metrische Einzelheiten würden für eine durchgehende Beobachtung und für eine Zusammenfassung in Collectivformeln, die wieder in eine Vergleichung mit der Metrik andrer Dichter zu bringen wären, tauglich sein.

Indessen hat eine nähere Bedeutung für das Voraufgehende nur noch Ulrichs Behandlung des Hiatus.

Die Verschmelzung eines auslautenden und anlautenden tönenden Vocals wird je nach Bedürfniss angewendet oder nicht. — Die Synärese, als Diphthongirung des auslautenden tönenden Vocals mit anlautendem *e* ist beinahe schon als hiatusbeseitigendes Mittel gefühlt. Ja, eine genaue Statistik der Synäresen und Synalöphen bei einigen Poeten dürfte im Stande sein, Haupts Lehrsatz, dass der Hiatus für die mittelhochdeutsche Poesie nur als das Zusammenstossen eines kurzen *e* mit vocalischem Anlaut zu fassen sei (zu Eng. S. 236), zu erweitern. Zu beobachten würde allerdings sein, dass die

relative physiologische Wahlverwandtschaft zwischen den jemaligen tönenden Vocalen und dem anlautenden kurzen *e* auf die Verschmelzung Einfluss hat, und stärkern zwar als im Falle der Synalöphe, die ja von *e* zu *u* (nicht blos bei *unde*, wie es der Gebrauch Konrads v. Würzburg ist; vgl. Haupt zu Engelh. S. 239) auch häufiger als z. B. zu *i* unterlassen wird. — Für Ulrich würde sich ergeben, dass, Verse wie 76, 25 *idoch dô ez wol umbe gie* und 73, 17 *daz niemen dâ erkande mich* zu dictiren, sein Mund nicht gerne sich verstattet hat. Und vielleicht sollte selbst in diesen Versen durch eine andre Betonung, als sie jetzt durch das Längezeichen über *dô* und *dâ* gefordert wird, die Verschmelzung herbeigeführt werden.

Doch nicht zu weit wollen wir uns von dem im Mittelhochdeutschen eigentlich geltenden Hiatus entfernen. — Ulrich hat ihn sich erlaubt, wo widrigenfalls von Hebung in Hebung elidirt oder nach Hebung vor Hebung apokopirt werden müsste; wo also seinem Grundsatze des Senkungausfüllens die Vorhand gelassen wird. — Nicht kommt der Hiatus vor (was doch bei Hartmann geschieht) nach zweisilbigem Worte, dessen erste kurz ist: der Vers 257, 6 *und enpf'alch mich gote als daz zam* ist in Lachmanns Abriss II, 2, 2) einzureihen, mit „Creticus für Amphibrachys" zu lesen (vgl. zu Iwein S. 406.) Dagegen scheut der Hiatus, gleichwie bei Hartmann (vgl. zu Iwein S. 546), sich nicht, wie doch bei Konrad v. Würzburg (vgl. zu Engelh. S. 226. 234), vor der letzten Silbe stumpfreimender Verse. — Nebenbei sei notirt, dass Ulrich, der stärkste Kürzungen nicht meidet und demgemäss (vgl. zu Iwein S. 397) auch nicht eine Synalöphe von einem in der Senkung stehenden zweisilbigen Worte dessen erste lang, selbst wenn dies ein gewichtvolles Nomen ist (vgl. Lachmanns Abriss I, 1, 3), c), dass, sage ich, Ulrich sogar in der letzten Senkung nicht regelmässig die reinen Verhältnisse beobachtet, die in Lachmanns Abrisse IV, 1. 2. codificirt sind. — Am öftesten hat der Hiatus statt vor *a* und *u*, selten vor *e*, unter drei Malen zwei Mal durch Asyndesis erleichtert; zuweilen tritt er an einem Ruhepuncte des Sinnes ein. Die Verse, die ihn aufweisen, sind:

8, 25 er was milte, er was guot
8, 31 er was blîde, er was palt
17, 23 du bringest si ze ôren ir
44, 12 diu reine guote ez ûf tet

hier würde die Senkung hinter der dritten Hebung fehlen. Ich will gleich noch einen Vers hersetzen, der zwischen zwei *e* Hiatus enthalten möchte, wenn darin nicht die schwebende Betonung zwischen den drei ersten Silben anzuwenden ist (zu Iw. S. 406): 654, 14 *des ber'ihte er mich alles hie* (im Frauenbuch).

51, 19 âne urloup vrävellîch
52, 24 ein herze und ein lîp

letzte beide Zeilen im Büchlein, sowie auch

52, 28 und erkénne in des herzen wol

falls nicht zu lesen ist: *und er'kenne in des herzen wol*

60, 12 ich wânde des dâ stüende an
64, 29 beidiu arme unde rîch
99, 14 si enbíut iu, vrowe, als si sol
101, 29 lîp guot sinne und daz leben
120, 23 verholne? ob man dir des gan
125, 10 ouch her gesant, diu gerne ir
134, 2 dâ her gesant, diu gerne ir
258, 18 selbe aht het sich gekleit
298, 27 vil gerne: alsô tet ich sie
320, 12 (zweifelhaft) mîn bote ez hôrte unde sach
323, 5 (Lied) vor allen wîben: wan ir güete ist sô guot
346, 24 balde ûz dem lîlach trat
386, 31 (Büchlein) beidiu verre unde hô
389, 21 (Büchlein) ze rehte unde alsô wol
525, 26 (Lied) sist gewaltic küneginne immer über mich
530, 15 ze Stîre und ouch ze Œsterrîch

ist zweifelhaft, da die Betonung von *ze* für Ulrich nichts gar ungewöhnliches hätte; der Vers kommt noch zwei Mal vor und da ist der Zweifel umgangen 550, 21 *ze Stîr und ouch in Œsterrîch;* 554, 29 *in Stîr und ouch in Œsterrîch.*

554, 24 (Lied) an dem lîbe, an dem muote
557, 32 ist ir der lîp gar güete ân
583, 12 (Lied) dâ ein liep mit liebe umbe gât

Im Frauenbuche:

627, 2 frâgen rehte und ouch sehen
659, 24 beide ir herze und ir lîp
659, 25 dar nâch enpfilhe ich dir mêre. —

Fassen wir zusammen. Mit Willen ging Ulrich darauf aus, das lyrische Princip des Wechsels zwischen Hebung und Senkung sich bei der Versification seiner Memoiren als Leitschnur dienen zu lassen. Nicht häufiger verhältnissmässig als etwa ein moderner Dramatiker unter fünffüssigen Iamben sechsfüssige stehen lässt, widersprechen bei Ulrich jener Regel Verse mit fehlender Senkung. Nur muss man freilich berücksichtigen, dass er nicht allzu künstlerische Skrupel sich machte, dem richtenden Gesetze den Wohlklang und das spracheingeborne Herkommen der Betonung zu opfern. Einzig blos noch trug er Bedenken, eine, seis verbale seis nominale Flexionsendung, nach einer in die Senkung gedrückten Stammsilbe, mit der Hebung zu beschweren, wobei er jedoch von der Freiheit schwebender Betonung zwischen den beiden ersten Silben des Verses wiederholten Gebrauch machte. Das Schweben des Hebungstones zwischen den drei ersten Silben ist an zwei Worte geknüpft, deren zweites, zweisilbiges mit untrennbarer Verbalpartikel beginnt; bei andern Poeten würde nichts entgegen sein, dass man so gebaute Verse in gewöhnlicher Weise betonte, ihnen zweisilbigen Auftakt gäbe, dafür eine Senkung entzöge, oder bisweilen Hiatus zuliesse. Unwahrscheinlich oft hätte sich Ulrich gegen seine Versregel, die in ihrem Walten nicht zu misskennen ist, Ausnahmen erlaubt, wenn es verboten sein sollte, gewissen häufig wiederkehrenden Worten ein *e*, das sie seiner Zeit und bei ihm selbst noch haben, zurückzuerstatten; in manchen Fällen liegt es nahe, daran sich genügen zu lassen, dass schon von selber die Stimme bei den tönenden Consonanten dieser Worte zu senkungfüllendem, unbestimmt vocalischem Laute sich senke, welchen wir mit Wilmanns „consonantische Senkung“ nennen mögen. — Dass auch ein hiatuswirkendes *e* absichtlich oft zu Gunsten jener Versregel nicht elidirt, nicht apokopirt worden ist, ergibt sich daraus, dass eben an der nämlichen Versstelle meistens sonst die

Senkung vermisst werden müsste. Im Allgemeinen aber trieb Ulrich die ausnahmsweise Geltung mehrer Licenzen und Unregelmässigkeiten seiner Vorgänger auf die Spitze. Und die metrischen Feinheiten in seinem Frauendienste zu beobachten, scheint seiner wenig genauen Kunstübung zu beschwerlich gewesen zu sein.

III.

DIE BILDLICHE AUSDRUCKSWEISE ULRICHS.

Für die eindringendere Beurtheilung eines Poeten ist es sehr vortheilhaft, nicht nur überhaupt seine bildliche Sprache in hervorragendem Maasse zu berücksichtigen, sondern sie in ein System zu bringen, dem die Proben und Einzelbelege möglichst zahlreich eingereiht werden.

Dies soll für Ulrich von Lichtenstein hier versucht werden. Für Wolfram hat wenigstens vorläufige Uebersicht die Arbeit von P. T. Förster Zur Sprache und Poesie Wolframs von Eschenbach (Leipzig 1874) S. 45 ff. gegeben. Aehnliche Zusammenstellungen für andere Dichter wären sehr wünschenswerth: es könnten sich grössere Generalisationen daran schliessen. Ulrichs Bilder durch die übrige mhd. Litteratur zu verfolgen, wie es für einzelne Anschauungen Erich Schmidt QF. IV gethan hat, und dadurch das Mass von Ulrichs etwaiger persönlicher Leistung auf diesem Gebiete festzustellen, habe ich unterlassen, um die vorliegende Schrift nicht zu sehr anzuschwellen.

Vorerst seien mir einige Reflexionen gestattet, welche zugleich eine Rechtfertigung der Eintheilung enthalten, wie sie in der Sammlung sich zeigen wird.

Bildliche Rede überhaupt ist bedingt durch einen unwillkürlichen Vorgang der Gedanken- oder Gefühlsassociation. Das Motiv zur bestimmten Anwendung eines Bildes geht von

dem Gegenstande aus, der verbildlicht werden, nicht von dem, der verbildlichen soll. Das liegt in der Natur der Sache: in dem Augenblicke, wo das Vorstellungsvermögen zu einem Bilde zu greifen gedrängt wird, weiss es noch nichts von jenem Gegenstande, dessen es sich dafür bedienen will: und wie blitzartig schnell darauf ihm die geschäftige Association denselben auch bietet, vorher muss die Phantasie mit einem Objecte dermaassen sich beschäftigt haben, dass sie durch dieses erst in die Stimmung versetzt wird, zu einem Bilde zu greifen und ihrerseits es dem Darstellungsvermögen anheim zu geben. In solcher Weise aber wirkt ein verhältnissmässig nur enger Kreis von Objecten auf die Phantasie eines bestimmten Individuums ein. Den ganzen Umfang dieser Objecte zu kennen, ist niemand im Stande: indessen kommt es der historischen Erkenntniss auch darauf nicht an. Sie fragt nur gegenüber dem schriftlich fixirten Vermächtniss eines Dichters, eines Schriftstellers, eines Gelehrten, angesichts welcher Objecte ihm in Wirklichkeit die unverblümte und unübertragene Rede nicht genügte (vgl. Scherer in der Zschr. f. österr. Gymnasien 1870 S. 399).

Die Gegenstände, die einem Geiste am vertrautesten und am wichtigsten sind, haben die meiste Fähigkeit, eine bildliche Nebenvorstellung zu erwecken. Nicht etwas Fremdartiges wird verbildlicht. Vielmehr weil die Vorstellungskraft so lange etwas in sich gehegt und so oft es sich zurückgerufen hat; weil man etwas so besonders zu kennen glaubt, dass ein Bericht darüber mit den einfachsten üblichen Worten es nicht decken zu können scheint; weil man etwas im Momente des Schaffens für so bedeutungsvoll hält, dass man unmöglich es mit den Worten ausdrücken kann, die durch die Gewohnheit der Phraseologie und des Stiles damit verbunden sind; endlich allerdings auch weil thatsächlich der Sprache die Fülle der prägnant sinnlichen Eigenschafts- und Zeitwörter fehlt, um die schärferen und ins Einzelnste gehenden Perceptionen der Sinne gerade heraus bezeichnen zu können; — deshalb nimmt man einen Vergleich, eine Metapher.

Je reicher ein Geist an Interessen ist, die ihn zur

Darstellung treiben, desto zahlreicher natürlich werden die Dinge sein, die er mit bildlichem Schmucke umkleidet, seien es Dinge der Aussenwelt, abstract oder sinnlich, seien es Dinge der Innenwelt. Mit einer Classification der Gegenstände, denen er überhaupt tiefere Aufmerksamkeit schenkt, würde mehr oder weniger die Classification der Gegenstände Schritt halten, denen er bildlich eine zweite Vorstellung verschwistert; wobei jedoch wohl zu bedenken ist, dass ein weitfassender Geist manche Dinge aufnimmt, deren Begriff einer Verbildlichung durchaus widerstrebt; dass die momentanen Einflüssen unterworfene Neigung eine grosse Rolle spielt; und vor allem dass bisweilen eine eingewurzelte Neigung gefunden wird, überhaupt mehr ‚eigentlich sich auszudrücken‘ (Goethe). — Vorweg steht in unserem Falle so viel fest, dass die grösseren Gebiete, innerhalb deren Ulrich von Lichtenstein zu metaphorischem Ausdruck sich bestimmen liess, Ritterthum und Minne sein müssen. —

Die andre Hauptfrage bei einer Prüfung der Bilder eines Autors ist die nach den Bereichen, denen er seine Bilder entlehnt. Das Mass der Erfahrungen, die Ausdehnung seiner Beobachtung, oft ebenfalls die Richtungen, die Beweglichkeit, die Aneignungskraft seines Bildungstrebens werden auf diesem Wege in sehr bezeichnender Weise beleuchtet. Und nicht selten wird man am füglichsten gerade an diese Hauptfrage den übergreifenden Eintheilungsgrund knüpfen. Für die Phantasie indessen ist der Gegenstand, der sich ihr zu einem Bilde anbietet, meist ein accessorisches Element. Eine flüchtige Bekanntschaft damit reicht ihr aus, um ihn zu dem in Rede stehenden Zwecke zu verwenden. Er muss entweder zu den ganz ungewöhnlichen und daher ganz starke Eindrücke hervorbringenden oder zu den gewöhnlichsten, zugänglichsten, d. h. ihr zugänglichsten, Dingen gehören, um dauernde Spuren im Gedächtniss zu hinterlassen. Zu diesem secundären Theile eines Bildes hat der dichtende Geist ein Verhältniss nicht ungleich dem eines Dilettanten oder Liebhabers, der plötzlichen Impulsen und zusammenhanglosen Vellcitäten nachgiebt; zu dem vorhin erwognen, primären aber ein Verhältniss ähnlich dem einer ausübenden oder sach-

verständigen Autorität. Derlei Impulsen und Velleitäten, denen in unserm Fall objective Gegenbilder (denn die zur Verbildlichung dienende Vorstellung ist etwas Erlebtes oder Beobachtetes) entsprechen, wird die Wahl des secundären Theils eines Bildes verdankt. Und sind es vorwiegend traumhafte Geistesfunctionen, die sich in Impulsen und Velleitäten ausleben, so wächst doch das Bedürfniss, auch diese Seite eines Geisteslebens zu erkunden, mit der Schwierigkeit, dasselbe zu befriedigen. Da müssen nun Zeugen jener Functionen willkommen sein, selbst wenn durch sie bloss Thatsachen fixirt, nicht aber die näheren Umstände und die Ursachen ergründet werden können.

Jedes Bild hat seinen eignen Farbenton. Es handelt sich darum: ob es aus unmittelbarer Beobachtung der Natur oder aus unmittelbarer Beobachtung menschlichen Verhaltens und Thuns; oder ob es aus vermittelter, gelehrter Kenntniss fliesse. Ferner: ein Bild ist entweder poetisch empfindungsvoll, indem es zugleich veranschaulicht oder ohne dass es veranschaulicht; oder es ist lediglich veranschaulichend, verdeutlichend; oder er ist weder wesentlich veranschaulichend, noch poetisch empfindungsvoll, es ist lediglich rhetorisch. Scheinbar können sich diese Verhältnisse vermischen: es gibt Bilder, die ursprünglich auf Naturbeobachtung beruhen, doch weder empfindungsvoll noch veranschaulichend, sondern nur rhetorisch wirken. Man kennt die Vergleiche mit Sonne und Meer, deren Urheber oft weder je die Sonne mit eigenem Gefühl beobachtet, noch je das Meer mit eigenen Augen geschaut haben.

Die einfachsten Bilder sind diejenigen, in denen eine allgemein erreichbare, gewissermassen sofort und von Jedem controlirbare, mit unmittelbarer Evidenz auf das Gemüth einwirkende Beobachtung sich kund thut. Im Durchschnitt sind das die stimmungsvollsten; sie können auch den Reiz der Neuheit haben; zum mindesten weiss ein wirklicher Dichter dem gebrauchtesten Bilde die Eindruckslosigkeit der Trivialität zu benehmen. Und in allen Zeiten schöpfte man aus denselben Beobachtungen den Stoff zu den nämlichen Vergleichen. Das Gleichniss, womit ein Vers in dem „Gebet

eines frommen Mannes, der sich zu seiner Schutzheiligen in der Form eines Liebesliedes erhebt", gefüllt wird: *Hoc evanescit omne alsô wolkan in themo humele* (Müllenhoffs und Scherers Denkmäler 2. Ausg. S. 327. 328), — dieses Gleichniss des Mittelalters kann dem allerfrühesten, dem allerneusten Poeten gehören.

Dagegen werden und wurden die eigentlich gelehrten Bilder von Wenigen nur angewendet und nur von Wenigen verstanden. Ulrich von Lichtenstein scheint einen solchen Vergleich zu haben, der gelehrte Bestandtheil darin ist jedoch unwesentlich oder existirt gar nicht: *schouwet wie der hûsen an der Tuonouw grunde lebt des trôres süeze gar, alsô lebt ich wol des luftes von ir munde* heisst vielleicht bloss: wie dem Fische auf der Donau thauigem Grunde, also süss ist mir an meines Liebchens Munde. Um ein modernes Beispiel zu wählen: als Goethe das jetzt so gewöhnliche und manchmal unverstandene Bild vom rothen Faden einführte, da musste er seine Leser erst mit der besonderen Einrichtung der Tauwerke bei der englischen Marine bekannt machen (Wahlverwandtschaften 2. Theil, 2. Cap.) ehe er bemerkte, dass durch Ottiliens Tagebuch sich ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit ziehe. —

Es war bisher kein Grund vorhanden, weniger allgemein zu sprechen als es geschehen ist, oder auf terminologische Definitionen einzugehn. Nicht als ob die bezügliche Terminologie, an sich zwar von geringer Tragweite, ganz und gar sich überall in Uebereinstimmung befände. Jeder der die Ausdrücke: ‚Bild, Gleichniss, Vergleich, Metapher, metaphorischer Ausdruck' gebraucht, mag sein Theil speciell sich dabei denken. Metapher und metaphorischen Ausdruck zu trennen ist nicht nöthig; zwischen Vergleich und Gleichniss in der Weise zu unterscheiden, wie es Scherer in den deutschen Studien 1, 62 bei der Spielmannspoesie für angemessen hält, liegt hier keine Veranlassung vor; es bleibt bloss die Sonderung zwischen Vergleichen und Metaphern übrig, die unter den Bildern zusammengefasst verstanden werden.

Friedrich Vischer führt (Jenaer Literaturz. 1874, No. 34

S. 591) als einen verwandtschaftlichen Zug in Art und Mass der poetischen Begabung zwischen Lessing und Strauss an, dass beide das Gleichniss lieben, keiner die Metapher: die eingestandene Vergleichung mit einem Wie entspreche beiden mehr als der kühne Schein der Vertauschung. Es ist richtig, der Unterschied von Vergleich und Metapher ist nicht äusserlich und formell allein, er lässt sich auf verschiedene Begabung dichtender Geister, zuweilen aber auch schon auf verschiedene Stimmung eines gestaltenden Geistes zurückführen.

Die Metapher ist eine verkürzte, eine condensirte Vergleichung. Sie dient ungleich weniger dem wägenden und wählenden, dem vergleichenden, dem „verständigen Belehrungszwecke" (Vischer a. a. O.), als der Vergleich. Sie dient jenem spontanen Spiele der Phantasie, das, drangvoll in dem Gestaltungstriebe, sich nicht damit aufhält lange nach den Zeichen der wechselseitigen Congruenzen, Gleichheiten und Aehnlichkeiten zu spüren: sie macht sich nichts aus dem Objecte das in der Ideenassociation auftaucht und nichts aus seiner natürlichen Beschaffenheit, sie bemächtigt sich nur im Fluge einer Eigenschaft, eines Zustandes, einer Thätigkeit desselben und stattet ihr Object, das bevorzugte Geschöpf der Phantasie, damit aus.

Eine Kühnheit liegt darin, unstreitig. Dennoch sind Vergleiche häufiger als Metaphern charakteristisch und individuell. Eine Metapher kann der Funke sein, der nur eines kurz dauernden Anhauchens bedarf, um zur Flamme eines Vergleichs aufzuschlagen; viel öfter ist sie der Funke, zu dem die Flamme eines Vergleichs herabgebrannt ist. Jede Sprache birgt unzählige Residuen einst origineller Vergleiche, sie ist darin so eigensinnig und unerbittlich, so unbeeinflussbar und unabänderlich, dass sie einen Pedanten zur Verzweiflung bringen kann, wie den Pietisten Tiecks (in der Novelle „Die Gemälde"): „Lug und Trug! Unsinn und Poesie! O dürft ich nur einmal über die Sprache her und sie so recht säubern und ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser lügenhaften Welt es nicht lassen, Unsinn zu sprechen".

In Vergleichen also wird eine Eigenthümlichkeit sich deutlicher ausprägen als in Metaphern, hinter denen vielmehr immer eine Berufung auf einen bekannten Vergleich zu liegen scheint. In Metaphern darf man von traditionellen Anschauungen nicht so weit sich entfernen, als man es in Vergleichen thut, wenn man zwischen heterogenen Objecten Zusammenhänge aufdeckt, die das gewöhnliche Auge nicht gewahrt hatte. Die Metaphern aber, deren zu Grunde liegendes, verschwiegenes Vergleichungsmoment nicht in der Secunde, ohne Besinnung klar ist, beeinträchtigen sich selbst in ihrer Wirkung, ja illustriren oft eine peinliche Grenzverwirrung von Komik und Erhabenheit. Solche Metaphern können dann freilich auch origineller sein als die kühnsten Vergleiche, d. h. zügelloser, weil sich das Fehlen des vorsichtigen, auseinandersetzenden, mehr verstandesmässigen Wie um so fühlbarer macht.

Wessen Sprache aber sich gewöhnt hat, über festgefahrene Geleise zu gleiten, der wird wohl öfters in der Anwandlung persönlichen Beliebens in einen Seitenweg lenken, um sich ungestört ein eigenartigeres Gleichnissbild auszumalen, oder eine Metapher auszuspinnen, die eben durch die nähere, das Wie der Vergleichung fast ersetzende, Ausführung einem Gleichnisse ähnlich wird (wie bei Ulrich v. Lichtenstein 385, 23 ff.; 521, 25 ff.): jedoch jenen einwortigen, wortkargen Metaphern die er wählt, ist alle Kühnheit, die sie einmal gehabt haben mögen, abgeschliffen; er nimmt sie wie sie kommen, ohne selbstschöpferische Willkür. —

Ulrichs von Lichtenstein Bilder haben grösstentheils den Werth der poetisch ausschmückenden Hervorhebung und Veranschaulichung. Einigen Vergleichen wird die Aufgabe der prosaisch schildernden Belehrung und Verdeutlichung; zuweilen wird ein moralischer Begriff bloss verstärkt durch derben Vergleich (z. B. *die sint alsô diu swîn gemuot*. Die meisten Bilder gelten dem Frauengeschlecht, der Herrin, einzelnen Eigenschaften derselben, den minniglichen Freuden und Leiden. Demnächst am häufigsten wird Ritterliches verbildlicht. Es findet sich noch eine Zahl von Bildern, von denen kaum zwei in einer gemeinsamen Kategorie vereinigt

werden können: neutrale Bilder, darunter moralische (im weitern Sinne). Die Vergleiche werden getrennt von den Metaphern mitgetheilt. Die Abschnitte beider Abtheilungen werden thunlichst nach den Gebieten geordnet, von denen die Bildlichkeit entnommen ist. Bei den Metaphern zeigt es sich besonders, wie weit und wo vorzüglich damals die, um mich so auszudrücken, Metaphorisirung der Sprache bereits eingedrungen war.

VERGLEICHE.

A. Minneleben.

1, 9 Man muoz mirs jehen, wan ez ist wâr,
daz wîbes güete niemen gar
volloben an ein ende mac
ir lop sich breitet als der tac.

30, 3 Mîn hôchgedinge
der ligt an dem tage, wan er ist liht;
ouch ist sîn schîn
der vrowen mîn
vil gelîch; des müez er sælic sîn.

1, 13. 17 ff. Wâ endet sich der sunnen schîn?
ir schîn durchliuhtet elliu lant,
dâ von ist mir vil unbekant
ir schînes sprunc, ir schînes ort.
sich endent sanfter elliu wort,
und swindent lîhter elliu jâr
ê daz der wîbe güete gar
und ouch ir hôhiu werdekeit
mit worten werde gar volseit.

558, 7 Güete zieret vrowen schîn
reht als daz golt tuot den rubîn
und als diu sunne tuot den tac.

54, 5 Nu erschînt im reiniu vrowe guot,
als ouch diu sunne dem mânen tuot:
den entzündet sie alsam ein liht,
und schadet doch ir schîne niht; —
und sol daz iwer genâde sîn,
so ist iwer genâde wol der schîn,
den er für wâr wol heizen mac
freuden schîn und sælden tac.

In vier Vergleichen erscheint die Sonne nicht in ihrer

freigebig beseligenden Macht, verglichen mit der Frauengüte, sondern in eignem Befriedigtsein ihrer Erhabenheit, verglichen mit einem wunschgestillt beglückten Gemüthe:

507, 24 Von ir güete
stîget mîn gemüete
für die liehten sunnen hô.

437, 15 Swâ ein werdez wîp an lachet
einen minne gerden man
und ir munt ze küssen machet,
des muot muoz gelîche stân
Hôch der sunne.

519, 24 Ir kuslîch munt sô lachen kan
swenne er mich güetlich lachet an,
daz sâ ûf stîget mir der muot,
rehte als diu liehte sunne tuot
sô si ûf den bergen gât.

570, 7 Swanne ich gedenke waz si tugent
hât, sô blüet mir freuden jugent,
und stîget sâ daz herze mîn
hôhe ûf, für der sunnen schîn,
sô si hôch in ir hœhe stât.

Vgl.: *Daz herze vert gegen ir spilnde sô, sam ez hinze der süezen welle springen hô* 580. 21. *Sô mich anlacht ir rôter munt, sô ist mir in dem herzen sô, sam ez welle in die lüfte hô* 519, 21.

97, 11 An der heide bluomen schœne
blüejent gegen des maien schîn:
also blüet mîn hôher muot
mit gedanken gegen ir güete.

507, 29 Swanne ich in ir spilnden ougen schouwe
mich, sô blüet mîn hôher muot,
reht als in des meyen zît
tuont die rôsen.

397, 7 Schouwe, sælic vrowe mîn,
wie der maie sîn gesinde trœsten kan;
sol ich dâ bî trûric sîn?
Neinâ, vrowe, vreu mich vreude siechen man
tuo mir sô der meie tuot,
der gît trôstes vil den sînen, dâ bî vreude rîchen muot.

417, 27 Als aberillen weter vert ir wille,
daz nie windes prût als swinde enwart,
under wîlen süez in senfter stille,

schiere wider an ir irrevart:
dâr nâch schînet maien schîn:
sâ zehant sô wil ez aber winder sîn:
also witert mir diu vrowe mîn.

Es mag hier gleich ein zweites Gleichniss seine Stelle finden, worin ebenfalls der launische Sinn und Wankelmuth versinnbildlicht werden, diesmal aber durch ein Rad und einen in einem Gittererker angebundnen Marder:

424, 25 Nu vert enwer ir habedanc,
reht als ein rat daz umbe gât,
und als ein marder den man hât
in eine lin gebunden. —

568, 7 Swer gerne frowen schœne siht,
und ir güet wil merken niht,
der schouwet wan ir liehten schîn;
als einr der schœniu blüemickîn
brichet durch ir liehten glanz
und dar ûz machet einen kranz:
und sint diu dann niht wol gesmach,
in riuwet daz ers ie gebrach.

Man pflückt nur Blumen — fährt er fort — die wohlriechend sind. Der süsse Geruch aber kommt aus den edlen Wurzeln. Und so:

swâ sprichet süeziu wort ein munt,
der munt hât reines herzen grunt.

572, 6 Swaz ein vrowe tugende hât,
diu muoz ûz ir herzen grunde gân,
sam daz saf ûz würzen gât
in vil manege bluomen wol getân.

534, 3 Schouwet wie diu pîe ir süeze
ûz den bluomen ziehen kan:
alsô ziehent mir ir grüeze
trûren von dem herzen dan.

Es wäre nicht zu viel Gnade und keine Minderung ihres Gnadenschatzes, wenn die Dame den Dienst des Ritters annähme:

53, 4 ff. 26 ff. waz schadet der blüemegen heide
an ir ougen weide
und an ir liehten glanze,
ob man ze einem kranze
ein teil ir bluomen abe brichet?

Die Unerschöpflichkeit der Gnade, die oben (54, 5) bereits mit der Sonne verglichen wurde, wird dann sogleich darauf noch durch ein Bild dargestellt, das ich hier mit einreihen will:

53, 31 Ouch wæn ich niemen wîser sprichet
daz ez schade müge sîn,
swâ einem fiwer ein fiwerlîn
wan durch liuhten wirt genomen:
ez schadet niht, und mac gefromen. —
546, 10 Rœter denne ein rôse
ist ir munt, süez unde heiz.
578, 7 Ir munt hât rôsenvarben schîn,
er mac wol innen süeze sîn.
508, 30 Lieplîch priune, rôte rôsen rœte
snêbes wîze hât ir lîp.

Die vergleichenden Ausdrücke *rôsenrôt*, *rôsenvarb* kommen öfters vor, wie 169, 32; 173, 24; 280, 6. 28; 521, 7; *kleinvelhitzerôt* und *kleinvelrôt* kommen 1232 auf 433, 32. 434, 24. 441, 18. 516, 12. 519, 30. 534, 1. 546, 18. 562, 11. 563, 19. 577, 29. 584, 25; vgl. 548, 13 *kleinvelheizrôt;* 575, 31 *kleinvelsüeze.*

383, 27 Wan gelîchet dem pardîse,
iht dinges ûf der erde, —
sô helf mir got, sô muoz ich jehen,
daz hân ich an ir gesehen.

Was er sah vgl. in den folgenden Versen 384, 1 ff. — Dass er in ihrem makellosen Herzen, wo alle Tugenden Freudenfeste feiern, lieber *gesinde* wäre, als in dem vielschönen *paradîs,* vgl. 574, 29 ff. —

574, 13 Ich weiz daz gar endelîch,
daz in daz rehte himelrîch
niemen kumt der sünde hât,
und âne buoz kein missetât.
sô ist dem selben himelrîch
ein wîbes herze wol gelîch,
diu dar in niht komen lât
des daz ir êren missestât.

In dem Himmelreiche wäre er nicht so gerne als in ihrem Herzen 152, 5 ff. Die Herrin hat durch ihre Güte und Schönheit Himmelsgefühle in ihm erweckt 386, 27 ff.; 537, 6 f.

2, 22 Wîp sint hôher sælden rîch;
den engeln nie niht sô gelîch
wart, alsam ir schœner lîp

Die sinnliche Schönheit des Weibes wird mit der der Engel verglichen ausserdem 18. 11; 426, 22; 508, 26; 535, 31; 537, 8. Ferner sind die Freuden des gunstbeseligten Mannes *den engeln vil gelîche* 50, 26; 575, 24. Eine Frau möchte einen Mann reinen Gemüthes und treuer Liebe für einen Engel ansehen 641, 2. —

444, 1 Iwer lop die wirde hât,
daz ez wol ze hove gât,
baz dan aller künege wât
âne scham aldâ bestât —

antwortet Ulrich auf der zweiten Frouwe seufzende Einsprache, er möchte sie durch sein Lob nicht schamroth machen, ihr sei schwer zu Muth.

Die Frauen aber, die freier Lebenslust und minniglichem Verkehre sich entziehen, werden mit andern Vergleichen bedacht:

598, 12 Ir sitzt sam ir gemâlet dar
mit einem pensel schône sît;
dâ wirt uns lanc gar kurziu zît.

Viele Frauen suchen etwas darin, dass sie sich wie Nonnen schmucklos und hässlich anziehen (601, 9. 603, 1).

601, 14 Den lîp ir alle unschône hânt
daz gît uns hôhes muotes niht;
swâ unser kein ein vrouwen siht,
diu sitzt sam si ein swester sî,
wer solt der gerne wesen bî?

Es gebe aber auch eine Sorte Männer, *lôsære, triegære,* die den Frauen ins Gesicht gleissnerische Schmeicheleien sagen, hinter ihrem Rücken jedoch „schänden“; des Frauenlobes sind ihre Zungen *verzaget,*

646, 1 ir lobes si gar geswîgent,
diu houbt in nider sîgent
reht sam si entslâfen sîn.

Und wenn gar von den schmählichen Feinden aller Frauenminne, die *mit ein ander daz begânt, des vogel noch tier niht*

willen hânt und alle creatiure dunket ungehiure, — wenn von denen einer ein Weib geheirathet hat:

623, 29 Swes er mit ir beginnet,
dâ mit ist si geunminnet;
swann er bî ir lît nâhen,
daz mac ir wol versmâhen;
wan er für wâr unreiner ist
dann in der werlt indert mist.

Vergleiche, in denen Gold oder Edelstein das secundum comparationis ist, sind:

105, 18 Noch stæter denne ein adamas
was daz herze mîn gein ir

400, 12 Von ir liehten ougen spilnde blicke,
von ir munde ein minneclîcher friundes gruoz,
süeze in triuwen wol geliutert als ein golt;
ob ich des iht innerclîchen wünsche?

558, 7 Güete zieret vrowen schîn
reht als daz golt tuot den rubîn.

626, 23 Der maget der stât güetlîch muot
baz dan der rubîn golde tuot.

In mehreren alleinstehenden Bildern vergleicht der Dichter einen innern leid- oder lustvollen Zustand direct (wie oben schon in einigen Vergleichungen seines Gemüthes mit der Sonne, dem Himmel, den Engeln, den Blumen). Nur im ersten der sieben Gleichnisse ist die Güte der Geliebten das primum comparationis.

97, 14 Alsô blüet mîn hôher muot
mit gedanken gegen ir güete,
diu mir rîchet mîn gemüete
sam der troum den armen tuot.

30, 23 Sô mich besezen
nahtes habent die sorge alsam die schar,
des wirt vergezen
sâ, sô mir der tac erschînet clâr.

385, 20 ff. Wan daz ich eines was ein gast,
daz dâ heizet krône
ob aller vreuden lône —
dô ich ze lande solde komen
als der kiel ûf wildem sê,
dô verret ich dem lande ie mê

Im weiteren dann vergleicht er sich mit dem *marterære* Tantalus, dessen Zustand er ausführlich beschreibt: so habe er beides gehabt, *herzenliebe und herzenleide, hellewîze und himelrîche; freude und dâ bî nôt, hie daz leben, dâ den tôt.* Die Freude aber, welche ihm die Geliebte gibt, ist nach 386, 26 ff. doppelt so gross als die Freude Alexanders, da ihn der Greif über die Sterne trug.

Dazu kommt der Vergleich mit dem Hausen auf dem Donaugrunde 577, 15 (oben S. 76); und sein Herz kann vor sehnsüchtiger Gier nicht ruhen wie ein Falke 579, 9. —

Eine ungewöhnliche Art zu vergleichen zeigt sich in der Strophe:

114, 1 Mit dem wazzer man daz fiuwer
leschet gar;
Vinster ist der sunnen tiuwer;
beidiu wâr
sint diu mære, ir hœret mêre:
hânt für wâr ûf mînen lîp,
rehten man von herzen sêre
scheidet nieman wan diu wîp. —

Auf der Grenze zwischen den Vergleichen aus dem Minneleben und den neutralen Vergleichen stehen folgende.

Das erste Büchlein, das selbst als Personification aller Minnebegehr in Gestalt eines Boten eingeführt wird, fürchtet, dass es von der strengen Dame entweder auf dem Roste verbrannt werde. oder

48, 18 Od mir geschiht ze lîden
von ir ein solhez snîden,
daz nimmer mêr geheilet;
baz dann gevierteilet,
klein als daz in sunnen vert
ist mir vil lîht aldâ beschert.

oder

48, 31 Ich mac des wol getrouwen,
ez heize lade, ez heize schrîn,
daz ich dâ muoz verslozzen sîn,
als in dem karkære.

Das zweite Büchlein, der Ueberbringer ebenso heissen Liebeverlangens, wird dem Schutzgeleit der Frau Minne empfohlen, auf dass die es davor bewahre, dass es

146, 5 wær alsô zerfüeret,
reht als diu leuber tuot der wint
immer sôs ervalbet sint. —

Auf dem Turnei zu Neuenburg, als Ulrich an alle Geräusche des Krachens und Berstens sich gewöhnt hatte, wird ihm die Nachricht gebracht, dass die Frouwe in Hass gegen ihn erzürnt sei; er fängt jämmerlich zu klagen an;

303, 18 Vor jâmer krachten mir diu lit,
als dâ man brichet spachen vil —

ganz das Geräusch, das er, wie wir sofort hören werden, bei der Tjoste zu vernehmen Gelegenheit hatte.

B. Ritterleben.

69, 3 Die naht wir lâgen in der gir,
wir gerten als die vederspil.

Ebenso 285, 25 (vgl. oben 579, 9 von Minnesehnsucht).

173, 28 Wir kômen gegen einander dâ
reht als wir zesamen vlugen.

93, 20 Reht als ein valke durch die schar
brach er mit hurt gar al den tac;
von sînen stœzen nider lac
für wâr dâ manic ritter guot.

92, 9 Reht als der smirel tuot den starn
sach man in durch den hûffen varn,
mit hurt reht als ein windesprût.

209, 9 Er stach mir abe dem arme mîn
den schilt, daz al die riemen sîn
brâsten; als ein donerslac
diu tjost erhal; der schilt gelac.

209, 13 Mîn sper ûf sîner ahsel brast,
als der ein dürren grôzen ast
ab einem boume zerret nider.

93, 9 Mit hurte reit er her und dan;
die helme von im nider riren
reht alsô gar teige piren.

obgleich sie doch *herte alsam ein adamas* waren (170, 26). Uebrigens waren die Helme *lieht alsam glas* (485, 19)

69, 9 Si zogten zuo uns ritterlîch
mit maneger liehten banir rîch;

gezimirt manger zuo uns reit:
sô gar diu heid ir sumerkleit
hât an, sôn ist si niht sô lieht,
swie lieht man doch ir bluomen siht,
gewahsen durch daz grüene gras,
als dâ gezimirt manger was.

237, 15 Sîn zimir als der sunnen schîn
schein mir dâ in diu ougen mîn.

215, 12 Sîn kostlîchez wâpenkleit
mit lieht dâ gegen der sunne streit.

215, 13 Der hôchgemuote biderbe man
gezimirt kom mich alsus an,
als er füer ûz dem paradîs.

236, 15 Gezimirt als ein engel wart
der biderbe, wan er guot niht spart.

453, 16 Er kom gein mir in engels wîs.

Vgl. 92, 2 u. ö. — Die grüne Farbe wird veranschaulicht durch das Gras 76, 28; 171, 18; 208, 27; 451, 11; 483, 20; durch den Klee 171, 23; vgl. 28, 2; durch den metonymisch vergleichenden Ausdruck *maienvarb* 76, 30; die weisse Farbe durch den Schnee 161, 18; 176, 30; 181, 3; durch den Schwan 161, 20; 165, 5; 176, 14; durch das Silber 165, 15; 258, 3; 172, 30; die gelb-rothe durch das Gold 171, 31; die blaue durch den Saphir 171, 7; die schwarze durch den Zobel 482, 27. 31; durch die Kohle 485, 32; die *schœne* und *lieplîche briune* wird des Veranschaulichens halber mit einem andern braunen Gegenstande verbunden bei Ulrich nicht vorkommen.

C. Neutrale Vergleiche,

deren bilderregendes Motiv weder im Minne- noch im Ritterleben liegt; ein gelegentlich und episodisch in die Erzählung einfliessender Gegenstand wird verdeutlicht, versinnbildlicht, verstärkt.

26, 7. 15 Er nam ein scharsach in die hant,
und sneit den munt mir al zehant;
der munt mir al zehant geswal
grœzer vil denn ein sleipal.

28, 1 Zend und mund mir tâten wê.
ein salb noch grüener denn der klê

streich man mir in mînen munt;
diu stanc alsam ein fûler hunt.

336, 5 Mir wart dâ grôz unvlât bekant:
die vinger mangem•ûz der hant
wârn alsô gefûlet abe,
als einem der tôt in dem grabe
gelegen ist wol hundert tage;
bî mîner wârheit ich iu sage,
ir âtem als ein hunt dâ stanc,
als si ir miselsuht betwanc.

528, 13. 30 Der schrîber Heinrîch al zehant
den rîchen fürste ligende vant; —
der legt in ûf ein pfert zehant,
dar ûffe er jæmerlîchen lac
twerhes drüber als ein sac —

Das moralische Gemüth wird an folgenden Stellen verglichen:

589, 13 Die vierden diech iu nennen wil,
der vindet man ouch leider vil;
die sint alsô diu swîn gemuot,
die gotes huld, êre unde guot
lâzent niht wan durch gemach.
ach owê und immer ach!
phy! wie swendet er die zît,
der durch gemach als ein swîn lît

602, 19 Sît ir iuch vreuden habt bewegen
und trûrens welt für vreude pflegen,
und dâ bî got ouch dienen niht,
dâ von iu reht alsam geschiht
als einem der bî stüelen zwein
saz in ein bâht, und er ûf kein
dâ niht sitzen wolte.

So denkt eine Freundin des Dichters über die Männer der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. —

504, 23 swer trûret von des winders zît
und swem der sumer vreude gît,
der lebt alsam diu vogelîn,
die sich freunt von des maien schîn

Es ist von den Wettersorgern (504, 29) die Rede (in anderer Bedeutung, als abergläubischen Omendeuter, hat Hartmann, im Erec 8126 ff., den *wetersorgære*).

METAPHERN.

A. Minneleben.

509, 4 Mîner vreuden **sunne**
ist ir rôt wîz prûner **schîn.**

513, 24 Du bist mîner freuden wunne,
mînes herzen spilndiu meien sunne

8, 11 Swie verre ich was, ir **liehter schîn**
schein nahtes in daz herze mîn.

281, 28 Diu ougen mîn sâ an der stunt
dâ liezen ir vil **liehten schîn**
enmitten in daz herze mîn.

576, 1 Ir spilnder **liehter ougen schîn**
tuot mir wol in dem herzen mîn.

Vgl. 584, 10 u. ö.

242, 1 Iuch heizet willekomen sîn
iwers herzen **meien schîn.**

Ehemals waren die Frauen *meien schîn in der manne herzen grunt,* und jetzt müssen sie *siuftens pflegen* (599, 28). — Der Mai in natürlichem Sinne hat seinen *schîn* 504, 26. 97, 11 u. ö.

397, 5 Herzenliebiu frouwe, sprich;
du al eine bist mîn **meie,**
sage, wi wil du trœsten mich?

Ebenso ist die herzliebe Frau seines Herzens *meien zît* 119, 20; 124, 30; 156, 20; 535, 4; seiner Freuden *meien zît* 505, 4; sie ist auch sein *ôsterlîcher tac* 56, 22.

429, 17 Swâ sich liep ze liebe zweiet,
hôhen muot diu liebe gît;
in der beider herzen **meiet**
ez mit vreuden alle zît. —

Wie oben (509, 4) der Frau roth weiss brauner Schein die *sunne* seiner Freuden war, so ist die Frau seiner Freuden *schîn* 11, 29; 43, 5 u. ö. vgl. 397, 17. — Die übrigen Freuden-Metaphern mögen hier angeschlossen werden:

40, 24 Ir sît an der mîn vreude lît,
gar mîner vreuden **hôchgezît.**

511, 9 Alsô dâ liep bî liebe lît;
ez ist ein vreuden **hôchgezît.**

Vgl. 354, 21; 574, 29; 576, 16 u. ö. — Der Mai hat *hôchgezît* 397, 1. —

521, 21 Ich trage der hôhen vreuden k r ô n e.

534, 9. 13 *krœnet* sie ihn mit *hôhes muotes krône.* 385, 21 fehlt ihm eins, *krône ob aller vreuden lône.* Die Geliebte ist *wîbes krône* 131, 18; *Ir lîp treit êren krône* 536, 26; 557, 3. *Guot gebœrde und senfte site dâ krœnte si ir schœne mite* 439, 18. *Dêst ein wîp diu wol ir wîpheit kan mit tugenden krœnen* 445, 16.

536, 11 Swer mit zühten treit der vreude k r a n z

dem erlaubt Ulrich, seinen Frauentanz, das 46. Lied, zu tanzen.

450, 6 Dâ von kumt mir ofte tougen
vreuden t o u ûz dâ zen ougen,
daz ûz herzen grunde gât.

Desgleichen 536, 23; 550, 5. Vor Freuden werden seine Augen *touwes naz* 519, 19. Auch ihre Augen werden *ûz ir reines herzen grunt touwes vol* 521, 22. Vgl. 519, 3 ff., wo in ihrem Herzen die Tugenden aus der *güete touwe wahsent.*

520, 9 Mîner vreuden s p i e g e l gar
ist ir lîp der vil wol gevar.

Und *der minnenspiegel, dâ man inne manger hande wunne siht,* ist *ir vil kleinvelwîzer hals, ir kinne, munt, brâ, wängel, ougen lieht* 521, 25. — Ulrichs zweite Frouwe, die gefügiger als die erste war, konnte, so scheint es, mit dem minnigen Freudengenusse nicht dieselbe Zufriedenheit und Sorglosigkeit vereinigen wie Ulrich; sein Lob klingt ihr wie Beschämung: *tuot daz schamelop hin dan, mirst der spiegel swœre bî, dar inn ich mîn leit sol sehen* 443, 26.

39, 4 Ich getorste sprechen niht
wider mîner vreuden h o r t,

d. i. die Geliebte. Freudenfülle bedeutet *vreuden hort* 153,

* *Schamelop* ist nicht unverdientes Lob, gegen das die Bescheidenheit sich sträubt, dessen würdig zu sein sie aber wünschen müsste, sondern ein Lob, wodurch hier die Frau um deswillen gepriesen wird, wessen sie sich schämen muss, und wofür ein rigoroserer und uneigennützigerer Mund nur Tadel hätte; mit der Scham fühlt sie reuige Trauer. Daher gibt es zu Missverständniss Anlass, wenn man *schamelop*, wie im mhd. Wb., wo diese einzige Stelle angegeben ist, kurzweg durch ‚beschämendes Lob‘ umschreibt.

31; 156, 7 u. ö. — Der Dichter hat an Manchem einen Hort: *sælden hort* heisst die Herrin 524, 1; *sælden hort* birgt sich in ihrem Herzen 576, 15; *sælden hort* war ein Wort, das sie zu ihm sprach 523, 3; *sælden hort* ist das Wort, das zwei Liebende im Minnekusse zu einander flüstern 433, 4; *der tugende hort* ruht für alle Zeit in ihrem Herzen 514, 23. Der Frauendienst, *ditz buoch sol guoter wîbe sîn, ez sol reht sîn ir lobes hort* 593, 14. Die Männer sind traurig; wer hat ihnen *trûrens hort gegeben* (596, 4)? Mancher Frau *herzen hort* ist Klage (627, 20). —

385, 23 Ûz mîner sælden vingerlîn
was mîner vreuden rubîn
reht enmitten ûz genomen.

437, 13 Sô ist hulde
alles guotes überguldе.

447, 11 Swanne ich in ir ougen schouwe
mich, sô blüet mir freuden jugent. —

Vgl. 570, 7.

525, 5 Freuden hôchgemüete
blüet mir an der selben stunt,
dô si sprach daz süeze wort.

Das Herze *blüet* 18, 7; der hohe Muth *blüet* 508, 1.

581, 17 Küssen ist der Minnen rôse
dâ si reitzet wunne mit,
sô si mit der liebe lôse
ist nâch ir vil süezem sit.

An Blumen knüpft Ulrich zwei allegorische Metaphern; d. h. der eigentliche Gegenstand, der gemeint ist, wird errathen. — Der Ritter, als Frau Venus, war zu einer schönen Au geritten, um heimlich einen Boten zu empfangen, und als er zurückkommt, wird er von einem seiner Knechte angeredet —

244, 19 ‚Vrowe, wâ sît ir hin gewesen?
ir künnet lange bluomen lesen‘.
ich sprach: ich hân ein plüemikîn
gebrochen, des daz herze mîn
muoz immer wesen hôchgemuot.

533, 25 Ich bin vrô von einer rôsen
diu kan sprechen süeziu wort. —

36, 19 Mîn angest was ze sprechen grôz.
daz herze mîn mir mangen stôz
mit sprüngen stiez an mîne brust.

442, 1 Hôher muot, mîn herze grôzet
und ist war:len vreuden junc,
an die brust ez sêre stôzet,
hôhe ez springet mangen sprunc,
werdiu liebe drinne bôzet.

Vgl. 584, 23.

511, 20 Dâ wol dir man, dâ wol dir wîp
dâ sich ietweders herze hept
ze springen in des andern lîp.

Vgl. 581, 1; 579, 23; vgl. 519, 21 ff. — Das Herze,

580, 21 ez vert gegen ir spilende sô
sam ez hinze der süezen welle springen hô.

Vgl. *daz spilnde herze* 445, 13. *Herzen spil* 121, 5; 425, 9 u. ö. *Spilndiu ougen* 521, 14 u. ö.; *spilnde blicke* 393, 3 u. ö. *Spilndiu meien sunne* 513, 24.

408, 29 Nu mac si tougen in mîn herze sehen
wie gein ir hulden spilt al mîn gedanc:
si mac dâ schouwen, ob siz merken wil,
süezen gedingen, dâ bî jâmers vil:
der zweier schanz ich gein ir hulden spil.

In dem Herzen der Frau spielt die hochgelobte Güte *êrenbernde spil mit den tugenden* 515, 21. *Swem got gît daz er lît liebe der spilt der minne vreuden spil* 432, 6. 16. *Spilndiu freude* 449, 13 u. ö. *Diu klage was niht ein kindes spil* 303, 20.

46, 9 Ich ûf ir genâde gar
hôch in vreuden vliegent var. —

444, 24 Wîchet umbe balde, sorge und angest, von der strâze,
lât die wunne bernde vreude für.
ez enzimpt iu beiden ûf mîn triwe niht ze mâze,
swâ ir mit ir dringet an der tür.
strîchet von dem lande.

Vliuch, vliuch, trûren, von uns verre ûz dem lande 565, 25. *Hôher muot ist her gewesen von uns lange ellende* 445, 4. —

559, 7. 13 Swelch wîp ir êre lât den pflegen,
der selb sîn êr lât under wegen,
der êre mac wol twerhes varn —
sô vert ir êr die irrevart —

Aber um einen ehrenhaften Mann, wie Ulrich von Lichtenstein, darf eine Frau ihre *êre wâgen* 350, 31; und sie mahnt ihn: *der wâg sult ir mir wizzen danc* 351, 4. —

583, 11 Ez ist gar ein himelrîche
dâ ein liep mit liebe umbe gât.

448, 17 In minnen paradîse
ir beider lîp mit vreuden lac.

124, 7 Mîn paradîs, mîn himelrîch
ist iwer lîp der minneclîch.

Das Herz ist ein süsses Paradies 515, 17; ein Himmelreich 519, 1; 573, 15 u. ö. Die vielreinen Weiber sind das *lebende himelrîche* 572, 30. —

39, 27 Mirst an dem herzen wê
und wirt des ie mê unde mê,
ich wæne ez well mir presten abe.

Auch vor moralischer Trübsal und Scham kann das Herz brechen. Eine Dame, die genöthigt ist, von den Päderasten zu sprechen, beginnt: *Jâ muoz ich diu wort sprechen diu mir mîn herze brechen möhten* 614, 9. Dem Brechen. Entzweireissen des Herzens (anders: ‚das stösst mir das Herz ab‘; ähnlich oben: *‚ez wil mir ab bresten‘*) liegt eine allgemeinere Metapher zu Grunde, als 309, 21 *Daz weinen mich brach,* wo die Metapher auf das Brechen, Niederreissen eines aufrecht stehenden Gegenstandes zurückleitet. Von dem Brechen einer bindenden Fessel kommen andere Metaphern: *die stæte* (425, 1 u. ö.) *die zuht* (613, 8 u. oft) *brechen; die triwe* (633, 27 u. ö.) *die ê* (633, 31).

Ulrich ist in seinen Stunden *ofte worden minne wunt* 584, 1 f.; er wurde das sehr bald, sogar von dem Lachen eines heissrothen Mundes und glänzender, spielender Augen 548, 16; 521, 24; er musste somit für alle Fälle sich mit der nöthigen Arznei versehen. Nach den langjährigen Erfahrungen, die der *minne sieche* (13, 7 u. ö.) und *vreude sieche man* (397, 10 u. ö.) in der einschlägigen Heilkunde gesammelt hatte, durfte er wol das Medicament kennen, das ihm das beklommene, *ungesunde herze* und die schwache und gedrückte *kranke* und *nider gelegene vreude* wieder aufrichten, *genesen*

machen konnte. Doch erst nah dem Ende seiner Liebeslaufbahn rief er aus:

584, 5 Swaz diu Minne mit ir twingen tuot,
dâ für hân ich arzenîe diu ist guot.

Seine Pharmacopœa erotica gewährte namentlich zwei Universalmittel, ein leichteres, einleitendes, dann ein durchgreifenderes:

584, 7 Sô diu Minne mir verwundet
mit ir strâl daz herze mîn,
daz hât schiere mir gesundet
mîner vrouwen liehter schîn;
swenn ich sihe ir liehte varwe clâr,
sô sint mir geheilet mîne wunden gar.

Was das übrigens für Pfeile sind, womit das Herz verwundet wird, offenbarte schon der dreiundzwanzigjährige Jüngling: die Geliebte *entslôz* sein Herz und *schôz dar in die gedanke der minne und sêre senede sinne* (45, 27).

584, 13 Ich salbe mit vil süezer salben
mîne wunden hie und dort
in dem herzen allenthalben;
diu salbe ist manic süezez wort,
diu ûz mîner vrowen munde gânt;
dâ von mînes herzen wunden ende hânt.

Vgl. Schmidt QF. 4, 114. — Der Anblick der Geliebten heilt auch andere als Pfeilwunden:

30, 12 Ich lobe den tac
swenn ich si mac
sehen, diu mir heilet sorgen slac.

Slac bedeutete nicht unhäufig die durch Schlag beigebrachte Wunde; vgl. die Citate im mhd. Wb. II, 2, 380, 42 ff. —

508, 32 Ir gebærde ist mînes trûrens tœte.

Begraben wird das *trûren* 360, 24; aber auch *diu vreude* (117, 30) und *der hôhe sin* (588, 2). — Der zum Beweis unabwendbar treuen Dienstes abgeschlagene Finger, dessen *sterben* der Geliebten *wê tuot* (154, 30), wird in ihrer Lade *begraben* (155, 26). Vgl. 545, 5, wo das *hôchgemüete sterben wil.* —

419, 1 Triwe ist al der werlt ein êre:
wol im der si rehte treit.
sist ûf alle tugende ein lêre,
slôz ab aller werdikeit.

Treue und Liebe werden zusammen im Herzen eingeschlossen und die *stæte rigelt dâ sich für* (448, 16). Die Geliebte ist in seinem Herzen *verslozzen* (524, 11), *versigelt* (548, 18), *versigelt, mit der stæte verrigelt* (550, 7. 11). Sein Herz wird (45, 27) ‚entschlossen' aber nur, um die Geschosse der Minne aufzufangen. Die Geliebte aber hält das *tor* ihres Herzens *verspart* (152, 5. 9), und die Minne will es dem Ritter *ûf sliezen* (153, 18). In den Herzen zweier wahrhaft sich Liebenden *hûset herzen liebe; dar in wirt si verklûset, verpetschatt und versigelet, mit stæter liebe verrigelet* (650, 20 ff.). Da muss die Liebe stet sein in ihrer beider Herzen *schrîn* (651, 2; *herzen schrîn* noch 551, 28. 31; 571, 12; 612, 32). Im Herzen des Dichters kann man sichs wohnlich einrichten; die Herrin mit der Frau Minne *si habent ze hûse dâ gedâht* (441, 32); die Herrin soll dem Dichter in ihrem süssen Paradiese *hûs* geben, ihn *dâ hûsen in* (515, 16. 23; vgl. noch 469, 4; 573, 30; 575, 26). *Tuo ûf, ich klopf an mit worten, lâ mich in* (515, 24).

153, 21 In dem herze der vrouwen mîn
dâ vinde wir gesindes vil,
des ich ein teil dir nennen wil:
zuht und wîplîchegüete,
scham und guot gemüete,
senfte sit, wîplîch gelâze,
an allen dingen rehtiu mâze,
werdikeit und êre,
hôher tugende lêre,
süeze grüez, güetlîchiu wort
lieplîch blicke, freuden hort;
ich wær an guoten witzen blint,
wolde ich die tugende di dâ sint
alle nennen sunderlîch.

Vgl. 152, 19; 514, 14. 24; 575, 1 u. ö., wo überall Ulrich wünscht, selbst dort *gesinde* zu sein. — *Gesinde* hat auch der Mai (397, 8), und der Schild (404, 14). —

Ulrich geht noch einen Schritt weiter; er kennt nicht nur ein Gesinde von Tugenden, sondern auch eine Familie:

574, 5 An hôhen êren ez in frumt,
der in ein wîbes herze kumt
dar inne wîplîch tugende sint.
tugende vater, pruoder, kint. —

Die Vorstellung der Familienverwandtschaft wird gleichfalls auf die Minnebüchlein übertragen, die in grosser Zahl verfasst und über Land gesendet wurden. Frau Minne tröstet den zaghaften Dichter, ihm solle für seinen Boten nur nicht bange sein, *des selben boten sint bruoder unde bruoder kint wol drîzic in dem lande, daz man âne angest sande ir islîchen über tûsent lant* (148, 13 ff.).

Der Minnende steht zu seiner Erwählten im devoten Dienstverhältniss. An innerer Würde ist sie ihm fehlerlos: *vor allem valsche meit* (507, 8), *von valschen dingen meit* 535, 10), *vor wandel meit* (573, 4)*. An äusserer Würde ist sie seines Herzens *küneginne* (518, 13), ist sie *gewaltic küneginne* über ihn (525, 26), ist sie *sîner sælden keiserîn* (322, 26), *gekrœnet* als *gewaltic keiserîn* in seinem Herzen (613, 30 ff.), ist sie zum mindesten *frowe ob al den vreuden sîn* (520, 21 u. ö.), ist sie zum mindesten *vogt in dem herzen* 449, 7; und da ereignet es sich zuweilen, dass zwei Vögte im Herzen walten, denn manchmal ist der hohe Muth Mitvogt daselbst 441, 26 ff. Der Minnende muss seiner Erwählten *zins* geben (151, 5), *elliu jâr* muss er *verzinsen* und das *leben* (61, 24; 423, 19); Herz und Leib hat er ihr *verselt* (150, 4; 318, 1) und *urborn* muss er den *lîp* (88, 24; 177, 32; 374, 27; 496, 10); *herze und al den lîp, den muot, die sinne und al daz leben* hat er ihr *ze lêhene* gegeben (45, 20). Kurz, der Minnende muss der Erwählten Minne *verdienen*

---

* 217, 22 ff. sagt Ulrich, als verkleidete Venus, räthselnd: *ich bin vor allen mannen maget, und bin den wîben bî gelegen.* — *Maget* wurde bekanntlich auch ein die Keuschheit bewahrender Mann genannt, noch im 15. Jahrhundert (in des Bühelers Bearbeitung des Buchs von den sieben weisen Meistern; ich muss nach dem mhd Wb. citiren: Diocletians Leben, herausgegeben von Keller, 2420): *daz weiz wol der werde Krist, daz er noch lûter maget ist.*

(551, 4 u. oft). Und er beansprucht *solt* (5, 23). den *reinen, süezen solt* (318, 19), den *minne solt* (207, 19). Und er weiss sehr gut, was das für ein Sold sei, und am besten weiss es Ulrich: *Minnen solt wirt geholt volleclîch, dâ ein man und ein wîp umb ir lîp lâzent vier arme gân* (433, 19).

Es ist klar, dies Feudalsystem enthält die Keime zu bedrohlichen Verwicklungen der Rechte und Pflichten. Der Dienende hält es für die Obliegenheit seiner vertrauten Stellung, der Herrin das Dach vorzuschreiben unter dem sie mit ihm wohnen soll; und das darf immer und immer nur dasselbe sein. denn *wîbes güete dêst ein dach daz man nie alsô guotes niht gesach* (446, 21). Und daraus, von dieser *güete,* zu *wenken* auch nur *einen trit* (408, ·18), ist verboten. Der Dienende hat die Macht. die Herrin vorkommenden Falls gefangen zu nehmen. sie, jedoch zart und kaum merklich, zu binden: *si muoz mir gepunden sîn; bant dâ mit ich si binde, daz sint al die sinne mîn, herze und aller mîn gedanc, triwe ân allen kranc, rehtiu stæt ân allen wanc* (126, 5; vgl. 125, 19 ff.). Alsdann wird sie in ein festes Gewahrsam gebracht: *in mîn herze mitten hân ich si geleit* (126, 12). *da lît si gevangen* (122, 13). Von der Grausamkeit der Einzelhaft wird angemessner Weise Umgang genommen, allerdings sind es zwei unglückliche Melancholiker die mit ihr die Zelle theilen: *dâ ligt ouch al mîn smerze, dâ ligt ouch al mîn klagende leit; den zwein, swie leit ez mir sî, muoz si ligen bî* (126, 15). Und nun wird Unterhandlung angeknüpft, sie muss *dingen, als ein gevangen sol* (126, 19). Die Lösung wird mit aller Zuvorkommenheit festgesetzt; sie müsse zwar ihre beiden Zellgenossen. den Schmerz und das klagende Leid, gleich mit auslösen, es werde aber kein unerschwinglicher Mammonsschatz verlangt. *si habe ir silber unde golt, sî mir anders holt; ich wil niht wan ir minnen solt* (126, 18. 23). — Die Metaphern die sonst noch auf die Vorstellung der Fesselung und Gefangennehmung weisen, sind: *dîn herze nimmer wirt erlôst von senelîcher minne bant* (26, 10); *der Minnen kraft mir al zehant den' mînen munt zesamen bant* (35, 15); *mich het dâ nâch der minne stric gevangen; daz mich diu minne dâ niht vie, daz wand diu stæte mîn* (280, 17);

minne het mich ir gebunden und lie si bande vrî; swer als ich in banden sî, der rîd ûz den banden sich; ich hân mich dem stricke entwunden al ze spæte (420, 1); *ich was ir mit triwen vil gebunden; ir unstæte hât die kraft, daz si nie gebant der triwen haft* (417, 22). Vgl. noch oben S. 93 die Redensarten *zuht* und *stæte brechen.* —

Wir werden auch zu Garderobe und Toilette geführt:

560, 17 Güete ist ein daz beste wîbes kleit
daz an vrowen lîp wart ie geleit.
557, 7 Swelch vrowe hôch gemüete treit
dâ bî güete, dêst ein kleit
daz vrowe noch bezzer nie getruoc.

Verwischter sind bereits die öfteren Metaphern *hôhen muot tragen* u. s. w., wo nicht die Beziehung auf das Kleid ausdrücklich erwähnt wird. — Nach einer andern Richtung zielt die Metapher mit tragen 45, 16 *ich hân si getragen in mînem muote;* wieder nach einer andern 532, 13 *der edel jung sol wesen vrô und sol mit zühten tragen hô,* wo für eine Charaktereigenschaft ein äusseres Symbol genommen wird. —

557, 23 Diu güete vrowen schône an stât
für allez daz diu werlt hât.
diu schœne kleidet vrowen wol:
ob ich die wârheit sprechen sol,
sô kleit si güete verre baz.
110, 17 Schœne bî der güete
stât vil wol den wîben;
sô stât ouch hôch gemüete
den mannen wol.
557, 19 Niht kleider stât den vrowen baz,
dan diu si von der güete treit;
daz sint êrenberndiu kleit.

Das Kleid des Hauptes sind die Haare; der siebenundzwanzigjährige Ulrich machte sich einnal unkenntlich und dazu färbte er auch das Haar grau: *des wæn ich nu bedorfte niht* (28 Jahre später), *wan man mich vil nâch halben siht grâwen von den sorgen mîn; sus hât diu minne und ander leit mîn houbt ze dem andern mâl gekleit; diu minne und ungetriwer rât mîn houbet grâ gevärbet hât* (337, 6.) —

564, 13 Ich weiz nicht varbe mê
diu vrowen alsô schôn an stê,

also güet: swelch vrowe di an
strîchet, diust gar wol getân.

Vgl. 566, 10 ff.: Die Frau soll sich mit Güte *rîben* und die Stäte *under strîchen.*

564, 21 Nie vrowen varbe wart sô guot,
als guot gebærde und güetlich muot
getempert mit der stætikeit,
wol ir, swelch vrowe di varbe treit! —

Es bleibt übrig herauszuheben:

150, 7 Si vrowe ob al den vreuden mîn,
si lieze mich ir weisen sîn
und trôste mich an weisen stat.
die wîle ab mich gelückes rat
von hôhem muote zücket
und mich mit sorgen drücket,
sô saget mir mîn selbes lôz,
ez sî mîn sender kumber grôz
weisen kumbers hûsgenôz.

In der drittletzten Zeile *sô saget mir mîn selbes lôz* liegt eine leisere Metapher; weiter geht die Uebertragung 403, 1 ff.: *ob mich mîn klage niht anders kan vervân, wan, daz ich immer mich ir trôstes vinde blôz, die ich ze trôste ûz al der werlde hân; sô muoz ich suochen durch nôt mir ein ander lôz.* — Zu *kumbers hûsgenôz* ist eine Parallele 421, 8 *ich was sorgen nâchgebûre.*

Neben den beiden oben (S. 91) ausgezognen Blumenallegorieen (244, 19; 533, 25) hat Ulrich noch eine allegorische Metapher; gleichfalls wird ein eben im eigentlichen Sinne gebrauchter Ausdruck in witzelnder Gleichnissrede auf eine andre Sache, die zu erdeuten ist, übertragen:

217, 6 Swâ ich noch bî mînen tagen
getjostirt habe wider diu wîp,
dâ ist gar harnaschblôz mîn lîp
gegen ir aller tjost gewesen,
und bin doch vor in wol genesen;
ir tjost tuot herzenlîchen wol,
gein in sich nieman wâpen sol. —

405, 3 Nu hân ich für zürnen noch für herzen sêre
niht ander schilt mêre
wan den trôst al eine,
daz ich sie baz meine
dan ie wîp deheine.

405, 8 Gein ir langen kriege setz ich mîn gedulde; —
mîn kamplîch gewæte
für ir nîdetæte
daz sol sîn mîn stæte.
385, 20 Wan daz ich eines was ein gast
daz dâ heizet krône
ob aller vreuden lône. —
649, 27 Swelch man manec wîp minnen kan,
herzen lieb er nie gewan;
swer im ze liebe nimt manc liep,
der ist noch wirt guot minnen diep.

Vgl. 632, 5 ff. *Ich stil ir minne* 428, 9; vom rothen Munde *ein küssen steln* 50, 21. —

114, 9 Owê, owê frowe Minne,
mir îst wê.
nu grîf her wie sêre ich brinne;
kalter snê
müeste von der hitze brinnen,
diu mir an dem herzen lît. —

Gewissen Neidharten ist auch das Glück treuer Liebe nur Nahrung ihrer Schelsucht; das biederste Weib verklatschen sie:

621, 27 Die bœsen die sint sô gemuot,
swaz sô ein biderb wîp getuot
guoter dinge, dêst in leit;
ir herze nîdes gallen treit.

B. Ritterleben.

81, 14 Sîn lop was in der Êren tor
von sînen hôhen tugenden komen.
197, 12 Ûz êren er nie fuoz getrat.

Derselbe Vers 260, 15.

314, 30 Sîn êre gelück dâ ofte enpfalch,
ûf die wâge ers vaste leit; —
umb êre in arbeit ringe wac.

Vgl. 62, 11; 94, 16 wo *lîp unde guot gewâget* wird. Vgl. 350, 31—351, 4 (bereits S. 93 citirt).

476, 25 Er was den vînden gar ein hagel,
der êrst zuo in, von in der zagel.

277, 22 Sîn helm, schilt, decke und wâpenroc
was geschæchet blâ und golt.

geschæchet schachbunt; dieselbe Metapher wie in unsrem ‚Schecke, scheckicht‘. —

404, 11 Der schilt wil mit zühten vil baltlîchez ellen:
er hazzet, er schiuhet schand und ir gesellen.
got niht enwelle daz man bî im vinde
sô swachlîch gesinde.
404, 20 Der schilt ist ein dach, daz niht schande kan decken.
sîn blic lêrt* enblecken
an êren die weichen
von vorhten erbleichen. —

Vgl. 457, 15. — Die Zöpfe der ritterlichen Venus haben ein andres Dach (ausser dem Helm der auch *dach* genannt wird 93, 6 u. ö.)

172, 13 Die zöpfe mîn die wâren lanc:
ir lenge unz ûf den satel swanc.
ein netz von berlîn was ir dach,
dar durch man si doch blecken sach.

Dach oft geradezu gleich *decke,* bei Ulrich 72, 7 *der pferde dach.* Und wo Decke, Bedeckung übersetzt werden kann oder muss, war eben damals eine Metapher nicht; jetzt verbinden wir mit dem Dache einen ganz bestimmt eigentlichen Sinn, und nehmen von da aus einen bloss ungewöhnlichen Gebrauch des Wortes für metaphorisch an. —

462, 4 Ich bin zuo iu dâ her von hûs
gevaren und wil an iuch gern,
daz ir mich grüezet mit den spern.
461, 28 Ritters scham
het er unde ouch ritters zuht:
diu schande hete von im fluht.
473, 25 Swelch ritter manlîch herze hât
und zuht gar under wegen lât,
swaz der slüege lewen und bern,
ich wold in doch niht êren wern.

Wie eine, oben bereits gegebne, Stelle sagt, soll kein Weib einem solchen Ritter, *der sîn êr lât under wegen,* ihre Ehre anvertrauen; diese würde dann doch nur *twerhes varn,* sie *vert die irrevart* (559, 7).

---

* Lachmann setzte nach L *tœt; lert* hat C; vgl. das mhd. Wb. unter *enblecken* (I, 207, 44. 50 ff.).

476, 20 Er moht wol heizen swende'n walt:
ez wart von sîner zeswen hant
des waldes harte vil verswant.

Andre sagen *waltswende* (vgl. das mhd. Wb., wo beiläufig Ulrichs Verse durch einen lapsus calami aus dem Parz. citirt werden). 490, 4 hat Ulrich: *er het ein hant, diu hiez spęrverzer.*

C. Neutrale Metaphern.

446, 1. 17 Warnet iuch gar, junge und alde,
vor dem winder, des ist zît;
niemen blôzer vor im halde,
er sleht tieffe wunden wît —
für sîn stürmen, für sîn slîchen,
für sîn ungefüege drô
sul wir in die stuben wîchen.

395, 7 Schowe,
wie der meie sîn gesinde trœsten kan.

431, 13 Einen reien minneclîch —
den sanc ich gegen der sumerzît
sô berg und tal gezieret lît,
und daz der walt hât grüene dach.

407, 3 Diu liet sanc ich zer sumerzît,
sô vogel singent wider strît,
und daz diu heid hât an geleit
von liehter varbe ir sumerkleit
von schœnen bluomen sunder vâr.

436, 24 Heide, velt, walt, anger, ouwe
sach ich nie gekleidet baz.

411, 19 Dô uns dô aber mit rîfen kalt
der herbst verdarbt den grüenen walt,
und daz diu heide verlôs ir kleit,
daz ir der mei het an geleit,
dô sang ich disiu klageliet.

429, 11 In dem luftesüezen meien,
sô der walt gekleidet stât,
sô siht man sich schône zweien
allez daz iht liebes hât.

Vgl. 63, 16; 69, 12.

In vorstehenden Anführungen wird eine Stimmung der Natur zum Anknüpfungspunkte für die Darstellung menschlichen Fühlens, und zwar, wie es Ulrich ziemt, für die Dar-

stellung des Minnefühlens genommen (was nur 63, 16 und 69, 12 nicht geschieht). Metaphorische Ausdrücke finden dabei Verwendung; aber gegen Minneleben stehen sie neutral; das will sagen: keine Minnebeziehung wird durch sie verbildlicht; nicht einmal hat das Verhältnis des Behabens und Befindens, das hier auf die unbelebte Natur übertragen wird, mit dem Minneleben etwas zu thun. Und auch in diesem Falle würden sie ebenso zu unsern neutralen Metaphern gehören, wie oben S. 99 die Metapher, in der das Minnespiel durch die Rittertjoste allegorisch verbildlicht wird (217, 6), den Metaphern aus dem Minneleben und nicht denen aus dem Ritterleben angehört. —

375, 26 Ich bat mich sêre got bewarn
und hiez in der sunne haz hin varn

berichtet der Burgwächter der den armen Ulrich, wie er schreiend vom Fenster der Geliebten den steilen Abhang hinabfloh, für den Valant hielt. 109, 12 fährt Ulrich einen ungeschickten Arzt an: *nu vart den gotes haz alsam ein bœswicht von mir hin.* —

Als Ulrich von Pilgerîn von Kars und Weinolt gefangen gehalten wurde, kamen mehr als drittehalb hundert seiner Freunde vor die Burg, ihn zu befreien. Auf Pilgerins Veranlassung aber, der ihm droht, sofort am Balcon ihn aufzuhängen, wenn er sie nicht zurückschickt, ruft er hinunter:

543, 16 Kumt ir iht fürbaz, ich bin tôt;
ich muoz in tôdes bluote baden.

Diesem selben Pilgerin, dem Ulrich sein Leben, wenn auch nicht seine Freiheit, abgekauft hatte, traute er trotzdem die Gesinnung zu:

544, 21 Er dâht alsô: ‚er gît mir guot
und küele ich dannoch mînen muot
an im zewâr reht swie ich wil‘.

Es ist nur zu erklärlich, dass der sonst sein Hochgemüth immer wiederfindende Dichter bei den Aussichten selbst glaubt:

545, 5 Mir wil hôchgemüete
sterben in dem herzen mîn.

Wer Gottes Huld, Ehre, *gemach*, Gut, alle vier zusammen besitzen will, der ist ein unerfahrener Mensch,

588, 2 Dem ist sîn hôher sin begraben.

Die beiden letzten Stellen, wie auch die vom Begraben des Fingers in der Lade, sind schon oben, der Vergleichung halber, S. 94 mit citirt. —

Viele Metaphern, wie freilich auch einige der vorstehend aufgeführten, haben ein zu altes oder zu abgegriffnes Gepräge, als dass die vollzählige Mittheilung derselben von lohnendem Interesse sein sollte; eine solche Vollzähligkeit ist daher nur für die Vergleiche erstrebt worden. Metaphorische Ausdrücke wie *der tac ûf brach, ûf gât, ist hôch ûf; mîn muot stât hô, diu liet mit lobe stigen hô, daz lop, diu êre steic hô; ez hebt, wiget mich unhô* — sind übergangen. Ebenso z. B. *mîn freude was gelegen nider, an freuden tôt, an êren tôt, an freuden verirt; ougenweide; diu hiuser spîsen* (mit Vorräthen versorgen); *si underwinde sich mîn; ich enblande ez dem lîbe; des heng ich; krœnen = prîsen; mîn klage kan nicht vervân* (ausrichten 403, 1), *man vervieng ez ir niht wol* (nähme es ihr übel auf 609, 1; vgl. 402, 22) u. dgl. m.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, WILHELM SCHERER,
ELIAS STEINMEYER.

X.

ÜBER DEN STIL DER ALTGERMANISCHEN POESIE.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

ÜBER DEN STIL

DER

ALTGERMANISCHEN POESIE.

VON

RICHARD HEINZEL.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

INHALT.

Die Verwandtschaft verschiedener Sprachen zeigt sich nicht nur darin, dass sie um dieselben Begriffe auszudrücken dieselben oder ähnliche Lautverbindungen benutzen, sondern auch durch Verwendung derselben Vorstellungen, welche ihnen bei der Bezeichnung eines Begriffes als die wichtigsten erscheinen. So müsste man eine Aehnlichkeit der geistigen Anlage bei zwei Völkern annehmen, wenn es sich zeigte, dass die Namen, mit welchen sie Thiere zu bezeichnen pflegen, vorzugsweise von der Farbe hergenommen wären, wenn sie zum Beispiel den Fuchs als den Rothen, das Schaf als das Weisse bezeichneten, — mögen auch die lautlichen Formen, durch welche ‚roth' und ‚weiss' gegeben werden, vollkommen abweichen. Etwas ähnliches sehen wir bei Vergleichung so vieler Phrasen unserer Umgangssprache mit den entsprechenden anderer Culturvölker, ja auch noch bei einzelnen Wörtern, deren Etymologie besonders durchsichtig ist. Dass wir ‚rühren' oder ‚sammeln' ebenso im sinnlichen wie übertragenen Verstande brauchen wie die Franzosen *toucher* und *recueillir* — ‚sich sammeln' *se recueillir,* ‚geistige Sammlung' *recueillement* — zeugt von einer geistigen Verfassung, welche die Deutschen wie die Franzosen bei gewissen Gemüthszuständen an ein sinnliches Anrühren, ein sinnliches Versammeln erinnerte, gerade wie den früher erwähnten Völkern der Fuchs nur als der Rothe erschienen war. Sie hätten ihn ja auch den Schnellen, den Zerreissenden, den Geschwänzten nennen können.

Allerdings die Aehnlichkeit deutscher mit französischen oder italienischen Redensarten kann oft übertragen sein. Wie die Poesie Strophenformen, Bilder und poetische Mittel über-

haupt allmälich zu einem Gemeingut aller Völker macht, welche unter einander in einem gewissen Culturverbande stehen, so verbreitet auch die Sprache der Gesellschaft, der Zeitungen, des Briefwechsels, der Wissenschaft ihre Formen oft weit über die Grenzen ihres Landes. Nur die Vergleichung älterer Sprachzustände, in denen weniger Berührung zwischen den verschiedenen Nationen herrschte, kann lehren, ob ‚Gefahr laufen‘ und *encourir danger*, ‚Gnade finden‘ und *trouver merci*, ‚Dank wissen‘ und *savoir gré*, ‚Wein abziehen‘ und *tirer le vin* auf derselben Auffassung beruhen, welche Deutsche und Franzosen denselben geistigen und sinnlichen Vorgängen entgegenbringen, oder ob die Deutschen einfach aus der fremden Sprache übersetzt haben. Bei der Phrase ‚den Hof machen‘ zweifeln wir gar nicht, dass der deutsche Ausdruck nicht ursprünglich sei. Es wäre nicht uninteressant, durch umfassende Sammlungen und eingehende Untersuchungen darzuthun, welche Sphären des geistigen und sinnlichen Lebens vorzugsweise mit fremden Phrasen bedacht worden sind.

Wenn uns aber bei Völkern, welche näher verwandt sind, als Deutsche und Franzosen, bei verschiedenen Stämmen der Germanen dieselben Uebereinstimmungen des sprachlichen Ausdrucks begegnen, und zwar unter Umständen, welche an eine Culturübertragung nicht denken lassen, bei grosser räumlicher Entfernung zum Beispiel und zu einer Zeit, in welcher nur die lateinische Sprache und Litteratur als ein Bildungsmittel galt, aber es keinem Dänen, es sei denn zu praktischen Zwecken, einfiel, deutsch zu lernen, — dann werden wir diese gleiche Art zu sprechen nur als ein neues Kennzeichen der Verwandtschaft verschiedener Germanen ansehen, ja sie vielleicht jener weitentfernten Periode zuschreiben dürfen, in welcher alle Germanen noch eine zusammenhängende Völkerverbindung waren und Eine Sprache redeten.

Ebenso verhält es sich mit den Formen des poetischen Ausdrucks. Es gibt strophische Gebäude, welche von allen Germanen gemeinsam verwendet wurden, so lange ihre heimische Cultur vom Christenthum und Romanismus noch wenig berührt worden war, Strophen, welche sich ganz ähnlich in

der ältesten indischen Poesie wiederfinden. Sie wurden offenbar von den Germanen schon zur Zeit ihrer nationalen Gemeinschaft verwendet, da sie sowohl vor als nach derselben erscheinen. Nicht mit derselben Sicherheit werden wir dieser Zeit auch jene Eigenthümlichkeiten der poetischen Sprache zuweisen dürfen, welche sich in den ältesten Poesien verschiedener Germanenvölker finden, die unter einander entweder gar nicht, oder wenigstens nicht litterarisch verkehrten. Rhetorische Redeformen können Reflexe innerer Bewegungen sein, wie die Sprache selbst, dann liesse es sich wohl begreifen, wie bei einer gewissen Gleichheit der Anlage und ähnlichen Schicksalen dieselben Reize auch auf räumlich weit getrennte Völker dieselben Wirkungen ausübten. Zeigt es sich aber, dass diese Uebereinstimmungen im poetischen Stil mehrerer Stämme eines arischen Volkes in der ältesten arischen Poesie ihre Parallelen haben, und dass neben der allgemeinen Aehnlichkeit, welche die poetischen Formen dieses Volkes verbindet, gerade bei jenem Stamm erhebliche Verschiedenheiten hervortreten, dessen privates und öffentliches Leben auf einer älteren Stufe der Entwickelung verblieben ist, der mit den andern wichtige Schicksale nicht getheilt hat, und finden eben diese Abweichungen wieder im Veda ihre Entsprechung, dann dürfen wir wol mit einiger Sicherheit sowohl jene Gleichheit als diese Verschiedenheit für Producte historischer Vererbung halten.

RHETORIK UND SYNTAX.

Es sind besonders drei Formen des gehobenen Ausdrucks, welche in unserer ältesten Poesie immer wiederkehren. Die erste dient in verschiedener Weise der Verstärkung der Begriffe.

(1a) Man mag das Hildebrandslied lesen, oder den Beowulf, oder die Edda, überall finden wir, dass, wenn in einem Satze ein Begriff aufgenommen wird, der in dem unmittelbar vorhergehenden eben vorgekommen war, dies häufig

nicht durch das Pronomen geschieht, auch wenn dessen Beziehung ganz unzweifelhaft wäre, sondern durch malende oder pathetische Ausdrücke, welche dem Hörer die Wichtigkeit des wieder auftretenden Begriffs einprägen sollen. Oft wäre aber auch ein Pronomen für unser Sprachgefühl ganz überflüssig. Vater und Sohn, heisst es im Hildebrandsliede 4, richteten ihre Rüstung, bereiteten (sie) ihre Kampfkleider, gürteten sich die Schwerter um, die Helden, über die Panzerringe. Oder im Muspilli 33: Keines der Menschenkinder wagt es, den Gerichtstag — das jüngste Gericht ist gemeint — zu versäumen, so dass nicht alle Menschen zur Gerichtsversammlung kämen. Das ‚Helden' im ersten Beispiel, ‚alle Menschen' im zweiten könnte für das Verständniss entbehrt werden und soll uns den schon bekannten Begriff nicht zurückrufen, sondern kräftig vor die Seele des Hörers stellen.

Ebenso im angelsächsischen Epos, Beowulf 294: Der Strandwart verspricht, er werde durch seine Leute das Schiff, das neugetheerte Boot bewachen lassen, bis das krummhalsige Holz den lieben Herren wieder über die Meeresströme nach Wedermark trägt. Das krummhalsige Holz ist eben das früher erwähnte Schiff. Oder 33: Sie trugen ihn zur Meeresströmung die eigenen Gefährten, wie er selbst es befohlen hatte, so lange der Freund der Skyldinge noch sprechen konnte. Freund ist epischer Ausdruck für Fürst der Skyldinge, also derselbe, mit dessen Bestattung die Gefährten beschäftigt sind. 3111: Es hiess da entbieten der Sohn Vihstans, der schlachtkühne Mann, vielen der landbesitzenden Krieger, dass sie Holz zu einem Scheiterhaufen von ferne zusammentrügen, die Volkesführer, für den guten. 2785: Ihn quälte der Zweifel, ob er, der im Herzen bekümmerte, noch lebend finden würde auf dem Felde den Wederfürsten.

In der Edda. Atlakvidha 20: Sie fragten den Kühnen, ob das Leben wollte der Gothen König mit Gold erkaufen. Der Gothen König ist Niemand andrer als jener Kühne. 21: Das Herz Högnis soll mir in der Hand liegen, blutig aus der Brust geschnitten dem gewaltigen Reiter, mit scharfem

Messer dem Königssohne. Hamdhismal 26: Schleudert Steine auf die Männer, da Speere nicht verwunden, Schwerter noch Eisen die Söhne Ionakrs. Helgakvidha Hundingsbana 2. 41: Nun bin ich so froh, wie Odhins Habichte, die ein Leichenfeld wissen, warme Beute, oder thautriefend die Morgenröthe sehen. Thautriefend ist nicht nothwendig auf die Vorstellung vom anbrechenden Tag zu beziehen, dessen sich die Habichte freuen: es ist stehendes Beiwort für die Vögel, welche dem Heereszug folgen.*

Aehnlich in der ältesten indischen Poesie** O. O. 1, 46, 1: Jetzt will ich Indras Heldenthaten singen, die der Blitzschleuderer zuerst vollbracht hat; 2, 518, 18: Diebe, Unheilbrüter schlägt der vielgerufene (Indra), schmettert in Sturm sie mit dem Keil zur Erde: es warb mit seinen leuchtenden Gesellen der Keilgewappnete Flur, Sonne und Fluten.

(1 b) Auch die erklärenden oder schmückenden Appositionen folgen nicht unmittelbar dem Worte, auf welches sie sich beziehen, sondern erst nach anderen Satztheilen, ja nach Nebensätzen. Häufig stehen sie am Schlusse des ganzen Satzes***.

In den spärlichen Resten des Hildebrandsliedes kommt dergleichen kaum zum Schmucke vor, meist nur um eine Person unzweideutig zu kennzeichnen, 14. 36: Hadubraht sprach, Hildebrands Sohn; 45: Hildebrand sprach, Herebrands Sohn; 34: wie sie (nämlich die Armringe) der König gegeben hatte, der Herr der Hunnen. Aber in dem noch allitterirenden Muspilli 20: Dass er Gottes Willen gerne thue und der Hölle Feuer ängstlich vermeide, des Peches Strafe. Oder im Ludwigslied, das allerdings nicht rein episch ist und schon der Reimpoesie des neunten Jahrhunderts angehört, 7: Die (die Herrschaft nämlich) theilte er dann mit Karlmann, seinem

* Aehnliches bei Homer, Schnorr von Carolsfeld Verborum collocatio homerica quas habeat leges p. 41.

** Aus den Veden ist nur benutzt die Uebersetzung Benfeys in Orient und Occident, 1., 2., 3. Band, M. Müllers Uebersetzung 1. Theil, dann was ich freundlicher Mittheilung aus Strassburg verdanke (6, 75. 10, 34 und einige Bruchstücke anderer Hymnen).

*** Vgl. Homer bei Schnorr von Carolsfeld a. a. O. 8. 73. 79.

Bruder, die Reihe der Freuden; 25: Herr, das will ich thun, es wehre es mir denn der Tod, alles was du gebietest.

Auch der sächsische Heljand mag die Wahrscheinlichkeit vergrössern, dass diese Form dem epischen Stil Deutschlands eigen war. Sie ist in diesem Gedicht ungemein beliebt. So 98: Wo sie den waltenden Gott bitten sollten, den Herren; 103: Das andre Volk wartete um den Tempel draussen, die Hebräer; 35: Was er selbst Wunderbares gesagt, gelehrt und gethan hatte, der mächtige Herr; 53: Gott hat den Römern es verliehen, dass sie alle Völker bezwungen, und die Herrschaft über Rom gewonnen haben, die helmtragenden Krieger.

Bei Angelsachsen und Scandinaviern zeigt sich die Form im nationalen Epos und in den heidnischen Liedern. Beowulf 2536: Ich werde durch meine Kraft das Gold erwerben, oder Kampf rafft hinweg, schrecklicher Tod, euren Herrn; 350: Ich will darum den Dänenfürsten, den Herren der Skildinge fragen, den Ringbrecher, wie du bittest, den berühmten Fürsten, wegen deiner Reise; 59: Diesem wurden vier Kinder nach einander zur Welt geboren, dem Herren der Völker; 199: Er sagte, dass er einen Kampfkönig über den Schwanenweg (das Meer nämlich) suchen wollte, einen berühmten Fürsten; 215: Die Männer schoben hinaus, die Krieger, zur erwünschten Fahrt das gebundene Holz (das Schiff). Man sieht, wie hier die schmückende Apposition auch im Innern des Satzes steht, nur durch ein oder das andere Wort von dem gleichbedeutenden getrennt. — Edda, Sigurdharkvidha 3, 1: Einst war es, dass Sigurdh Giuki besuchte, der junge Völsung, 15: Die einzige Brünhild ist mir lieber als alle, die Tochter Budhlis; Atlakvidha 2: Es sprach da Knefrödh mit kalter Rede, der Krieger aus Süden. Aber auch schmückend: Hamdhismal 29: Wenn Erp lebte, unser Bruder der kampfkühne, den wir auf dem Wege erschlagen, der schlachtkühne Mann, es reizten mich dazu die Disen, der kampfheilige Mann, ich bereitete mich zum Morde; Gudhrunarkvidha 1, 16: Und es antworteten schreiend die

Gänse im Hofe, die herrlichen Vögel, welche die Jungfrau hatte.

Aus den Veden bieten sich überall Beispiele. O. O. 1, 20, 2: Agni, Agni, des Hauses Herrn, rufen sie mit Gebeten stets, den Opferentführer vielgeliebt; 1, 21, 7: Dem Sänger Agni singe beim Opfer. dem wahrhaft gerechten, Preis, dem Gott, dem leidscheuchenden; 2, 513, 4: Der Mâtariçvan (das Feuer), vieler Güter Mehrer, der Himmelskundige, schenke Heil dem Sprossen, der Häuser Schützer, beider Welten Zeuger; 1, 27. 1: Diess Loblied ward dem göttlichen Geschlechte (der Ribhus) von des Priesters Hand dargebracht, ein Kleinod spendendstes.

(1c) Dazu kommt eine Art des Ausdrucks, welche in der angelsächsischen und besonders aber der altsächsischen Poesie sehr beliebt ist, sonst sich wohl nur vereinzelt finden mag. Dem Dichter schwebt ein neuer Begriff so lebendig vor Augen, dass er ihn wie ein bekanntes mit dem Pronomen einführt und erst später mit dem eigentlichen Worte unzweideutig bezeichnet. Beowulf 26 ff. Scyld ist gestorben: Sie trugen ihn da zu der Wogen Flut, die eigenen Gefährten, wie er selbst es befohlen hatte; 695: Sie hatten erfahren, dass sie vorher in allzu grossem Masse Kampftod hinweggerafft hatte, der Dänen Leute. — Auch in der angelsächsischen Genesis ist etwas ähnliches. 1592: Das war dem Heiligen (Noe) schmerzlich im Herzen, er begann da sein eigenes Kind zu verfluchen, er sagte, dass er verachtet sein sollte unter dem Himmel, seiner Verwandten Knecht, Cham, auf der Erde. Hier geht ‚Kind‘ allerdings voraus, aber der Mann, welcher Cham heisst, tritt wie etwas Neues auf. — Heljand 5: Das wollten damals viele weise Menschenkinder preisen, die Lehre Christi, das heilige Wort Gottes, und mit ihren Händen schön in ein Buch schreiben, wie sie sollten seine Gebote befolgen, die Menschenkinder; 133: Er (Gott) sagte, dass der treffliche Mann den Namen Johannes haben sollte, er befahl, dass ihr es so hiesset, das Kind, wenn es zur Welt käme; 174: Zacharias hatte die Sprache verloren. Es wartete den ganzen Tag das Volk vor dem Tempel, und sie wunderten sich alle, wie er

darin so lange, der ehrenreiche Mann, der sehr weise, seinem Herrn dienen durfte; 243: Da dauerte es nicht lange, dass alles sich so ereignete, wie er dem Menschengeschlechte lange Zeit hindurch, der allmächtige Gott, verheissen hatte.

In der Composition vergleicht sich diesem Gebrauch, dass der Eigenname häufig erst mitgetheilt wird, nachdem sein Träger schon in die Handlung eingetreten ist. Beowulf wird 195 als Higelacs Ritter erwähnt, sein Name ert 342; Wulfgar 348 scheint jener königliche Beamte zu sein, der 335 auftritt. Ebenso in der Genesis 2517: Ich weiss eine Hochburg hier in der Nähe, ein kleines Schloss. Gewährt mir dort Hülfe und Ruhe, damit wir Lebenserhaltung auf Sigor finden. Sigor ist eben jene Burg. Auch Kynewulf liebt das: im Guthlac wird Bartholomeus, der Bote des Herrn, wie er 656 heisst, erst 695 genannt. Julianens Vater kommt schon 32 vor, sein Name Africanus 158.

Auch Wolfram von Eschenbach und seine Nachahmer scheinen diese Manier bewahrt zu haben*.

Diese Form ist vielleicht eine der ältesten, da sie in der Vedenpoesie häufiger und durchgebildeter erscheint, als bei den Germanen. O. O. 1, 50, 12: Zerschmettert hat er Ilîbiças Festen, zerspalten Indra den gehörnten Çushna; Rigv. 10, 34, 2: Nicht zürnte sie mir, nicht schalt sie mich, freundlich war sie den Freunden und mir, wegen eines Würfels, — verstiess ich die treu ergebene Gattin; 10, 34, 3: Es hasst ihn die Schwiegermutter, es verlässt ihn die Gattin —; Nicht weiss ich, was ein Spieler mehr werth ist als ein einst werthvolles, aber jetzt gealtertes Ross; 6, 75, 3: Wie um schmeichelnde Worte zu reden, nähert sie sich seinem (des Kriegers) Ohr, den geliebten Freund zugleich umarmend, Wie die Gattin girrt die am Bogen ausgespannte Sehne; 6, 75, 5: Vater ist er vieler Pfeile und zahlreich ist sein Geschlecht, das zum Kampfe gekommen *ciçcâ* macht. Es siegt der auf den Rücken gebundene Köcher in allen Kämpfen und Schlachten; 6, 75, 11: Er kleidet sich wie ein Vogel, ein wildes Thier ist sein Zahn, zuerst wird er auf die Sehne gesetzt, dann entflattert er aufgescheucht: Wo die

* Strobl Heinrich von Neustadt p. XXVII ff.

Männer zusammen und auseinander laufen, da gewähren uns die Pfeile Schutz; 6. 75, 13: Sie trifft der Rosse Rücken, die Hinterbacken schlägt sie, Die Peitsche setzt in den Kämpfen die klugen Rosse in Lauf; 6. 75, 14: Wie eine Schlange mit ihren Windungen, umläuft er den Arm, den Schlag der Sehne abwehrend, Der Riemen, alle Regeln der Kunst kennend, schützt als Mann den Mann*.

Erwähnen will ich wenigstens, dass auch in der indischen Erzählung von der Sündflut Manus mit seinem Namen erst Strophe 9 genannt wird, Manus, Vivasvants Sohn, nachdem er in Strophe 1 nur als Sohn Vivasvants eingeführt worden war**.

2) So wie durch diese Formen einzelne Begriffe, so werden durch eine andre Verbindungen von Begriffen, Gedanken, Urtheile hervorgehoben. Ein aus mehreren Worten bestehender Ausdruck wird variirt, dasselbe noch einmal gesagt, gewöhnlich durch dieselben Satzglieder und in einer gewissen parallelen Form. So im Hildebrandslied 53: Nun soll mich mein eigen Kind mit dem Schwerte hauen, mit der Waffe niederstrecken! 55: Doch kannst du nun leicht von einem ebenso vornehmen Mann die Rüstung gewinnen, Raub erbeuten. — Beowulf 280: Wenn die Qual der Uebel je aufhören, Abhilfe kommen sollte, und die Wogen des Kummers kühler werden; 2551: Es liess da aus der Brust der Wedergeaten Fürst ein Wort fahren, der starkgeherzte rief; 268: Der älteste antwortete, der Führer der Mannschaft schloss den Wortschatz auf. — Ebenso bei den Scandinaviern. In Thrymskvidha 4: Ich würde es dir geben, sagt Freyja, als sie Loki um das Federkleid bittet, wäre es auch aus Gold, und es dir reichen, wäre es auch aus Silber. Oder Gudhrunarhvöt 4: Deine Bettdecken waren geröthet von deines Mannes Blute, bedeckt von Todesthau.

---

* Das Pronomen ist nicht immer ausgedrückt, kann aber gesetzt werden; 6, 75, 11: *suparṇám vastê, mṛigô asyâ dántô*; — 6, 75, 5: *bahvînâ'm pitâ', bahúr asya putrâç* —; 10, 34, 2: *ná mâ mimétha, ná jihîḷa* êshâ'.

** Schleicher Chrestomathie p. 15. 16.

In den Veden entspräche z. B. 6, 75, 2. 3: Mit dem Bogen mögen wir die Herden ersiegen, mit dem Bogen den Preis des Kampfes erlangen, mit dem Bogen in scharfen Händen siegen. Der Bogen schrecke die Gegner ab, mit dem Bogen vermögen wir allen Weltgegenden obzusiegen; 6, 75, 4: Einträchtig werfen sie (die Pfeile) die Gegner auseinander. zerstäuben die Feinde; 6, 75, 13: Sie (die Peitsche) trifft der Rosse Rücken, die Hinterbacken schlägt sie.

Besonders das angelsächsische Epos, aber auch die scandinavischen und deutschen Lieder, wie aus den eben angeführten Beispielen hervorgeht, liebt es die Gleichheit oder Aehnlichkeit der wiederholten Gedanken auch durch die Ordnung der einzelnen Satzglieder zu symbolisiren. Beowulf 34: Sie legten da ihren lieben Herrn, heisst es bei der Bestattung Scylds. den Ringbrecher. in den Schoss des Schiffes. den berühmten zum Maste; oder 123: von dort machte er sich auf der Beute froh nach Hause zu fahren. mit dem Schlachtraub die Heimath zu suchen; 210: das Schiff war auf der Flut, das Boot unter dem Berge; 49: ihnen war düster der Sinn. trauernd das Herz; 467: da war Heregar todt, mein älterer Verwandter (das ist Heregar) vom Leben geschieden*.

Es stimmt damit überein, dass die Angelsachsen auch die Erzählung gerne so einrichten, dass sie, nachdem eine, dann noch eine Thatsache erwähnt, sich wieder zur ersten, dann auch noch einmal zur zweiten zurückwenden. So in der oben citirten Stelle Beowulf 210: Beowulf ist mit den Seinen am Meeresufer angekommen und soll sich nun einschiffen. Das Schiff war auf der Flut, das Boot unter dem Berge — Die Krieger stiegen gerüstet auf den Steven — Die Strömungen trieben das Meer zum Gestade — Die Männer trugen in den Schoss des Nachen glänzenden Schmuck, stattliche Kampfrüstungen; die Männer schoben, die Helden, das gebundene Holz (poetisch für Schiff) hinaus — Da schritt

* Vgl. die Anaphora bei Homer, Schnorr von Carolsfeld a. a. O. p. 79.

über das Wellenmeer vom Winde getrieben das schaumhalsige Schiff, einem Vogel gleich. Die Darstellung geht von der Anschauung des auf dem Meere schwimmenden Schiffes aus, wendet sich dann zu Beowulfs Kriegern, kehrt wieder zum Meere zurück, fasst nochmals die Mannen ins Auge, um zum dritten Male wieder bei Meer und Schiff anzulangen. Nicht immer sind die Wiederholungen so häufig. Aber wenn es 301 heisst: ‚Sie (Beowulf und die Seinen) machten sich auf den Weg — Das Schiff lag still, es hing am Seile das weiträumige Boot, an den Anker geheftet — Die Eberbilder glänzten über den Helmen' (der Krieger nämlich, die auf dem Marsche sind): so ist auch die Erzählung von dem Aufbruche der Kriegerschaar durch einen Rückblick auf das Schiff, welches sie eben verlassen, unterbrochen. Der poetischen Kunst andrer Völker wäre es genehmer, erst die Verankerung des Schiffes abzuthun, dann die Wanderung ungehemmt folgen zu lassen.

Auch bei jenem späteren Dichter, der die einzelnen Beowulflieder verbunden und mit manchen Zuthaten aus Eigenem vermehrt hat, findet sich diese hin und her wogende Art der Darstellung. In der schönen Episode von König Hredhel und seinen Söhnen. Ein Bruder hat den andern durch Versehen erschossen. Der Schmerz des Vaters wird geschildert 2451: Immer denkt er, jeden Morgen, an seines Erben Hingang — Er sieht kummergebeugt in seines Sohnes Hause den Gastsaal wüst, einen Spielplatz der Winde — Der Ritter schläft (sein Sohn nämlich), der Held im Grabe — Da ist kein Harfenklang, keine Freude im Hofe, wie es früher war. Es wechselt Sohn, Haus des Sohnes, Sohn, Haus des Sohnes.

Aber auch die poetischen Bearbeitungen des alten Testaments verwenden diese Form. Genesis 176: Gott nahm den Stoff (um Eva zu bilden) aus Adams Leibe und zog ihm kunstreich eine Rippe aus der Seite — Er (Adam) lag und war in süssen Schlaf versunken: keinen Schmerz fühlte er, kein Leid: auch kam da kein Blut von der Wunde; — sondern der Fürst der Engel zog ihm aus dem Leibe das keimende Bein, — und der Mann blieb unverwundet. Gott —

Adam — Gott — Adam. Exodus 299: der Zug der Israeliten durch das rothe Meer: Nach den Worten erhob sich das ganze Volk, die Macht der Kühnen — Das Meer ruhte still — Es erhoben die Heerhaufen weisse Schilde und Feldzeichen auf dem Strande — Die Seemauer stieg auf, aufrecht stand sie vor den Israeliten einen Tag lang — Es war die Kriegerschaar Eines Sinnes — Die Wellenmauer hielt mit starken Armen Schutzwacht — Keineswegs tadelten sie im Herzen des Heiligen Lehre. Also wieder: die Juden — das Meer — die Juden — das Meer — die Juden.

Wolfram von Eschenbach, ein Dichter, der die Heimlichkeiten der deutschen Sprache und des deutschen poetischen Ausdrucks kannte wie einer, ‚liebt es, zwei Gedanken sich durchschlingen zu lassen und abwechselnd von einem zu dem andern zurückzukehren', und auch seine Erzählung zeigt raschen Wechsel des Locals, wodurch es ihm gelingt, gewissermassen gleichzeitig verschiedene Scenen an verschiedenen Orten vorzuführen*.

Man könnte auch in der sogenannten gekreuzten Allitteration ein metrisches Widerspiel dieser Compositionsweise finden. Im Hildebrandsliede zum Beispiel 18 heisst es: *V*ordem ging er nach *O*sten, *f*loh er *O*doakers Hass, oder 50: Ich *w*anderte umher der *S*ommer und der *W*inter *s*echzig. Sehr beliebt war diese Form bei den Sachsen. Sie findet sich aber auch in der angelsächsischen und scandinavischen Poesie**.

(3) In beiden Formen demnach werden die directen Beziehungen von den Appositionen oder vom Pronomen getrennt. Es zeugt von einer ähnlichen Geistesverfassung, wenn auch untergeordnete attributive Ausdrücke von dem Nomen, zu welchem sie gehören, durch andere Satzglieder geschieden sind. Wir können dies nur selten wiedergeben, ohne unser Sprachgefühl zu verletzen. Hildebrandslied 20: Er liess daheim die unglückliche sitzen die Frau im Hause; oder in dem christlichen Wessobrunner Gebet 7: Da waren viele bei ihm

* San Marte Parzivalstudien 3, 242.

** Vetter Muspilli p. 53.

herrliche Geister. — Beowulf 251: Nun ich eure soll Abstammung erfahren; 255: Meine höret aufrichtige Meinung; 270: Wir haben für den berühmten einen wichtigen Auftrag, den Fürsten der Dänen; 638: Oder den Todestag in dieser Methhalle den meinen erwarten; 747: er hatte bald des Todten verzehrt Füsse und Hände. — Edda: Atlakvidha 20: Das Herz soll mir Högnis in der Hand liegen; Gudhrunarhvöt 5: Wir könnten nun die junge an Jörmunrek einmüthig die Schwester rächen.

Nichts andres ist es, wenn ganze Nebensätze zwischen zusammengehörige Satztheile treten. Besonders das Verbum wird so von seinen näheren Bestimmungen getrennt. Hildebrandslied 18: Vor langer Zeit ist er nach Osten gegangen — er floh Odoakers Hass — dahin mit Theodorich. — Beowulf 115: Er ging da aufzusuchen — sobald die Nacht gekommen war — das hohe Haus; 452: Sende an Higelac — wenn mich der Kampf dahin rafft — das beste Kriegskleid; 724: Er brach da auf der feindlichgesinnte — da er erzürnt war — des Hauses Thor; 732: Er hatte gedacht, dass er scheiden werde — bevor der Tag käme — eines Jeden Leben vom Leibe; 834: Das war ein deutliches Zeichen (des Sieges nämlich), als der Kampfkühne die Hand niederlegte, den Arm und die Achsel, — da waren alle, das ganze Hofgesinde, zusammengekommen — Grendels Tatze in der weiten Halle. Edda, Atlakvidha 2: Es tranken da, die Fürsten — aber verhehlend schwiegen sie — Wein in der Trinkhalle; Hymiskvidha 10: Es war des Mannes, als er kam, Kinnwald (der Bart) gefroren.

Aus den Veden liesse sich z. B. gegenüberstellen: 1, 1, 6: Was immer du dem Frommen, o Agni, Gutes gethan hast; 1, 24, 1: Wessen jetzt von allen Unsterblichen preisen wir holden Gottesnamen? 2: Des Agni des ersten der Unsterblichen preisen wir holden Gottesnamen; 6: jene Gewässer, die unablässig flutenden, welche des Windes besiegen den Ungestüm. — Sehr häufig sind Anrufungen zwischen zusammengehörige Satzglieder gestellt, 1, 24, 8: Hundert sind deine, o König, Heilmittel, tausend; O. O. 2, 249, 8: Des Opfernden, o Helden, nehmt, des Schweisses, wahrhaft kräf-

tige wahr, des Wunsches des Liebenden. — Ein Satz tritt dazwischen O. O. 1, 34, 13: Denn Çunahçepa rief als er gefesselt war, gebunden an drei Stämme, den Aditja.

Diese Abweichungen von der uns natürlich scheinenden Ordnung der Gedanken und Worte berühren sich nur zum Theil mit der freien Wortfolge der griechischen und lateinischen Dichtersprache*. Sie scheinen einem geistigen Zustand zu entsprechen, in dem zwei Vorstellungen beinahe gleichzeitig vorhanden sind und sich gegenseitig durchdringen und verschlingen. Es ist kein rechtes Nacheinander.

Hier war das Aufgeben des epischen Pathos von wichtigen Folgen für den poetischen und prosaischen Ausdruck der neueren germanischen Sprachen. Die Trennung zusammengehöriger Begriffe, des Substantivs von seinem Adjectiv oder Genitiv verschwindet gänzlich, und die in unserem Deutsch wieder übliche Einschaltung von Nebensätzen in Hauptsätze und andere Nebensätze ist ganz jungen Datums. Ein Satz wie: Ich glaube, dass du, wenn man dir nur zugeredet hätte, noch an demselben Tage abgereist wärest — ist im dreizehnten Jahrhundert unerhört. Mit der Vernichtung der nationalen Cultur ist nicht nur der Poesie, auch der Prosa diese rhetorische Langathmigkeit, welche durch Einschaltungen und Zerreissungen sich nicht irre machen lässt, beinahe völlig fremd geworden. Wir Deutsche haben sie wohl durch Nachahmungen der lateinischen Periode wieder erlangt. Nicht zum Schaden unserer Sprache, wie man mitunter meint. Da die Einschaltung nirgends geboten ist, so verfügen wir über ein rhetorisches Mittel mehr als jene Völker, deren Sprache sie nicht gestattet.

VERGLEICHE UND UMSCHREIBUNGEN.

Diese Wiederholungen, dieses unruhige Auf- und Untertauchen der Vorstellungen stimmt nicht ganz zu dem Bilde,

* Doch ist das griechische Epos und die alte Elegie noch weit entfernt von den Freiheiten der späteren Lyrik und der Tragiker. Renner Ueber das Formelwesen im griech. Epos p. 11.

welches wir uns von der Geistesstimmung des epischen Dichters vorzugsweise aus der homerisehen Darstellungsweise gebildet haben. Wem es vor allem um das Erzählen zu thun ist, dessen Vortrag wird durch ruhige Abfolge der einzelnen Begebenheiten. durch deutliche Verknüpfung und Motivirung eine Art Nachbildung des wirklichen Vorgangs anstreben, darin seine vorzügliche Wirkung suchen. Allerdings darin aufgegangen ist die epische Erzählung nirgends; auf nachdrückliche Hervorhebung einzelner Personen und Thatsachen, auf Schmuck und Schilderung hat sie niemals verzichtet. Vor allem deshalb nicht, weil sie, wie es scheint, überall aus einer Art lyrischer Poesie, den Hymnen, welche zum Preise der Götter und Heroen dienten. hervorgegangen ist*. Den reichen Schatz malerisch pathetischer Formen und Ausdrücke, welche diese ausgebildet hatte und noch fort verwendete, wollte die neue poetische Gattung, welche vorzugsweise erzählte, der die Thatsachen im Ganzen wichtiger waren, als die Personen, nicht missen.

Die griechische Epik scheint die gehäuften Beinamen der Götter aus der hymnischen Poesie übernommen zu haben**. Bei unseren germanischen Liedern sind wir in der glücklichen Lage, den Uebergang jener hymnischen Weise in die epische zu beobachten. Die norwegischen, die isländischen und grönländischen Dichtungen, deren rhetorische Formen wir in den vorhergehenden Erörterungen mit dem angelsächsischen und deutschen Epos verglichen haben, sind sowohl ihrer metrischen Form nach — sie sind durchweg strophisch — als durch die lyrische Form der Darstellung, welche von epischer Ruhe und Breite gar nicht weiter entfernt sein könnte, noch als Reste der alten hymnischen Poesie anzusehen. Sigurdhs Ermordung wird zum Beispiel so erzählt (Sigurdharkvidha 3, 21): Leicht aufzureizen war der übel wollende (Guthorm, in der Edda Sigurdhs Mörder): das Schwert stand Sigurdh im

* Müllenhoff De antiquissima Germanorum poesi chorica hat den hymnischen Charakter der vorepischen Poesie bei den Germanen festgestellt.

** Bergk Litteraturgeschichte 1, 326; Renner Ueber das Formelwesen im griech. Epos p. 5. 6.

Herzen. Oder in Hamdhismal 25 ruft Hamdhi Jörmunrek zu: Du siehst deine Füsse, du siehst deine Hände, Jörmunrek, in die heisse Glut geworfen. Erzählt wird aber nichts davon, der Hörer erfährt von der Sache nur durch diese Hohnrede. Alle poetischen Mittel also, welche das germanische Epos mit der Edda gemein hat, sind älter als das Epos selbst, sind aus der hymnischen Poesie, welche für alle Germanen bezeugt ist, herübergenommen. Das sind nun jene früher besprochenen rhetorischen Formen, die zum grössten Theil sich auch in der ältesten indischen Poesie fanden. Aber nicht sie allein.

Wir haben vorher drei Formen unterschieden, nach welchen die poetischen Vorstellungen sich folgen oder sich wiederholen. Betrachten wir nun die Qualität einiger dieser Vorstellungen selbst.

(I) Die Edda ist ungemein reich an malerischen Vergleichen, einfachen und ausgeführteren, welche ganze Sätze bilden. Und häufig genügt nicht ein Bild allein. Helgakvidha Hundingsbana 2, 35: So hatte Helgi allen seinen Feinden Schrecken bereitet, und deren Freunden, wie vor dem Wolfe zagend laufen die Ziegen vom Berge furchterfüllt; 2, 36: So ragte Helgi über die Krieger hervor, wie die edle Esche über Dornen, oder wie das thaubeträufte Thierkalb, das allen Thieren voranläuft, und seine Geweihe glänzen zum Himmel hinauf. Gudhrunarkvidha 1, 18: So war mein Sigurdh neben den Söhnen Giukis, als wäre er ein edler Lauch, der aus dem Grase hervorwächst, oder als wäre er ein glänzender Stein, ein Edelstein, über den Edlingen. 2, 2: So war Sigurdh neben den Söhnen Giukis als wäre er grüner Lauch, der aus dem Grase hervorwächst, oder ein hochbeiniger Hirsch unter den Waldthieren, oder glutrothes Gold neben grauem Silber. Hamdhismal 5: Gudhrun klagt: Ich bin einsam wie die Espe im Walde, der Freunde beraubt wie die Föhre des Zweiges, der Lust ledig wie der Baum des Laubes, wenn der Zweigschädiger (poetisch für Sturm) an einem warmen Tage kommt. Das ‚wie‘ oder ‚gleich‘ braucht nicht ausgedrückt zu werden, Atlamal 69: Der Männer Uebermacht bezwingt den Willen der Frauen: nieder sinkt die Krone, wenn die Zweige dorren, der Baum fällt, wenn man die Wurzel abschneidet.

Der überschwängliche Bilderreichthum in der indischen Poesie ist bekannt. Ich will nur einige der kühnsten herausheben. O. O. 1, 41, 3: Wenn diese Somatränke dann zu kräftigem Rausche vereint in seinem (Indras) Bauche sind, dann ist sein Umfang gleich dem Meere; 1, 16, 7: Wie sein (Indras) Somatrankschlürfendster Bauch aufstrotzet dem Meere gleich, wie Gaumens nie versiegend Nass; 1, 34, 3: Durch Lieder spannen wir zur Huld deinen Geist ab, o Varuna, wie ein Fuhrmann ein müdes Ross; 1, 39, 4: Wo man den Quirlstab anschirrt (zur Somabereitung), wie man mit Zügeln Rosse lenkt; 2, 257, 4: Zierathen legt sie an wie eine Tänzerin, enthüllt den Busen wie die Euter eine Kuh; der ganzen Welt Licht schaffend hat die Morgenröthe die Finsterniss geöffnet wie die Kühe den Stall; Rigv. 6, 75, 3: Wie die Gattin girrt die am Bogen angespannte Sehne; 4: Die Bogensehnenenden nähern sich wie die Gattin zur Vereinigung, wie eine Mutter den Sohn im Schoosse trägt, so sie den Pfeil; 11: Er (der Pfeil) kleidet sich wie ein Vogel, ein wildes Thier ist sein Zahn; zuerst wird er auf die Sehne gesetzt, dann entflattert er aufgescheucht. — Eigenthümlich die häufigen Vergleiche aus dem Leben eines Spielers, 1, 92, 10: Wie ein gewerbmässiger Spieler die flüchtigen Vögel heimlich beseitigt, so beseitigt sie (Ushâs, die Morgenröthe) und lässt altern des Sterblichen Leben die Göttin: 2, 12, 4: Welcher siegte wie ein gewerbmässiger Spieler den ausgesetzten Preis einstreicht; 8, 45, 38: Bei dem rechtgeeigneten Somatrank genossest du, o Stier (Indra), unersättlicher, recht viel, Wie ein thalwärts wandernder handwerksmässiger Spieler.

Gegen die Fülle, Kraft und Ausführlichkeit der scandinavischen Vergleiche sticht die Armuth der Deutschen und Angelsachsen sehr ab, besonders der Deutschen, auch der Sachsen.

Die Reste der deutschen Allitterationspoesie haben gar keine Vergleiche und auch die ältesten in Reimversen abgefassten Gedichte sind sehr arm daran. Desgleichen der sächsische Heljand: es kommen beinahe nur die biblischen vor. Das angelsächsische Epos bietet zwar auch nur wenige — Beowulf 218: Das Schiff einem Vogel gleich; 728: Grendels

Augen leuchten gleich dem Feuer; 986: Seine Nägel sind an Härte dem Stahl zu vergleichen; 1609: Das Schwert schmolz als wäre es Eis, — aber da die spätere christliche Poesie Englands diesen Schmuck noch weniger liebt, dürfen wir sie wohl als eine Erbschaft der hymnischen Poesie betrachten.

(II) Diese Vergleiche und die Gewohnheit, durch Bilder einen Begriff zu umschreiben, den König zum Beispiel sich als denjenigen vorzustellen, der seinen Gefolgsleuten Goldringe schenkt, indem er sie von der grossen Spirale abbricht, haben in der nordischen Poesie einen grossen Schatz poetischer Ausdrücke für solche Vorstellungen aufgehäuft, welche den alten Germanen besonders werthvoll, lieb oder grossartig erschienen. Man nannte sie Kenningar, das ist Kennzeichen. Der König also heisst Ringbrecher, der Sturm Zweigschädiger, der Kampf Schwertbegegnung, das Schiff Wogenthier, Wellenross, Brandungsthier, — ja der Mann sogar Habichtständer, weil ihm der Habicht auf der Achsel sitzt, der Bart Kinnwald, der Stierkopf Hochburg der Hörner, der Krieger des Kampfes Apfelbaum u. s. w. Im Alvissmal führt der weise Zwerg Allwissend eine Menge solcher Bezeichnungen auf für Erde, Himmel, Mond, Sonne, Wolken, Wind, Luft, Meer, Wald, Nacht, Saat und Bier. Die Poetik der jüngeren Edda, das zum Unterricht für junge Dichter bestimmte Skaldskaparmal, zum Theil für dieselben Begriffe, aber auch für Sommer, Winter, Feuer, Gold und alle Götter. Es sind oft geradezu umgekehrte Räthsel. Wenn in diesem Katechismus der Dichtkunst gefragt wird: Wie ist der Wind zu bezeichnen? Antwort: als Wolf der Segelstangen, — so ergibt die Umkehrung: Wer ist der Wolf der Segelstangen? ein Räthsel, das nicht leichter ist, als so viele in dem Schlettstädter Fragebüchlein, einer bis ins siebente Jahrhundert zurückreichenden Sammlung von deutschen Klosterscherzen *. Es heisst da

* Monatsbericht der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 15. Februar 1872. — Zum griechischen Ursprung dieser Katechismuslitteratur, Wilmanns Zs. 14, 547, vgl. die ἐρωτοαποκρίσεις φιλοσόφου Ἀριστοτέλους, aus denen V. Rose Hermes, 9, 119 einiges bekannt gemacht hat. Sie sind grösstentheils astronomisch-meteorologischer Natur.

zum Beispiel: Wer ist gestorben, aber nicht geboren? Adam. Man könnte daraus eine christliche Kenning machen: der ungeborne Sterbliche, ebenso verständlich als der blinde Gott, die Umschreibung für den Asen Hödur, welche jene skaldische Poetik empfiehlt.

Diese Kenningar nun sind der angelsächsischen Poesie ebenso geläufig als in der deutscheu selten. So reges Interesse der Verfasser des Heljand an Schiff und Seefahrt an den Tag legt, er braucht höchstens die malenden Ausdrücke: das hochgehörnte, das genagelte Schiff, — dagegen im Beowulf: das Seeholz, das Meerholz, das gebundene Holz (Lustholz aber ist die Harfe, Kraftholz die Lanze), der Wogengänger (sächsisch nur für Schiffer), der Seegänger: in jüngeren angelsächsischen Gedichten: der Meerdurchtoser, der Wasserdurchtoser, der Meer-, der See-, der Wogenhengst u. s. w. Für Meer hat der Heljand neben den prosaischen nur die poetische Bezeichnung Meerstrom. Im Beowulf heisst es Salzwasser, Wallfischstrasse, Schwanenstrasse, des Tauchervogels Bad, der Wogen Kampf, der Wogen Gewälze u. s. w. — Auch sonst im Heljand nur ganz wenig dergleichen: Ringspender für König wie angelsächsisch und nordisch auch, Waffen-, Helmträger für Krieger, letzteres auch angelsächsisch; oder Verbrecherbaum für Galgen oder Kreuz. Die südlichen Deutschen werden nicht mehr, vielleicht noch weniger gehabt haben, da unsere älteste Poesie diesen poetischen Schmuck so gut wie gar nicht kennt*.

Am beliebtesten war er bei den Scandinaviern, obwohl die Edda noch einen mässigen Gebrauch davon macht. Aber die spätere Poesie der norwegischen Hofdichter, meist geborner Isländer, steigert ihre Unverständlichkeit durch die tollsten Umschreibungen dieser Art, wie sie ja auch die oben erwähnten Trennungen zusammengehöriger Wörter ins Masslose treibt.

Auch hier bietet die altindische Poesie ihre Parallelen. Die hölzernen Geräthe zur Somabereitung Waldgenossen zu nennen, weil sie von Bäumen stammen [illegible]

---

* Weinhold Spicilegium formularum p. 12

oder die Würfel Sprossen des Bibhîdaka (eines Baumes) 10, 34, 1 hätte auch einem Skalden einfallen können. — Auch das Räthsel lag nahe. Wenn von den Würfeln gesagt wird, sie besiegen handlos den, der Hände hat, Die himmlischen Kohlen, in die Rinne geworfen, obwohl selbst kalt, sengen das Herz, so sind die Elemente zu einem Kynewulfschen Räthsel gegeben.

(III) Wie man sieht, sind die Kenningar sowohl aus Vergleichungen, als aus Umschreibungen entstanden — Kinnwald für Bart, gegenüber Zweigschädiger für Sturm. Sie können nur aus einer Art des poetischen Vortrags hervorgehen, die ein Hauptgewicht auf sinnliche Anschaulichkeit legt. Diese ist nun der scandinavischen Poesie in ganz vorzüglicher und eigenthümlicher Weise eigen. Das Meer allerdings scheint weniger Eindruck auf die scandinavische Phantasie gemacht zu haben, wir finden hier nicht so viele Umschreibungen und weniger Schilderungen, als bei den Angelsachsen. Dagegen stellen sich Berge, Felsen und Gletscher, Ströme, und vor allem Thiere deutlich vor das Auge: hochbeinige Hirsche mit geschwungenem Hals, von Thau beträufte Hirschkälber, deren Geweih zum Himmel glänzt, weisse, schwarze, graue ganggzahme Rosse kommen in der angelsächsischen Poesie nicht vor. Sie ist ziemlich gleichgiltig gegen Thiere, obwohl man zum Vergnügen reitet. Nur die Raubvögel und Wölfe erscheinen, wie in der nordischen, regelmässig bei Schlachtbeschreibungen. Und die Tages- und Nachtzeiten werden oft malerisch geschildert, auch Grendels Wasserhöhle.

Die Darstellung eines tragischen Vorgangs ist in der lyrischen Edda natürlich kürzer, als im angelsächsischen Epos. Da wird nun nicht immer das wichtigste, die That selbst, hervorgehoben, oft nur kräftig in die Sinne fallende Folgen oder Nebenumstände. Gudhrunarhvöt 4: Hamdhi sagt zu seiner Mutter Gudhrun, die eben Högni gelobt hatte: wenig dachtest du, Högnis That zu loben, als sie Sigurdh aus dem Schlafe weckten: deine Bettdecken, die blauweissen, waren geröthet in deines Mannes Blut, bedeckt mit Todesthau. Das ‚Tödten‘ fehlt ganz. Oder 16: Das ist der bitterste meiner

Schmerzen, sagt Gudhrun, als sie das leuchtende Haar Svanhilds in den Koth traten unter der Rosse Hufen.

Gemüthsbewegungen pflegen die Eddadichter in der Regel durch sehr drastische Geberden auszudrücken, deren Darstellung man im Beowulf, eine so grosse Rolle hier das Gemüthsleben der Helden auch spielt. vergeblich suchen würde. Helgakvidha Hundingsbana 2. 12: Sigrun ging dem freudigen Sieger entgegen. Helgis Hand zog sie an sich, küsste und grüsste den König unter dem Helm. Das heisst: sie gab ihm ihre Liebe zu erkennen. Der Dichter fährt fort: Da ward der Fürst dem Weibe wohlgesinnt, sie aber hatte Sigmunds Sohn schon aus ganzer Seele geliebt, bevor er sie gesehen.. Thrymskvidha 11: Die Hand wird er nicht waschen, das Haupt nicht kämmen, bis er auf den Scheiterhaufen gebracht Baldurs Mörder. So rachgierig ist er nämlich. — Auch wenn die Gemüthsbewegung eher genannt ist, wird beschrieben, wie sie sich den Sinnen darstellt. Thrymskvidha 14: Zornig ward da Freyja und schnaubte, der ganze Asensaal bebte unter ihr (das Stampfen aber fehlt) und es sprang ihr grosser Halsschmuck — von den tiefen Athemzügen, der wogenden Brust muss man verstehen, oder riss sie ihn ab? Atlamal 44: Wüthend war da Gudhrun, als sie das Unheil vernahm, geschmückt mit ihren Halsketten: sie schleuderte sie alle fort, sie warf das Silber so, dass die Ringe entzwei brachen. Hinaus ging sie dann, wenig auf die Thüre achtend. Das heisst wohl: sie schlug sie zu oder auf.

Am deutlichsten aber zeigen die Entstehung jener umschreibenden oder vergleichenden Kenningar jene Stellen scandinavischer Poesie, in denen Wirklichkeit und Vergleich in einander überfliessen, oder gerade jene Vorgänge durch die Darstellung hervorgehoben werden, auf welchen die Umschreibungen beruhen. Wir wissen, dass Ringbrecher als Kenning für Fürst, König gilt. Da ist es nun sehr belehrend, wenn im Rigsmal 35 die Thätigkeit des Fürsten, und es soll eine Schilderung der Gattung sein, so beschrieben wird: Er herrschte darauf allein in achtzehn Höfen, Schätze begann er zu vertheilen, allen Kleinode zu schenken und schlanke Rosse: Ringe verstreute er und hieb die Spange entzwei.

In den Veden sieht man die Entstehung der umschreibenden Ausdrücke noch deutlicher: sie werden öfters durch Relativsätze vertreten, O. O. 3, 153, 5: Den, der zusammengekrümmt lag, weckt die Schätzereiche, d. i. den Schlafenden die Morgenröthe; oder 6, 75, 15: Der mit Gift bestrichen ist und eine Hornspitze hat (der das Haupt des Hirsches Çiçu hat) und dessen Mund ehern ist, Ihm, dem aus des Donnergottes Samen Entsprossenen, dem Gotte, gebt diese tiefe Verehrung.

Vergleich und Verglichenes verschmilzt Sigurdharkvidha Fafnisbana 2, 16. 17: Wer sind die Männer, welche da reiten auf Raevils Hengsten (d. i. den Schiffen) über die hohen Wogen, das rauschende Meer? Die Segelrosse sind mit Schweiss bedeckt, es werden die Wogenpferde nicht gegen den Wind sich halten können. Regin antwortet: Hier bin ich und Sigurdh auf Seebäumen. Uns ist ein Fahrtwind gegeben zum Tode. Die hohe Flut übersteigt die Bootsschnäbel. Die Schiffspferde stürzen. Man wird ursprünglich nur gesagt haben: Wer reitet da über das Meer.

Die Bildung der jüngeren Mythen, der Culturmythen, beruht auf demselben geistigen Processe, wie der bildliche Ausdruck in der Poesie. Einen Berg kann man nie wirklich für einen Riesen gehalten haben, mit dem ein Gott kämpft, ebenso wenig als das selbstgebaute Schiff für ein Pferd, während man für die uncontrollirbaren Vorgänge des Himmels wol eine physikalische Erklärung zu geben glaubte, wenn man sagte, der Donnergott spalte mit seinem Blitz die schwarze Wolkenburg, in der die segensreichen weissen Wolkenkühe gefangen gehalten würden. Die Scandinavier haben nun z. B. einen Mythus von einem Kampf Thors (des Donners) mit einem Riesen Hrungni (der Aufgeschichtete?) und dessen Sohne Mökkrkalfi (Nebelkalb), hinter dem sich noch deutlich der Naturvorgang erkennen lässt. Der Blitz spaltet den Felsen, um für den Anbau des Landes den Weg zu bahnen, während der strömende Gewitterregen den Lehmberg überwältigt*.

Gerade diese Mischung des eigentlichen mit dem bild-

* Uhland Der Mythus von Thor p. 40 ff.

lichen Ausdruck ist für die Mythologie und für den Stil der Veden charakteristisch, so wenn im Hymnus an Indra O. O. 1, 38 die Somabereitung unter dem Bilde der menschlichen Zeugung dargestellt wird; oder wenn es 10, 34 11 vom Spieler heisst: Am frühen Morgen schirrte er die braunen Rosse an und sank nach dem Abendopfer nieder, d. i. früh morgens begann er zu spielen und spät abends hörte er auf; oder 6, 7, 17: Wo die Pfeile fliegen jung und alt (d. h. bärtig oder bartlos, befiedert oder unbefiedert), da gewähre Schutz Brahmanaspati und Aditi, Schutz von allen Seiten.

Nur schüchtern gleichsam wagen angelsächsische Dichter ähnliches, wenn sie zum Beispiel ‚warten' auch von unbeseelten Dingen brauchen. Beowulf 301: Das Schiff wartete stille; 397: Lasst eure Kampfschilde und Kriegsschäfte auf die Entscheidung des Gespräches warten; oder wenn das Bild vom Todestrank sich mit der Vorstellung des Schwertschlages mischt, Beowulf 2359: Hredhels Nachkomme starb an einem Schwerttrunk, von der Waffe getroffen.

Eigenthümlich ist der ganzen angelsächsischen Poesie ein, ich möchte sagen, litterarisches Bild. Von Ausbrüchen des Schmerzes, des Jammers wird sehr häufig wie von einem poetischen Klagelied gesprochen, das der Unglückliche anhebe, so Beowulf 787 von dem höllischen Dämon Grendel, dem Beowulf den Arm ausgerissen. Die Dänen hörten Gottes Widersacher ein Grauenlied singen: einen sieglosen Gesang. Oder in einem jüngeren Theil des Gedichts 2447, wenn ein Vater seinen Sohn wegen Brudermord hängen lässt — hebt er ein Lied an, einen traurigen Sang. Ebenso in einer Legende Kynewulfs aus dem achten Jahrhundert, im Leben des h. Guthlac. Der Heilige hatte seinem Diener aufgetragen, es seiner Schwester zu melden, wenn er gestorben wäre. Dieser thut es 1320: Der Freundentbehrende stimmte das Trauerlied an, sprach diese Worte. Nun die Botschaft.

Es liegt in dieser Vergeistigung des Sinnlichen, in dieser Poetisirung des Schmerzes, ja des blossen Schmerzensschreies, wie bei Grendel, ein deutlicher Gegensatz zu jener scandinavischen Weise, Gemüthsvorgänge bloss durch ihre sinnlichen Wirkungen zu zeichnen.

Dagegen ist es den Angelsachsen und Scandinaviern gemeinsam, das Auftreten der Helden, bevor sie sich zu einer Rede oder Handlung anschicken, nach seiner sinnlichen Seite hin, für das Auge oder das Ohr zu malen. Edda, Völundarkvidha 6: Zur Nacht ritten die Krieger, — genagelt waren die Panzer, ihre Schilde erglänzten im abnehmenden Mond; Hymiskvidha 10: Er trat in den Saal. — es krachten die Gletscher, es war des Mannes Kinnwald (sein Bart), als er kam, gefroren; Brot af Brynhildarkvidhu 9: Da lachte Brynhild, das ganze Haus ertönte; Thrymskvidha 5: Da flog Loki, das Federkleid tönte. Auffallend ähnlich im altsächsischen Heljand 5800: Der Engel kam herab gefahren im Federkleide, die Erde tönte. — Beowulf 225: Die Wedermänner stiegen ans Land, banden das Seeholz (das Schiff) an, — ihre Panzerhemden klirrten, die Kampfkleider; 325: Die Seemüden setzten sich auf die Bank, die Panzer klirrten, die Kampfkleider der Männer; 405: Beowulf sprach — an ihm glänzte das Panzerhemd, das Waffennetz genäht durch Schmiedeskunst*.

Nur in der angelsächsischen Poesie aber, nicht in der scandinavischen, glaube ich, kommt es vor, dass statt ‚gehen‘ oder ‚reisen‘ sinnliche Umschreibungen gesucht werden. Beowulf 291: Macht euch auf, vorwärts zu tragen Waffen und Gewand, ich führe euch. Das heisst: Gehen wir! 333: Woher führt ihr eure getriebenen Schilde, die grauen Panzer und Visierhelme, der Heerschäfte Menge? Gleich: Woher kommt ihr? 2540: Beowulf trug den Kampfpanzer in die Felsschlucht, statt: er ging gerüstet hinein. Daher die sächsischen und angelsächsischen Kenningar Helmträger und Waffenträger, eigentlich Helm- und Waffentragende, für Krieger**. Aber die Entstehung der Kenning ist hier so deutlich wie die des nordischen ‚Ringbrechers‘.

---

* Vgl. homerisch: *δούπησεν δὲ πεσών, ἀράβησε δὲ χαλκός*, er fiel dröhnend zur Erde, und es klirrte das Erz; Bekker Homerische Blätter 2, 199

** Vgl. ags. *rædbora,* das Hymnen 7, 38 nicht *‚consiliarius‘*, sondern Herrscher heissen muss, und alts. *râd burjan* ‚Fürsorge tragen‘, d. i. ‚regieren‘. Auch Eadward 5 wird *cräftig ræda* wol den hilfreichen König bezeichnen sollen.

Angelsachsen und Deutsche haben demnach nicht denselben Gebrauch gemacht von den poetischen Mitteln, welche die hymnische Kunst nicht sowohl hinterlassen hatte, — denn sie lebte neben dem Epos noch eine Zeit lang fort, wie die Lieder auf historische Heroen bezeugen, — als vielmehr zur Benutzung darbot. Die Angelsachsen stehen an Vergleichen und malerischen Ausdrücken hinter den Scandinaviern zurück, überragen aber noch weit die deutsche Armuth.

Woher diese stammt, ist schwer zu sagen, da bei den Angelsachsen neben dem Christenthum noch ein verhältnissmässiger Reichthum sich zeigt. Vielleicht dass das Vorbild des römischen Geschmackes hier näher lag, der ja durchaus nicht durch die Lectüre lateinischer Dichter allein ausgebildet wurde. So wie die spätere Aufnahme des Reims, konnte früher das Aufgeben der altgermanischen Vergleiche und Umschreibungen ein Zugeständniss an eine fremde Cultur bedeuten.

DAS ANGELSÄCHSISCHE UND DAS DEUTSCHE EPOS.

Aber soweit sich auch von der grellen Sinnlichkeit scandinavischer Dichtung entfernt, was uns von deutscher Allitterationspoesie und auch der ältesten, welche sich des Reimes bedient, in Deutschland erhalten ist, dennoch steht die deutsche Weise der hymnischen Poesie näher. Sie hat sich allerdings, wie es scheint, alles Schmuckes entledigt, aber sie hat das noch nicht gewonnen, was den Beowulf von jedem andern in einer germanischen Sprache geschriebenen Gedicht bis auf Vossens Homer unterscheidet, den epischen Stil. Das wesentliche nämlich desselben, die ruhige klare Erzählung, nicht nur des wichtigen, der grossen Gefahr, des entscheidenden Kampfes, sondern auch des vorbereitenden, des verhältnismässig unwesentlichen, auch solcher Vorgänge, welche in dem Hörer keine Spannung, keine bange Erwartung, Freude oder Mitleid erzeugten, nur freundliche Theilnahme. Der Stoff des ersten Beowulfliedes ist die Besiegung des unheim-

lichen Wassergeistes Grendel durch Beowulf. Das Gedicht hat 490 Verse, aber nur 132 ungefähr schildern den Kampf. Und doch tritt Beowulf gleich zu Beginn des Liedes auf, es geht keine Beschreibung des Unheils vorher, das Grendel angerichtet. Das wusste der Hörer. 386 Verse also handeln nur von den Vorbereitungen zum Kampf. Es ist keine Exposition, keine Motivirung, nur eine behagliche Ausführung solcher Motive, welche den Hörer allerdings zu interessiren und mit angenehmen Vorstellungen zu erfüllen, keineswegs aber zu ergreifen, zu erschüttern vermochten. Beowulf erfährt von Grendels Freveln. Er lässt ein Schiff rüsten und sagt, dass er einen Fürsten besuchen wolle, der Hülfe brauche. Man lobt seinen Entschluss. Mit vierzehn Gefährten macht er sich auf zur Küste. Sie schiffen sich ein und landen am andern Tage. Der Strandwart sieht sie, reitet ihnen entgegen und fragt, was sie im Lande suchen. Es entspinnt sich ein langes höfliches Gespräch zwischen ihm und Beowulf, dessen Ergebniss ist, dass der Strandwart sie selbst zum König führen will. Sie ziehen nun unter seiner Leitung durch das Land, bis sie die Königsburg vor sich haben. Der Führer empfiehlt sich in vier Versen, und die Helden gehen zur Burg. Vor dem Thore legen sie ihre Waffen ab und setzen sich auf die Bank. Ein Hofbeamter, Wulfgar, fragt sie um ihr Begehren, aber Beowulf will es nur dem König sagen. Wulfgar geht in die Burg und meldet es dem König. Der Name Beowulf ist diesem bekannt und er gewährt die Audienz. Und so fort: bis zum Kampfe selbst ist alles Beschreibung der guten Aufnahme, welche nun Beowulf mit den Seinen bei Hofe findet, und Schilderung der Abendtafel, bei der Beowulf, von dem königlichen ‚Redner‘ geneckt, sein berühmtes Wettschwimmen mit Breka erzählt. Dies allein könnte man als eine Art innerer Motivirung fassen: Beowulf wird siegen, weil er schon einmal eine ähnliche furchtbare Gefahr bestanden. Alles übrige aber ist aus der reinen Freude an den friedlichen Einzelheiten des Hof- und Kriegerlebens hervorgegangen. Diese Freude ist nur durch die im Gedicht vorausgesetzten Zustände selbst bezeugt. Die Helden verkehren nicht, wie eine falsche Meinung es von ‚Naturmenschen‘

voraussetzt, sondern nach einem festen Ceremoniell. Es gab eine Richtschnur des guten Benehmens, wofür die angelsächsische Sprache auch ein Wort hatte, den Theaw. Man hatte an den Höfen und bei den Edlen eine Aesthetik des Lebens ausgebildet, von der allerdings das gemeine Volk nichts wissen mochte. Dies spielt aber im germanischen Epos eine noch geringfügigere Rolle, als bei Homer. Es wird beinahe nie erwähnt. Der epische Stil geht ganz aus dem freudigen Interesse an Zuständen hervor, welche sich in der vornehmen geschlossenen Gesellschaft der Krieger und Fürsten entwickeln.

Aber sollten wir dies Interesse nicht bei allen Germanen zur Zeit ihrer nationalen Cultur voraussetzen? Gewiss nirgends konnte es stärker sein, als auf britischem Boden. Die Eroberung Britanniens und die Aufrichtung germanischer Reiche an der Stelle der niedergeworfenen britischen Macht ist wesentlich verschieden von den germanischen Staatengründungen auf dem Continent. Die Langobarden, Gothen, Burgunder, Sueben, Westfranken vermochten nirgends ihre Nationalität vor der überlegenen Cultur der Besiegten zu bewahren. Ihre Sprache wurde romanisch, ihre Religion die katholische. Aber auch die rheinischen Franken, die Alemannen und Baiern konnten sich ihrer Eroberungen eigentlich nicht freuen. Allerdings, sie blieben Heiden und deutsch, und die romanisirte Bevölkerung, welche sie in den gewonnenen Provinzen vorfanden, nahm allmählich die Sprache der barbarischen Sieger an. Aber die römisch-christliche Cultur in Pannonien, Noricum, Vindelicien, im Zehntlande, am Niederrhein und an der Mosel ging nicht unter. Die romanischen Unterthanen blieben Christen, die kirchlichen und politischen Eintheilungen erhielten sich vielfach, die Städte zumal bewahrten manche römische Einrichtung, manchen römischen Rest schöner Künste. Die römische Civilisation imponirte hier noch dem Sieger. Dazu der politische Druck der bald romanisirten Westfranken in Gallien.

In Britannien hatten die Germanen anders aufgeräumt. In den Kriegen mit den Briten war es auf Ausrottung, Vernichtung abgesehen. Auch war der Widerstand, welchen hier die heimische Bevölkerung der germanischen Invasion

entgegensetzte, ein ohne Vergleich ernsterer als etwa in Gallien oder Süddeutschland. Die römische Cultur der Briten kann nur eine sehr oberflächliche gewesen sein, — das Christenthum war wohl ihr wesentlichstes Kennzeichen. Die keltische Sprache hatte nie einem römischen Dialekt weichen müssen.

Hier setzte sich der Sieger vollständig an den Platz des Besiegten; innerhalb eines Jahrhunderts war die grössere und reichere Hälfte des Landes heidnisch und germanisch, und was an Kelten und Christen noch übrig war, wurde wie wilde Thiere gehetzt*.

Es war in gewaltigen Kämpfen ein grosser vollständiger Sieg erfochten worden. Dass die neuen Reiche und Königshöfe einem Römer oder Byzantiner, oder auch selbst einem Franken aus Gallien unansehnlich und barbarisch erscheinen mochten, wussten sie kaum. Die Sachsen, Angeln und Jüten, welche England eroberten, hatten von römischer Macht und Herrlichkeit immer nur von ferne gehört. Nie hatte in ihrem Heimatlande die römische Herrschaft festen Fuss fassen können. Die andern Germanen aber, welche diese Gunst des Schicksals mit ihnen theilten, die in Deutschland zurückgebliebenen Sachsen, viele mitteldeutsche Stämme, wie die Thüringer und die Scandinavier, konnten die sieghafte Freudigkeit der angelsächsischen Eroberer nicht empfinden. Was waren das für Kriegsthaten, durch welche die Schweden und Norweger in Besitz ihrer zum grossen Theil unbewohnten Lande gekommen waren. Kämpfe mit Finnen und Lappen haben nie ein heroisches Zeitalter hervorgebracht. Wir sehen dies bei der Entdeckung Nordamerikas, kein Lied, das einen Sieg über die Pelzleute — so nannte man die Eskimos — feierte.

Und so zeigt weder das Hildebrandslied, das vielleicht thüringisch ist, und die älteste deutsche Reimpoesie, noch die scandinavischen Lieder jene innige Th ilnahme an den gegenwärtigen Zuständen der bevorzugten Gesellschaft, welche wir

* Freeman History of the Norman Conquest of England I² (1870), 15 ff.

im angelsächsischen Epos beobachten. Der Heljand steht allerdings der angelsächsischen Weise näher, kann sich aber doch in Ausführlichkeit — er ist nur wortreich bis zum Unleidlichen, — in lebendiger Vergegenwärtigung und Germanisirung des Zuständlichen bei weitem nicht mit der angelsächsischen Judith messen. Er steht zudem vollkommen vereinzelt da als das Werk eines begabten Dichters, der es auf königlichen Auftrag übernommen. Er fand keine Nachahmung. Wir können von einer altsächsisch-christlichen Poesie eigentlich nicht sprechen. Wir haben nichts als den Heljand, der allem Anschein nach den Geschmack der Nation nicht befriedigte. Zudem waren die christlichen Sachsen mit ihren Stammverwandten in Britannien in steter Verbindung, und die Aehnlichkeit zwischen dem sächsischen Gedicht und den angelsächsischen Bearbeitungen des alten Testamentes ist im poetischen Ausdruck oft so gross, dass man vermuten möchte, der Verfasser des Heljand sei mit der angelsächsischen Dichtung wohl vertraut gewesen. Haben doch einige geradezu an eine Uebersetzung aus dem Angelsächsischen gedacht.

Nicht einmal von den Einzelheiten einer Schlacht vermögen die deutschen Dichter des neunten Jahrhunderts eine klare Vorstellung zu geben. Auf den westfränkischen König Ludwig den Dritten wurde bald nach seinem Siege über die Normannen 881 ein Hymnus gedichtet, in dem die Schlacht nicht unpoetisch geschildert wird, aber in den allgemeinsten Ausdrücken, keine einzelne Waffenthat einzelner Krieger wird hervorgehoben. Bei den Angelsachsen sehen wir nicht nur die ganze epische Ausführlichkeit des Beowulf in dem Gedicht auf des Ealdormans Byrhtnot Tod 991, sondern auch noch in dem kurzen, lyrisch gehaltenen Siegeslied eines Mönches auf die Schlacht von Brunanburh 938 weit mehr Interesse an den Wechselfällen des Kampfes und der Flucht als in unserem Ludwigsliede.

Aber vor allem muss der einzige Rest des deutschen allitterirenden Epos mit der angelsächsischen Weise verglichen werden. Allerdings das Hildebrandslied ist ein kurzes Fragment. Aber der Anfang ist gut erhalten. Da sollten wir

doch erfahren, was dem Kampf zwischen Vater und Sohn, die sich ungekant begegnnen, vorherging. Aber es heisst nur: Ich hörte das sagen, dass sich herausforderten zum Zweikampf Hildebraht und Hadubrand zwischen zwei Heeren. Sohn und Vater richteten ihre Rüstung, bereiteten ihre Kampfkleider, gürteten sich die Schwerter um, die Helden, über die Panzerringe, als sie zum Kampfe ritten. Alles folgende ist Gespräch. Die Kampfbeschreibung selbst ganz kurz und formelhaft. Die Begegnung der beiden feindlichen Heere, das ist des italienischen unter Odoaker oder Ermanarich und des gothisch-hunischen unter Theodorich oder Attila, die Herausforderung der zwei Krieger wird nicht geschildert, nur erwähnt: der Dichter drängt zur Hauptsache. dem Gespräch, in welchem der Vater die Ueberzeugung gewinnen soll, dass er seinem Sohn gegenüberstehe, ohne den Kampf vermeiden zu können.

Dieses tragische Motiv ist uralt, wahrscheinlich arisches Gemeingut. Wir finden es bei den verschiedensten Gliedern unserer Völkerfamilie. Es darf demnach nicht als charakteristisch für jene mitteldeutschen Germanen angesehen werden, unter denen das Hildebrandslied entstand. Höchstens für die Gesinnung der Mönche, welche es aufzeichneten. Auch ist die Ausführung zwar nicht gefühllos, aber von elegischer Weichheit, zu welcher der Stoff wohl einladen konnte, weit entfernt. Die bewegteste Stelle ist 49: Wohlan nun, waltender Gott, sagt der Vater. Unheil erfüllt sich. Ich wanderte dahin der Sommer und Winter sechzig, immer in den Reihen der Krieger. Und doch ist nirgends mir der Tod genaht. Und nun soll das eigene Kind mich mit dem Schwerte hauen, mit der Waffe niederstrecken, oder ich sein Mörder werden.

Aehnlich knapp und etwas starr werden wir die Behandlung andrer rührender Stoffe voraussetzen dürfen, die uns in der deutschen Heldensage bezeugt sind, so den Conflict Rüdigers und Berhtungs zwischen Freundes- oder Vaterliebe und der Treue gegen den Herrn.

Das angelsächsische Epos aber ist gefühlvoll. Es zeigt sich das besonders darin, dass der Dichter selbst in der Er-

zählung die weicheren Seelenbewegungen seines Helden, Trauer, Angst, Besorgniss. Freude hervorhebt.

Wiglaf hat Beowulf schwerverwundet zurückgelassen, um den Schatz zu holen, den der erschlag ne Drache bewacht hatte. Nun kehrt er zu seinem Herrn zurück 2784: Der Bote war in Eile, des Rückwegs begierig, durch die Schätze beglückt. Ihn trieb die Angst, ob er herzbekümmert noch am Leben treffen werde auf dem Felde den Wederfürsten, den schwerverwundeten, wo er ihn eher verlassen hatte. Er trifft ihn sterbend und besprengt ihn mit Wasser, Beowulf freut sich noch, seinen Mannen solchen Reichthum erworben zu haben und schenkt dem jungen Krieger seine Rüstung: Du bist der beste Sprössling unseres Geschlechtes. der Wægmundinge, alle meine Verwandten hat das Schicksal in den Tod getrieben, die gewaltigen Herren. Ich folge ihnen nach. — Das war dem Jüngling ein harter Schmerz, als er auf der Erde den Liebsten hilflos liegen sah, am Ziele des Lebens.

Oder die Todtenklage nach der Bestattung Beowulfs 3171: Da ritten um den Kampfhügel die schlachtkühnen, eine Schaar von 12 Edlingen. Sie wollten ihren Kummer klagen. den König betrauern, das Lied anheben und von dem Helden sprechen, sie erinnerten sich seiner adligen Art und priesen nach Kräften seine Heldenthaten, wie es geziemend ist, dass man seinen lieben Herren mit Worten verherrliche und im Herzen liebe. wenn er von dem Leben scheiden muss. So betrauerten der Geaten Leute ihres Herren Fall. die Herdgenossen, sie sagten, dass er ein Weltkönig gewesen wäre, der gnädigste den Mannen, der freundlichste, den Leuten der mildeste und lobbegierigste.

Aber auch die Erzählung von der festlichen Aufnahme Beowulfs am Hofe Hrodhgars ist von einer Art gemüthlicher Wärme durchzogen. Die gnädige Gesinnung des alten Hrodhgar, der noch Beowulfs Vater gekannt, die Freundlichkeit der Königin, der die kühnen Worte des Fremden wohlgefallen, die Freude über die Abfertigung Hunferdhs, die frohe Hoffnung, bald von Grendel erlöst zu werden, alles kommt zum Ausdruck. — Aus derselben Gesinnung geht es hervor, wenn

der höllische Unhold Grendel selbst nicht gerade bedauert, aber doch als unglücklich dargestellt wird. Er hat keinen Theil an dem Festjubel der Menschen 722, er flieht wonnelos in seine Wasserhöhle 822.

Die oben besprochenen Wiederholungen und schmückenden Hinweisungen des epischen Stils dienen trefflich dazu, die Gemüthsbewegungen des Dichters oder seiner Helden zu malen. Sie sind überhaupt im Beowulf unvergleichlich häufiger als in der Edda, vom Hildebrandsliede nicht zu reden. Der Vortrag hat dadurch etwas ergriffenes, es ist fast immer ein Preisen oder Beklagen, alles wird hervorgehoben, denn es ist alles ausserordentlich, alles ungeheuer gross oder verschwindend klein, unvergleichlich schön und prächtig oder ganz widrig und greulich, die Krieger alle tadellose Helden oder feige Verräther. Bei dem einzigen Hunferdh, dem ‚Sprecher' des königlichen Hofes, eine Art Charakteristik, er ist spottsüchtig, neidisch, aber nicht feige, noch unverständig. Ein Typus, etwas verwandt dem Marschall Keie der Artusromane.

Diese fortwährende Erregtheit der Darstellung erscheint uns beinahe manierirt. Die Königsburg Hrodhgars heisst der Hof des Muthigen 312, ohne dass wir von diesem Muthe etwas besonderes erfahren. Beowulf und die Seinen kommen heran in ihren Schreckenswaffen 324: sie haben gar nicht die Absicht zu erschrecken. Der Strandwart ist einer der Kampfhelden 314: er zeichnet sich bloss durch grosse Artigkeit aus.

Diese Artigkeit, die so häufig und so bezeichnend in unserem Gedicht hervortritt und offenbar auf angelsächsischer Hofsitte beruht, kann zum Theile wenigstens aus einer gewissen Erweichung des Gemüthes hervorgegangen sein.

ANGELSACHSEN UND SCANDINAVIER.

Woher nun diese Erweichung? Aber vor allem: dürfen wir so fragen? Ist sie nicht vielleicht eine Eigenschaft, welche den Germanen von den ältesten Zeiten her, wohin keine

Forschung dringt, eigen war? Ich glaube nicht. Wie weich die Seelenregungen sind, denen der angelsächsische Dichter Ausdruck gibt, wird uns erst recht klar, wenn wir die Edda danebenstellen. Und diese alten Heroen- und Götterlieder sind, wie spät auch ihre litterarische Entstehung fallen mag, doch der treueste Ausdruck echt germanischen Geisteslebens. Wo sollten wir es sonst kennen lernen als bei den Völkern, welche am spätesten mit dem Christenthum und romanischer Bildung in Berührung getreten sind, zwei Jahrhunderte nach der angelsächsischen Bekehrung, und die in ihren Liedern noch die volle Kenntniss der alten Mythologie, wenn auch vielleicht nicht mehr den Glauben daran bewahrt haben? Im Beowulf dagegen nur dunkle Erinnerungen.

Vor allem fehlen der ganzen angelsächsischen Litteratur jene Ausbrüche des Zornes, des Hasses, der Eifersucht, der Wuth, der Verzweiflung, an denen die scandinavische Dichtung so reich ist. Dass die Motive des angelsächsischen Epos zur Schilderung solcher Seelenstürme keinen Anlass geben, wäre kein Einwurf, denn die Wahl der Stoffe stand ja auch den Angelsachsen frei, — ist aber auch nicht ganz richtig. Die zehn Gefolgsmänner Beowulfs haben sich beim Drachenkampf schmählich benommen, gegen die ersten Pflichten des germanischen Mannes gehandelt. Wiglaf, der einzige Getreue, macht seiner Empörung allerdings Luft 2865, aber seine Strafrede ist ganz von dem Schmerze um den Verlust seines geliebten Herrn durchzittert, der seine Geschenke an die Gefolgsleute so unnütz verschwendet habe. — Die Eddadichter aber schwelgen in Verfluchungen und Ausdrücken des tödtlichsten Hasses. Helgakvidha Hundingsbana 2, 29: Sigruns Bruder hat Helgi, seinen Schwager, erschlagen, und sucht die Nachricht der Schwester schonend und beschönigend beizubringen. Sie aber: Dich sollen alle Eide beissen, die du und Helgi geschworen habt beim leuchtenden Wasser der Leipt (ein nordischer Styx) und bei dem nassen Wellenstein. Das Schiff fahre nicht, das unter dir fährt, wenn auch der Wunschwind dahinter bläst; das Ross laufe nicht, das unter dir läuft, wenn du auch auf der Flucht vor deinen Feinden bist. Es beisse dir nicht das Schwert, das du schwingest, nur dir selbst

singe es um das Haupt. Das wäre Rache für den todten Helgi, dass du als Verbannter im Wald draussen lebtest, des Reichthums beraubt und aller Freude, und nichts zu essen hättest als Leichenfleisch. — Aber auch bei geringeren Anlässen, wie Skirni Gerdh in elf Strophen verflucht, weil sie sich Frey nicht ergeben will, oder Menglödh droht dem Diener, der ihr die Ankunft des Geliebten verkündet: die weisen Raben sollen dir an hohem Galgen die Augen aushacken, wenn du das lügst, Fiölsvinnsmal 45.

Die Scandinavier hatten das Institut der Gefolgschaft wie die Angelsachsen und alle Germanen, und an Beispielen bis in den Tod ergebener Dienertreue fehlt es auch hier nicht. Aber als Liebe zum Herrn kommt diese Gesinnung kaum zum Ausdruck. Dagegen leidenschaftliche, heiss begehrende Frauenliebe. Helgi hat Sigruns Vater und Bruder getödtet. Er findet sie in Thränen, und beruft sich auf das unausweichliche Schicksal, da sagt sie: Zum Leben möchte ich wohl erwecken, die dahingegangen sind, aber zugleich im Arm dir ruhen (Helgakvidha Hundingsbana 2, 27).

Wilde Leidenschaft schliesst höfliche Formen des Verkehrs nicht aus, und die kurze lyrische Darstellung der Eddalieder hätte sie nicht nothwendig in die Poesie aufzunehmen gebraucht. Aber wir dürfen in der That die humane Rücksicht und Freundlichkeit angelsächsischer Sitte bei den Scandinaviern bis ins dreizehnte Jahrhundert nicht voraussetzen. Sie zeigt sich weder in den Liedern, noch in der so reichen prosaischen Litteratur. Tiefe der Empfindung fehlt diesen Menschen nicht, vor allem finden wir sie bei den Frauen, der Edda sowohl als der Sagas. Aber zu schimpfen war für die Helden noch eine besondere Würze des Kampfes. Es war geradezu Sitte, Helgakvidha Hundingsbana 2, 21. Und was die Götter sich für Dinge sagen in Oegisdrekka, im Hyndlalied, im Harbardhslied übersteigt in der That alles Menschliche.

Damit stimmt die oft sehr realistische Darstellung. Dass Gudhrun vor Wuth die Thüre zuschlägt, haben wir schon gehört, Atlamal 45. Sie schlägt auch im Schmerz die Hände so zusammen, dass das Geschirr an der Wand klirrt und die Gänse im Hof zu schreien beginnen, Gudhrunarkvidha 3, 29.

Ebenso der Humor, dem wir hier wohl zuerst in der germanischen Litteratur begegnen. Thor ist bei den Scandinaviern eine Art komische Figur, wie Herakles in der griechischen Komödie. Seine gewaltige Ess- und Trinklust werden komisch verwerthet, in Thrymskvidha, Hymiskvidha, ohne dass dies der Würde des Gottes Eintrag thut.

Es war ein furchtbar hartes Geschlecht von ungebändigter Lebenskraft, von unzähmbaren Begierden gestachelt, das alle Geisteskräfte nur benutzt, um sie zu sättigen. Wüthende Berserker, die in den Rand ihrer Schilde beissen, deren Leib noch vor Kampflust zuckt, wenn der Kopf schon abgehauen, aber auch Männer, welche ihre Rache abwarten können Jahre lang und sie zur geeigneten Zeit erbarmungslos mit allen Mitteln nehmen. Der Typus des ostgothischen Ermanarich, des herrschsüchtigen und habgierigen Häuptlings, der schlau, rücksichtslos und grausam seine Pläne verfolgt, ist geradezu eine Lieblingsfigur der isländischen Saga. Der Richter und Priester Snorri, Starkadh, Vigaglum, Thorstein erinnern an italienische Tyrannen des fünfzehnten Jahrhunderts. — Durch Meuchelmord entledigten sich auch angelsächsische Fürsten und Usurpatoren ihrer politischen Gegner. Bei den Scandinaviern ist in der Regel persönliche Feindschaft und Rache, häufig Blutrache das Motiv. Ermordung des Feindes durch gedungene Knechte, durch Hinterhalt, durch Ueberraschung, vor allem aber durch Ueberzahl wird in den Sagas unzähligemal von den geachtetsten Männern erzählt. — Ebensowenig aber scheuen sich die isländischen Geschichtsschreiber ihre Helden mit häuslichen oder Feldarbeiten beschäftigt oder betrunken darzustellen. — Daneben grell gezeichnete Gestalten aus dem niedern Volke, tölpische Sclaven, aufgeblasene Bauern. Eine prächtige Figur zum Beispiel Thorhadd in der Thorsteinssaga Sidhuhallssonar. Ein ganz gemeiner, neidischer, habsüchtiger, verleumderischer Mensch, den niemand leiden kann. Er wird reich und lässt nun seinerseits die Armen seine Macht und seinen Uebermuth fühlen. Aber seinem Feind, dem vornehmen, stolzen Thorstein gegenüber kann er die alte Furcht und Unterwürfigkeit nicht loswerden, von ihm lässt er sich nach wie vor schlecht behandeln.

Hoensa Thori, ein Hühnerhändler, ist derselbe Typus. — Manches allerdings wird nur isländisch sein, und Colonistensitte ist nicht immer Sitte des Mutterlandes. Aber das entscheidende findet sich auch in norwegischen Quellen. Und was wir von dem Gefühlsleben der südlichen Germanen, der Langobarden und Franken zum Beispiel, wissen, stimmt in den maasslosen Ausbrüchen, wie in der schlauen Beherrschung der Leidenschaften sehr gut zu dem nordischen Bilde. Auch die wilden Scherze im Walthariliede sind sehr germanisch.

Vor allem aber zeigt sich die scandinavische Härte dem Christenthum gegenüber. Die einen meinten, es habe schon seine guten Seiten, aber im Grunde sei es doch eine Religion für Weiber; andere aber liessen sich auf eine Abschätzung des fremden und heimischen Glaubens gar nicht ein, sagten sich von Gott und den Göttern los und vertrauten auf ihre eigene Kraft. ‚Gottlos‘ wurde ein nordischer Eigenname. Wenn aber die Könige das Christenthum annahmen, so wurden die widerspänstigen Heiden grausam verfolgt. Und wie gering war der Antheil auch des bekehrten Landes an christlichem Kirchen- und Klosterleben, an christlicher Gelehrsamkeit.

Aber gerade durch das Verhältniss zum Christenthum unterscheiden sich die Angelsachsen wesentlich von allen übrigen nicht romanisirten Germanen. Schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts waren die ersten römischen Missionäre gelandet, und zu Ende des siebenten kann England das christlichste Land in Europa genannt werden. Die Bekehrung war rasch und leicht und ohne Gewaltsamkeiten vor sich gegangen, grosse Volksmassen hatten gemeinsam die Taufe empfangen. Der Religionswechsel hatte keine wichtigen oder wenigstens keine rasch eintretenden politischen Folgen gehabt. Das staatliche Leben blieb in seinen alten Formen. Und vor allem, obwohl die Mission von Rom ausgegangen, bewahrte die angelsächsische Kirche ihre Unabhängigkeit und manche nationale Form des Gottesdienstes. Mit um so stärkerer Kraft wirkte das Christenthum auf das innere Leben. Gewiss am meisten durch die Beichte. Schon die ersten römischen Missionäre hatten diese Seite kirchlicher Disciplin besonders

gepflegt. Aber nicht die römische Beichtordnung, die doch in gewissem Sinne nationale des irischen Kirchenvaters Columbanus gelangte schliesslich zu allgemeiner Anerkennung. Die christliche Ascese begann sehr früh die Gemüther gefangen zu nehmen. Klöster wurden in grosser Anzahl im ganzen Lande gestiftet, auch Nonnenklöster, und die Aebtissinnen waren oft aus königlichem Blute. Während in Deutschland bis ins dreizehnte Jahrhundert südlich der Elbe nur wenige, nördlich gar keine Frauenklöster erscheinen*. Und welches germanische Reich auf dem Continent könnte auf so viele Könige hinweisen, die entweder nach langer, ruhmvoller Regierung, oder in erster Jugend, kaum zur Herrschaft gelangt, der Welt entsagt und ihre Tage im Kloster beschlossen hätten. Sigebert von Ostangeln, Keadwalla, Kentwin und Ine von Wessex, Keolwulf, Eadbert und Koenred von Northumbrien, Äthelbert von Mercia, Offa von Essex und andre bieten reichliche Beispiele dieser Sinnesart für das siebente und achte Jahrhundert. Wie ertödtet erscheint mitunter die germanische Kampfesfreudigkeit und Rachgier bei diesen Männern. Sigebert von Ostangeln wird von den Seinen aus dem Kloster geholt und ins Feld geführt. Er lässt sich widerstandslos erschlagen. Aehnlich christlich demüthig unkriegerisch benimmt sich der Bretwalda Oswin von Bernicia. — Die Kriege selbst werden menschlicher geführt. Die Wälschen sollten nicht mehr von der Erde vertilgt, nur unterworfen werden. Waren sie doch auch Menschen und Christen. Die Armenpflege wird als Pflicht des Staates schon im neunten Jahrhundert anerkannt, in Wessex. — Mit dem Christenthum hielt römische Schulbildung gleichen Schritt. Einem Meister des lateinischen Ausdrucks wie Aldhelmus, einem Gelehrten wie Beda hatte das übrige Europa zu Anfang des achten Jahrhunderts nichts entgegenzustellen. Es war nur natürlich, dass von hier aus die Bekehrung des noch heidnischen Stammlandes unternommen wurde. — Und römisch fränkische Sitte in manchen Formen des vornehmen Lebens folgte nach. Schon in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts liess sich der

* Lappenberg Geschichte Englands 1, 188. 189.

Bretwalda Eadwin von Angeln Fahnen und Feldzeichen auch im Frieden voran tragen. Doch mag hierin schon vor der Christianisirung durch fränkische Heiraten vorgearbeitet worden sein. — Aber der ‚königliche Spassmacher' des fränkischen Hofes — wir finden den *scurra* schon in der germanischen Hofhaltung Attilas — hat wenigtens an Hrodhgars Hofe nach der Schilderung des Beowulfliedes keine Stelle. Das ist auffallend.

Also das angelsächsische Epos des siebenten Jahrhunderts unterscheidet sich durch Gefülsweichheit und idealisirende Darstellung von den ältesten Poesien aller übrigen Germanen, und bei keinem germanischen Volke hatte das Christenthum so früh und so tief Wurzel geschlagen. Sollen wir da nicht einen Zusammenhang beider Erscheinungen vermuthen, und da die Bekehrung vor die Entstehung der Beowulflieder fällt — alle zeugen nicht nur von Kenntniss, sondern von Annahme der neuen Lehre — dürfen wir nicht deren hervorstechende poetische Eigenschaften vom Christenthume ableiten?

Nicht jedes Christenthum braucht die Gemüther zu erweichen. Prudentius ist gewiss ein guter Christ, aber von einer barbarisch-heroischen Art, die Märtyrer in den schönen Balladen, welche er zu ihren Ehren gedichtet, benehmen sich wie Indianer am Marterpfahl oder wie Ragnar Lodhbrok am Spiesse. Aber vom angelsächsischen Christenthum ist uns diese Erweichung bezeugt. Aldhelmus, der älteste christlich-lateinische Dichter Englands, erzählt in seinen Schriften zum Lobe der Jungfrauen und der Jungfräulichkeit zum Theil dieselben Marterscenen wie Prudentius. Aber nirgends mit den blutrünstigen Einzelheiten des wilden Spaniers. Dafür schildert er seinen frommen Leserinnen Christus als ihren Seelenbräutigam, dessen Küsse und Umarmungen allen irdischen vorzuziehen seien. Bei ihm auch die zerknirschte Klage über die sündhafte menschliche Natur und Anrufung der heiligen Jungfrau als Fürsprecherin. Alles Elemente, welche in Deutschland während des elften und zwölften Jahrhunderts die Minnepoesie des dreizehnten vorbereiten. Die Liebe, welche die Religion zu Christus und Maria entzündet, wurde damals bei uns zuerst auf die Familie übertragen — wir sehen innigere Empfindung zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann

und Frau —; bei den Angelsachsen des siebenten Jahrhunderts auf die Beziehungen zwischen Herrn und Gefolgsmann. Im zehnten Jahrhundert aber finden wir in Älfrics Homilien schon eine kleine Bibelfälschung zu Gunsten der Frauen. Älfric citirt als Ausspruch des Apostels: Liebet, ihr Männer, eure Ehefrauen. Benehmt euch nicht hart und ungebürlich gegen sie und haltet eure Ehe so wie es euch gefällt, dass eure Frauen sich vor Ehebruch bewahren. Was der Mann an einem ehebrecherischen Weibe straft, das straft der Herr an einem ehebrecherischen Manne.

Die idealisirende Poesie hat zu dem Wesen des Christenthums eine innere Verwandtschaft. Der überschwängliche Inhalt christlicher Glaubenslehre in ihrer römischen Form konnte mit dem Höchsten und Schönsten des nationalen Lebens noch in Verbindung gebracht, die masslose Verehrung, an welche man in der Religion sich gewöhnt, irdisch Verehrungswürdigem entgegengebracht werden, — das Kleine, das Derbe, das Komische aber widerstand ihm. Von den ältesten Zeiten ab haben christliche Theologen und Prediger gegen die Spasshaftigkeit, die *scurrilitas,* wie gegen ein Laster geeifert. Auch Aldhelmus thut es wiederholt; er leitet sie von der Unzucht ab, und verschmäht es zum Beispiel, die Geschichte vom Richter Dulcitius, der statt einiger Märtyrerinnen russiges Küchengeschirr umarmet, komisch zu verwerthen. Die deutsche Nonne Hroswitha fühlte den Reiz der Situation ganz anders. Selbst in den Räthseln ist Aldhelmus ganz ernsthaft, entgegen seinem witzigen Vorbild Symphosius. — Hilarius von Poitiers im vierten Jahrhundert, ein Meister des geschraubten, sich überfliegenden Stils, welchen man den Galliern im besonderen Grade zuschrieb, erklärt, die Heiligkeit christlicher Stoffe erfordere die höchste Eleganz der Rede, und betet zu Gott um Würde des Ausdrucks.

Eine Stütze gewinnt die vorgetragene Vermuthung über den Einfluss des Christenthums auf die überlieferte Gestalt des angelsächsischen Epos durch die spätere christliche Dichtung Englands, durch den poetischen Charakter der biblischen Erzählungen, welche unter Kädmons Namen gehen, und durch Kynewulfs Legenden. Doch schon der unbekannte Redactor

der Beowulflieder zeigt in seinen Zuthaten noch weit mehr elegische Empfindung und übertriebenes Pathos als diese selbst. Er ist aber auch viel christlicher und bringt die Ueberzeugungen des neuen Glaubens und ganz christliche Moral wiederholt zum Ausdruck. Sogar der Drache, den Beowulf erschlägt, wird moralisch beurtheilt: er hatte den Schatz mit Unrecht besessen 3059. Das ist mehr, als wenn der alte Dichter von dem Gott verhassten Unhold Grendel sagt, er habe gegen alles Recht Hrodhgars Halle verödet, 144. Und das Gold nennt der Bearbeiter ein nichtiges, schädliches Gut 2765. Die elegischen Motive, welche dieser jüngere Dichter so sehr liebt, sind mitunter glücklich und im einzelnen wenigstens poetisch behandelt, wie das oben citirte von König Hredhel und seinen Söhnen 2445 ff., aber die Episode ist an der Stelle unpassend. Noch mehr sieht man bei der Erzählung von dem Ungenannten, der seine Familienschätze in einer Grube verbirgt, wo sie dann der Drache findet, wie der Dichter nach einem Anlasse sucht, um seiner elegischen Empfindung Worte zu leihen. Der Hörer hat nicht das geringste Interesse an dem einstigen Herrn des Schatzes, er kommt weder früher noch später in dem Gedichte vor. Es soll blos erklärt werden, wie der Drache in Besitz des Schatzes gekommen. Und doch legt der Dichter diesem Manne, dessen Namen er nicht einmal weiss, eine lange Klagrede über den Verlust seiner Freunde und sein einsames Alter in den Mund, 2248. Und in der Rede selbst ein Haschen nach kläglichen Vorstellungen. Dass der Anblick der kostbaren Waffen, welche er vergräbt, dem Alten den Gedanken eingibt, sie werden niemals mehr einem Helden im Kampfe dienen, ist natürlich. Aber er fährt fort: es ist keine Harfenwonne, keine Freude des Lustholzes mehr, kein guter Habicht fliegt mehr durch den Saal, und kein schnelles Ross stampft mehr den Burghof. Oder 445: Beowulf fasst die Möglichkeit des Unterliegens bei seinem bevorstehenden Kampfe mit Grendel ins Auge, der Interpolator lässt ihn das Bild seines eigenen Todes ins Breite ausmalen.

Wir wissen aus Tibull und Properz, dass solches Abschweifen zu den Merkmalen elegischer Poesie gehört. Es

ist etwas andres, wenn Homer oder der Dichter des alten Beowulfliedes 2612 bei Erwähnung einer Waffe veranlasst wird, eine Geschichte derselben zu geben, durch welche Hände sie gegangen. Eine solche Abschweifung begegnet dem gemeinsamen Interesse, welches alle Menschen eines heroischen Zeitalters an berühmten Waffenstücken nehmen. Unser Dichter aber schaltet Excurse ein, die sich nur aus seinen persönlichen Liebhabereien erklären, sie sind antiquarischer Art, Sagengeschichte, ältere Zustände überhaupt. Aehnlich lässt sich Aldhelmus durch Gelehrsamkeit und Virtuosität in ausführlicher Naturbeschreibung zu ungehörigen Abschweifungen verleiten. So wenn er bei Schilderung einer stürmischen Nacht alle Sternbilder aufzählt, die man nicht sieht (Jaffé Bibliotheca rer. germ. 3, 39). Oder die heilige Scholastica verlangt von ihrem Bruder zur Nachtzeit einige geistliche Schriften, er weigert sich. Da entsteht ein grosses Unwetter, das ausführlich beschrieben wird, worauf er in sich geht. Da ist nun nicht zu begreifen, wie auch das geschilderte Austreten der Bäche, ja das Nasswerden des Weideviehes auf die Entschliessung des Bruders wirken konnte.

Ueber diesem so persönlichen Verhältniss zu seinem Stoff kommt dem jüngeren Beowulfdichter die sinnliche Vorstellung von den Einzelheiten des epischen Vorgangs abhanden; die Freude an der ganzen Breite des epischen Lebens, welche wir oben an den echten Theilen des Gedichtes beobachtet hatten, ist beinahe schon verloren. Vieles wird lyrisch kurz und undeutlich erzählt, so die Geschichte von dem Manne, welcher dem Drachen einen Theil seines Schatzes stiehlt, um den König zu versöhnen, 2281. Man weiss weder, was er verbrochen, noch wie er vom Drachenschatz hörte und den Raub ausführen konnte. Auch dass er nicht genannt wird, ebenso wenig als jener erste Besitzer der Schätze, ist unepisch. Im echten Beowulf hat jede nur einigermassen in die Erzählung eingreifende Person ihren Namen. Ein untergeordneter Strandhüter 229 ist namenlos, oder ein Bote, dessen Worte nicht angeführt werden, 2298.

Dagegen die übertriebenste Anwendung des epischen Pathos. Es soll erzählt werden, wie Beowulf zur Regierung

kam. Das konnte nur nach dem Tode Hygelaks und Heardreds geschehen. Unser Dichter braucht dazu folgenden Apparat. 2201: Darauf geschah es in späteren Tagen den Kampfrufern, seitdem Hygelac todt lag und Heardreden die Kampfschwerter unter dem Schildkleide zu Mördern geworden waren, als ihn suchten im Siegervolk die harten Schlachtkühnen, als die Headhoskylfinge ihn im Kampfe bedrängten, den Neffen Hererikѕ, — da fiel das weite Reich Beowulf zu. Ebenso übertrieben ist die Erwähnung von Hygelacs Tod 2355, die blos um die fernere Geschichte von Beowulf zu vermitteln eingeschoben wird: Hygelac — der Geaten König — der Freundherr des Volkes — Hredhels Nachkomme starb an einem Schwerttrunk, von der Waffe getroffen. Weder Hýgelac noch Heardred sind handelnde Personen des Gedichts. — Ganz toll wird es, wenn episches Pathos und elegische Empfindung den Dichter zugleich ergreifen, wie in der Botenrede 2901, einem ganz verstandlosen Durcheinander elegischer und heroischer Bilder, ohne jede Motivirung.

In der poetischen Bearbeitung des alten Testaments zeigt sich die neue Gefühlsweise bei der Erzählung vom Sündenfall: Eva, die schönste aller Frauen, wie der Dichter sie wiederholt nennt, wird entschuldigt, sie habe ja nicht in böser Absicht Adam und uns alle ins Unglück gestürzt (Genesis 708) und sie bereut bitter ihren Fehltritt (821), — oder Adams Freude bei Seths Geburt (1111). Die Erzählung bewegt sich nur mühsam vorwärts, bei jedem Schritte aufgehalten durch preisende oder tadelnde Appositionen. — Mit Häufungen gleichbedeutender Ausdrücke pflegt ja auch jene christliche Poesie, welche keinen Zusammenhang mit dem Stil des germanischen Epos hat, ihre erregten Schilderungen der himmlischen Freuden, der Schrecken der Hölle, der unfassbaren Allmacht Gottes, der menschlichen Sündhaftigkeit zu schmücken. Ein Gedicht des elften Jahrhunderts, ‚Himmel und Hölle‘ genannt, bewegt sich durch 190 Verse zum grössten Theil in solchen Wiederholungen, im Himmel ist alle Pracht und Schönheit, in der Hölle nur Leid und Qualen. Aehnlich im zwölften Jahrhundert die Millstädter Sündenklage, Heinrichs

Litanei, oder die lateinischen Litaneien der katholischen Kirche mit ihren endlosen Beinamen der Jungfrau Maria.

Die biblischen Stoffe konnten für die poetische Technik nicht förderlich sein. Vor allem weil man sich an das Unverständliche und Widersprechende der biblischen Erzählungen gewöhnte. Eva wird in der Genesis zweimal erschaffen, Kain darf nach Gottes Gebot von Niemand getödtet werden, es wird die Erde also schon bevölkert angenommen, während doch Adam als erster Mensch gilt; die Geschichte der drei Jünglinge im Feuerofen ist in zwei abweichenden Fassungen erhalten, die in der Vulgata unmittelbar aufeinander folgen. Am schlimmsten aber mussten die Evangelienharmonien wirken, jene Versuche, die vier Evangelien zu einer fortlaufenden Erzählung zu vereinigen, ohne den Wortlaut des biblischen Textes zu verändern und wo möglich ohne etwas auszulassen. Die härtesten Widersprüche, die lästigsten Wiederholungen werden nicht gescheut. Da ist es natürlich, wenn im Carmen paschale des Sedulius zum Beispiel das Wunder von der Speisung der Tausend zweimal nach den verschiedenen evangelischen Berichten erzählt wird.

Nur selten wurden solche Unebenheiten bemerkt und geglättet. In der Regel nahm sie der angelsächsische Uebersetzer ehrfurchtsvoll oder gedankenlos in seine Arbeit hinüber. Und da die Thatsachen nach der neuen Weltanschauung überhaupt nicht mehr so wichtig waren und alles auf Bedeutung und Gesinnung ankam, so ist es nicht wunderbar, dass die Kunst der Erzählung bei Kynewulf, dem bedeutendsten Dichter des achten Jahrhunderts, sehr gesunken erscheint. Kynewulfs Darstellung schwebt immer über den Dingen, auch das für den Fortschritt der Erzählung Unumgängliche wird oft so leise angedeutet, dass man seine lateinischen Quellen zu Rathe ziehen muss um zu wissen was gemeint sei. Dass im Andreas 91 Matthaeus das Augenlicht wieder erhalten habe, kann niemand errathen, dieselbe Person wird zweimal neu eingeführt in Elene 585. 417, oder der Dichter setzt gar Dinge als bekannt voraus, welche in seiner Erzählung gar nicht vorgekommen waren, Juliana 547. 617. 453, die er mit Absicht vorher ausgelassen hatte. Ganz

unplastisch gerathen die Stellen, in denen er eigene Erfindungen vorzutragen scheint, Guthlak 383, wie der Heilige von den Teufeln in die Lüfte entführt wird, um von oben herab das weltliche Treiben der jungen Mönche zu beobachten. Auch dass dabei die Absicht waltet ihn an der menschlichen Tugend überhaupt verzweifeln zu lassen, kann man nur vermuthen. Die Namen der Nebenpersonen tilgt Kynewulf fast durchweg.

Auch das stört den ruhigen Gang der Erzählung, dass der Dichter öfters in kleinen Abschnitten componirt, die eine gewisse poetische Selbständigkeit zeigen und im Anfang das Vorhergegangene kurz recapituliren, so in der Elene.

Dabei eine zerfliessende Weichheit, und ein Idealismus der Gesinnung, der vor allem Irdischen zurückbebt. Sehr belehrend ist die Vergleichung seiner Legende Juliana mit der lateinischen Vorlage. Die Thatsache, welche wie eben erwähnt erst ausgelassen, dann doch wieder vorausgesetzt wird, ist eine im Lateinischen sehr drastisch ausgeführte Scene zwischen der Heiligen und dem Teufel, die damit endet, dass sie ihm die Hände auf den Rücken bindet, ihn auf den Boden legt und prügelt, wobei er sie bei allen Aposteln, Märtyrern. Patriarchen, Engeln und selbst bei Jesus Christus um Gnade anfleht. — alles in derb komischer Ausführung. Aehnlich 530 ff., im Lateinischen schleppt Juliana den Teufel über das ganze Forum, obgleich er wieder ihre christliche Barmherzigkeit anruft und sie bittet, sie möge ihn doch nicht zum allgemeinen Gespötte machen, — und wirft ihn in eine Mistgrube. Kynewulf sagt: Da liess die Jungfrau ihn das Düster suchen nach der Drangsalzeit, in den schwarzen Abgrund sinken den Anfechter der Seelen. Ebenso werden die Martern mit der grössten Decenz vorgetragen und möglichst vermindert.

Gefühlvoll ist vor allen die Legende vom heiligen Guthlac. Und auch hier ist das Motiv, welches dieser Stimmung am meisten entgegenkam, das Verhältniss zwischen Herrn und Diener. Der Schmerz des Dieners bei der Krankheit seines Herrn, dessen gütige Trostesworte, die Trauer des Dieners nach Guthlacs Tode, die lange von Schmerzge-

fühl durchwogte Botschaft an die Schwester des Verstorbenen sind ganz Eigenthum des englischen Dichters, 1020. 1309. 1319 ff. Die widerwärtig affectirte lateinische Quelle hat nichts dergleichen. An den letzten Stellen zum Beispiel: Kummer trug heiss im Herzen, traurige Gedanken, betrübten Sinn, der seinen Mannherrn des Lebens beraubt zurückliess, den lieben Freund; herb mahnte ihn des traurige Wehklage, Thränenfluth wallte, heisse Wangentropfen, und im Gemüthe trug er grosse Herzensklage. Der Jungfrau sollte er leide Botschaft berichten. Der Jammermüthige kam dorthin, wo die Frau weilte, die liebliche Magd des Herren. Er verhehlte das Leidgeschick nicht, den Fortgang des Todten; es stimmte das Klagelied an der Freundentbehrende und sprach die Worte: „Der bedarf wohl der Stärke, der Schmerz um seinen Herren erduldet und im Herzen tief bedenkt den Tod des Gebieters, wenn das Unheil kommt, vom Schicksal gewebt. Das weiss wer schmerzerfüllt sich härmt, sein lieber Schatzgeber ist begraben, er muss elend und jammervoll von hinnen ziehen. Dem ist die Wonne fern, der solches Leid in bekümmertem Herzen trägt. — Mein Herr, der Gebieter der Helden und dein Bruder, der beste zwischen den zwei Meeren von denen, die in England je vom Menschengeschlecht als Kind geboren worden, der Schutz der Unglücklichen, die Wonne der Freunde, der Schirm des Landes ist von der Weltfreude weg zur Himmelsglorie eingegangen, die oberen Wohnungen zu suchen“ u. s. w.

Wie eingesetzte oder aufgenähte Ornamente einer andern Stilepoche erscheinen daneben die formelhaften Beschreibungen von Schlachten und Seefahrten, oder die poetischen Umschreibungen für den Wechsel der Tagzeiten.

Eine ganz sentimentale Composition ist Kynewulfs Gedicht vom heiligen Kreuze. Das Kreuz erzählt dem bekümmerten und freundlosen Dichter selbst seine Schicksale. Von der Kreuzigung sagt es: Ich bebte als mich der Held (Jesus) umfieng: doch durfte ich nicht zur Erde sinken, 42 ff. Die Personificirung und gefühlvolle Ansprache des Kreuzes ist in der lateinischen Litteratur alt. Wir finden sie im sechsten Jahrhundert bei Venantius Fortunatus. Auch

hier wird das Kreuz ein edler Baum genannt, der seine Zweige unter den Gliedern des höchsten Königs sanft beugen soll.*

Wohl auch aus dem Lateinischen stammt der bei Kynewulf häufigere Gebrauch der Antithese, der sich, glaube ich, zuerst bei dem oben besprochenen Redactor der Beowulflieder findet — 183: Weh wird dem, der seine Seele stossen muss in des höllischen Feuers Arme, Wohl dem, der nach dem Tode den Herrn suchen und Schutz in des Vaters Armen erflehen darf. Besonders in der Elene und im Christ verwendet Kynewulf dieses rhetorische Mittel, wohl immer durch die lateinischen Vorlagen oder Muster veranlasst: Elene 297: sie wirft den Juden vor: „Ihr habt mit Unflat dem in das Antlitz gespuckt, der der Augen Licht euch zur Befreiung von der Blindheit durch seinen edeln Speichel wieder aufgethan“; — Christ 1650: Im Himmel ist Leben ohne Tod, Jugend ohne Alter, Gesundheit ohne Schmerz; Ruhe ohne Arbeit u. s. w. — Auch in Deutschland zeigt sich diese Form sofort beim Beginn christlicher Poesie, in welche sie wohl durch die lateinische Predigt gelangt war, so im Muspilli 14: Dort — im Himmel — ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsterniss, — und ähnlich, nur ganz masslos ausgesponnen im elften und zwölften Jahrhundert in dem Gedichte von Himmel und Hölle, in Heinrichs Litanei, in der Millstädter Sündenklage, bei Heinrich von Melk und andern.

Den Höhepunct erreicht die christliche Sentimentalität der Angelsachsen in dem Gedichte Christ und Satan. Eva bittet Christus, als er in der Hölle erscheint, um Marien, ihrer Tochter, seiner Mutter willen ihr zu vergeben 437 ff. Und wie bei Kynewulf der treue Diener Guthlak als ein germanischer Gefolgsmann dargestellt wird, der seinem Herrn die letzte Ehre erweist, so erscheinen hier die gefallenen Engel als ungetreue Diener, die für ihre Empörung in schmähliche Verbannung weggewiesen worden. Sie sind weit von dem Trotz Miltonscher Teufel entfernt, und klagen weichmüthig und reuig um das schöne Leben im

* A. Ebert Geschichte der christlich-lateinischen Litteratur 509.

Himmel, den Festjubel der Engel und die liebende Güte Gottes 120. 150. 188 ff., ja sie beichten geradezu ihre Vergehen 225 ff. Es ist eine Gemüthsstimmung ähnlich jener, welche Klopstock die Gestalt seines Abbadona eingab. Und an Klopstockische Verstiegenheit gemahnt es, wenn in den auch anonymen Hymnen und Gebeten das Geheimnissvolle der Macht und Herrlichkeit Gottes so ausgedrückt wird: nicht einmal die Engel kennen sie, ja es ist ein grosses Wunder wenn du es selber weisst, o Siegeskönig, wie herrlich du bist, mächtig und gewaltig u. s. w. 3, 19 ff.

Ganz wie bei uns im zwölften Jahrhundert die Minnepoesie durch geistliche Sündenklagen und Marienlieder vorbereitet wird, so sehen wir bei den Angelsachsen — wann ist allerdings schwer zu sagen, aber kaum viel später als Kynewulf — neben und nach der geschilderten geistlichen Poesie eine weltliche Lyrik entstehen, worin nicht nur wie im Epos die Liebe des Gefolgsmanns zu seinem Herrn, oder die Trauer des Heimath- und Freundlosen zum Ausdruck kommt, sondern auch Frauenliebe.

Die christliche Poesie Deutschlands im neunten Jahrhundert, welche der Zeit, den religiösen und staatlichen Voraussetzungen jener angelsächsischen Dichtungen am nächsten steht, zeigt nur entfernte Verwandtschaft. Otfried ist allerdings ein gefühlvoller Mensch. Aber das Gefühl bricht in seinem umfänglichen Werke nur wie gelegentlich durch. Sein Publicum erwartete dergleichen offenbar nicht, Gefühlsergüsse waren keine litterarische Modeform, während uns bei Kynewulf in der That Manches an eingelegte Arien erinnert. Dem deutschen Dichter ist immer die Hauptsache gegenwärtig, welche er zum vollständigen Ausdruck zu bringen beabsichtigt, die christliche Mythe und die christliche Dogmatik. — Einmal ein schüchterner Ansatz Petrus als treuen Gefolgsmann zu zeichnen, 4, 13, 41: Sollte ich es würdig werden, mit dir, o gnädiger Herr, zu sterben, kein Schwert in der Welt wäre so scharf und kein Speer so spitz, der mich zurückschreckte, keine Waffe würde mich abhalten mein Leben für das deine dahin zu geben. Aber die Reue wird ganz kurz in ein paar Versen erzählt 4, 18, 37, kein

Versuch, den Apostel selbst seine Gefühle in beredten Klagen ausströmen zu lassen oder wenn das gegen die künstlerische Tendenz des Werkes war, durch lyrische Betrachtungen in dem Leser ähnliche Empfindungen hervorzurufen.

Gerade Otfried zeigt uns, dass wir die angelsächsische Weichheit in den deutschen epischen Liedern, welche dem Hildebrandslied gleichzeitig waren oder vorausgingen, nicht voraussetzen dürfen, wenn wir nicht den unwahrscheinlichen Weg von grösserer zu geringerer Gefühlsweichheit bei Zunahme des Christenthums annehmen wollen, im Gegensatz zu der nur durch ein Jahrhundert getrennten angelsächsischen Entwickelung, welche uns jene erweichten Empfindungen im geraden Verhältniss zum Christenthum gezeigt hat.

Die Hochdeutschen bewahren in beidem eine Mittelstufe zwischen den Scandinaviern und den Angelsachsen. — Wenn das Christenthum hier auch älter ist als in England, wenn auch im fünften und sechsten Jahrhundert bei Alemannen und Baiern die Blutrache durch den Clerus erfolgreich bekämpft wurde*, so ist es doch bis ins achte Jahrhundert ein sehr äusserliches geblieben. Bonifacius und Karl der Grosse hatten noch sehr grobe Arbeit zu besorgen.

Der Heljand allerdings ist dem Idealistischen und Gefühlvollen der angelsächsischen Poesie verwandt, und die Sachsen des Continents waren doch sehr spät und auf die gewaltsamste Weise mit dem Christenthum bekannt gemacht worden. Aber die Zärtlichkeit der Empfindung, wie sie uns etwa in den Kynewulfschen Gedichten entgegentritt, würden wir hier vergeblich suchen. Vor allem aber muss man die vereinzelte Stellung des altsächsischen Gedichtes im Auge behalten, die wir früher hervorgehoben haben.

---

* Nitzsch Preussische Jahrbücher 35, 75.

SCHLUSS.

Alle rhetorischen Formen, welche wir in der ältesten Poesie verschiedener germanischer Stämme in verschiedener Stärke und Vollständigkeit gefunden haben — und es sind, wenn auch bei weitem nicht alle, doch die in die Augen fallendsten — begegnen auch in den Veden, in jener arischen Dichtung, welche der altarischen am nächsten stehen muss: die Ersetzung des Pronomens durch das Epitheton (1 a), die von dem eigentlichen Worte getrennten Appositionen (1 b), das vorangestellte Pronomen (1 c), die Variation der Aussage (2), die versetzte Wortfolge (3), die Vergleiche (I), die Kenningar (II), die Sinnlichkeit des Ausdrucks (III). Darnach ergibt sich die Hypothese, dass die Poesie, welche den Germanen vor ihrer Trennung in Ost- und Westgermanen, das ist vor der Occupirung ihrer gegenwärtigen Wohnsitze, eigen war, über alle diese Formen gleichmässig, ähnlich der altindischen, verfügt habe.

Aber die Variation (2) ist bei allen Germanen zur Zeit ihrer gesonderten Existenz reicher und feiner ausgebildet, als im Altindischen: ich verweise auf die gekreuzte Ordnung. Durch 2 also wird sich diese urgermanische Poesie, natürlich mit manchem andern, von der altarischen unterschieden haben.

Nach der Spaltung des germanischen Urvolkes verlieren die Scandinavier, wie es scheint, die Voranstellung des Pronomens 1 c, entwickeln aber II die Kenningar, später auch 3 die versetzte Wortfolge, allmälig bis ins Masslose. Der hymnische Charakter der Poesie bleibt gewahrt.

Die Westgermanen, die Angelsachsen in ihrer alten Heimat und die Hochdeutschen, erleiden gemeinsam eine beträchtliche Einbusse an I, III, auch an II, den Vergleichen und der Bildlichkeit des Ausdruckes. Die Strophenform wird aufgegeben.

Mit diesem verringerten, aber noch immer ansehnlichen Vorrath an poetischen Mitteln gehen die Angelsachsen nach ihrer Trennung von den andern Westgermanen an ihr eigenstes Werk, die Schöpfung des epischen Stils. Die Würde und Blüte der englischen Reiche hat ihn ermöglicht, das englische Christenthum ihm später einen besonderen Charakter verliehen.

Die Hochdeutschen dagegen erleiden Verlust auf Verlust. Sie verlieren vielleicht jetzt erst 1c, dann I, II, III gänzlich. Der epische Stil wird nicht erreicht, ebensowenig die Weichheit der Empfindung, welche den angelsächsischen Dichtungen eigen ist. Das nationale wie das christliche Leben stand um eine Stufe tiefer als in England.

Die Seelenbewegungen, welche diese Formen hervorgerufen haben, zu ergründen, ist misslich. Es geht nicht immer an, eine syntaktische Figur z. B. unmittelbar aus dem Gefühl abzuleiten, dem sie Ausdruck gibt. Eine gewisse masslose Häufung von Synonymen, wie sie in unserem deutschen reimlosen Gedicht von Himmel und Hölle erscheint, wird von Rabelais, Fischart, Balzac zu komischen Zwecken verwendet. Wir können eigentlich nur sagen: neben jenen rhetorischen Formen der Veden finden wir starke Gefühle und heftiges Begehren. Sie treten vor allem in religiöser, aber auch in kriegerischer Begeisterung zu Tage, s. die bei 1c und I citierten Beispiele; unbezwingliche, sinnbethörende Leidenschaft zeigt sich in dem Liede gegen das Würfelspiel, Rigveda 10, 34*. Aber diese Gleichzeitigkeit genügt, um begreiflich zu finden, dass die Nachkommen der alten Arier, wenn wir uns diese wirklich den Indern, wie sie in den Veden erscheinen, so ähnlich vorstellen dürfen, dieselben seelischen Zustände durch dieselben poetischen Mittel zum Ausdruck brachten.

Wenn nun kein Zweifel daran sein kann, dass die germanischen Stämme, wie sie vereinzelt in die Geschichte treten, Krieg und Spiel leidenschaftlich liebten, die erschlossenen Formen der altgermanischen Poesie aber im wesentlichen zu den altindischen stimmen, so müssen wir wohl dieselben Gefühle und Leidenschaften auch für jene Zeit annehmen, in der sämmtliche Germanen noch ein Volk bildeten. Aber eine Form scheint verstärkt und ausgebildet worden zu sein, 2, die Variation. Wie hier die Hauptbegriffe des Satzes, der Rede, hervorgehoben werden, so übertrug dieselbe Periode den Accent auf die materiellen Bestandtheile des Wortes, die

* S. die Anmerkung am Schluss.

Wurzeln. Es ist sehr möglich, dass die vorauszusetzende Seelenstimmung die Leidenschaft war, welche uns von den historischen Germanen bezeugt ist*. Religiöse Leidenschaft wird es kaum gewesen sein, da die Religion eines Volkes auf Wanderungen erfahrungsmässig gefährdet ist. Oder hatten die Urgermanen feste Wohnsitze, ein Reich?

Dazu kommt, dass wir bei jenem germanischen Stamme, der nach der Trennung der Nation sowohl in Religion, Verfassung und Sitte, als in der Poesie durch Bewahrung der alten Sinnlichkeit und Bildlichkeit den altarischen Zuständen am nächsten blieb, dass wir bei den Scandinaviern einer Gemüthsverfassung begegnen, die den übrigen Germanen zwar nicht vollkommen fremd, aber doch in unvergleichlich geringerem Grade bekannt war, einer blinden, tollen, wie bakchischen Wuth der Leidenschaft, einer Art Wahnsinn der Kampflust. Wir haben allen Grund, diese Berserkerstimmung schon der gemeingermanischen Periode zuzutrauen. Mit grossen Kriegsthaten hat sie bei den Scandinaviern nichts zu thun. Wie hätte sie sich sonst nicht eher bei den Westgermanen erhalten, welche die Stürme der Völkerwanderung erregten und erlitten. In inneren Fehden der einzelnen Clans, in Familienzwisten, in der Blutrache wird sie sich am meisten bethätigt haben.

Diese geistigen und staatlichen Zustände hätten die Scandinavier treu bewahrt. Auch ihre Poesie scheidet sich durch die Bilder, Vergleiche und Umschreibungen von jeder andern germanischen: es sind die alten Schmuckstücke arischer Hymnendichtung.

Die Hochdeutschen aber und die ingävonischen Stämme verarmen. Die wichtigsten Ereignisse für ihr geistiges Leben sind das lange kriegerische Wanderleben und die Berührung mit dem Romanismus und dem Christenthum. Die concrete Ursache des Verlustes wird sich schwer ermitteln lassen, s. oben S. 25.

---

* Dieser Zusammenhang ist von Scherer ausgeführt in seiner Rede über den Ursprung der deutschen Nationalität, Vorträge und Aufsätze S. 16.

Bei den Angelsachsen muss die Form der Variation, welche wir mit der leidenschaftlichen Kampfstimmung der urgermanischen Zeit in Verbindung zu bringen suchten', allmählich den schmelzenden Empfindungen des bekehrten Volkes dienen. Das ist nicht auffallend.

ANMERKUNG ZU S. 50.

RV. 10, 34, 1. Die kreisenden, die hehren erfreuen mich, die an luftigem Ort gewachsenen, wenn sie in der Rinne rollen.

Wie ein Trank Sôma vom Berge Munjavant (d. h. des besten Sôma), so kommt mir der muntere Spross des Bibhîdaka (ein Baum) vor.

2. Nicht zürnte sie mir, nicht schalt sie mich, freundlich war sie den Freunden und mir.

Wegen eines Würfels, bei dem Ein Auge den Ausschlag gibt, verstiess ich die treuergebene Gattin.

3. Es hasst ihn (den Spieler) die Schwiegermutter, es verlässt ihn die Gattin, in Noth befindlich findet er keinen Erbarmer.

Nicht weiss ich, was ein Spieler mehr werth ist, als ein einst werthvolles, aber jetzt gealtertes Ross.

4. Andere umarmen seine Gattin, während sein munterer Würfel strebt nach Hab und Gut.

‚Nicht kennen wir ihn', sprechen Vater, Mutter, Brüder, ‚führt ihn gebunden weg'.

5. Wenn ich mir vornahm, ‚nicht will ich mehr mit ihnen spielen', so wurde ich von den weggehenden Freunden verlassen.

Hingeworfen klirrten die rothbraunen, und ich gehe wieder zu ihnen an den verabredeten Ort, wie eine Geliebte zum Stelldichein.

6. Zur Spielgesellschaft geht der Spieler, sich fragend ‚werde ich siegen?', mit seinem Körper sich spreizend;

Die Würfel steigern seine Begierde, wenn er das den Gegnern abgewonnene einsetzt.

7. Sich anhakend, stechend, trügerisch, quälend gewähren sie flüchtige Gabe, die Würfel.

Die eben im Spiele noch siegenden vernichten sie wieder, sie sind für den Spieler mit Honig gar überzogen.

8. In einer Schaar von drei und fünfzig ergötzen sie sich beim Spiel, wie der Gott Savitar feste Satzungen habend,

Sie beugen sich nicht vor dem Unmuth des heftigen; der König selbst erweist ihnen Verehrung.

9. Sie rollen nieder, sie hüpfen auf, handlos besiegen sie den, der Hände hat;

Die himmlischen Kohlen in die Rinne geworfen, obschon selbst kalt, sengen das Herz.

10. Die verlassene Gattin des Spielers leidet Kummer, die Mutter um den Sohn, der wer weiss wohin geht;

Schuldbeladen, bebend, Schätze suchend naht er sich fremdem Heim bei Nacht.

11. Wenn er sein Weib anblickt und die Gattin von andern und ihr wohleingerichtetes Heimwesen, dann schmerzt es den Spieler.

Am frühen Morgen schirrte er die braunen Rosse an und sank nach dem Abendopfer nieder.

12. Er, welcher der Anführer einer grossen Schaar, der erste Fürst eures Trupps ist,

Zu ihm — nicht verachte ich die Schätze — strecke ich die zehn (die Finger) vor, ich rede wahres:

13. ‚Spiele nicht mehr mit Würfeln, bebaue den Acker, begnüge dich mit dem erworbenen, es für viel haltend.

Da sind, o Spieler, deine Reichthümer, da ist deine Gattin!'
Dieses offenbarte mir der holde Savitar

14. Erweist euch freundlich (o Würfel), seid uns gnädig, bezaubert uns nicht mächtig mit Zauberwerk.

Euer Zorn und Uebelwollen gegen uns lege sich, ein anderer sei jetzt in der Gewalt der braunen. –

Auch die spätere indische Litteratur verwerthet bekanntlich Spiel neben Frauenliebe als Leidenschaft.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, WILHELM SCHERER,
ELIAS STEINMEYER.

XI.

STRASSBURG ZUR ZEIT DER ZUNFTKÄMPFE UND DIE REFORM SEINER VERFASSUNG UND VERWALTUNG IM XV. JAHRHUNDERT.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

STRASSBURG

ZUR ZEIT DER ZUNFTKÄMPFE

UND DIE REFORM

SEINER VERFASSUNG UND VERWALTUNG

IM XV. JAHRHUNDERT.

REDE

GEHALTEN ZUR FEIER DES STIFTUNGSFESTES DER UNIVERSITÄT STRASSBURG AM 1. MAI 1875

VON

GUSTAV SCHMOLLER.

MIT EINEM ANHANG:
ENTHALTEND DIE REFORMATION DER STADTORDNUNG VON 1405
UND DIE ORDNUNG DER FÜNFZEHNER VON 1433.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

Vorrede.

Indem ich die akademische Rede, welche ich als Rector am 1. Mai 1875 zur Feier des Stiftungsfestes der Universität Strassburg gehalten habe, der Oeffentlichkeit übergebe, muss ich zur richtigen Beurtheilung für den Leser mittheilen, dass die gesprochene Rede, obwohl in Anlage und Hauptinhalt dieselbe, doch nur etwa ein Drittel der nachträglich für den Druck ausgearbeiteten war. Ich war mir wohl bewusst, die Rede dadurch formell zu verschlechtern, aber ich glaubte aus sachlichen Gründen diese Erweiterung vornehmen zu sollen.

Ich wollte für das grössere Publikum den Zusammenhang der Strassburger Stadtgeschichte mit der allgemeinen deutschen Culturgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, mit ihrem volkswirthschaftlichen und socialpolitischen Hintergrunde etwas mehr hervorheben, als dies in der gesprochenen Rede möglich und passend war. Ich wollte die rechts- und wirthschaftsgeschichtlichen Resultate der Specialuntersuchung, auf der die Rede sich aufbaut, klarer hervortreten, den Zusammenhang derselben mit meinen sonstigen historischen und theoretischen Arbeiten etwas mehr durchblicken lassen. Ich fühlte vor Allem das Bedürfniss, die Punkte etwas eingehender, als in der Rede, zu behandeln, in denen ich zu neuen oder wenigstens von der bisherigen Auffassung abweichenden Resultaten gekommen war, — so die Entstehung des Zunftwesens, die Umgestaltung desselben im 14. und 15. Jahrhundert, die Wirkung der grossen finanziellen Krisis in Strassburg gegen 1389—93, die Umbildung der ganzen Verfassung und Ver-

waltung der Stadt im 15. Jahrhundert. Ich weiss nicht, wie bald, und in Bezug auf die specifische Strassburger Verfassungsgeschichte, ob ich überhaupt je dazu kommen werde, Ausführlicheres über diese Punkte zu publiciren, und so schien es mir passend, sie soweit auszuführen, als es ohne vollständige Zerstörung des Characters der academischen Rede meine Studien erlaubten, es schien mir passend, in Anmerkungen und im Anhang einiges wenigstens von dem zu Grunde liegenden wissenschaftlichen Material mitzutheilen.

Meine archivalischen Studien über die Geschichte Strassburgs wurden theilweise durch den Wunsch veranlasst, mich etwas besser und tiefer, als dies durch die Litteratur möglich ist, über die Geschichte des Landes und der Stadt zu orientiren, welche die deutsche Universität wieder zu dem lebendigen Bewusstsein ihrer grossen deutschen Vergangenheit zurückrufen soll, — theilweise und hauptsächlich aber durch die Arbeiten in meinem staatswissenschaftlichen Seminar. Eine langjährige Praxis hat mich zu der Ueberzeugung geführt, dass die gewöhnliche Art das Seminar zu halten, wobei jeder theilnehmende Student über irgend ein beliebiges von ihm gewähltes staatswissenschaftliches Thema eine Ausarbeitung macht oder einen Vortrag hält, zwar wohl fördernd und belebend auf manche wirken kann, aber die Leute doch nicht zum streng wissenschaftlichen, exacten Studium erzieht. Die Elaborate kommen beim besten Willen über die zweifelhafte Mitte zwischen Gymnasialaufsatz und Leitartikel nicht hinaus; die Verfertiger werden zum Glauben verführt, eine wirkliche Kenntniss des Gegenstandes zu haben, über den sie einige Aufsätze gelesen und Lehrbücher nachgeschlagen haben; die Discussion der übrigen Seminar-Theilnehmer bleibt an der Oberfläche; der Docent selbst kann beim besten Willen nicht in allen besprochenen Fragen die Quellen und die Litteratur vollständig beherrschen.

Ich beschlosz daher, hier in Strassburg die Uebungen in meinem Seminar für einige Semester auf die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Gewerbeverfassung und Gewerbepolitik zu concentriren, mir vorbehaltend, später in ähnlicher Weise die Agrar- und die Handelspolitik

historisch und exact zu behandeln. Ich konnte dies um so eher, als meine Collegen — erst Professor Lexis, jetzt Professor Knapp — es übernahmen, eine specifisch statistische Abtheilung des Seminars in ähnlicher Weise zu leiten. Ich begann die Quellen mit den Studirenden zu lesen, erst den Codex Theodosianus für die spätrömische Zeit, dann die mittelalterlichen Stadtrechte und Zunftrollen, die Statuten, Gesetze und Entwürfe der Reformationszeit, des aufgeklärten Despotismus, endlich der neueren Zeit; die Untersuchung der früheren Zustände war stets verbunden mit vergleichenden Betrachtungen über die Gegenwart; einzelnen Theilnehmern gab und gebe ich stets Arbeiten, die sich ausschliesslich auf unsere modernsten gewerblichen Zustände beziehen. Zugleich begann ich das hiesige Stadtarchiv für die Arbeiten im Seminar zu benutzen; ich liess eine Reihe Abschriften von Strassburger Zunfturkunden, Zunftbüchern, städtischen Gewerbe-Statuten machen; die vorangeschritteneren Theilnehmer des Seminars veranlasste ich selbst zu Arbeiten im Archive. Und ich glaube, dass ich den Erfolg für mich selbst, wie für die Studierenden, als einen in jeder Beziehung günstigen bezeichnen kann.

Die eigentlich gewerblichen und gewerberechtlichen Studien auf dem hiesigen Archive nöthigten mich dann naturgemäss weiter zu gehen, in die Geschichte der Strassburger Verwaltung, des Verwaltungsrechtes, der socialen und Verfassungskämpfe einzudringen, ohne welche die Geschichte der Volkswirthschaft unverständlich bleibt, in unklaren Allgemeinheiten sich verliert.

Wenn ich im Anhang zwei grössere Documente publicire, die sich nicht auf die gewerbliche, sondern hauptsächlich auf die finanzielle und verwaltungsrechtliche Geschichte Strassburgs beziehen, so geschieht das einerseits, weil ich hoffe, über die Zunft- und Gewerbegeschichte Strassburgs mit der Zeit ein umfassenderes Material, ein Urkundenbuch zur Geschichte der Strassburger Tucher- und Weberzunft der Oeffentlichkeit übergeben zu können, und andererseits, weil von dem grossen sonstigen, bisher nicht publicirten Material, das ich im Stadtarchiv für das 14. und 15. Jahrhundert durchgesehen habe,

mir nichts so belehrend erschien, als gerade diese beiden Documente.

Die Reformation der Stadtordnung von 1405 ist der Ausgangspunkt für das ganze breite Verwaltungsrecht Strassburgs im 15. und 16. Jahrhundert; aus den einzelnen Paragraphen dieser Ordnung sind in der Folgezeit alle die umfassenden Amtsinstructionen, Ordnungen und Statute hervorgegangen, die ohne Zweifel in dem nicht mehr vorhandenen Buche der Ordnungen in der Hauptsache zusammengefasst, in Concepten und spätern Redactionen meist noch im Stadtarchiv zu finden sind. Ich kenne kein gedrucktes Document, das für irgend eine deutsche Stadt ein so anschauliches Bild der ganzen Verwaltung, sowie der einzelnen Beamten und ihrer Stellung gäbe, das die ganze Art der Finanzwirthschaft einer deutschen Stadt im spätern Mittelalter so klar legte, wie dieses.

Für die Veränderung der Verfassung Strassburgs im 15. Jahrhundert ist das Aufkommen der drei geheimen Stuben die wichtigste Thatsache. Meine ursprüngliche Absicht war daher, die Ordnungen der XIIIer, der XVer und der XXIer endlich einmal zu publiciren. Nachdem ich aber gesehen, dass die Ordnungen der XIIIer und XXIer, die beide erst lange Zeit nach dem Entstehen dieser Collegien abgefasst wurden, nur Formalia enthalten (hauptsächlich die Vorschriften über die Wahlen), begnügte ich mich damit, die XVer Ordnung in den Anhang aufzunehmen. Ich brauche mich über ihre Bedeutung hier nicht mehr auszulassen, nachdem ich es in der Rede selbst gethan. Nur das sei hier noch bemerkt, dass auf die Frage der Entstehung der Verwaltungsjustiz durch sie, wie durch eine Reihe von Stellen in der Reformation von 1405 ein bedeutsames Licht geworfen wird.

Nun noch ein Wort über eine zweifelhafte Frage in der Orthographie des Abdrucks der Reformation, in Ergänzung des Seite 74—75 darüber Gesagten. Ich habe dort als Grundsatz ausgesprochen, dass ich, wo die Handschrift deutlich und klar ein oder zwei Punkte über einem Vokal habe, unseren modernen Doppelpunkt setze. Ich habe also, um consequent zu sein, da wo nur zwei Punkte zu erkennen

waren, dieselben überall gelassen und demgemäss z. B. Köffhaus gedruckt, obwohl ich mir bewusst war, dass die zwei Punkte, die die Handschrift hier über dem o hat, nicht Reste eines e, sondern eines u sind. Es wäre vielleicht richtiger gewesen, hier überall statt ö ou zu setzen, und ich habe das im letzten Drittel der Reformation der Stadtordnung, die noch nicht gedruckt war, als ich diese Frage nochmal mit Professor Scherer besprach, gethan. Was im übrigen die philologische Seite des Abdruckes beider Dokumente betrifft, so bemerke ich, dass ich die Verantwortung für die Ausführung desselben allein trage; ich habe mich, soweit mir das für meine Zwecke möglich und richtig schien, hauptsächlich an die Grundsätze gehalten, die Professor Waizsäcker in der Einleitung zum ersten Bande seiner Reichstagsakten aufgestellt hat, ausserdem dann mit Professor Scherer einige zweifelhafte Punkte besprochen. Wenn trotzdem der Abdruck da oder dort vom Historiker und deutschen Philologen nicht ganz correct befunden werden sollte, so darf ich als Nationalöconom wohl auf Nachsicht rechnen; denn wir Nationalöconomen wagen uns nur desswegen an derartige Publicationen, weil die Historicer von Fach, wie die geschulten Rechtshistoricer für solche staatswissenschaftlich, finanziell oder verwaltungsrechtlich wichtige Veröffentlichungen so sehr selten Zeit und Geschmack haben.

Strassburg, 30. August 1875.

Gustav Schmoller.

INHALTSVERZEICHNISS.

Hochgeehrte Versammlung,
Werthe Commilitonen!

Wir feiern heute die dritte Wiederkehr des Tages, an dem die aufs neue ins Leben gerufene Strassburger Hochschule ihre Thätigkeit begann, an dem mit frohen Hoffnungen die Vertreter der Wissenschaft aus ganz Deutschland der Eröffnungsfeier beiwohnten, an dem der Grundstein für eine wissenschaftliche Arbeit gelegt wurde, die heute in voller, reicher Entwicklung begriffen ist.

Und schicklich wäre es an solchem Tage, rückwärts und vorwärts zu blicken, die Summe zu ziehen von dem, was geschehen, und von dem, was noch zu thun ist. Auch böte sich mir heute, wenn ich nur von der allerletzten Zeit berichten wollte, reichliche Gelegenheit. Ich hätte z. B. mitzutheilen, dass die definitiven Statuten unserer Universität von Sr. Majestät dem Kaiser am 24. Februar vollzogen wurden, dass wir damit den festen Rechtsboden erhalten haben, auf dem wir in Zukunft zu stehen und unsere Hochschule weiterzubilden haben.

Aber gerade diese neuen Statuten legen mir die Pflicht auf, heute von all dem zu schweigen, die Berichterstattung über meine Amtsführung und die Betrachtungen über das Gedeihen und die Bedürfnisse der Universität bis zum 1. Mai nächsten Jahres zu verschieben. Und so bleibt uns als der wesentliche Zweck unserer heutigen feierlichen Versammlung nur die Verkündigung der Urtheile über die akademischen Preisarbeiten und die Proclamation der neuen Preisaufgaben übrig. Es wird sich daran die Verkündigung der Urtheile

schliessen, die nach dem revidirten Statut der Lameystiftung die philosophische Facultät über eine Reihe von Preisarbeiten zu fällen hatte, die schon vor dem Kriege hier eingegangen, seither eine Beurtheilung nicht erfahren konnten, da erst das revidirte Statut dieser Stiftung uns die rechtliche Möglichkeit hiefür gewährte.

Der Herr Prorector wird die Güte haben, diese Urtheile und Aufgaben nachher zu verkünden, und es ist meine Aufgabe, hiezu einige einleitende Worte zu sagen; ich bitte Sie, mir Ihre Aufmerksamkeit kurze Zeit für ein Thema zu schenken, das auf ferne Zeiten zurückgreifend uns doch, wie ich denke, zu unserer Hochschule zurückführen wird.

Ich möchte einfach die Rede, mit der ich am 31. October vorigen Jahres das Rectorat übernahm, heute fortsetzen; ich habe damals von der ersten glänzenden Blüte Strassburgs im 13. Jahrhundert gesprochen; ich möchte heute das folgende Blatt aus der Strassburger Stadtgeschichte vor Ihnen aufschlagen; ich will versuchen, Ihnen das 14. Jahrhundert, die Zeit der Zunftkämpfe und die letzten Consequenzen derselben, die Neubildung der Verfassung und Verwaltung Strassburgs im 15. Jahrhundert zu schildern.

Das Bild, das ich Ihnen vorzuführen habe, besonders der erste Theil desselben, ist freilich kein so glänzendes und grossartiges, wie das, welches Strassburg im 12. und 13. Jahrhundert bietet. Die Bevölkerung der Stadt nimmt kaum mehr zu; es scheint oft, als könne sich kaum die Höhe des früher erreichten Wohlstandes behaupten. Selbst die Natur war den Menschen jener Tage feindlicher als sonst. Es ist die Zeit der grossen Volkskrankheiten, der Pesten und des schwarzen Todes; Erdbeben, Misswachs und Hungersnoth waren häufiger als sonst. In dem Briefe, der von den Geisslerbrüdern als Stimme Christi in Strassburg verlesen wurde, heisst es: ‚Ich habe euch gesendet dürre Jahre und Regengüsse und grosse Wasser und das Erdreich habe ich geschlagen, dass es unfruchtbar werde.‘ Der deutsche Staat konnte sich von dem tödtlichen Stosse, den er nach dem Falle der Staufer erhalten, nicht erholen. Blutige, chaotische Kämpfe sehen wir allerwärts; es ist eine Zeit des nationalen Jammers, der ent-

fesselten Leidenschaften, der Zersetzung aller überkommenen politischen Einrichtungen. Masslose Genusssucht, furchtbare Rohheit und demüthige Zerknirschung bis zum Wahnwitz sehen wir dicht neben einander in jenen Tagen. Und es war dieser Stadt nicht erspart, theilzunehmen an diesen Wirren. In ihren Mauern spielt sich dasselbe Drama im Kleinen ab, wie draussen im Grossen; das Interesse, das die Strassburger Stadtgeschichte jener Tage bietet, liegt zum Theil gerade darin, dass wir die bewegenden Mächte der Zeit in der concreten Gestaltung, in dem engen Rahmen anschaulicher verfolgen können, als in dem weiten der allgemeinen Zeitgeschichte.

Es ist aber auch darum so gross, weil wir in diesem engen Rahmen nicht blos die krankhaften Erscheinungen des 14. und 15. Jahrhunderts erkennen, sondern auch deutlich sehen können, wie trotz Kämpfen und Leidenschaften an der bewegten Oberfläche der gesunde, tüchtige Sinn des Volkes sich in der Tiefe erhält, und wie aus dieser Tiefe neue gesunde Bildungen erwachsen.

Ich kann Ihnen selbstverständlich die Geschichte der Stadt in jenen 150 Jahren, um die es sich hauptsächlich handelt, in der Zeit von 1332—1482 nicht erzählen. Die allgemeinen Thatsachen sind bekannt genug: die Händel des Patriciats unter sich, die 1332 zu einer Theilnahme der Zünfte am städtischen Regiment führen, später die weitere Demokratisirung der Verfassung, die steten Kämpfe der Stadt mit ihren fürstlichen Nachbarn, die fortwährende Aenderung der Verfassung, die gesteigerte Reibung der Zünfte wenigstens mit einem Theil des Stadtadels. Die unruhigste, bewegteste Zeit ist wohl die von 1370—1419. Dann erheben sich langsam, aber sicher neue politische Gestaltungen; die Wellen beruhigen sich, die krampfhaften Zuckungen nehmen ab und schon von 1441 an ändert sich wenig mehr; 1482 erhält der Schwörbrief, die Urkunde, welche die Grundzüge der Stadtverfassung enthält, die Form, die er bis 1789 behalten.

Ich kann Ihnen, wie gesagt, die Thatsachen dieser historischen Kette nicht im einzelnen erzählen; mein Zweck ist, sie zu erklären, soweit das nach dem heutigen Stande der

Forschung und meinen eigenen archivalischen Studien möglich ist. Die Frage, die ich beantworten möchte, ist die: was waren die tiefer liegenden Ursachen, dass Strassburg von 1300 ab in steigender Gährung 100 Jahre lang revolutionären Erhebungen und Kämpfen ausgesetzt war, dass von 1332 an das demokratische Gemeinwesen bis 1419 nicht zur Ruhe kommen konnte, dann aber endlich mit gewissen neuen Formen des öffentlichen und socialen Lebens ein beruhigter Zustand eintrat, der in seiner definitiven Form die bewegten Jahre der Bauernunruhen und der Reformation überdauerte, ja mehr als das, der sich durch 3½ Jahrhunderte hindurch zu erhalten vermochte.

Man pflegt das städtische Leben im 14. Jahrhundert mit dem einen Worte zu bezeichnen, das ich vorhin schon gebrauchte: es ist die Zeit der Zunftkämpfe. Aber was ist damit gesagt? Wie kommt es, haben wir eben zu fragen, dass man die ruhelosen demokratischen Bewegungen in den deutschen Städten jener Tage mit dem Namen von gewerblichen Genossenschaften oder Verbänden bezeichnete? Um diese Frage zu beantworten, muss ich mit einem Worte über die Zünfte beginnen.

Strassburg war, wie die andern grossen rheinischen Bischofsstädte, im 13. Jahrhundert gross und wohlhabend geworden; es war aus einer bischöflichen Residenz eine freie Reichsstadt, aus einer Acker- und Winzerstadt eine Weinhandelsstadt ersten Ranges; es war eine der grossen Stationen des Welthandels geworden, und aus der befruchtenden Berührung mit Italien und dem Niederrhein, mit Frankreich und Ostdeutschland war neben dem Handel eine reiche gewerbliche Thätigkeit erwachsen. Zwischen die vornehmen Ministerialen, Grund- und Hofbesitzer, Kaufleute und Hausgenossen einerseits und die Masse der kleinen Leute, der Hörigen, Tagelöhner und Kleinbauern andererseits hatte sich eine neue Bevölkerungsklasse geschoben, aus der letzteren hervorgehend, aber bald sie an Wohlstand, an Ansehen überragend. Diese Vertreter der gewerblichen Arbeit beseelte ein lebendiges Gefühl, dass sie wesentlich mit die Träger des grossen technischen Fortschritts der Zeit seien, dass ihre

Künste die Stadt wohlhabend machen, vom Lande unterschieden. Sie waren die ersten, die ohne Grundbesitz durch kluge Theilnahme am Marktrecht sich über den blossen Tagelöhner hinwegschwangen; ohne sie war der grosse Verkehr an Markt- und Festtagen nicht möglich; die Bäcker und Fleischer, die Wirthe und Weinhändler standen in ihren Gewinnen den Kaufleuten vielfach kaum nach. Was das Leben schmückte, was der Edelmann und Rathsherr an Waffen und Zierrath, an Hausrath und Kleidern brauchte, das lieferten die Handwerker; sie hatten die Geheimnisse der Geistlichen im Kirchen- und Profanbau, im Glockenguss und in der Holzschnitzerei, in der Glas- und Wandmalerei zuerst dem Laienthum zugänglich gemacht. Es war die freudige Jugendkraft einer neuen Welt, der freien Arbeit, der modernen Industrie, die sich in dem Handwerkerthum jener Tage regte.

Dabei hatten diese Handwerker schon mancherlei politische und andere Rechte errungen, seit sie unter der Führung des Stadtadels dem Kaiser die Heerfolge geleistet, dem Kaiser vor allem gegen die Bischöfe beigestanden. Die Lasten des Hofrechtes hatte man ihnen abgenommen. Als Censualen waren sie gleichberechtigt mit den Vornehmen in das Stadtgericht eingetreten. Erbe und Eigen stand ihnen zu; volle Bürger waren sie der privilegirten Stadtgemeinschaft.

Das wichtigste aber für sie, nachdem sie soweit gekommen, war die Handhabung des Marktrechts und der Gewerbepolizei. wie sie sich aus dem geistlichen Gericht *de falsis mensuris et de omni eo, quod meynkauf dicitur,* aus der hofrechtlichen Gewalt, aus der Amtsbefugniss des Burggrafen und anderer ministerialischer Aemter, zuletzt aus der Thätigkeit des Stadtrathes für Wochen- und Jahrmärkte, Handel und Gewerbe entwickelt hatte. Aus der praktischen Anwendung, der bestimmten Art der Handhabung dieses Gewerberechts sind zu allermeist die ursprünglich mannigfach verschiedenen Organisationen hervorgegangen, die später durch Nachahmung und umbildende Gesetzgebung sich einander näherten, und die wir alle heute kurzweg mit dem Namen der Innungen oder Zünfte bezeichnen.

Freilich mögen dabei da und dort auch andere Einflüsse

mitgespielt haben; wie wäre das anders denkbar bei einer Institution, die halb Europa umfasste, auf so verschiedenartigem Boden erwuchs. Es mögen in Italien und Südfrankreich vereinzelt romanische Markt- und Polizeieinrichtungen sich erhalten haben; es mögen von da mit dem wieder erwachenden Handel noch vereinzelter diese Traditionen ihren Weg nach dem Norden gefunden haben. Aber jedenfalls haben sie nicht genügt, überall da, wo sicher alle solche Traditionen und Zusammenhänge fehlten, das Zunftwesen zur Reife und Ausbildung zu bringen*. Viel eher noch lässt sich für Deutschland und speciell für die Bischofstädte, zu denen Strassburg gehörte, behaupten, das Hofrecht sei eine Quelle des späteren Zunftrechts gewesen; ich glaube aber, es ist richtiger, zu sagen: die hofrechtlichen Amtseinrichtungen und Genossenschaften seien theilweise Vorläufer und Vorbilder der späteren Zunfteinrichtungen gewesen. Wir wissen, dass zahlreiche Handwerker in der Zeit von 900—1100 auf den Frohnhöfen der Grossen und in den Klöstern vorhanden waren, während wir von Handwerkern ausserhalb dieser letzteren in jener Zeit wenig oder nichts erfahren; wir wissen, dass auf den Frohnhöfen und Klöstern die unfreien Handwerker gleicher Art zu gewissen Gruppen oder Verbänden vereinigt waren; wir finden im ältesten Strassburger Stadtrecht (gegen 1130—40) zahlreiche Handwerker noch hofrechtlichen Abgaben und Diensten unterworfen, die daran erinnern, dass ihre Vorfahren, ehe ihnen das *foro rerum venalium studere* erlaubt war, ganz und ausschliesslich im Dienste des bischöflichen Frohnhofes standen; in andern Städten haben sich solche bis ins 14. Jahrhundert erhalten. Wir wissen, dass an der Spitze von diesen verschiedenen Handwerkergruppen hof-

* Für diese roman. Ableitung: Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte 5. Aufl. § 312; Gfrörer, Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter II, 142; Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XV, S. 1; Levasseur, *Histoire des classes ouvrières en France depuis la conquête de Jules César jusqu' à la révolution* I, 104 (1859); bedingt und beschränkt dafür: Leo, Entwicklung und Verfassung der lombardischen Städte (1824) S. 21; am wichtigsten: Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien I, 482. II, 261 und 263

rechtliche *magistri* standen, die zum Kreise der ministerialischen Aemter gehörten; wir kennen ihre Functionen nicht genau; wir vermuthen, dass sie polizeilicher und gerichtlicher, wohl auch militärischer und finanzieller Natur waren. Eben deswegen möchte ich die Zeit, in der sie eine Rolle spielten, nicht sowohl als die der hofrechtlichen Innungen, sondern als die der patriarchalisch-regalistischen Stadt- und Marktleitung durch den Bischof und seine Beamten, die Ministerialen bezeichnen. Die Handhabung des Marktrechtes und Marktfriedens, die Anordnung der Bänke und Buden, der Jahr- und Wochenmärkte, die Polizei, die hiebei geübt wurde, die entsprechende Zulassung neuer Gewerbtreibender, das waren die wesentlichen Aufgaben für das wirthschaftliche Aufblühen eines Ortes; die spätere missbräuchliche Handhabung dieser Rechte mag die Uebertragung derselben vom Bischof auf den Rath wesentlich gefördert haben*.

Irgend etwas genaueres über die hofrechtlichen Innungen als solche, über ihr genossenschaftliches Wesen wissen wir aber nicht**, so wenig als über die Vereine von Handwerkern, die im Gegensatz zu den Stadtobrigkeiten sich bildeten und als Schwurgenossenschaften heimlich oder öffentlich auftraten und ihre Interessen vertheidigten. Ob man diese Vereine in directen Zusammenhang bringen will mit dem altgermanischen Gildewesen und mit christlich-kirchlichen Elementen, scheint mir im Ganzen für die Erklärung des Zunftwesens unerheblich. Alle Vereine des Mittelalters waren Schwurgenossenschaften, nahmen leicht eine kirchliche Färbung an. Dass die zahlreichen Einungen der deutschen Handwerker, die von der Staufenzeit an oftmals verboten, immer wieder auftauchen, mit analogen Bildungen älterer Tage in gewissem Zusammenhang standen, wie Wilda und Brentano wollen, mag richtig sein; aber nicht darauf kommt es an, sondern darauf, um was sie kämpften und was sie erreichten, was sie demgemäss geworden sind.

* Siehe Maurer, Geschichte der Städteverfassung I, 331; eine Urkunde von 1038 gibt den Kaufleuten von Magdeburg schon die selbständige Marktpolizei in die Hand: *mercatores de omnibus, quae ad cibaria pertinent, inter se judicent.*

** Gierke, Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft S. 176 ff.

Und sie kämpften nach meiner Ansicht vom 12. Jahrhundert an um nichts anderes als um die selbständige Ausübung der Gewerbepolizei, um das Gewerbegericht. Sie gelobten sich, ihre Streitigkeiten unter sich abzumachen und nichts vor den zuständigen Richter zu bringen. Sie wollten nicht mehr gedrückt werden von den Missbräuchen bischöflicher und ministerialischer Handhabung des Markt- und Gewerberechts; als Schöffen waren sie wohl längst mit zugezogen bei dieser Jurisdiction, wie es überhaupt germanische Auffassung war, dass das Urtheilen Sache des Volkes, der Gemeinde, der Genossenschaft, nur die Leitung der Gerichtsverhandlung Sache des Richters sei; aber eben diese Function des Richters wollten sie für einen der Ihrigen haben; es schien ihnen das um so wichtiger, als das Gewerberecht auf neuer Satzung beruhte, nicht im althergebrachten Rechtsbewusstsein wurzelte. Kurz, sie wollten ihre Angelegenheiten selbst besorgen, wie man es vor ihnen den Kaufleuten, wie man es vor den ärmeren und unbedeutenderen Handwerken, den reicheren und wohlhabenderen Gewerben zugestanden.

Das Zunftwesen ist nationalökonomisch überhaupt nicht zu erklären, es ist zu verstehen nur im Zusammenhang mit dem öffentlichen Recht, der Gerichtsverfassung, dem Verwaltungsrecht jener Tage. Das Wesen der späteren Zunft nach der Seite der Gewerbeverfassung liegt darin, dass eine gewerbliche Genossenschaft ein Stück der öffentlichen Gewalt besitzt, Polizei und Gericht in Händen hat, einen Zwang übt, wie er auch bei sehr unvollkommenen gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen einem Privaten oder einem Verein von Privatinteressenten nicht wohl zustehen kann. Der Zunftzwang kann nur hervorgegangen sein aus dem Gerichtszwang. Derselbe Prozess, der im Mittelalter die Splitter der öffentlichen Gewalt vom König auf den Grafen und Bischof, von diesem auf den Stadtrath übertrug, setzt sich hier fort; eine Function, die bisher die Stadtgewalt oder patricische Zunftmeister ausgeübt, geht auf die Gewerbegenossenschaft oder ihren Vertreter, den Zunftmeister, über, der das Handwerk ausübt mit eigener Hand. Die Uebertragung geschieht an einem Ort früher, am andern Ort später; sie erfolgt für einzelne Gewerbe

rechtliche *magistri* standen, die zum Kreise der ministerialischen Aemter gehörten; wir kennen ihre Functionen nicht genau; wir vermuthen, dass sie polizeilicher und gerichtlicher, wohl auch militärischer und finanzieller Natur waren. Eben deswegen möchte ich die Zeit, in der sie eine Rolle spielten, nicht sowohl als die der hofrechtlichen Innungen, sondern als die der patriarchalisch-regalistischen Stadt- und Marktleitung durch den Bischof und seine Beamten, die Ministerialen bezeichnen. Die Handhabung des Marktrechtes und Marktfriedens, die Anordnung der Bänke und Buden, der Jahr- und Wochenmärkte, die Polizei, die hiebei geübt wurde, die entsprechende Zulassung neuer Gewerbtreibender, das waren die wesentlichen Aufgaben für das wirthschaftliche Aufblühen eines Ortes; die spätere missbräuchliche Handhabung dieser Rechte mag die Uebertragung derselben vom Bischof auf den Rath wesentlich gefördert haben*.

Irgend etwas genaueres über die hofrechtlichen Innungen als solche, über ihr genossenschaftliches Wesen wissen wir aber nicht**, so wenig als über die Vereine von Handwerkern, die im Gegensatz zu den Stadtobrigkeiten sich bildeten und als Schwurgenossenschaften heimlich oder öffentlich auftraten und ihre Interessen vertheidigten. Ob man diese Vereine in directen Zusammenhang bringen will mit dem altgermanischen Gildewesen und mit christlich-kirchlichen Elementen, scheint mir im Ganzen für die Erklärung des Zunftwesens unerheblich. Alle Vereine des Mittelalters waren Schwurgenossenschaften, nahmen leicht eine kirchliche Färbung an. Dass die zahlreichen Einungen der deutschen Handwerker, die von der Staufenzeit an oftmals verboten, immer wieder auftauchen, mit analogen Bildungen älterer Tage in gewissem Zusammenhang standen, wie Wilda und Brentano wollen, mag richtig sein; aber nicht darauf kommt es an, sondern darauf, um was sie kämpften und was sie erreichten, was sie demgemäss geworden sind.

* Siehe Maurer, Geschichte der Städteverfassung I, 331; eine Urkunde von 1038 gibt den Kaufleuten von Magdeburg schon die selbständige Marktpolizei in die Hand: *mercatores de omnibus, quae ad cibaria pertinent, inter se judicent.*

** Gierke, Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft S. 176 ff.

Ueberhaupt lauten fast alle Zunfturkunden vor 1300 in ähnlicher lakonischer Weise: *concessimus fraternitatem, concessimus, quod inonghe appellatur*; das heisst: es wird nichts Neues geschaffen, es wird nur etwas Altbekanntes übertragen; und mit denselben Worten wird es an ganze Städte* oder Stadttheile** übertragen, was nur verständlich ist, wenn man den Begriff ‚Eynung', *‚fraternitas'* für jene Zeit als identisch mit dem der selbständigen Gewerbegerichtsbarkeit auffasst. Das Einzige, was etwa noch jene ältesten Anerkennungsurkunden erwähnen, ist der Zwang, jeden, der das Handwerk treibe, zum Beitritt zu nöthigen und die selbständige Wahl des Zunftmeisers. In Frankfurt a. M. müssen die meisten Zünfte noch im 14. Jahrhundert, so oft sie Gericht halten wollen, sich vom Rath einen Richter leihen; davon hatten sich eben die Zünfte in andern Städten längst losgemacht. Auch dass die Verleihung des Zunftrechts als *donatio**** bezeichnet wird, in ähnlicher Weise, wie man damals andere Gerichtsrechte verkaufte und verschenkte, spricht für meine Auffassung. Wenn es endlich im Lübischen Stadtrechte von 1294 heisst ‚dar lute sint in der stat, den de rat gegheven heft morghensprake', so heisst Morgensprache, wie Wehrmann in einer eingehenden sprachlichen und rechtsgeschichtlichen Ausführung zeigt, nichts anderes als Gerichtsbarkeit. Gemeint kann eben nur die Gewerbegerichtsbarkeit sein, die den Zünften, wenn ihnen später häufig das Recht auf selbständige Existenz genommen ward, in erster Linie entzogen wurde. Man hat sich so oft gewundert, dass die Zünfte diese häufigen Auflösungen immer wieder überlebten. Diese Verwunderung gründet sich darauf, dass keine einzige dieser Auflösungen bis jetzt wissenschaftlich untersucht wurde. Ich habe eine derselben, die Aufhebung der Zünfte in Breslau 1420 durch Kaiser Sigismund bis in ihr letztes Detail

---

* So an Breslau, Cod. Dipl. Siles. VIII, S. 3.

** An die alte Wyk in Braunschweig, Urk.-Buch d. Stadt Braunschweig S. 9—10

*** So in der Urkunde, welche das *magisterium operis* den Goldschmieden verleiht (1231), dasselbe Urk.-Buch S. 8.

verfolgt*; sie besteht einfach darin, dass den Gewerben die selbständige Gerichtsbarkeit und die selbständige finanzielle Existenz genommen wird; das materielle Gewerberecht für die einzelne Gewerbe wird daneben vollständig aufrecht erhalten; nur die Organe der Controle, die zur Strafe befugten Behörden haben sich geändert. Und so wird es in andern Fällen auch gewesen sein. Das nannte man Aufhebung der Zunft, weil man in der selbständigen Gerichtsbarkeit und dem selbständigen Steuererhebungsrecht das Wesen derselben, den Kern ihrer Macht sah.

Ebenso schwer aber als diese Argumente wiegt für mich die Thatsache, dass wir so ziemlich den ganzen materiellen Inhalt der späteren Zunftstatute 100—200 Jahre vorher erst embryonisch, dann in successiv ausgebildteer Weise in den älteren Stadtrechten finden. So lange die gewöhnlichen Gerichts- und Polizeiorgane der Stadt über diese gewerblichen Dinge zu befinden hatten, lag ein Grund zur Trennung dieses Gewerberechts vom übrigen Stadtrechte nicht vor. Gewerberechtliche und gewerbepolizeiliche Spuren treffen wir z. B. schon im ältesten Soester Stadtrecht 1120**, im Stadtrodel von Murten***, im Hagenauer Stadtrecht von 1164†, im Hallischen Schöffenbrief von 1235, im Stadtrecht von Freiburg im Uechtland von 1249; mancherlei Bestim-

* Durch die Güte des Herrn Professor Dr. Grünhagen erhielt ich eine Abschrift der grossen Handwerkerordnung Breslaus von 1420, die in ihrer Einleitung verordnet, ‚das die vorgenauten alle und igliche Bruderscheft, Czechen, Morgensprache und andere gesprechc gentzlich und gar zu ewigen zyten absin, und nit mere ufgewecket, gemacht oder gehalten werden sollen‘, dann aber in breitester Weise das Zunftrecht für eine grosse Zahl einzelner Gewerbe vorträgt. Eine genaue Vergleichung mit den ältern Zunftstatuten, die bei Korn, Cod. Dipl. Silesiae Bd. VIII abgedruckt sind, ergibt, was geändert ist. Sogar eine Art Zunftmeister sind sofort wieder erlaubt; aber sie werden vom Rath ernannt und haben nur die Aufgabe, als Sprecher in den Angelegenheiten des bestimmten Gewerbes vor dem Rath zu erscheinen.

** Seibertz, Urk.-Buch des Herz. Westfalen I, S. 48 ff., spätere Rathsverordnungen das. S. 332. u. 394.

*** Gaupp, Stadtrechte II, 152—160

† Schöpflin, Als. dipl. I. 255.

mungen hat dann das zweite Strassburger Stadtrecht, vor allem aber das Augsburger Stadtrecht von 1276*, dann die von Sutner publicirten Münchener Statuten.** Auch im 14. Jahrhundert treffen wir theilweise noch das Gewerberecht vollständig in Verbindung mit den übrigen Bestimmungen des Stadtrechts; so steht z. B. für Erfurt Vieles im Bibrabüchlein, noch mehr in dem grossen Zuchtbrief von 1351***; das Prager Stadtrecht, das alte Bamberger Recht, endlich das Rechtsbuch nach Distinktionen enthalten weitläufige gewerberechtliche Bestimmungen über die Hauptgewerbe.

Dass dieselben dann später aus den Stadtrechten ausgeschieden werden, in die Zunftrollen übergehen und hier vermischt mit Bestimmungen über die innere Organisation der Zünfte auftreten, hat äussere und innere Gründe; die Selbständigkeit brachte den Zünften eine gewisse Autonomie, sie brauchten besondere Urkunden, die ihre Rechtssphäre bestimmten, die sie und nur sie in Verwahrung hatten; daneben war das Stadtrecht an sich zu umfangreich geworden; die besonderen Ordnungen der Zünfte, der Aemter, das ganze öffentliche Recht wurden selbständig aufgezeichnet. Die Trennung, wie wir sie später in Strassburg sehen, in ein Rechtsbuch und ein Buch der Ordnungen war das naturgemässe.

Speciell von den Zünften Strassburgs wissen wir aus dem 13. Jahrhundert nun allerdings nicht viel; aber das was wir wissen, deutet darauf hin, dass die Entwicklung in Strassburg ähnlich war, wie ich sie hier auf Grund allgemeiner Quellen schilderte. Die Handwerke, welche nach dem Siege über den Bischof 1263 statt eines patricischen oder ministerialischen einen Meister aus ihrem Kreise erhalten, müssen geloben, dass der Meister ‚nit anders richten sol, nuwen das das antwerk angat'. Also das Gewerbegericht erscheint auch

* Meyer, das Stadtbuch von Augsburg (1872).

** Ueber die Verfassung der alten städtischen Gewerbspolizei in München von ihrem Entstehen bis zum 16. Jahrhundert, in den historischen Abhandlungen der kgl. bair. Akad. der Wissenschaften II (1813) 463 ff.

*** Herausgegeben von Förstemann, Neue Mittheilungen des sächs.-thür. Alterth.-Vereins Bd. VII, Heft 2, S. 101 ff.

hier als Mittelpunkt der Rechte der einzelnen Innung.* Der Zunftvorstand hiess später stets in Strassburg das Gericht schlechtweg. Manche der späteren Strassburger Zunfturkunden sind in erster Linie Processordnungen für das specielle Gewerbegericht**. Auch den spätern Begriff des Strassburger Schöffenthums möchte ich hiermit in Zusammenhang bringen. Wie die regierenden Herrn zum Stadtgericht Schöffen beizogen und sie dann auch in wichtigen Stadtangelegenheiten um Rath fragten, so hatte auch das einzelne Zunftgericht seine Schöffen, die in älterer Zeit vom Rathe auf Vorschlag von Zunftmitgliedern ernannt wurden. In der späteren Zeit blieb dann der Name ausschliesslich an den 15 ersten Mitgliedern jeder der 20 politischen Zünfte Strassburgs hängen, die zusammen den grossen Schöffenrath ausmachten***.

Aus dem Rechte auf selbständige Gerichtsbarkeit ist nun langsam der spätere geschlossene Zunftverband hervor-

---

* Es sind nach dem Vertrage (Schilter, Anmerkungen zu Königshoven S. 729): die Rintsuter und Kurdewener, die Zymberlüte, Kueffer, Oleylüte, Swertfeger, Mülner, Smidt, Schilter und Satteler. ‚Ihrer pflegt der Burggraf.' der bischöfliche Ministeriale. Dass daneben damals bereits andere Handwerke zünftig organisirt waren, die nicht mehr unter dem Burggrafen, sondern nur unter dem Stadtrath, resp. in höherer Instanz unter dem bischöflichen Vogt standen, zeigt der Streit über das Eintrittsgeld in die Einung der Bäcker, der ebenfalls 1263 geschlichtet wurde (Mone, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins XVI, 121). Schon das älteste Stadtrecht freilich sagt nur: der Burggraf setze die Meister fast (fere) aller Aemter ein, nämlich die der Sattler, Kürschner, Handschuhmacher, Schuster, Schmiede, Müller, Küfer, Becherer, Schwertmacher, Hocken (Kleinhändler) und Weinleute (Wirthe) und zählt nachher von den damals nicht unter dem Burggrafen stehenden noch speciell die Zimmerleute und Fischer, nebst ihren Leistungen für den bischöflichen Frohnhof auf.

** Z. B. die Ordnung der Zimmerleute zu Strassburg vom 2. März 1478 Mone, a. a. O. XVI. 155.

*** Vergl. Hegel, Chroniken, Strassburg, II, S. 951—58. Ich halte es übrigens nicht für ganz richtig, wenn Hegel daselbst S. 957 die Gerichtsschöffen den Handwerksschöffen für das 14. Jahrhundert streng entgegensetzt. Die ‚Schöffele', die der Rath an die Niedergerichte setzte, waren, wenigstens zum Theil, sicherlich Schöffen einer Zunft. Die Schöffen der Zünfte und Constofeln waren eben die Elite dieser Verbände, aus denen alle Aemter, also auch die Gerichte besetzt wurden.

gewachsen. Indem bisher private Genossenschaften das Recht erhielten, Gericht zu halten und gerichtlichen Zwang zu üben, waren sie als öffentliche Corporationen anerkannt; das mittelalterliche Gericht war an sich zugleich anerkanntes Organ für Debatten über allgemeine und öffentliche Angelegenheiten. Die Einung wurde zur Zunft nach der gewerblichen wie nach der politischen Seite hin. Die Zunft wurde politisch eine Theilgemeinde, gewerblich eine Genossenschaft, die das ausschliessliche Recht auf eine bestimmte Art des Erwerbs in Anspruch nahm.

Die politische Bedeutung der Zunft lag lange, ehe sie bestimmte Rechte in Bezug auf die Theilnahme am Rath hatte, darin, dass sie ein selbständiger Verwaltungskörper wurde; und dass sie das wurde, möchte ich aus den damaligen Verwaltungszuständen im Allgemeinen und speciell in Strassburg aus der Existenz der sog. Constofeln erklären.

Strassburg war im 12. und 13. Jahrhundert eine grosse Stadt geworden; aber es hatte sein Aemterwesen nicht entwickelt; es hatte kein breites Subalternbeamtenthum für Steuer- und Polizei-, für Gerichts- und Militärzweke. Naturgemäss bildeten die adeligen Trinkstuben in den einzelnen Stadttheilen die Mittelpunkte für eine Art von Theilgemeinden; wir wissen, dass die Stadt in ziemlich früher Zeit in eine Anzahl Constofeln zerfällt, jede mit einem Constofelmeister an der Spitze, mit einer Anzahl Schöffen, mit einer Reihe amtlicher Aufgaben. Die Constofeln sind, wenn wir im Rathe eine Art staatlicher Gewalt sehen, die Organe der Selbstverwaltung, welche neben ihren eigenen Geschäften die Befehle des Raths ausführen. Die Constofelmeister legen die Steuern um, sie sorgen für die Stellung der Pferde, besehen die Waffen der Einzelnen, ordnen den Wachdienst; das Schliessen der einzelnen Thore ist den einzelnen Constofeln anvertraut.*

Die Constofeln waren Abtheilungen der Bürgerschaft, wie sie geographische Theile** der Stadt umfassten. Ich

---

* Vergl. Hegel, a. a. O. II, 958 ff.

** Wencker führt in der Abhandlung von den Glevenburgern S. 65 (Collectanea jur. publ.) eine Urkunde von 1394 an, welche folgende

nehme an, dass sie ursprünglich über die ganze Stadt und die ganze Bürgerschaft sich erstreckten, wie in ihnen noch 1332 ein grosser Theil der Gewerbtreibenden begriffen war. Nur ihren Namen hatten sie von dem gemeinsamen Dienst zu Pferde, von den *constabulariis*, die an ihrer Spitze standen. Dieser Dienst zu Pferde war ja in der älteren Zeit so wichtig, dass auch die wichtigste directe Steuer in Strassburg bis ins vorige Jahrhundert einen daran erinnernden Namen behielt: das Stallgeld. Diesen Dienst zu Pferde leistete, wer ein bestimmtes Vermögen hatte, also bis 1332 hauptsächlich die Ritter und Edelknechte, sowie die reichen Kaufleute, die die Constofeln und den Rath beherrschten.

Die angeseheneren Gewerbe entwuchsen nun schon lange vor 1332 diesen Constofeln. Sie hatten längst heimlich oder offen Schwurgenossenschaften gebildet, um ihre gemeinsamen Interessen zu berathen; sie wohnten meist in denselben Gassen zusammen, wie wir das aus der späteren Stadtgeschichte wissen und noch heute aus manchen Strassennamen schliessen können; sie hatten ebenfalls, wie der Adel, ihre gemeinsamen Trinkstuben, wo sie täglich rathschlagten über das Regiment der Herren; sie zogen gemeinsam bei der Frohnleichnamsprocession, hatten ihre Lichter oder ihren Altar in einer der Kirchen, begruben gemeinsam ihre Todten, feierten gemeinsam ihre Feste. Sie hatten nun das Recht, Gericht zu halten, sie mussten ihre Schöffen haben. Es war den Constofeln vielleicht zuerst ganz bequem, ihnen nun auch die lästige Geschäftsführung in dem oder jenem Punkt zu überlassen. Jedenfalls haben die selbständig gewordenen Zünfte zu Anfang des 14. Jahrhunderts dieselben Aufgaben wie die Constofeln; alle öffentlichen Dienste und Steuern werden durch sie umgelegt. Die Zunft ist für Wach- und Thordienst, wie für den Kampf im offenen Feld organisirt. Sie ist ein Glied der Selbstverwaltung, das wie die Constofel nach den verschiedensten Seiten hin thätig ist: ‚Es söllent, so wird verordnet, auch alle constaflere und antwergmeister

8 Constofeln aufzählt: zu St. Peter, vor dem Münster, in Kalbesgasse, St Niklause, in Spettergasse, zu St Thoman, an der Oberstrassen, am Holwege

maht und gewalt haben zů gebietende allen den, die under in sitzent oder gesessen sint, es sye zů ritende, pfert oder pfenninge zů lihende oder anders, das denne in semelicher mossen unser Stette zů Strazburg nützlich und notdürftig ist'*.

Neben diesem verwaltungsrechtlichen Charakter der Zünfte entwickelte sich aber ebenso der gewerbliche. Aus dem ursprünglichen Rechte, jeden zu zwingen in gewerberechtlichen Streitigkeiten Recht vor ihr zu nehmen, ist das Recht erwachsen, jeden, der ihr Gewerbe treibt, zu zwingen, in ihren Verband einzutreten. Aber sie übte dieses Recht nicht in kleinlichem Sinne; wie man jeden leicht aufnahm, der Bürger war, so konnte noch das ganze 14. Jahrhundert jeder leicht von einer Zunft zur andern übertreten.** Eine strenge Abgränzung der Arbeitszweige unter sich war kaum vorhanden; sie gehört erst dem 15. und 16. Jahrhundert an.*** Alle Streitigkeiten im 14. Jahrhundert, ob einer, ob ganze Gattungen von Personen einer Zunft angehören sollten, waren

---

* Diese Verordnung stammt von 1395 (Hegel II, 960) Aber auch ältere Statuten sprechen ähnlich von den beiden Arten der Selbstverwaltungskörper, so z. B. eines aus dem Jahre 1322 (Wencker, de ussburgeris a. a. O. S. 112): ‚Es sol ouch mengelich, wer in unser Stat Strasburg sitzet, es sint manne oder frowen, sie hôrent zu Constofeln oder antwerken, dienen, jeglicher noch siner gebure, mit namen Constafeler mit Constafelern, die zu der antwercken gehôren, mit antwercken; es sol ouch mengelich von sinem gůte hengest und pferde ziehen, su sient jung oder alt, die ir eigen gut hant. Und sullent alle Constofeler und Antwercks Meistere ir erfaren noch den haben, und wer nit diende noch mit Hengest und pferde zuge, das sullent die Constafeler und Antwercks Meister unsern Herren Meister und Rat furbringen und sullent Meister und Ra'e die darzu halten, das su dienen und tunt, als vorgeschrieben stat, und wer das nit tun wolte und ungehorsam were, der bessert ouch zehen Pfunt Pfennige'.

** Noch im 15. Jahrhundert erneuert der Rath in Strassburg den Befehl, dass jeder von einer Zunft zur andern übertreten kann, sobald er vor Meister und Rath geschworen, ‚daz ime daz antwerck, dahin er kummen wil, nützer und weger sige, denn das, by dem er vorgewesen ist, und ouch daz er das nit tuge darumb, das er mynre diene an dem ende, do er hinkummen wil, denn er vor gedient hat'.

*** Vergl. einen solchen Streit vom Jahre 1427, Gérard ‚Les artistes de l'Alsace II, 70

Streitigkeiten darüber, ob die Betreffenden die Steuern und persönlichen Dienste, die auf der Zunft lasteten, mitzutragen hätten und nicht darüber, ob eine bestimmte Arbeit ausschliessliches Recht einer Zunft sei, ob ihr ein Verdienst entgehe. Die Zunft nahm daher ab und zu auch Leute auf, die ihr Handwerk nicht trieben: blos zu Stubenrecht, nicht zu Zunftrecht; sie verstärkte dadurch ja ihre Steuer- und Dienstkraft. Ich zweifle auch nicht, dass hier in Strassburg, wie in Basel, jeder in der ältern Zeit mehreren Zünften angehören konnte, d. h. einfach, wenn er verschiedene Gewerbe trieb, was freilich nicht häufig gewesen sein wird, unter den verschiedenen Gewerbegerichten stand. Nur wird hier, wie in Basel, eine solche Doppelstellung bald wegen der Steuern und Dienste zu drückend geworden und darum nicht mehr vorgekommen sein.

Jedenfalls aber waren die Mitglieder der Zunft, die das Gewerbe nicht trieben, an Zahl unbedeutend gegenüber den gewerblichen Genossen. Und es ist daher ganz falsch, die Zünfte jener Tage blos als politische Verbände zu betrachten, wie Kriegk für Frankfurt gethan, anzunehmen, der gewerbliche Charakter derselben gehöre einer viel späteren Zeit an. Nein — der Kitt, der die Zunft zusammenhielt, war damals noch mehr als später die Gemeinsamkeit der Interessen. Gleiche Bildung, gleiche Vortheile, gleiche Handwerksgeheimnisse, gleiche Sitte und gleiche Standesehre verband in der Hauptsache die Mitglieder, und vor allem in dieser Interessengemeinschaft lag ihre Kraft gegenüber den Constofeln, die aus den verschiedensten Elementen bestanden. Die Constofeln mochten sich rühmen, dass ihre Beamten zugleich im Rathe sässen; in sich waren sie gespalten. Die Zunft hatte nur homogene Mitglieder, die, geschult durch die allseitigste Schule der Selbstverwaltung, zusammengekittet durch alle menschlichen, socialen und rechtlichen Bande, einer für alle und alle für einen standen. Die Constofeln konnten mit dem Rath nicht in Conflict kommen, weil in ihnen dieselben Elemente wie dort die Führung hatten. Umgekehrt aber stand es mit den Zünften. So gut oder besser organisirt als jene hatten sie keine Vertretung dort oben. Wohl

traten einzelne reich gewordene Zünftler in die Constofeln und zum Patriciat über; wohl hatten im 13. Jahrhundert ab und zu einige Handwerker im Rathe gesessen; aber das hatte gegen 1300 wieder ganz aufgehört; schroffer als früher schloss das Patriciat jeden nicht Ebenbürtigen aus; einige wenige kurfähige Familien ernannten den jährlichen Rath. Und doch ruhte auf diesen ausgeschlossenen Handwerkern ein guter Theil der Verwaltung; sie machten einen schwer wiegenden Theil der Bevölkerung, der Steuerzahler, der militärischen Mannschaft aus. Was Wunder, wenn sie endlich mehr verlangten, wenn sie nicht damit zufrieden waren, dass man bei wichtigen Angelegenheiten ihre Schöffen, wie die aus den Constofeln zur Berathung versammelte (denn auch die Handwerkerschöffen wurden, wie bereits erwähnt, vom Rath ernannt*), dass sie unter sich einen stillschweigend zusammenhaltenden Verband bildeten. All das konnte nicht genügen. Immer drohender zogen sich in den ersten Jahrzehnden des neuen Jahrhunderts die Gewitterwolken über dem alten Rath zusammen.

Und doch entbehrte derselbe gegen 1300 und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts weder der hervorragenden tüchtigen Männer, noch der grossen rühmlichen Leistungen. Die regierenden Herrn hatten das stolze Gefühl, die Stadt auf den Höhepunkt ihrer Macht geführt zu haben; sie waren tapfere Soldaten, verschlagene Diplomaten, gewandte Geschäftsleute: sie hatten eben die Münsterfaçade fertig gebaut, wie zahlreiche andere öffentliche Bauten vollendet; sie hatten das Stadtrecht von 1322 rasch und in seiner Art vollendet fertig gebracht; sie gründeten zahlreiche Kirchen und Spitäler. Kurz sie waren im Einzelnen nicht ohne Verdienst; vielleicht war ihre technische Geschicklichkeit im Detail der Geschäfts-

---

* Siehe die gesetzliche Bestimmung von 1322 Hegel II, 955: Man sol hinanfürder nyeman schöffel machen, ez si danne daz viere oder drie erbare manne von sinem antwerke oder von der constofeln damit er danne dienet, mit ime vür unsern rat koment und von sinen wegen bittent und vordernt, daz man in schöffel mache, und daz si och vor in sagent, daz derselbe man ein erbar biderbe unversprochen man si one alle geverde.

führung noch gestiegen; — aber ihr moralisches Niveau war gesunken. Der Sinn für Recht und Gerechtigkeit war im Interregnum tief erschüttert worden; die neue Zeit mit ihren neuen Formen des Verkehrs und Erwerbs hatte einen zugreifenden Sinn für Besitz und Genuss erzeugt, dem die alten Schranken der Sitte fehlten. Die Gesichtspunkte einer grossen Politik waren in dem Masse verloren gegangen, als die deutsche Reichsverfassung sich auflöste. Sie waren übermüthig geworden, diese städtischen Patricier, seit sie Niemanden mehr über sich fühlten; kein Bischof, kein Kaiser hatte ja ihnen mehr etwas zu sagen. Mit verletzendem Hochmuth hatte eine Strassburger Gesandtschaft dem Kaiser Heinrich VII. sich als gesandt von den ‚Herren von Strassburg' vorgestellt und sich nur schwer bedeuten lassen, dass der Herr von Strassburg der deutsche König und der städtische Rath seine Diener seien. In üppigem Reichthum blähte sich die städtische Ehrbarkeit, und die schönen Strassburger Patricier- und Kaufmannsfrauen, die später den König Sigismund so zu bezaubern wussten, werden nicht minder stolz gewesen sein als die Kölner, die in jenen Tagen erklärten, auch für eine Königstochter wäre es nicht das schlimmste Loos, ein reiches Kaufweib zu Köllen zu werden. Mit verletzendem Hochmuth trat der gesteigerte Luxus der Vornehmen den untern Klassen gegenüber. Und neben den Schattenseiten einer Aristokratie des Besitzes entwickelten sich die einer entarteten Aristokratie der Waffen. In engster Berührung und Verwandtschaft mit dem Landadel, nahm der Stadtadel mehr und mehr an der Rauflust und Turnierspielerei des sinkenden Ritterthums Theil. Die zahlreichen kleinen Fehden auf dem Lande spielten bis in die Stadt, bis in den Rath, bis in die grossen städtischen Familien hinein. An rohe Gewalt gegen den friedlichen Bürger, gegen Schwache und Hülflose gewöhnten sich die Herren. Wir erfahren von blutigen Zwisten im Innern der patricischen Familien, die nicht ohne Blutvergiessen und Todtschlag abgingen*. Die Händel der adeligen Familien unter einander wurden zum Verhängniss für die patricische Alleinherrschaft überhaupt.

* Strobel, Geschichte des Elsasses II, 140.

Freilich verbarg sich dieser ganze innere Umschwung zunächst unter einer glänzenden Aussenseite. Die heitere alemannische Lebenslust erging sich in nicht endenden Mummereien und Gastmahlen, Schifferstechen und Turnieren und alle Klassen der Bevölkerung nahmen, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, an dieser steigenden Genusssucht, und Lebenslust Theil; aber die untern Klassen wurden dadurch zunächst nur anspruchsvoller, die obern gingen an wahrer Bildung zurück. Der Sinn für edle und feinere Lebensart sank in demselben Masse, als die ritterliche Dichtkunst verblüte, die Possenreisserei und das Gauklerthum zunahm. Nicht gute Zucht, nicht Friede, nicht Anstand war es, was man bei den Festen jener Tage mit ihrer zunehmenden Zahl von Spielleuten und fahrenden Weibern lernte. Alles wirkte damals zusammen — sagt einer unserer bedeutendsten Litterarhistoriker — der Nation das Bewusstsein ihrer Würde und ihrer innern Einheit zu rauben, mit der Herrschaft der niedrigsten Leidenschaften Rohheit und Verwilderung der Sitten in allen Ständen und Lebensverhältnissen bis zum Uebermass zu steigern. Und am tollsten trieb es die heranwachsende adelige Jugend, die *jeunesse dorée* jener Tage, über welche die Klagen nicht verstummen, bis im 15. Jahrhundert der rohere Theil des Adels die Stadt verlässt. Gerade jener Auszug eines Theiles der Patricier (1419) hat Veranlassung gegeben, die Sünden dieser jungen Herrn nur für einige Jahre protokollarisch zu verzeichnen und dieses Schriftstück ist uns erhalten*. Wir sehen daraus, dass das tägliche Prügeln von Handwerkern und Krämern, das Schänden und Nothzüchtigen von Bürgersfrauen und Mädchen, die täglichen Bubenstreiche aller Art nicht aufhörten; in einer Nacht hatte die adelige Jugend alle Fischkästen ausgeleert, in der andern alle Krambuden um den Münster herum abgedeckt; fast in jeder Woche war eine Abtheilung Scharwächter geprügelt, andere ins Wasser geworfen worden. Wenn der Handwerker bei dem vornehmen Patricier Geld einkassiren wollte, so wurde er geschlagen. ‚Solchen gewalt — sagt Closener — und andere manige unlüste begingent sü an armen lüten‘.

* Schilter-Königshoven S. 817 ff

Es ist ein geringer Trost, dass er hinzufügt, ‚das dotent sü doch nit alle, wand ir maniger was, die niemanne keinen gewalt dotent.‘

Und doch war all das noch nicht das Drückendste. Es waren einzelne Missbräuche, begangen von Individuen, von dem Auswurf der patricischen Partei. Wichtiger war, was die regierenden Herrn selbst thaten, wichtiger war, dass die Coterie- und Parteiwirthschaft täglich zunahm, dass die Patricier mehr und mehr in ihrem Interesse, in ihrem Geld-, in ihrem Familieninteresse regierten. Schon 1261 hatte der Bischof Walther von Geroldseck die Handwerker daran erinnert, dass die Patricier die Steuern so eingerichtet, dass die gemeinen Bürger gearmert, die Gewaltigen aber gereichert würden, dass die Almende den Armen entzogen und unter die Reichen vertheilt würde. Immer parteiischer wurden die Aussprüche des patricischen Stadtraths, wenn er zu Gericht sass; der Arme konnte überhaupt zu keinem Rechte mehr kommen, wenn er sich nicht entschloss, einem Edelmann als sog. Mundmann zu dienen, wie ein Gebure seinem Herrn auf den Dörfern dient, sagt Closener. Einzelne Patricier nahmen enorme Summen Geldes jährlich so von ihren Mundmannen ein. Die ganze städtische Freiheit schien durch diese neue Art der Leibeigenschaft bedroht.

Mehr und mehr schwand damit in den mittleren und unteren Klassen der städtischen Bevölkerung das Gefühl, dass die Patricier, die vornehmen Domherrn und die reichen Kaufherrn zu Recht den Löwenantheil von dem gesteigerten Reichthum erhalten hätten. Die sociale Missstimmung, die auf dem Lande mit dem steigenden Drucke der Feudallasten, mit dem Untergang der Altfreiheit sich längst vorbereitet hatte, wuchs nunmehr in den Städten ganz anders an als auf dem Lande. Hier lebten die beweglichen Massen unter dem Eindruck einer volkswirthschaftlichen Revolution, die das platte Land noch kaum berührt; hier in den engen Mauern der Stadt stiessen die Kräfte, die unter der Decke einer neuen Cultur sich noch immer die alten elementaren Leidenschaften des kampflustigen Bauern- und Hirtenvolkes bewahrt hatten, heftiger auf einander, massen sich Reichthum

und Armuth, Uebermuth und Elend näher aneinander. Erstaunt lauschte der Bürger und Handwerker der Mähre, die ihm von jenseit der Berge, von den italienischen Städten, von dem grossen Kampfe des *popolo minuto* und des *popolo grasso* kam; er hörte von den Kämpfen des Adels und der Zünfte in Flandern, von der Erhebung der Bauern in der Schweiz gegen die unerbittlichen harten Vögte. Allerwärts gährte es; das ganze Jahrhundert ist erfüllt von socialen Kämpfen. Bis hinüber nach England spielt die Bewegung. Es sind die Armen, die genährt von Wyckliffes Gedanken sich dort gegen die Reichen erheben. Was Froissart von den Kämpfen in Flandern fürchtete, das befürchtete man allerwärts: Siegen die *vilains,* so sprach der grosse Geschichtsschreiber, so wird der Adel ausgerottet. Es ist die grosse sociale Missstimmung, die als Folge des Uebergangs in eine neue Zeit auch in den beiden folgenden Jahrhunderten nicht zur Ruhe kommt. Der sociale Hintergrund der hussitischen Bewegung und der Reformationszeit ist derselbe, die Erhebungen des Ritterthums, der kleinen Leute in den Städten und der Bauern im 16. Jahrhundert sind die späten Nachklänge derselben gesellschaftlichen Erschütterung.

Es ist charakteristisch für die Zustände in den Städten zu Anfang des 14. Jahrhunderts, dass so viel von dem Gegensatz zwischen Reich und Arm die Rede ist. Fast in allen Urkunden der Zeit wiederholt sich die Wendung, man wolle die Dinge so ordnen, dass Reich und Arm zu ihrem Rechte kämen. Und doch gelang diess so wenig; immer aufs neue, immer schärfer, immer erbitterter stehen sich Reich und Arm gegenüber.

Nun waren die zünftigen Handwerker ja weder den Reichen, noch den Armen ganz zuzuzählen; es gab manche Wohlhabende unter ihnen, besonders in einzelnen Zünften; fast alle hatten etwas zu verlieren. Aber der Steuer- und Dienstdruck lastete doch schwer auf vielen. Die Ungerechtigkeit der Steuervertheilung, die in vielen Städten vorhanden war, und an die man auch da glaubte, wo sie nicht vorhanden war, weil man dem Handwerkerstand keinen Einblick in die städtischen Finanzen gestattete, wirkte überall und so wohl

auch in Strassburg mit, die Missstimmung und das Misstrauen zu erhöhen. Ein ziemlicher Theil des Handwerkerstandes war verschuldet und kaum erschwinglich waren die hohen Zinsen. Furchtbar wirkten die zahlreichen Hungerjahre auf den kleinen Mann, der ohne Besitz von der Hand in den Mund lebte, dem oftmals die Arbeit und der Absatz stockte, der in den theuren Jahren sich tief verschuldete, nur um nicht Hungers zu sterben. Uebermässig war der Gewinn, den in solcher Zeit die grösseren Grundbesitzer, die Kaufleute und vor allem die Juden machten. Wir haben in unsern Tagen — trotz all unserer socialen Kämpfe — keine Vorstellung mehr davon, wie das Kapital damals seine bevorzugte Stellung ausnutzen konnte, welche socialen und wirthschaftlichen Folgen sich daran knüpften, wie bei den damaligen Vorstellungen von der Berechtigung oder Nichtberechtigung des Wuchers, bei dem schroffen Gegensatz natürlicher Gewinnsucht und kirchlicher Lehren der Hass gegen den Besitzenden, gegen den Wucherer sich steigern musste. Von den Wucherern sangen die Geissler, die über die masslose Sündhaftigkeit der Welt zerknirscht 1349 nach Strassburg kamen, und denen die Bürgerschaft bei ihren Geisselübungen zu Tausenden weinend zuhörte:*

,O we, ir armen wůcherere,
Dem lieben got sint ir unmere.
Du lihest ein marg al umbe ein pfunt,
Daz zůhet dich in der helle grunt,
Des bistu iemer me verlorn,
Derzů so bringet dich gottes zorn.
Dovor behůt uns, herre got.'

Und wie man den Wucher für Unrecht ansah, so erblickte man allerwärts Raub und Gewalt, Pfiffigkeit und Betrug. Die herrschenden Gewalten nahmen nur allzu sehr Theil an diesem Zuge der Zeit. Gerade von oben herab gewöhnte man das Volk an revolutionäre Massenberaubungen. Die Justiz unterschied sich so vielfach kaum von dem gemeinsten Raube. Wenn Karl IV. den Frankfurtern nach

* Closener erzählt: ,man sol wissen: wanne die geischelere sich geischeltent, so was daz groste zůlauffen und daz groste weinen von andaht daz ie kein man solt gesehen'.

einem Aufstande, ehe die Unruhestifter noch verhört waren, ehe der Process noch begonnen hatte, meldete, es müssten dabei für ihn unter allen Umständen 8000 Goldgulden an Strafgeldern abfallen, so steht das auf einer Linie mit zahllosen Hinrichtungen und Verbannungen, die in den Städten von Patriciern und Zünftlern im 14. Jahrhundert vorgenommen wurden, nur um zugleich das Vermögen der Betreffenden einzuziehen. Schon als die Strassburger im 13. Jahrhundert gegen ihren Bischof zogen, liessen es die Patricier zu, dass die Handwerker die Curien der reichen Domherrn mit aller fahrenden Habe plünderten. Nach der Strassburger Revolution von 1349 theilte der neue Rath harmlos das Vermögen des abgesetzten, ohne Zweifel schuldlosen und persönlich ehrenhaften Ammeisters Peter Swarber in zwei Theile; die eine Hälfte gab er allerdings seinen Kindern, die andere aber erhielten die Mitglieder des Raths, ‚weil es gewonheit was, das man die besserungen under die rotherren teilete‘. Als der Bischof und alle umliegenden Fürsten 1392—93 Strassburg bekriegten, war ihre ausgesprochene Absicht die, die ungeheuren Schulden los zu werden, deren Gläubiger in dem reichen Strassburg sassen. So ist auch der furchtbare Judenmord in Strassburg, die Verbrennung von gegen 2000 Juden, mit der die sechstägige Revolution von 1349 abschloss, nichts so Aussergewöhnliches, wie man es oft dargestellt, es ist nur das grasseste Beispiel einer Massenberaubung, einer socialen Revolution, wie sie öfter im 14. Jahrhundert vorkam. Von der Vergiftung der Brunnen sprach man, an die totale Bestechung des Raths durch die Juden glaubte man; das was man wollte, war die Vernichtung der Schulden, die Beseitigung der unerschwinglichen Wucherzinsen, die Theilung des angeblich so widerrechtlich erworbenen Reichthums der Juden. ‚Waz men den Juden schuldig was, daz wart alles wette, unde wurdent alle pfant und briefe, die sü hettent über schulde, widergeben, aber daz bar gût, daz sü hettent, das nam der rot und teilete ez under die antwerg nach marczal‘, sagt Königshofen, und sein Vorgänger Closener fügt mit lapidarer Einfachheit und Naivität hinzu: das war das Gift, das die Juden tödtete. — Die Juden aber waren die Günstlinge des

Patriciats; der Hass der Handwerker erstreckte sich auf beide zusammen.

Die sociale Bewegung in den Städten war nicht von den Handwerkern allein getragen, sie wurde nur unwiderstehlich, wenn sie mit ihrer festen Organisation sich ihr anschlossen. Sie war auch entfernt nicht blos auf wirthschaftliche Ursachen zurückzuführen; nicht die, welche am meisten Noth litten, sondern die, welche ziemlich weit über dieser untersten Stufe mit der bestehenden Vertheilung der Güter und Ehren, der Steuern und Lasten am unzufriedensten waren, gaben den Ausschlag. Neben begründeten Klagen wurden ebenso viele unbegründete vorgetragen. Die Leidenschaften waren erwacht, der Hass und der Neid drängten sich hervor, nur allzu oft bis zur Raserei und bis zur schamlosen Gemeinheit gesteigert, — und neben ihnen, edler in der Grundlage, aber vielleicht noch heftiger und verzehrender in den Folgen die kirchliche, die religiöse Erregung. Und es will mir scheinen, als ob die gerade in Strassburg wesentlich mitgewirkt hätte, die ersten demokratischen Erhebungen von 1308 und 1332 herbeizuführen; denn sie fallen der Zeit nach zusammen mit den Höhepunkten des damaligen kirchlichen Conflictes.

Schon im 13. Jahrhundert standen vielfach in den Städten die Bettelmönche ebenso auf Seiten der untern Klassen, der Handwerker, wie die vornehmen reichen Domherrn und alten reichen Klöster auf Seite des Patriciats. Strassburg war seit dem 13. Jahrhundert nächst Köln der Hauptort für die philosopisch-theologisch-kirchenrechtliche Schule des Dominicanerordens geworden, aus dem ziemlich verschiedene Bewegungen, hauptsächlich aber auch die grossen Mystiker Strassburgs im 14. Jahrhundert, der Meister Eckhart, Johannes Tauler und andere hervorgingen. Ketzerische Secten wucherten in der Stadt, eine wachsende religiöse Laienbewegung entfaltete sich. Das Volk fing an direct seinen Gott zu suchen, je mehr es empört war über die Verderbniss von Papst und Cardinälen, Bischöfen und Domherrn, je mehr es klar wurde über die Habsucht der Beichtväter und die Unkeuschheit der Priester. Und je stärker die Angriffe wurden, desto mehr schlossen sich das bedrohte Patri-

ciat und der vornehmere Theil des Klerus zu gemeinsamer Abwehr zusammen. Als zu Anfang des 14. Jahrhunderts wieder durch ganz Deutschland die Losung erklang: hie Welf, hie Waiblinger, da stand die mächtigere der beiden Strassburger Adelsfactionen, die der Zorne, auf päpstlich-welfischer Seite. Und als das Grässliche geschehen, als deutsche Fürsten ihren König 1308 ermordet, da ging es wie eine grosse Springwelle durch das ganze Reich; in allen Städten brach der Sturm los, so auch zum erstenmale, freilich vergeblich, in Strassburg gegen den hochmüthigen Bürgermeister Nikolaus Zorn. Am lebendigsten aber wurde der Kampf, als Ludwig der Baier, der Bürgerkönig, und Friedrich von Oesterreich, der Pfaffenkönig, sich gegenüber standen. Wie auf einem Vulkan lebte man in Strassburg, die Zorne waren österreichisch, die populären Mülnheime, die andere Adelsfaction, waren bairisch gesinnt; die Händel dieser Adelsfactionen hatten einen unerträglichen Grad erreicht; zwei besondere Aufgänge hatte man am neuen Rathhause für die beiden Parteien geschaffen, damit die Händel nicht schon auf der Treppe begännen. Und dazu nun der aufregende kirchliche Conflict! Der päpstliche Bann über den Bürgerkönig wurde 1323 verhängt; 17 Jahre wurde die Messe nicht gelesen in den meisten Städten des Reiches, die zum Kaiser hielten. Auch in Strassburg waren es nur noch die Prediger und Barfüsser, ‚die wider des Papstes Briefe sangen‘. Als auch die Prediger nicht mehr singen wollten, erklärten ihnen die Strassburger Bürger, ‚süt das sü vor hettent gesungen, so soltent sü auch fürbas singen oder us der stat springen‘, wozu es dann auch kam. Die Magdeburger schlugen ihren Erzbischof mit eisernen Stäben todt (1325), die Berliner ermordeten den Propst von Bernau an der Thüre der Marienkirche, als er den Bann gegen den König zu verkünden wagte. Ueberall erhob sich das entrüstete nationale Selbstgefühl der mittlern und untern Klassen gegen den Klerus, und in einer Reihe von Städten knüpft sich an diese gewaltige kirchliche Bewegung der Sieg der Zünfte über das Patriciat, das in seiner Majorität auf welscher Seite stand und damit sich sein Todesurtheil selbst ge-

schrieben hatte. Die Strassburger Zunftrevolution fällt wie die so mancher andern Städte ins Jahr 1332. Damals, sagt Closener, kam die Gewalt aus der Herren Hand an die Handwerke, ‚daz doch den handwerken ein gros notdurft waz, wand die herren begingent grossen gewalt an in.‘

Der Umschwung war innerlich berechtigt, wie er äusserlich den veränderten Machtverhältnissen entsprach. Die regierenden Herren hatten sich unfähig gezeigt, den Frieden der Stadt — das erste Gebot ihrer Existenz — zu bewahren. Eines ihrer übermüthigen Gelage — man hatte bis in die späte Nacht getanzt und gezecht — war zur blutigen Schlacht zwischen den Zornen und Mülnheimen entartet. Um zu hindern, dass dieser Kampf weitere Dimensionen annähme, besetzten die Handwerke die Thore, das Rathhaus, setzten sie einen neuen Rath ein, wovon sie den Adel und die Kaufleute nicht ausschlossen; ja es scheint nach den Namen der neugewählten Städtemeister und des Ammeisters, dass ein wesentlicher Theil der Ritter und Bürger zu den Handwerken hielt, wohl der Theil, der nicht in dem Parteitreiben der beiden sich bekämpfenden Factionen aufgegangen war. Sonst war der Unterschied der neuen Rathskur nur der, dass man statt nach der Geburt nach dem Verdienst der Rathmannen fragte und von jedem Handwerk einen in den Rath hinein setzte. Das Einzige, was man gegen die Patricier that, war, dass man diejenigen adeligen Trinkstuben, die auf der Almende, auf städtischem Eigenthum standen, abbrach; politisch von Bedeutung war, dass der Ammanmeister, der Meister der Ambatleute, der Vorstand der Schöffen, als Haupt der Handwerker von nun an den Vorrang vor den Städtemeistern haben, dass sein Eid allen andern Eiden vorgehen sollte.

Massvoll also hatten sich die Handwerker 1332 gezeigt; aus einer tüchtigen Schule der Selbstverwaltung kommend, von der volksthümlich gewordenen Bildung der Zeit bereits berührt, kunstfertig und fleissig, Repräsentanten eines mannhaften, tüchtigen Mittelstandes, traten sie ins Regiment ein. Freilich waren auch sie nicht frei von den Fehlern der Zeit; aber zunächst zeigten sie sich bei ihnen in viel geringerem Grade als bei den Patriciern. Und sie hatten jedenfalls

eines für sich, — die militärische Macht. In den Zünften und nicht in den ritterlichen Glefen der Constofeln lag seit geraumer Zeit die kriegerische Kraft der Stadt. Darum war die Revolution so leicht gelungen; darum behaupteten die Zünfte die Gewalt hier wie anderwärts. In der Geschichte der militärischen Organisationen haben die zünftlerischen Fussheere ihren Höhepunkt im 14. Jahrhundert; sie waren die technisch vollendetste militärische Organisation der Zeit.

Schon seit den Tagen des unglücklichen Kaisers Heinrich IV. hatte das bürgerliche Fussvolk eine Achtung gebietende Stellung neben den berittenen Gefolgschaften der *milites* sich errungen. Das Ritterthum hatte seine Zeit gehabt, es hatte mit der an dasselbe sich anknüpfenden Ministerialität Grosses geleistet; das deutsche Kaiserthum in seiner Heldenzeit ruhte darauf; die Vertreibung der Ungarn, die italienischen und Kreuzzüge, die Glanzzeit der Staufer, die Blüte des Minnegesangs, alle Herrlichkeit des 13. Jahrhunderts, selbst das Aufblühen der Städte hängt mit diesen Bildungen zusammen. Aber wie es mit allen grossen politischen und socialen Gebilden zu gehen pflegt, so sehen wir auch hier, dass nach einem langsamen Aufgang, nach einem langen Ringen und Tasten, welches die specifischen Lebensformen feststellen will, im Moment der Akme schon der Niedergang beginnt, dass der Geist der Form, der innere Gehalt dem äussern Mechanismus erliegt. Als das Ritterthum zur Zeit der Kreuzzüge in seiner äusserlichen Organisation, im Ritterceremoniel sich abschloss, als die grossen Ritterkaiser, Friedrich I. und seine Söhne und Enkel, ihre glänzendsten Ritterfeste feierten, da hatte das feudale Ritterthum seine militärpolitische Leistungsfähigkeit schon überschritten; und gegen 1300 war es bereits mehr eine gesellschaftliche, als eine politische, d. h. staatlich-militärische Institution. Das ritterliche Ceremoniel, das Pochen auf Wappen und Ahnen, auf Formen und zierliche Redeweise war wichtiger geworden, als der Dienst für den Kaiser und Lehnsherrn, für das Vaterland und die Vaterstadt; selbst die Waffen waren bereits durch das Turnierspiel unpraktisch geworden. Hülflos und unrühmlich unterlag der Ritter der bäuerlichen und bürger-

lichen Hellebarde, der Armbrust des städtischen Bürgers, hier bei Hausbergen wie in der grossen Sporenschlacht, in welcher die belgischen Zünftler die französischen Ritter niedergeworfen (1302), und in zahllosen andern Waffenproben. Vor allem Ludwig der Baier hatte die kriegerische Kraft des städtischen Fussvolks erprobt. Das Princip der allgemeinen Wehrpflicht war in den Zünften am kräftigsten wieder aufgenommen worden und trug, in den Dienst grosser popularer Interessen gestellt, seine Früchte. Systematisch wurde es durchgeführt: nur allzu häufig hatten sich die Bürger im Waffen- und Wachtdienst zu üben; die Zunftverbände waren zugleich feste militärische Verpflegungs- und taktische Verbände; jeder wurde controlirt, ob seine Waffen in Ordnung seien. Oft hatte man zu klagen, dass der Sinn dieser Zünftler nur ein zu kriegerischer, zu ewigen Auszügen bereiter sei. In Strassburg hatte man 1334 zahlreiche Wagen gebaut, um die Zünftler möglichst rasch im Felde zu bewegen. Eine aggressive kühne Politik, oft wohl durch die Lust nach Abenteuer und Beute genährt, wurde durch die Zünftler im 14. Jahrhundert jedenfalls eher gefördert als gehemmt; nur waren die Zünfte, schnell entschlossen zu jedem Auszug, auch schnell wieder abgekühlt in ihrem Eifer. Die Zunftheere waren zu furchtbaren vernichtenden Stössen zu brauchen in der Zeit der Noth; sie waren in der Nähe der Städte auch im kleinen Kriege jedem Gegner überlegen; aber sie waren nicht das Material, um in die Ferne zu wirken, um dauernd in lang ausgesponnenen Händeln der Rauflust des Ritterthums, den beginnenden Söldnerheeren, den Fürsten- und Ritterbünden die Waage zu halten. Damit hängt die veränderte äussere Politik der Städte im 15. und 16. Jahrhundert zusammen, auf die ich nachher kommen werde.

Zunächst haben wir innezuhalten und uns zu fragen, was das Resultat der veränderten Verfassung Strassburgs, des Eintritts der Zünfte ins Regiment war?

Die Antwort hierauf ist nicht leicht, weil die äussern und innern Geschicke Strassburgs noch unter dem Drucke so vieler anderer Ursachen standen, die hiermit nur indirect oder gar nicht zusammenhängen, weil wir wohl das letzte

Gesammtresultat aller dieser Ursachen, aber nicht den Antheil jeder einzelnen heute mehr erkennen können.

Das letzte Gesammtresultat ist nun freilich auch kein einfaches; aber es lässt sich doch ungefähr dahin zusammenfassen, dass Strassburg von 1332 bis 1392, was seine äussere Macht, seinen politischen Einfluss betrifft, trotz der mehrmals so stark decimirten Bevölkerung, trotz des oftmals so hart getroffenen Wohlstandes in aufsteigender Linie begriffen ist, dass eine üppige Kraft, ein ausserordentlich frisches Leben in der Stadt pulsirt, das durch die gewaltigsten Schläge des Schicksals sich nicht beugen lässt, — dass aber neben der Abstellung vieler alten Missbräuche doch neue in Menge sich zeigen, dass die Stadt innerlich nicht zur Ruhe kommt, dass die hässlichen Parteikämpfe, die wüsten Händel der Adelsfactionen nicht aufhören, dass es ehrgeizigen Zünftlern und Patriciern wiederholt gelingt, die ganze Verfassung in Frage zu stellen, dass eine kühne auswärtige Politik zuletzt mit einer grossen Niederlage endigt, welche die Stadt auch materiell aufs tiefste schädigt. Strassburg scheint gegen die Wende des Jahrhunderts, trotz aller Kraft, die es noch birgt, eine Zeit lang nahezu politisch und finanziell bankerott. Die Stadt steht in der ersten Zeit des 15. Jahrhunderts vor der Erkenntniss, dass sie, ‚die einst in allen Landen größlich und löblich verrühmet und mannigfaltig gelobet worden, nunmehr bei unlangen Jahren zu schwerem Fall und Abgang, zu grossem Kummer und Bresten kommen, dass sie mit Mahlgeld, hohen Zöllen und anderen Steuern größlich beschwert sei, dass merklich Unordnung und unziemlich Sachen in ihr vorkämen und die Stadt um ihr Gut brächten, dass endlich Reich und Arm, wenn das noch länger währe, zu ganzer Verderblichkeit kommen werde.‘ *

War das etwa nur die Schuld des Zunftregiments, von dem wir eben noch rühmten, dass es massvoll begonnen, dass es bei seinem Eintritt den inneren und äusseren Verhältnissen entsprochen habe? Gewiss nicht; die Zünfte führten zwar

* Es sind etwas umgestellt und zusammengezogen die Worte aus der Einleitung zur XVer Ordnung.

jenes goldene politische Zeitalter in den Städten des Mittelalters nicht herbei, von dem ältere Geschichtsschreiber so gerne sprachen*; aber ebenso wenig war das Zunftregiment (vollends wo der aristokratische Einfluss so mächtig blieb, wie in Strassburg) an allen Uebeln des 14. Jahrhunderts schuld. Was hatten z. B. die Zünfte mit den grossen Naturcalamitäten der Zeit, mit dem Schicksal der deutschen Reichspolitik, mit dem Zerfall der Kirche, mit dem Raubritterthum und anderen Störungen des Handels und Verkehrs zu thun?

Wie bedeutsam aber solche von Aussen kommende Schläge wirken mussten, will ich nur durch einige Anführungen belegen. Im Jahre 1343 zerstörte ein Brand über 50 Häuser, und im selben Jahre begann mit einer furchtbaren Ueberschwemmung jene Zeit des Misswachses, der Erdbeben, der Hungersnoth, die ihren Höhepunkt 1349 erreichte, als der schwarze Tod täglich 80—90 Menschen, im Ganzen angeblich ein Drittel der Stadtbevölkerung wegraffte. In demselben Jahre traf den Strassburger Handel ein harter Schlag; Karl IV. hatte den rheinischen Fürsten eine solche Erhöhung der Rheinzölle gestattet, dass der Rath lieber von Anfang 1349 bis Mitte 1351 die Rheinschifffahrt durch Pfähle und Ketten total sperren liess. Wenn nun fruchtbare Jahre, ein Aufschwung des Handels, 1358 der Bau des Kaufhauses folgten, so war doch schon 1356 wieder ein Erdbeben, 1358 bis 1360 ein grosses Sterben, besonders in den untern Klassen, 1363 wieder ein solches und 1365 der erste Einfall der Engländer ins Elsass zu verzeichnen, der den Wohlstand des Landes mehr als den Strassburgs schädigte, aber eine zerstörte Ernte und Theurung für beide hinterliess. Es folgten nun eine Reihe schlechter Jahre; ‚sechs Jahre hindurch waren Mangel und Jammer in dem argverwüsteten Elsass allgemein**.‘ Zu gleicher Zeit war das Fehdewesen schlimmer als je; ewig zog man gegen einzelne Ritter und Städte aus; 1372 nahm die städtische Mannschaft 56 Strassenräuber auf einmal in einem belagerten und erlegenen Raubritterschlosse gefangen; 3 wurden als Geisseln behalten, die übrigen fielen dem Rad,

* Ich erinnere z. B. an Barthold.

** Strobel II, 349.

dem Galgen und dem Richtschwert anheim. Ins Jahr 1375 fällt der zweite Einfall der Engländer ins Elsass, nachdem das Jahr zuvor der Veitstanz in Strassburg sich gezeigt, als ein Beweis der Nervenüberreizung, der leidenschaftlichen sinnlichen, wie geistigen Erregung der Zeit:

,Viel hundert fiengen zu Strassburg an,
Zu tanzen und springen, Frau und Mann
In offenem Markt auf Gassen und Strassen.
Tag und Nacht ihrer Viel nicht assen,
Bis ihnen das Wüthen wieder gelang.
St. Vitstanz ward genannt die Plag.'

Und wenn nun wieder einige gute Jahre kamen, so folgte doch 1381 wieder ein ,Sterbotte, den schetzete man also gros und langwerende. also ie keiner vor was zu Strassburg gewesen', Einen Vortheil hievon hatten nur die Kirchen, die damals so reich wurden, dass mehrere zu Neubauten schritten. Auch in den folgenden Jahren, in denen die politischen und kriegerischen Unruhen immer störender wurden*, wiederholte sich Pest und Krankheit; 1387 kam ein Siechtag, dass unter 10 Menschen kaum einer gesund blieb; 1397 kam nach dem furchtbaren Brande, der von der Nikolauskirche bis zur Krutenau hin 400 Häuser zerstörte, ein ,Sterbotte' in die Stadt von achtjähriger Dauer; nur zeitweise traten Pausen dazwischen ein; auch 1410, 1414, 1417, 1419, 1424 und 27 sind als besondere Krankheits- und Sterbejahre bezeichnet; 1414 war es so, dass ab und zu kein Brod in der Stadt zu haben war, weil die Bäcker alle an dem sogenannten ,Bürzel' litten, der zwar nicht den Tod, aber theilweise Wahnsinn zur Folge hatte.

Ebensowenig nun als hiefür, sind die Zünfte als solche für die Wechselfälle der auswärtigen Politik Strassburgs verantwortlich zu machen. Keinem Zweifel zwar unterliegt es, dass sie, weniger weitsichtig als die vornehmeren, mit der Reichspolitik vertrauteren, vom augenblicklichen Stand der Geschäfte unabhängigeren Patricier, oftmals die Hülfe versagten,

* Strobel II, 400: ,Es finden sich in der Geschichte des Elsasses, sowie der benachbarten Gegenden wenige Zeitpunkte, wo Unruhen und Erschütterungen so allgemein waren, wie in dem gegenwärtigen (von 1378—92).'

zu keinem Entschluss zu bringen waren, wo es klug gewesen wäre, ein Opfer zu bringen, dass sie schlechtere Diplomaten und Staatsmänner als jene waren. Aber im Ganzen hatten die Patricier doch in diesen Fragen die Leitung in Strassburg; und auch ihre Fähigkeiten reichten nicht aus; auch sie standen nicht hoch genug, auch sie waren zu oft von kleinlichen Sonderinteressen beherrscht, von localen Familienfehden beeinflusst, um richtig das Steuer des städtischen Staatsschiffes zu führen. Jedenfalls bedürfte es erst einer genaueren Untersuchung, um festzustellen, wen die Hauptschuld trifft, dass die grossen Ziele städtischer Politik nicht erreicht, dass Strassburg besonders 1390—92 in so schlimme Lage kam. So weit die Sache heute aufgeklärt ist, wird man nicht einmal sicher sagen können, ob überhaupt ein anderer Geist und grössere Fähigkeiten für Strassburg und für die andern Reichsstädte eine andere Wendung der Dinge hätte herbeiführen können.

Seit dem grossen rheinischen Städtebund des 13. Jahrhunderts ruhte der öffentliche Rechtszustand in Deutschland wesentlich auf den Bündnissen der einzelnen Glieder des Reichs, vor allem auch auf den Städtebündnissen. Die Geschichte des 14. Jahrhunderts ist ein endloses Anknüpfen und Wiederauftrennen von einzelnen Fäden, die in Form von Bündnissen und Verträgen einerseits Ruhe und Frieden aufrecht erhalten, andererseits den sich zusammen schliessenden Elementen eine Steigerung ihrer Macht, ihres Einflusses bringen sollen. Auf der einen Seite stehen die Städte, auf der andern die Fürsten. Die Ritterschaft, halb städtisch, halb ländlich, war getheilt, sie neigte sich bald mehr den Städten, bald mehr den Fürsten zu, oder suchte sie in Ritterbündnissen Politik auf eigene Faust zu treiben. Das Wesentliche war zunächst der Kampf zwischen dem Fürstenthum und dem Städtethum; es musste zuletzt das Spiel der Waffen darüber entscheiden, ob die künftigen politischen Neubildungen in Deutschland aus dem Chaos der Reichsverfassung heraus an die Städte oder an die Fürsten sich anschliessen werden, ob die Zukunft Deutschlands den Städtestaaten gehören werde, wie in Italien, oder den Fürstenstaaten.

Der Ehrgeiz der Städte, wie ihr wirthschaftliches Interesse nöthigte sie, den Versuch mit allen Mitteln zu wagen, sich zu wirklichen Staaten zu erweitern. So selbständig, so gross, so mächtig, so reich waren sie bereits geworden, dass kein Ziel ihnen zu hoch schien. Sie verfügten über die besten Truppen, über das beste technische Kriegsgeräthe, sie besassen die besten neuen Schlangen- und Steinbüchsen, die Katzen und Ebenhöher, die Dumbler und Hürden und wie die Kriegsmaschinen jener Tage alle hiessen*; sie hatten Geld, Söldner und arme adelige Rittter in Dienst zu nehmen; hinter ihren Mauern barg viel ausschliesslicher als heute sich Alles, was auf Bildung, auf Fortschritt Anspruch machte. Täglich kam der Adel der Umgegend in grössere Abhängigkeit von dem städtischen Kapital; um die Wette kauften die Städte und die reichen Patricier nebst der Kirche den armen Adel aus; den reicheren aber suchte man in einer eigenthümlichen Form langsam. allmählich in den städtischen Staatsverband hereinzuziehen, nämlich in der Form des sog. Ausbürgerthums. Man nahm, wie man gewöhnliche Bürger und Bauern, die nicht in der Stadt wohnten, als sog. Pfahlbürger der Stadt verpflichtete, Adelige, die nicht in der Stadt wohnten, die im Lehns- und Dienstverband von Nachbarterritorien standen, als sog. Ausbürger an. Und besonders Strassburg war hierin unermüdlich. Wie eine grosse Spinne in der Mitte des Netzes, so sass die Stadt in der Mitte der Oberrheinebene, täglich ihre Fäden weiter ausdehnend, einen Grafen und Herrn, einen Edelmann und Ritter nach dem andern in ihr Ausbürgerbuch schreibend.

Durch diese Freyheit, sagt der alte Wencker, gewann die Stadt Strassburg so viel Bürger, dass es ohn massen war. In den Gerichten ‚Appenwiler, Oberkirch und Noppenau‘ hatte sie 70 Bürger, in anderen Gerichten entsprechend; über das ganze Elsass, den Breisgau und Sundgau, die gesammten

---

* Strobel II, 324: die Katzen sind Wurfgeschütze, die Ebenhöher bretterne Schutzdächer, die bis oben an die Mauern reichten, die Dumbler sind Schleudermaschinen, die Hürden Stosswerke; diese und andere Maschinen verpflichtet sich die Stadt in dem Bündniss mit dem Bischof von 1359 für den Kriegsfall zu stellen.

benachbarten Lande und Herrschaften dehnte sich das Institut aus. Einer der Städtemeister hatte das Ausbürgerbuch in Verwahrung und führte Rechnung über die Einnahmen von den Ausbürgern. Wichtiger aber war die militärische Hülfe, zu denen die Ausbürger sich verpflichten mussten. Sie waren förmlich für den städtischen Dienst organisirt; besondere städtische Hauptleute (so z. B. 1360 drei an der Zahl*) führten sie. Durch sie hatte die Stadt in allen Nachbarterritorien feste Stützpunkte, gute Spione, zuverlässige Parteigänger. Durch sie höhlte die Stadt die umliegenden bischöflichen und fürstlichen Territorien gleichsam innerlich aus; es war eine verhüllte Annexionspolitik, die der Institution bewusst oder unbewusst zu Grunde lag. Zugleich war dieselbe dem städtischen Adel sehr bequem; er konnte überall Güter kaufen, zeitweise auf ihnen residiren, ohne darum sein Bürgerrecht zu verlieren; für den ganzen Zusammenhang zwischen städtischem und ländlichem Adel bildete dieses Rechtsverhältniss die reale Grundlage. Freilich musste die Stadt sich von ihren Ausbürgern, die sie doch nicht ganz in der Hand hatte, vieles gefallen lassen und liess sich vieles bieten. Täglich wurde sie wegen ihrer Ausbürger in Fehden verwickelt, täglich machten sich im Stadtrath Interessen geltend, die nicht sowohl städtische, als die einzelner Ausbürger und ihrer Verwandten in der Stadt waren. Aber man ertrug all das, weil ein Theil der städtischen Macht und des städtischen Einflusses auf den Ausbürgern ruhte, weil man durch das Ausbürgerthum zur ersten Stelle im Reich zu gelangen, in letzter Instanz zu einer selbständigen Territorialmacht zu werden hoffte.

Ich habe die langen Kämpfe, in die Strassburg mit seinem Bischof und andern Fürsten durch die Institution des Ausbürgerthums verwickelt wurde, hier nicht zu schildern. Sie waren unausbleiblich; auf jedem Punkte der Verwaltung, des Gerichts- und Steuerwesens mussten sich Collisionen durch die Doppelstellung der Ausbürger ergeben; vollends in mili-

* Siehe: die Uffrüstung der Ausbürger zu dem Krieg anno 1360, bei Wencker, collect jur. publ. II. disquisitio, de ussburgeris S. 76.

tärischer Beziehung waren die Conflicte unüberwindbare. Die kaiserliche Politik, zwischen städtischer und fürstlicher Gunst hin- und herlavirend, war bald den Städten in dieser Beziehung günstig, bald suchte sie das Ausbürgerthum zu vernichten. Hauptsächlich die goldene Bulle wandte sich dagegen. Strassburg pochte darauf, dass es alte Privilegien habe, die es zur Annahme von Ausbürgern berechtige, dass seine Ausbürger etwas anderes seien, als die verbotenen Pfahlbürger. Die verschiedensten Abmachungen wurden je nach dem Stand der allgemeinen politischen Lage und den jeweiligen Machtverhältnissen mit dem Bischof über die Ausbürger getroffen. Aber sie konnten eine allgemeine, klare Entscheidung der grossen Streitfrage nicht herbeiführen. Ueberall spitzte sich der Gegensatz zwischen Fürstenthum und Städtethum hauptsächlich durch diese Frage aufs äusserste zu*. Es musste zuletzt zum gewaltsamen Zusammenstoss kommen; der grosse Städtekrieg von 1388 begann äusserlich über andere Dinge; in Wahrheit wurde er geführt um das Uebergewicht im Reich, um die Entscheidung der Frage, ob die Städte ihre Annexionspolitik in der Form des Ausbürgerthums fortsetzen dürften.

Es war Strassburg von einer Partei in der Stadt widerrathen worden, dem grossen Städtebund 1381 beizutreten; aber es hatte sich doch dazu entschlossen; es hatte ihn 1385 in Constanz mit erneuert. Und so wurde es auch in die Niederlage der Städte 1388 mit hineingeflochten. Zwar hat die Stadt keine solche Schlachten verloren, wie die schwäbischen Städte; aber sie hatte sich, wie die andern Städte, dem Landfrieden von Eger 1389 zu fügen, der die alten städtischen Bündnisse aufhob; sie hatte sehr grosse Kosten gehabt, ihr Handel war aufs härteste getroffen. Anderthalb-

* Wencker sagt l. c. II, 135 von jener Zeit: ‚Indessen hatte das Pfahlbürgerat das ganze Land mit Unfried und Beschwernis erfüllt, allen Handel und Wandel niedergelegt, so dass ein elender Zustand im Elsass war. Ein Krieg und Vehde entstund über die andere. — — — — — Und wollten auch die Herren nicht eher Frieden halten, die Strassen und das Land beschirmen, sie würden dann zuvor ihrer Leute und Unterthanen versichert, besonders dessen, dass die Stadt Strassburg selbige nicht mehr zu Bürgern empfangen und haben wolte.‘

hundert Dörfer lagen im Elsass zerstört und gebrandschatzt da; die Lande waren so geschädigt mit Raub und Brande, erzählt Königshofen, ‚das me lütes verdarp und me armer lüte wurdent gemacht denne vor in vil hundert joren ie geschah.‘ Tag und Nacht hatten die Bürger an Thoren und Wällen gewacht; nur mit grossem Geleite zogen die Kaufleute aus; ‚vil strossen blibent also ungeübt, das sy mit grase und disteln verwůssent‘. Man sah nun ein, wohin die Städtebündnisse, die grosse Politik, die Theilnahme an kriegerischen Verwicklungen in Schwaben und im Herzen Deutschlands führe. Königshofen erzählt, die Städte hätten sich über ihre Niederlagen 1388 so entsetzt, dass ‚sü nüt vil me reysetent uf die herren, denne do es in nohe gelegen was, das sü möhtent desselben tages wider heym kumen und nüt durftent über naht usse sin‘.

Aber was noch schlimmer war, die Fürsten fühlten sich so gekräftigt, dass sie bald kühner gegen die reiche Stadt wurden. Man griff nach der Gelegenheit, sie zu schädigen, und diese bot einer ihrer Ausbürger, Brun von Rappoltstein, durch widerrechtliche Gefangenhaltung eines Engländers. Die Stadt kam schon 1389 in die kaiserliche Acht; ihre Kaufleute wurden festgehalten; alle ihre Feinde sammelten sich um sie; 1392 war die Stadt von allen Seiten umstellt. Das vor der Stadt liegende Hospital, das Elisabethkloster und alle Gebäude vor der Stadt wurden von den Bürgern selbst niedergebrannt. Die Feinde zerstörten die ganze weitere Umgebung, konnten jedoch der Stadt nichts anhaben, auch die Rheinbrücke nicht zerstören. Die militärische Ehre der Stadt war gerettet; aber ihre Finanzen waren unheilvoll zerrüttet. Sie musste doch zuletzt nachgeben, z. B. dem Kaiser 32000 Goldgulden, dem Markgrafen von Baden 2000, ihren anderen Gegnern andere bedeutende Summen zahlen. Die Gesammtkosten sollen für sie über eine Million Goldgulden betragen haben. Und so reich sie war, das war zu viel. Man sah nun, dass all die Ausbürgerpolitik mehr Gefahr als Nutzen bringe. Man suchte sich formell noch die alten Rechte zu wahren. Aber man wurde bescheidener gegenüber den Fürsten, immer vorsichtiger in der Aufnahme adeliger Ausbürger; und zwar darumb

— schrieb man 1433 — ‚das der Statt Strassburg untzhar grosser krige, kumber und koste von den ussburgern uff erstanden und kommen ist'.

Sehen wir so, dass das Schicksal Strassburgs jedenfalls nicht allein von seinem halb zünftlerischen Regiment bedingt war, so bleibt uns doch übrig, zu fragen, welche erkennbaren Folgen die politischen Rechte für die Zünfte als solche, und welche sie für das Stadtregiment gehabt haben.

Wie viele Zünfte vor 1332 in Strassburg existirten, wissen wir nicht genau; die Nachricht*, es hätten bis dahin nur 10 bestanden, scheint mir kaum glaublich; Closener berichtet uns nur, dass einer der ersten Schritte nach der Revolution von 1332 der war, viel Leute, die vormals Constofeler waren, zu neuen Handwerken (d. h. Innungen) zu machen: so die Schiffleute, die Kornkäufer, die Wagener und Kistner, die Gremper und Seiler, die Unterkäufer und Weinsticher. Der Rath bestand seit 1334 aus 8 Rittern, 14 Bürgern, 25 Handwerkern, von 1349—1420 aus 11 Rittern, 17 Bürgern und 28 Handwerkern; d. h. im Jahre 1334 gab es 25 voll berechtigte Zünfte, deren jede aus ihrer Mitte einen Rathsherrn jährlich zu stellen hatte, seit 1349 gab es deren 28**. Daneben existirten nun, trotz der Veränderung von 1332, noch mancherlei andere Gewerbtreibende, die es zu zünftigen Rechten, zu der abgeschlossenen Organisation als Verwaltungskörper ausserhalb der Constofeln nicht gebracht, wenn sie auch viel-

* Sie steht z. B. bei Hermann, notices II, 4.

** Lehr, l'Alsace noble, Bd. III Appendice: ‚le livre d'or du patriciat de Strasbourg' spricht S. 299 die Ansicht aus, die er aber nicht belegt, es seien schon 1332 28 Zünfte gewesen, von denen aber nur 22 jährlich einen Rathsherrn gestellt hätten, die übrigen 6 hätten gewechselt. Die 28 Zünfte in der Reihenfolge, in welcher sie gewöhnlich aufgeführt werden, sind folgende: 1 Cremer, 2. Brotbecker, 3. Metzger, 4. Tucher, 5. Küffer, 6. Gerber, 7 Weinleute, 8. Steinmetzen und Maurer, 9. Schmiede, 10. Schneider, 11. Schiffleute, 12. Kürschner, 13. Zimmerleute, 14. Weinruffer und Weinmesser, 15. Schuhmacher, 16. Goldschmiede, Maler und Schilter, 17. Kornleute, 18. Gärtner, 19. Fischer, 20. Bader und Scherer, 21. Salzmütter, 22. Weber, 23 Weinsticher und Weinverkäuffer, 24. Wagner, Kister und Drechsler 25. Gremper, Seiler und Obser, 26. Vasszieher, 27. Schiffzimmerleute, 28. Oelleute, Müller und Tuchscherer.

leicht einige den bestehenden Zünften analoge Rechte schon besassen. Wenn nun auf der einen Seite die Zahl der Zünfte sich nicht vermehren liess, ohne eine Aenderung der zünftigen Rathsstellen, wie sie z. B. 1349 stattfand, aber immer ihre Schwierigkeiten hatte, so hatten auf der andern Seite die Zünfte, als geschlossene Partei, das grösste Interesse, die in den Constofeln noch befindlichen Gewerbtreibenden zu sich herüberzuziehen. Sie wollten ihre Steuer- und Militärkraft dadurch vermehren und die Constofeln schwächen. Es liess sich das nur so ausführen, dass man doppel- und mehrfachgliedrige Zünfte schuf, die als politisches Corpus einheitlich, als gewerbliches in Abtheilungen gegliedert waren. Die Zünfte setzten es 1363 durch*, dass alle künftig zu Bürger Angenommenen, die nicht von ihrem Vermögen leben können, mit den Handwerkern dienen sollten; und zwar soll jeder mit dem Handwerk dienen, das seiner gewerblichen Thätigkeit am ähnlichsten sei. Es wird dabei speciell hervorgehoben, dass die Goldschmiede, Tuchscherer, Harnischmacher, Kannengiesser (Zinngiesser für Trinkgefässe), Vesseler (Holzgefässmacher) und Pergamentmacher einzelnen Zünften zugetheilt wurden; und es scheint, dass bei der Vereinigung nicht immer auf innere Verwandtschaft der gewerblichen Arbeit gesehen wurde, wie z. B. die Oelleute, Müller und Tuchscherer zusammengekoppelt wurden. Eine ähnliche Absicht verräth es, dass man zu dem Gebote schritt, wohlhabend gewordene Zünftler oder ihre Kinder sollten, was sie auch trieben, nicht mehr zu den Constofeln übertreten**. Die Zünfte wollten dadurch verhindern, dass sie ihre reichsten und angesehensten, zu Ammeister- und Rathsstellen passendsten Mitglieder verlören. Es war eine Massregel, die den Adel schwer kränkte, deren Beseitigung er nachdrücklich verlangte und anstrebte. Es war eine Massregel, die die städtische Bevölkerung erblich in zwei verschiedene Lager theilte.

Wenn durch dieselbe von nun an in jeder Zunft eine Anzahl Mitglieder waren, die das Handwerk nicht mehr

* Mone III, 160.
** Hegel II, 963–64.

trieben, wenn durch die vorher erwähnte Massregel in einer Reihe der Zünfte mehrere Gewerbe zusammen dienten, so möchte ich doch nicht zugeben, dass hiedurch schon im 14. Jahrhundert der Charakter der Strassburger Zünfte sich wesentlich geändert habe, dass sie dadurch den gewerblichen Charakter abgestreift hätten und zu ausschliesslich politisch - verwaltungsrechtlichen Körperschaften geworden wären. Die grösseren, einflussreicheren Zünfte blieben doch in der Hauptsache Genossenschaften desselben Gewerbes; diejenigen Mitglieder der Zunft, die ein anderes als das Hauptgewerbe derselben trieben, erschienen als ein unbedeutender, gleichgültiger Anhang. Die einzelnen Strassburger Zünfte verfolgen im 14. Jahrhundert deutlich und unverkennbar ihre speciellen gewerblichen Interessen; jede für sich will Vortheil von der Gewalt haben, an der sie Theil nimmt.

Während vor der Zeit der Zunftherrschaft von einer eigentlichen Autonomie der Zünfte nicht die Rede ist, die einzelne Zunft höchstens ihre rein innern Angelegenheiten selbständig ordnen darf, so erhält nun die Autonomie einen breiten Spielraum. Die Zünfte suchen sich von der Stadtgewalt möglichst unabhängig zu machen, jede Zunft sucht den Theil ihrer Statuten, der ihr Verhältniss zum Publikum ordnet, so einzurichten, wie es ihr passt. Die Zünfte fangen an das Eintrittsgeld und die Bedingungen des Eintritts beliebig in einzelnen Fällen zu ändern. Sie nehmen Leute an, denen sie ‚die Nachthut, den Wachdienst, das Reysen‘ erlassen, denen sie ausdrücklich vorschreiben, das Handwerk nicht zu treiben. Sie machen Schulden und erheben Steuern, ohne den Rath zu fragen. Sie handhaben die Gewerbepolizei, wie es ihnen passt. Soweit Aenderungen der Zunftstatuten oder einzelne Rechtsstreitigkeiten vor die städtischen Behörden kommen, sucht man sich zünftlerischerseits dadurch zu helfen, dass man die Fragen nicht dem Rath, sondern dem seit 1349 stets einer Zunft angehörigen Ammeister vorlegt, der sie dann unter Zuziehung einiger Altammeister entscheidet. Theilweise mochte das ganz passend sein, weil der Ammeister mit den Altammeistern in der That wesentlich Sachverständige waren. Aber es entwickelte sich dadurch doch ein Missbrauch nahe-

liegender Art; es entstand eine Klassengesetzgebung und -Jurisdiction in zünftlerischem Interesse und im Jahre 1419 hebt der ausziehende Adel nicht umsonst als eine seiner Hauptklagen hervor, dass der Ammeister die Späne unter den Handwerkern ohne die Städtemeister und die übrigen Rathsherrn schlichte, dass der Rath es dulde, wenn die Handwerker alles Mögliche auf ihren Stuben aufsetzten und feste hielten, während er das den Constofeln nicht gestatte. Es ist keine genügende Entschuldigung, wenn der Rath in dem Antwortschreiben hierauf sagt, derartige Dinge gingen ja doch die Ritter und Edelknechte nichts an.*

Und wie die Zünfte nach einer zu weit gehenden Autonomie, nach einer Umbildung des Gewerberechts in ihrem egoistischen Interesse strebten, so traten sie mehr und mehr auch im Steuerwesen, in der Frage der Aemtervertheilung, kurz in allen praktischen Geldfragen mit der Wucht, dem nackten Egoismus, der der Zeit überhaupt eigen ist, auf. Berechtigte und unberechtigte Forderungen gehen auch hier durcheinander. Niemand wird es der zünftlerischen Partei verargen, wenn sie es durchsetzte. dass der Adel gleichmässig zu den Steuern herangezogen wurde**; aber jedermann wird den Judenmord, dessen Schuld doch mehr oder weniger auf die Zünfte oder vielmehr den beweglichen schlimmern Theil derselben fällt, schrecklich und unentschuldbar finden. Die Corruption der Verwaltung, die Stellenjägerei, die Bestechlichkeit, das gewissenlose Plündern der öffentlichen Mittel, so weit es ging, das uns aus den Documenten von 1400—1433 erschreckend entgegentritt, hängt mit demselben Geiste zu-

* Der Adel verlangt 1419 die Beseitigung des Gesetzes, dass kein Handwerker zu den Constofeln übertrete, und mindestens dieselbe Autonomie, wie die Handwerker sie hätten: ‚Item die stubegesellen sullent wol maht haben ordenunge under in selbe zu machen und gerihte under jn selbs haben, nach iren gelegenheit, also alle antwerck uff jren stuben das pflichtig sint zu tunde.‘

** Ich kann hierüber nichts Selbständiges berichten; Hermann, notices, II, S. 4 sagt: ‚la noblesse — — — se trouvait de plus lésée et offensée par le statut de 1362, qui l'astreignoit à l'instar des autres membres de la commune, au paiement des contributions et à supporter la part des charges publiques.

sammen. All das ist ein Product desselben cynischen Erwerbstriebes, wie er in und ausserhalb der Zünfte damals sich geltend machte.

Immerhin aber ist es nicht diese allgemeine sittliche Signatur der Zeit allein, die wir gerade für die zuletzt erwähnten Missstände in der Verwaltung verantwortlich machen dürfen. Ja es will mir scheinen, als ob der formale Charakter der Verfassung und Verwaltung mindestens ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger sei, jene Entartungen zu erklären, von deren Existenz wir durch die Reformen des 15. Jahrhunderts unterrichtet sind. Ich muss, um zu erklären, was ich hiermit meine, noch mal etwas weiter zurückgreifen.

Der alte Rath war in seiner besten Zeit gegen 1200 ein kleines Regierungscollegium von 8—12 Personen, von lauter staatsmännisch geschulten Kräften gewesen; einheitlich zusammen wirkend, je nach Gelegenheit die Geschäfte unter sich theilend, war er Gerichts- und Verwaltungs-, Militär- und Finanzbehörde, Ministerium für Aeusseres und Inneres zugleich; ein Stadtschreiber, einige Zollbeamte, einige Stadtknechte waren seine einzigen directen Untergebenen; im Uebrigen führten Constofeln und Zünfte seine Anordnungen aus; ihre Bedeutung und Macht stieg so, weil es an einem entwickelten Beamtenthum fehlte. Der Mangel der Arbeitstheilung in dem ganzen Verfassungs- und Verwaltungsapparat war für die ältere Zeit natürlich, musste aber nach und nach mit der Vergrösserung der Stadt und ihren wachsenden Aufgaben gewisse Missstände erzeugen. Schon im 13. Jahrhundert erhöhte man, um mit den Geschäften fertig zu werden, die Zahl der Rathsmitglieder auf 24; d. h. man zog mehr Personen zu den Geschäften heran, ohne sie entsprechend zu organisiren. Die Folge war, dass die Parteihändel des Adels in dem vergrösserten Rath einen breiteren Spielraum fanden, dass die Zusammenfassung der massgebenden Personen zu einheitlicher fester Action immer schwieriger wurde, während der anarchische Zustand der deutschen Reichsverfassung die Lenkung der städtischen Geschicke immer complicirter, mühevoller und gefahrvoller machte.

Als die Zünfte nun 1332 ins Regiment drangen, da be-

ging man denselben Fehler, den wir in der Gegenwart so tausendfach begangen; man glaubte, dass eine veränderte Verfassung allein helfen könne, während zugleich der ganze Mechanismus der Verwaltung, die Gliederung des Aemterwesens eine andere werden musste. Man demokratisirte den Rath, vergrösserte ihn um die doppelte Zahl; man machte ein kleines Parlament aus ihm (von 47 Mitgliedern erst, seit 1349 von 56), das als solches wohl brauchbar, aber als Regierungscollegium, als Gericht, als Verwaltungsbehörde um so unbrauchbarer wurde. Das Parteitreiben wuchs, weil nun die bewegliche grosse Masse der Zünftler in viel directerem Zusammenhang mit der höchsten Stadtbehörde stand. Die Leidenschaft des Tages konnte nun gleichsam stündlich von der Gasse durch die zünftlerische Trinkstube bis in den Rathssaal auf die Pfalz und bis in die Ammeisterstube dringen. Jährlich wurde diese höchste Behörde der Stadt erneuert; es konnte sich keine Continuität in den Geschäften bilden, es war ein Uebermass von Gelegenheit für Parteizwecke zu intriguiren; von irgend einer Verantwortlichkeit konnte kaum gesprochen werden.

So lange nun, wie von 1334—49, der Ammeister und die zwei Städtemeister lebenslänglich waren, ging es; da war eine feste Executive über dem wechselnden Rath vorhanden; da musste man es als einen grossen Fortschritt empfinden, die bisher jährlich wechselnden vier Städtemeister und hauptsächlich die im Factionstreiben untergegangenen Mitglieder des Stadtpatriciats los geworden und an deren Stelle eine Art populärer Tyrannis bekommen zu haben. Die neu in den Rath eingetretenen Zünftler zeigten sich ohnediess in den ersten Jahren ihrer Thätigkeit viel mehr von ihrer günstigen Seite als später. Als man aber 1349 den jährlichen Wechsel des Ammeister- und Städtemeisterthums einführte, den Ammeister vorschrieb aus den Handwerkern zu nehmen, ihm in der Hauptsache die ganze Gewalt in die Hand gab, daneben die Stellung der Städtemeister noch dadurch abschwächte, dass man, wie früher, jedem das Präsidium im Rath auf ein Vierteljahr gab, da war jeder Halt und jede Stetigkeit geschwunden; da mussten diese höchsten

Stellen wieder, wie vorher und noch mehr als vorher, zum Spielball der Parteien werden.

Die Verfassungsänderung von 1349 ist nun ja halb ein Werk der Zornschen Adelspartei; der Adel bekam darin ein Wahlrecht für seine Rathsstellen zurück, das er seit 1334 nicht gehabt; aber daneben ist sie doch ein Werk radicaler Demokratisirung oder vielmehr ein Werk, das den schlechten Instincten der untern Klassen schmeichelt, um den Urhebern, überhaupt demagogischen Parteiführern zu gestatten, im Trüben zu fischen. Wie bald man fühlte, dass hierdurch jede dauernde feste Politik unmöglich werde, das zeigt sich in der zeitweisen Rückkehr (1371—81) zu einem 10jährigen Städte- und Ammeisterthum. Aber die Parteileidenschaften fanden ihre Rechnung nicht dabei. Es hiess, so lange Gewalt mache hochmüthig; es seien noch mehr Leute da, die Ammeister werden wollten. Der vor 10 Jahren mit Beifall gewählte Ammeister Heinze Arge, ein Weinmann, sollte jetzt ein einfältig unwissender Mann sein, mit dem die Gerichte nicht gehörig versorgt wären. Man kehrte auf die Gefahr erneuter Wirren zum jährlichen Wechsel zurück und trug die Früchte davon reichlich. Demagogen der schlimmsten Sorte kamen theilweise an die Spitze der Stadt, und die Processe gegen sie konnten das gestörte Rechtsbewusstsein nicht wiederherstellen, noch weniger erhöhen*. Und doch, — wenn nicht kühne, besonders kluge Parteiführer den allzu grossen Rath beherrschten, so war er noch weniger fähig zu regieren, als unter solcher Leitung. Er war aber — das ist festzuhalten — hiezu unfähig, nicht weil Zünftler in ihm sassen, sondern weil er zu gross war, weil er jährlich wechselte, weil er in sich vereinigte, was das ausgebildete Staatswesen trennen muss, die ausführende und gesetzgebende Gewalt, weil er keinen gegliederten Amtsmechanismus unter sich hatte, weil überall feste Competenzen und Controlen, eine

* Im Jahre 1385 wurde den drei gewaltigen Ammeistern, die zusammen mehrere Jahre die Stadt beherrscht und ausgebeutet hatten, der Prozess gemacht; der regierende Ammeister von 1392 endete sein Leben in ewigem Gefängniss, weil er im Verdacht stand, heimlich auf bischöflicher Seite im Kriege von 1392 gestanden zu haben.

passende Arbeitstheilung, klare hergebrachte Formen, ein fester Geschäftsgang fehlten. Und dabei waren die Aufgaben der Stadt vielleicht niemals grössere und schwierige als in den letzten 30 Jahren des 14. Jahrhunderts; eine grosse Frage drängte die andere: die Bündnisse, die Reichspolitik, die Anspannung der Finanzen, der sociale Kampf im Innern, die äusseren Unglücksfälle, die grossen kriegerischen Verwicklungen; all dem sollte genügt werden mit Verfassungs- und Verwaltungsformen, die der Vergangenheit angehörten, die längst als unzureichend sich gezeigt hatten, über die man aber nicht hinaus kam, weil einerseits die Einsicht, soweit sie vorhanden war, übertäubt wurde vom Lärm der Parteien und den egoistischen Interessen, und weil anderseits die Erkenntniss, was eigentlich fehle und was zu ändern sei, nicht so schnell und so leicht sich bilden konnte.

Die Symptome eines unbefriedigenden Zustandes hatten sich längst gezeigt; jetzt nach dem Unglück der Stadt, nach dem gewaltigen Steigen der Steuern fing man an, sich näher damit zu beschäftigen; jetzt, nachdem man mit der äusseren Politik Schiffbruch gelitten, wandte man sich der inneren mit ganz anderem Nachdruck zu; jetzt überhäuften sich die Parteien gegenseitig mit Vorwürfen, und viele derselben waren nur zu gerechtfertigt.

Ueber den Ammeister klagte man, dass er zu grosse Gewalt habe, den ganzen Rath tyrannisire, in ihn nur die herein bringe, mit denen er seine Gewalt und seinen Uebermuth treiben könne; die Städtemeister — meinten die Constofeler — seien nichts mehr als des Ammeisters Knechte; überall mische sich der Ammeister direct ein, in alle Kassen greife er über die Finanzbehörden hinweg. Aus städtischen Mitteln lasse er für sich bauen, die städtischen Handwerker lasse er für sich arbeiten, aus städtischen Mitteln beschenke er, wen ihm gutdünke, von den Rathsfamilien, wenn sie ins Bad reisten, bis herab zu den fahrenden Spielleuten; aus städtischen Mitteln gebe er seine zahllosen Gastereien; aus städtischen Mitteln erhielten die begünstigten Personen Darlehen, auch Holz und Steine zu billigem Preise. Ueber den Rath klagte man, dass er keine feste Geschäftsordnung kenne,

dass Vieles, was vor ihn gehöre, von Vieren oder Sechsen heimlich berathschlagt werde; der Adel behauptete, bei gewissen Sitzungen lasse man die Constofeler gar nicht mehr Theil nehmen. Von allen ‚Regierern' hiess es, dass sie mehr ihren eigenen Nutz, als den der Stadt suchten; dass alle Androhungen, keine Geschenke, ‚keine Miete noch Mietwon' zu nehmen, umsonst seien, dass sie nach allen Seiten neue Vortheilchen, neue Natural- und Geldemolumente sich sicherten, auf lohnende Aemter speculirten, dass sie alle zu gern auf Stadtkostenässen, tränken und Reisen machten, dass sie als Städteboten ihre eigenen Geschäfte trieben und ihre guten Freunde auf Stadtkosten mitnähmen.

Der Adel klagte laut über parteiisches Gericht, über unrechte Vermögensconfiscationen, über zu harte Strafen im Falle kleiner Excesse; er klagte darüber, dass er auf der Pfalz Recht nehmen solle in Streitigkeiten mit seinen Bauern, die die Stadt nichts angingen, dass man ihm in den Constofeln keine Gerichtsbarkeit lasse. Es will mir scheinen, als ob alle diese adeligen Klagen unendlich übertrieben gewesen seien. Aber immerhin deuten sie auf eine schlechte Justiz, auf eine mangelhafte Gerichtsverfassung hin. Es lag das zum Theil in allgemeineren Ursachen. Das alte Recht reichte nicht mehr; alle Verhältnisse waren complicirter geworden: eine neue Codification des Stadtrechts war Bedürfniss, das Eindringen des römischen Rechts hatte bereits begonnen; aber zunächst war eine chaotische Auflösung des Civilrechts, wie der Gerichtsverfassung die Folge. Ueberall suchte man sich damals durch Schiedsgerichte, durch passende und unpassende Vergleiche zu helfen; die Form des Rechts suchte man höchstens noch zu wahren; in der That entschied die Gewalt, die Macht, die Gelegenheit; statt principieller Entscheidungen wachsende Majoritätsbeschlüsse und Compromisse: statt fester Competenzen rathloses Anrufen der verschiedensten Gerichte, das war der Charakter der Zeit*.

* Vergl. wie Hänselmann, Städtechroniken, Braunschweig I, S. 317 von dem damaligen Gerichtswesen der Städte spricht: ‚Auch hier auf allen Gebieten des Rechts statt fester Grundsätze die wuchernde Fülle nur allzu oft widerstreitender Gewohnheiten. Auch hier sodann nur zu oft

Man stritt sich ob der Ammeister oder der Städtemeister Execution verhängen dürfe; man hatte die Niedergerichte und den sog. kleinen Rath für unbedeutendere Civilsachen geschaffen; man hatte einzelne studirte Juristen; aber noch fehlten die feste Ordnung, die festen Competenzen, der neue Process. Zu unvermittelt stand Neues und Altes sich noch gegenüber.

Auch in der Verwaltung lag es ähnlich; man hatte, wo das Bedürfniss am dringendsten war, einzelne selbständige Behörden geschaffen, die vom Rathe ganz getrennt waren; so z. B. die Behörde für die Verwaltung des Frauenwerkes (des Münsterbaus), dann die sog. Dreier vom Pfennigthurm; sie sollten die Finanzen der Stadt leiten, aber es existirte keine Einheit der Kassen; es war fraglich, ob und in wie weit die einzelnen Steuer- und Zollbeamten ihnen untergeben seien; ob der Kaufhausverwalter, der Lohnherr, der städtische Rentmeister nun nur von ihnen oder auch noch vom Ammeister Befehle anzunehmen habe. Auch die sog. Neune, die man über den Krieg 1392 gesetzt, die von da an fortgedauert zu haben scheinen, aus welchen sich später die sog. Dreizehner entwickelten, begegneten zunächst mannigfachem Misstrauen; sie mussten langsam und successiv ihre Stellung dem grossen Rathe abringen.

Die wesentlichste Folge der allgemeinen Unordnung war eine schlechte, leichtsinnige und corrupte Finanzwirthschaft; man machte Schulden in den Tag hinein; seit Jahren, erklärte die missvergnügte Adelspartei, gäbe die Stadt jährlich 6000 Gulden mehr aus als einginge; ohne Vorsicht lasse man sich in Fehden und Kriege ein; 200,000 Gulden seien verbraucht, ohne dass man wisse, wohin sie gekommen. Die Heimlichkeiten übermüthiger Ammeister seien an diesen übermässigen Kosten schuld. Und war das übertrieben, die schlechte Finanzwirthschaft liess sich nicht leugnen. Es fehlte an der geordneten Rechnungslegung, an der entsprechenden Beauf-

Theidung statt richterlichen Urtheils, ein Markten hin und her zwischen den Parteien' etc. Auch sonst bietet Hänselmann in seinen Beilagen über das innere Leben der Stadt Braunschweig, hauptsächlich über die Finanzen, vieles, was als Parallele zu meinen Ausführungen über Strassburg dienen kann.

sichtigung. Die grosse Naturalwirthschaft gab zu Durchstechereien, Verschwendungen und Missbräuchen aller Art Anlass. Immer conniventer waren alle die einzelnen Verwaltungen in der Ueberlassung von Holz, von Kohlen, von Tuch, von Wein, von Trinkgeldern an Beamte und Private geworden. Jeder nahm, was er bekam. Und es war nicht leicht da Wandel zu schaffen.

Dennoch wurde er geschaffen. Der erste grosse Schritt der Reform war ein durchgreifendes Sparsystem, das sich mit der Tendenz verband für alle bestehenden hauptsächlich für alle finanziellen Aemter in der Form präcis gefasster Amtseide eine feste Grundlage zu schaffen und die hierarchische Gliederung der Aemter gesetzlich zu ordnen. Die Reformation der Stadtordnung von 1405, die bisher ganz unbekannt war, die ich zufällig im Stadtarchiv* gefunden habe, gibt uns einen sehr lebendigen Einblick in die bisherige Finanzwirthschaft und die beginnende Reform. Wie dieselbe sich weiter entwickelte, auf welche Widerstände sie stiess, wie das noch einmal zu den heftigsten Kämpfen im Innern der Stadt führte, bin ich nicht im Stande hier zu schildern. Nur zweierlei sei bemerkt. Einmal, dass der Auszug des Adels 1419 und der daran sich knüpfende Dachsteiner Krieg offenbar hiermit zusammenhing. Mit dem Zurückgehen des Ausbürgerthums bekam der Adel, der einen Theil seiner Güter und seiner Familie auf dem Lande hatte, der fürstliche Lehen besass oder suchte, eine veränderte, weniger günstige Stellung in der Stadt. Man sah ihm seine Gewaltthätigkeiten, seine Fehden weniger nach als früher, man ging über die Unklarheit seiner militärischen und Steuerpflichten nicht mehr hinweg, wie früher; man suchte im Gegentheil Klarheit zu schaffen, genau festzustellen, wer noch Bürger sei, wer nicht, welche Pflichten der Ausbürger habe, wie das Bürgerrecht verloren gehe**. Und das passte dem Adel nicht; er machte den Versuch, sich dem nicht zu fügen;

* Band XVI der Sammlung von ungedruckten alten Mandaten und Ordnungen der Stadt, die im städtischen Archiv als Stadtordnungen bezeichnet werden.

** Vergl. Strobel III, 128.

ein Theil des Adels, darunter mehrere Städtemeister und Rathsmitglieder, verliess die Stadt, in der Hoffnung wohl, damit den Rath zur Nachgiebigkeit zu zwingen und die Herrschaft wieder ganz in seine Hände zu bringen. Aber es war umsonst. Der Adel erreichte seinen Zweck nicht. Wer von den Ausgezogenen nach dem Friedensvertrag vom 24. April 1422 wieder in die Stadt zurückkehren wollte, musste sich neu ins Bürgerrecht einkaufen.* Und es war nicht das letzte mal, dass eine solche Secession statt fand. Noch mehrere folgten im Laufe des 15. Jahrhunderts; ein Beweis, dass sich hier eine naturgemässe Scheidung zwischen Elementen vollzog, die nicht mehr zusammen passten. Die Zahl der adeligen Trinkstuben nahm von 8 auf 2 ab. Die 89 Patricierfamilien, die Ende des 15. Jahrhunderts noch in Strassburg waren, müssen wir uns als etwas wesentlich Anderes denken, als die Patricier des 14. Jahrhunderts. Sie bildeten nun ein mehr bürgerliches, specifisch städtisches, theilweise kaufmännisches und juristisches Patriciat gegenüber ihren Vorfahren, die wir uns als Ritter im alten Stile zu denken haben, die sich vom Landjunker nicht wesentlich unterschieden.

Das Andere, was ich noch erwähnen wollte, sind die äusserlichen Hauptstationen der Reformbewegung. Sie beginnt, wie gesagt, mit der Reformation von 1405 und der Consolidirung der ‚Neune‘, die über den Krieg gesetzt sind. In Folge des Auszugs der Adeligen wurden die Vertreter der Constofeln im Rath auf 14 reducirt, während die Zünfte zunächst ihre 28 Vertreter behielten; der Rath wurde also in gewissem Sinne von da an zünftlerischer als vorher. Seit 1425 wurde an der Revision des Stadtrechts und verschiedener Ordnungen gearbeitet. Eine grosse Commission ‚von 84 erbaren und treffenlichen Männern schrieb viel stuck und ordnungen auf‘; die Arbeit gelangte 1433 zu einem gewissen Abschluss. Das Collegium der XVer wurde in diesem Jahre eingesetzt, als das wichtigste Rad, als der wichtigste Controlapparat in dem neuen Behördenmechanismus. Im Jahre 1441 fand die letzte Revision der Statuten und Ordnungen

* Hermann, Notices II, 27.

statt; im Jahre 1448 wurde die Instruction für das oberste Regierungscollegium, die Dreizehner-Ordnung festgestellt. Was von da noch geschah, war mehr eine Ausführung der bereits angenommenen Grundsätze im Detail, als etwas wesentlich Neues. In den Jahren 1463, 1471 und 82 wurde die Zahl der Zünfte beschränkt und damit zugleich die Zahl der Rathsstellen vermindert, es gab von 1482 an nur noch 10 Constofler und 20 Handwerker im Rath; im selben Jahr wurde der Schwörbrief zum letzten Male geändert. Aber all das waren unwesentliche Aenderungen, wie der Schwörbrief überhaupt im 15. Jahrhundert in keinen wesentlichen Punkten geändert wurde.

Aus diesem letzteren Umstande ist es wohl hauptsächlich zu erklären, dass man bisher diese totale Verfassungsänderung und Verwaltungsreform Strassburgs so wenig in ihrer Bedeutung erkannte. Die Schwörbriefe waren die eigentlichen Verfassungsurkunden der Stadt; sie erschienen als das Wichtigere; ihre genaue Untersuchung ergab keinen Anhalt, aus dem weiter zu schliessen war. Und die Verwaltung, die Stellung der einzelnen neuen Behörden blieb als etwas verhältnissmässig Gleichgültiges bisher ununtersucht. Ich vermuthe, dass man an dem Schwörbrief wenig änderte, weil er jährlich vom Münster herab allem Volk verlesen wurde; er war ein Stück alten Hausrathes, auf das die Menge stolz war, an dem man nicht rütteln wollte, wenn man anderweitig seinen Zweck erreichte. Man brauchte es dem Volke ja nicht zu verkünden, dass die populäre Gestalt des Ammeisters nicht mehr so viel gelte als früher, dass die zünftigen Rathsherrn von den geheimen Collegien in Schatten gestellt seien; also liess man es bei dem alten Schwörbrief, behielt man vorsichtig und schonend viele alten Formen bei, während im Innern der Pfalz geradezu Alles anders geworden war.

Das Wichtigste ist die total andere Stellung, die der Stadtrath und mit ihm der Ammeister erhielt: der Stadtrath verlor eine seiner Functionen nach der andern, von oben und von unten wurden ihm seine Competenzen beschnitten.

Zunächst von unten, sofern die Versammlung der 300 Schöffen — je 15 aus einer der 20 Zünfte — zur eigentlichen

Stadtvertretung wurde. Zwar wurde dieses Collegium nicht häufig zusammengerufen; besonders später suchte ein conservatives Stadtregiment die Versammlung des grossen Schöffenrathes möglichst zu umgehen. Es war ihm jede demagogische Gefährlichkeit dadurch genommen, dass er sich nur auf den Antrag des Raths versammeln und das berathen konnte, was ihm von diesem vorgelegt wurde. Aber immer war es zunächst eine populärere, mehr demokratische Einrichtung als der Rath; die Zünfte konnten sicherer und breiter mit ihrer Stimmung hier zur Geltung kommen. Seltener versammelt, gab das Schöffencollegium doch die letzte Entscheidung in den wichtigsten Fragen; es war das verantwortliche Unterhaus. Der Rath als Vertretungskörper war ihm gegenüber in die Stellung einer ersten Kammer, eines Senats gerückt.

Aber der alte Rath war nicht blos Vertretungskörper, er war vor allem Regierungscollegium gewesen. Es blieb ihm nach dieser Richtung wo möglich noch weniger Einfluss. Er musste sehen, wie zwei oberste Collegien über ihm hinweg an die Spitze des Staates und der Stadtverwaltung sich stellten; er musste sich das gefallen lassen, weil er zu lange und zu klar seine Unfähigkeit gezeigt hatte.

Das eine dieser Collegien ist das der Neuner, oder, wie es später hiess, der Dreizehner*; für den Krieg und die diplomatischen Verhandlungen geschaffen, hatte es sich die Einmischung des Raths von Anfang an fern zu halten gesucht, bekam es mehr und mehr die ganze Leitung der äussern und allgemeinen Politik, die ganze Executive in die Hand. Als es 1448 zu der Abfassung der XIIIer Ordnung kam, war die Macht der Dreizehner bereits so gross, dass ihre Competenz hauptsächlich negativ abgegrenzt wurde; sie sollen nicht über der Stadt Geld und Gut verfügen und keine Diener und Beamten anstellen, ohne den Rath und die XXI; dann ist noch beigefügt: sie sollen vor die letzteren bringen, was vor sie gehöre; aber es ist ihnen ausdrücklich erlaubt, wenn der Rath und die XXI nicht versammelt sind, Botschaften abzusenden und die Mannschaft ins Feld rücken zu lassen.

* In der officiellen Ordnung von 1448 heisst es übrigens: die Zwölfer.

Kurz, sie führen die verantwortliche Regierung; sie sind das erste und vornehmste Collegium der Stadt.

Zusammengesetzt waren die XIII in der Regel aus vier Constoflern, vier Altammeistern, vier Handwerkern und dem regierenden Ammeister, sowie dem jeweilig in dem Vierteljahr richtenden Städtemeister als Vorsitzenden. Die Zahl der Mitglieder konnte so etwas schwanken, aber nicht viel; gar häufig war der regierende Städtemeister und der regierende Ammeister ohnedies Dreizehner, wie denn sowohl die Ammeister- als Städtemeisterstellen später in relativ engen Kreisen wechselten. Das fünfte Jahr konnte jeder Ammeister wieder gewählt werden; es konnte also bei fünf Ammeistern im Rathe der Dreizehn (einschliesslich des Regierenden) das Haupt der Stadt stets aus diesem Collegium genommen werden. Das Amt des XIIIers war ein lebenslängliches; die Wahl neuer Mitglieder stand dem Rath, später dem Rath und den XXI zu.

Die Ammeister und Städtemeister blieben von Einfluss, soweit sie sich diesen im Collegium der XIII zu erhalten wussten; der Ammeister allein und besonders, wenn er etwa im Gegensatz zu den XIIIern stand, hatte nicht mehr die alte Macht. Nicht mehr das alljährlich wechselnde Haupt der Zünfte, sondern diejenigen lebenslänglichen Dreizehner, die in diesem Collegium die ‚meiste Arbeit‘ thaten, regierten. Zwar äusserlich und formell liess man dem Ammeister seinen alten Rang; er blieb das Haupt der Stadt, sein Eid ging allen andern Eiden vor; er stand an der Spitze der executiven Polizei, er konnte noch in gewissen Fällen verhaften lassen, er ordnete ‚die heimliche Hut‘ an. Ja man bemühte sich, ihm an äussern Ehren mehr als bisher zukommen zu lassen. Man sorgte von städtischer Seite für gute Küche auf der Zunftstube, wo er allabendlich verkehrte, man liess das städtische Silbergeschirr dahin bringen und ermahnte die ‚Ehrbaren‘, ihm da doch öfter aufzuwarten. Aber in den wichtigen und ernsten Dingen waren ihm die Hände gebunden: er ordnete und instruirte die städtischen Boten nicht mehr allein; er sollte nichts mehr allein und heimlich thun; die Geschenke, die er machen durfte, waren ihm genau vorgeschrieben. Er redete das Collegium der XVer als ‚seine

Herren‘ an und bat sie, ihm zu sagen, ob er etwas ungebührliches thue; er sollte nicht mehr ‚gewalt noch macht haben, jemandt ützit zu erlouben oder dehein stück abzulossen, das Meister und Rath oder Schöffen und Amman ertheilt und verurtheilt haben, on ihr wissen und willen‘. Er sollte keinen eingesessenen Bürger, der Sicherheit geben kann, mehr in den Thurm legen; er sollte keine Strafe, die irgend ein Gericht erkannt, mehr nachlassen. Uebrigens änderte sich, seit im 15. Jahrhundert den angeseheneren Zünften häufig Rentner-, Juristen- und derartige Familien angehörten, auch der spezifisch handwerksmässige Charakter des Ammeisterthums. Es treten im 15. und 16. Jahrhundert häufig sogar angesehene Adelige als Vertreter der Zünfte auf, deren Brüder und Vettern Constofler sind, die dann, wenn sie Städtemeister werden wollen, wieder zu den Constofeln übertreten.

Das zweite höchste Collegium, das der XVer, ist nicht, wie das der XIIIer, langsam und gleichsam von selbst, nach und nach entstanden. Es ist eine spontane Schöpfung des Jahres 1433. Man war bei den Reformarbeiten endlich zu der Erkenntniss gelangt, dass es nicht blos darauf ankomme, durch eingehendere Ordnungen und Gesetze das Richtige vorzuschreiben, sondern dass es vor allem darauf ankomme, eine Garantie zu schaffen, dass das Vorgeschriebene ausgeführt werde. Man hatte erkannt, dass das nicht geschehe, weil der Rath, der die Gesetze gebe, sie zugleich ausführen solle, dabei Niemanden über sich habe, der ihn zur Verantwortung ziehe, wenn er durch täglich wechselnde Majoritätsbeschlüsse seine eigenen Gesetze durchlöchere; man hatte erkannt, dass der schlimmste Mangel der Justiz die Straflosigkeit der öffentlichen Diener, die mangelnde Controle über die Einhaltung des öffentlichen Rechtes der Stadt sei. Man rief also einen Staats- und Verwaltungsgerichtshof ins Leben, der in vollständiger Trennung von der laufenden Verwaltung keinen Ammeister, keinen Rathsherrn, keinen Beamten der Stadt als Mitglied haben durfte, dem man das Recht der Selbstergänzung gab*. Fünf Constofler, zehn Handwerker,

* Seit 1554 musste jeder XVer vorher einmal im grossen Rath gesessen haben und dazu musste er vorher Schöffe sein.

darunter nicht zwei aus einer Zunft, bildeten das Collegium, in dem nur Leute über 33 Jahren sitzen durften. Das Amt war lebenslänglich, ging aber durch Annahme des Ammeisterthums oder ähnlicher Stellungen verloren. Ein jährlicher Eid vor Meister und Rath verpflichtete das Collegium zu rechtfertigen und zu strafen, nach dem Buch der Ordnungen, den Ammeister, die Rathsherrn im grossen und kleinen Rath, die Schöffen, die Siebenzüchtiger, die Vögte, die Dreier auf dem Pfennigthurm, den Rentmeister, den Lohnherrn, die Zunftmeister und alle städtischen Amtleute, wenn sie etwas gegen der Stadt Ordnungen begingen; alle Räthe und alle Amtleute wurden verpflichtet, bei ihnen jede Verletzung des Buches der Ordnungen zu rügen; jeder Bürger hatte dasselbe Recht und es sollte ihm an seiner Ehre nichts schaden. Sie sollten die Wächter der Gesetze, die Bürgen der Verfassung werden und wurden es auch. Es ist die Idee einer Regierung nach Gesetzen, die siegreich hier durchbricht, die zunächst auf dem Boden des öffentlichen Rechtes und des öffentlichen Dienstes durch einen selbständigen Gerichtshof sich Ausdruck verschafft.

Neben dieser Function hatte das Collegium der XVer in ältester Zeit nur die eine weitere: es war zugleich Gesetzgebungscommission mit dem Recht der Initiative. Die Fünfzehner sollten wenigstens alle Frohnfasten die Bücher, die hinter ihnen liegen, nehmen und sich unterreden, ob sie nichts Neues finden könnten, was der Stadt Strassburg nütze sei. Wurde beim Rath ein Antrag auf Gesetzesänderung gestellt, so hörte man zunächst das Bedenken der XVer über die Sache; man überliess ihnen die formelle Fassung, die Redaction; sie hatten, wenn sie einstimmig waren, ein Veto gegen jeden Gesetzesentwurf. Sie wurden mehr und mehr die eigentlichen Gesetzgeber Strassburgs.

Später dehnte sich freilich der Wirkungskreis der XVer weiter aus; aus ihrer controlirenden und strafenden Thätigkeit heraus entwickelte sich theilweise eine direct verwaltende, so dass man von dem Collegium sagen konnte, ‚es sei ihm die Leitung der gesammten innern Verwaltung‘ anvertraut gewesen, ‚es habe die ganze Oekonomie des Stadt-

wesens, die Aufsicht über die Beamten, die öffentlichen Gebäude und Anstalten, sowie über die sämmtlichen Fächer der bürgerlichen Industrie und die innere Stadtpolizei gehabt"*. Doch gehört das mehr einer späteren Zeit an.

Diese beiden Collegien nahmen dem Rath einen grossen Theil seiner Thätigkeit ab; eben so wichtig aber ist, dass er selbst etwas anderes wurde, dass seine Rechte wenigstens in der Hauptsache auf eine Körperschaft übergingen, die später den Titel führte: der Rath und die XXIer.

In einem merkwürdigen Bericht, den ich im Stadtarchiv fand, und der ohne Zweifel der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört, wird des Näheren auseinander gesetzt, wie ungünstig die jährliche Erneuerung des Rathes wirke, wie hierdurch diess und jenes versäumt, durch Unkundige ausgeführt werde; alles Unglück der Stadt wird auf diesen Wechsel zurückgeführt. Später (1456) wurde desswegen die Einrichtung getroffen, dass jährlich nur die Hälfte des Raths erneuert wurde, während die andere Hälfte noch ein Jahr sitzen blieb. Aber tiefer griff der schon seit Anfang des Jahrhunderts üblich gewordene Gebrauch, dass der Rath nach seinen ‚alten Freunden' schickte, um in zweifelhaften Fällen ihre Ansicht zu hören. Diese alten Freunde waren ein Ausschuss verdienter, in Stadtgeschäften erfahrener Männer, die den Münsterbau unter sich hatten; zuerst je auf 5 Jahre gewählt, wurde jeder zum zweiten mal gewählte als lebenslängliches Mitglied dieses Rathes der ‚Alten' angesehen; ihre Zahl schwankte öfter; den Namen der XXIer erhielten sie wohl in einer Zeit, in der ihre Zahl gerade so gross war; später, z. B. als ihre Ordnung niedergeschrieben wurde, im Jahre 1448**, zählten sie bereits 32, behielten aber den alten Namen.

* So die Bezeichnung bei Hegel und Strobel. Schöpflin sagt (Alsat. II, 336): *Quin decem viri custodes legum et constitutionum, oeconomiae curatores et censores publici sunt, quorum censurae omnium collegiorum membra subjiciuntur. Iisdem inspectio aerarii, monetae, granarii, molarum, cellae vinariae, lignilis, vectigalium, puteorum, aromatum, emporii, salis, sevi, similiumque rerum, quae oeconomiam concernunt, ut et jurisdictio in tribuum causis, commissa.*

** Die Einundzwanziger Ordnung (Abschrift) der Heitzschen Bibliothek (1796) ist von 1474 datirt; Hermann, Notices S. 471 führt eine

In demselben Jahre war es auch bereits altes Herkommen, dass die XVer und XIIIer einen integrirenden Bestandtheil der sog. XXIer ausmachten, so dass es nur wenige (sog. ledige) XXIer gab, die nicht in einem der beiden höchsten Regierungscollegien sassen.

Die Fälle nun, in welchen der Rath die XXIer besenden musste, waren lange zweifelhaft; mancherlei Streit wurde darüber geführt. Aber als einmal feststand, dass der Ammeister * jederzeit ihre Zuziehung verfügen könne, als ausserdem fünf Mitglieder des Rathes dieselbe verlangen konnten**, da fehlte nicht viel mehr dazu, dass sie in allen wichtigen Dingen — ‚ussgenommen erbe und eigen und unfuge, das dem Rathe allein zugehört‘ — gefragt werden mussten; und die Einundzwanziger-Ordnung bestimmt dann, dass man sie nicht blos höre, sondern auch mitstimmen lasse, ob nun in der grossen Rathstube oder auf dem Frauenhause (wo die Stimmen der XXIer schon länger mitgezählt wurden) getagt werde.

Damit war der Rath und die XXI, wie es jetzt hiess, überhaupt etwas total anderes geworden, als er früher gewesen war. In seiner Majorität bestand er jetzt aus lebenslänglichen, zu einem grossen Theil aus den Mitgliedern der

---

von 1487 an, die aber ältere Bestandtheile einschliesse. Ich fand in Band XIII der Stadtordnungen (Stadtarchiv) ein Concept der XXIer-Ordnung, das in der Hauptsache wörtlich mit der Ordnung von 1474 übereinstimmt und das nach den dabei genannten Amm- und Städtemeistern von 1448 sein muss.

* Stadtordnungen (Stadtarchiv) Bd. XXI fol. 94 heisst es ohne Datum: Wore es ouch das eime Ammeister solich briefe oder so ernstlich sache fürkeme, daz in beducht, das man der XXI dazů notdürftig und bedörfflichen were, so mag der Ammeister die XXI heissen zů den Reten besenden, so dicke sich das geheischet ongeverlich.

** Ebendaselbst fol. 94: Wenne hynnenfürder funff des rates in ir urteil sprechent, das man die XXI besenden soll, so soll man das tůn und umb die sache den Rot nit fürbas frogen; und sol man danne die XXI danach zům nehsten, so sich das geburt, also besenden; und uff welchen tag man die XXI besendet, uff den tag sol man danne kein offen Rot nit haben, und ist das darum, so untz her die XXI sint besant gewesen, so het man underwilent so long offenen rot gehept, das ettelich ein vnd zwentzig wider hinweg gangen sint.

beiden höchsten Regierungscollegien; der wechselnde Theil seines Gremiums brachte ihn in passende Berührung mit den wechselnden Stimmungen des Tages, hauptsächlich der Zünfte, aber dieser Theil hatte nicht die Majorität. Er hatte allein für sich keine wichtigen Beschlüsse mehr zu fassen.

Die XIIIer, XVer und XXIer hiessen zusammen die drei geheimen Stuben oder das beständige Regiment. Wenn sie in ihrem Zusammentritt später den laufenden Rath noch mehr verdrängten, alle Finanzsachen z. B. an sich nahmen*, so gehört das der Zeit an, in welcher die Strassburger Verfassung bereits entartete. Für das 15. und 16. Jahrhundert lag eben in dem Gleichgewicht eines beständigen und eines wechselnden Theiles des Rathes der Vorzug, die Garantie sachgemässerer Berathungen und besserer Beschlüsse.

Wenn nun aber auch die ‚Räth und XXI' zu mancherlei geschickter waren, als ihre Vorgänger im 14. Jahrhundert, das eine blieb doch, ja es musste sich durch die Zusammenfassung von über 60 Personen bei den Berathungen noch mehr zeigen: zur laufenden Verwaltung und zur laufenden Rechtssprechung war diese Versammlung viel zu gross. Die bereits gegen 1400 begonnene Ausbildung eines arbeitsgetheilten Aemterwesens ging gleichen Schritt mit der oben geschilderten Verfassungsreform und war in mancher Beziehung so wichtig oder noch wichtiger als sie.

Die Justizverwaltung suchte sich von auswärtigen Gerichten, so weit es ging, frei zu machen. Mit Erfolg wurden die Eingriffe der Vehme zurückgewiesen**. Als das deutsche Kammergericht seine Ausbildung erreicht hatte, brachten es die Strassburger dahin, dass die XIIIer als delegirtes kaiserliches Kammergericht fungiren durften. Die Fälle schwerer Criminaljustiz und ein Theil der Civiljustiz blieb dem grossen Rath; als ein Ausschuss von ‚Räth und XXI' wurde später das Ehegericht, das Vogtei- oder Vormundschaftsgericht, das Schirmgericht (das über streitige Bürgerrechtsfragen entschied)

---

* Vergl. Hermann, Notices II, 19.

** Strobel III, 114, hauptsächlich in den Jahren 1439 und 1451.

gebildet. Ein grosser Theil der Civiljustiz ging auf den sog. kleinen Rath über, der von 12 auf 18 Mitglieder 1411 vergrössert, dessen Competenz wesentlich (bis 200 Pfund, eines zu 14 Mark heutigen Geldes etwa) erhöht wurde. Unter ihm standen die sogenannten Niedergerichte, drei an der Zahl, jedes mit einem Richter und fünf Schöffen besetzt; das erste derselben war — ein Rest aus alter Zeit — das Schultheissengericht; es war nur für Klagen gegen Landleute bestimmt. Ueber die Stellung der beiden andern Niedergerichte zu einander und zu den höheren Gerichten geben die von mir bis jetzt aufgefundenen und durchgesehenen Ordnungen keinen klaren Aufschluss. Ohne Zweifel sind sie identisch mit dem spätern sog. Reifengericht oder Stadtgericht, das im 17. Jahrhundert mit dem kleinen Rath vereinigt wurde. Jedes der drei Niedergerichte hat einen Vogt zum Pfänden; ausserdem haben sie einen gemeinsamen Auctionator oder Verkäufler.

Daneben hatte man (wohl auch gegen 1433) ein besonderes Polizeigericht, die sog. Siebenzüchtiger geschaffen: ‚man sol sieben erbare man ordnen, uf dass Meister und Rat der stadt anliegende sachen desto bass nachgon mögen'.* Die Controle über die Kleiderordnungen, die Wirthshäuser, den Strassenverkehr, die nächtliche Ruhe, über Sponziererei, Unehe und Aehnliches** mehr war ihnen übertragen. Sie hatten als Rüge- und Executivorgan einen, später zwei sog. Siebenerknechte, die bald zu ebenso sehr gefürchteten als gehassten Persönlichkeiten wurden. Der Rath musste wiederholt mahnen, ihr Amt nicht zu verspotten und für schnöde

---

* Man scheint zuerst zwischen 5 und 7 Mitgliedern geschwankt zu haben; in einem Entwurfe ohne Datum (Stadtordnungen XXII, fol. 143) heisst es: Ouch habent die herren geratslaget von der zühter wegen, dos man fünffe erber forchtesame manne dar zu kiesen sol, was unfugen fur sü komet, das sü darobe rihten sollent, uss genommen wunde und dotslege und blutrunste, umb das, das die Rete und der Ammeister deste onbekümmert sint und die Rete der stette sachen desto bass für die hant genemen könnent; und sollent die nit me danne ein Jahr rihten.

** Schöpflin sagt: *Hoc (scl. collegium) morum in omnes incolas, monopolii, fraudis, nequitiae censuram atque generatim politiam urbis exercet, leviores injurias atque crimina punit.*

zu halten, sie auch auf allen Stuben als ehrbare Leute wohl zu empfangen. Die Siebenerknechte waren nun mit den zwei Ammeisterknechten*, die die regelmässige, von den Handwerkern gestellte, Scharwacht und die ausserordentliche sog. heimliche Hut unter sich hatten, die Chefs der subalternen Polizei; zu der im Dienste der öffentlichen Ordnung überhaupt verwendbaren Mannschaft gehörten weiter die 4 Rathsboten, die Thurmhüter, die Wächter, die Söldner, — in gewissem Sinne auch die drei laufenden Boten und die zahlreichen Knechte der anderen Aemter. Sie alle werden neben den höheren, lebenslänglich angestellten und besoldeten Amtleuten der Stadt in einer Verfügung von 1452 als solche bezeichnet, die in ihrer Amtsthätigkeit lange Messer tragen dürfen, was bei Nacht auch dem Constofler und Zünftler, wenn er nicht ein Licht sich vortragen liess, verboten war.

Von den Verwaltungsbehörden, deren Ausbildung wir von 1405 an verfolgen können, waren einige schon im 14. Jahrhundert entstanden, so vor allem die mehrerwähnten Dreier vom Pfennigthurm: aber auch sie erhielten jetzt erst die Stellung, die sie im Interesse einer geordneten Finanzverwaltung haben mussten.

Sie wurden verpflichtet dem Rathe eine wöchentliche Rechnung über kleine Ausgaben, den sog. Kostbrief, vorzulegen, über alle Einnahmen getrennt Buch zu führen, einen jährlichen Vermögensstand aufzunehmen; ihre Pflichten wurden gegenüber dem direct unter ihnen stehenden Rentmeister genau fixirt; z. B. selbständige Einkäufe und Verkäufe wurden diesem verboten; die Höhe der Kasse, die er haben durfte, wurde bestimmt; ihre eigenen Emolumente und Einnahmen

---

* Nach der Ordnung der Ammeisterknechte von 1470 isst und schläft der eine derselben stets beim Ammeister, der andere ordnet die Scharwacht; in diesem Dienste wechseln sie wöchentlich. Zur Scharwacht haben die Handwerker jede Nacht 21 Mitglieder zu stellen, die in 3 Abtheilungen, jede unter einem sog. Hauptmann, den Wachdienst besorgen. Zur heimlichen Hut, die an besonders unruhigen Tagen der Ammeisterknecht selbst führt, erbittet er sich 4—6 guter Gesellen, wobei kein Handwerk mehr als das andere beschwert werden soll. Die Ammeisterknechte hatten damals Wohnung in zwei Stadtthürmen; jeder hatte für 100 Pf. Pfennige Bürgschaft zu leisten

wurden genau fixirt; statt des jährlichen Wechsels aller drei Mitglieder dieses Amtes, sollte künftig jährlich nur eines wechseln; keines sollte mehr zugleich eine Stelle im Rath oder irgend ein anderes Amt inne haben.*

Ein wie es scheint 1405 ganz neu geschaffenes stehendes Amt, das den Dreiern unterstellt wurde, war das eines zweiten Zinsmeisters oder Domänenrentbeamten. Der schon existirende Zinsmeister hatte die sogenannten kleinen Zinse einzuziehen. Der neue sollte die gesammte Natural- und Geld-Abrechnung mit den städtischen Vögten, die zu Ettenheim, Lichtenau, Benfeld und anderen Orten sassen und dort im Namen der Stadt regierten und verwalteten, übernehmen. Später wurde das Amt der sogenannten Landherren geschaffen, ‚die auf der Stadt Strassburg Städte, Schlösser und Dörfer und alle auswendigen Amptleute ein getreulich Aufsehen haben‘ und als höheres Gericht und höhere Verwaltungsbehörde für diese städtischen Gebiete fungiren sollten; es war ein Ausschuss aus den beiden höchsten Collegien, sowie aus dem Rath und den XXI**.

Zwei der wichtigsten stehenden Finanzbeamten, die 1405 den Dreiern vom Pfennigthurm untergeordnet wurden, waren der Lohnherr und der Director des städtischen Kaufhauses. Der Lohnherr hatte das gesammte städtische Bauwesen, die städtischen Werkleute, dann, wie es scheint, auch die gesammte Strassenreinigung unter sich; er verwaltete die Naturalvorräthe der Stadt an Holz, Steinen, Kalk; er hatte alle städtischen Bauten zu leiten, monatlich die Mauern und Thürme zu besichtigen; er sollte von nun an wöchentlich den Dreiern Rechnung legen und nichts bauen ohne ihr Wissen, auch alle Löhne an die Handwerksleute selbst auszahlen.

Im Kaufhause wurde ein grosser Theil der indirecten Steuern gezahlt, da alle fremden Waaren zunächst dahin zu

* Nach der Stadtordnung von 1405 und der Instruction ‚der Dryer Ampt uff dem pfenig türne‘ Stadtordnungen XIX, S. 22 ff. In der Ordnung von 1405 scheinen diese Dreier mit den Dreiern vom Umgeld identisch zu sein, was später nicht mehr der Fall war.

** Wann diese Stelle geschaffen wurde, kann ich nicht angeben; eine erneute Landherren-Ordnung stammt aus dem Jahre 1539.

bringen waren; Claus von Berse, der 1405 an der Spitze des Kaufhauses stand, hatte die ganze Verwaltung und Polizei in diesem Gebäude und war ausserdem mit seinem Schreiber der wichtigste steuererhebende Beamte. Ausser ihm erhoben vier sogenannte Umgelter und eine ganze Anzahl sogenannter Zoller die Steuern; auch die Umgelter und Zoller standen unter den Dreiern vom Pfennigthurm.

Weder der Raum, noch meine Studien erlauben mir in ähnlich ausführlicher Weise die gesammten Verwaltungsstellen, wie sie sich von 1405—1482 entwickelten, zu schildern. Ich erwähne noch die Dreier an der Münze, die drei Herrn vom Stall mit dem Stallwart, die drei, die über die Armbrüste und Büchsen der Stadt gesetzt sind, mit dem Armbrustmeister und Knecht, einen besonderen Ziegelmeister, einen besonderen Kranichmeister, einen besonderen Aufsichtsbeamten über die Almende, — auf dem Rathhause selbst den sogenannten Oberschreiber, nebst zwei unteren Schreibern, den Schreiber der XVer, den der Dreier vom Pfennigthurm und andere Schreiber mehr. —

In drei klar geschiedene Arten von Aemtern gliedert sich nach der Reform der ganze Organismus der städtischen Verwaltung.

An der Spitze stehen die lebenslänglichen Ehrenämter der XIIIer, XVer und XXIer. Bis in die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts erhält sich der Grundsatz, dass sie keinen Gehalt erhalten sollen. Die XVer werden von jedem anderen höheren oder niedrigeren Amt ausgeschlossen; es wird dann überhaupt verfügt, dass kein Mitglied der drei geheimen Stuben irgend ein anderes der wechselnden Aemter, wie z. B. auf dem Pfennigthurm oder dem Stall, zugleich haben soll. Es wird bestimmt, dass von den vier einträglichen Pflegereien*, die die Stadt zu vergeben hat, überhaupt Niemand mehr als eine und höchstens dazu noch irgend eine kirchliche Pflegerstelle innehaben dürfe; und als Grund wird angeführt, ‚dass gewöhnlich dieselben, denen solche pflegereyen empfohlen werden,

* Es sind: das Frauenwerk, das grosse Spital, die elende Herberge und die der guten Leute.

häupter von der statt sein, die ohnedass der stätte und ihr selbs sachen halber bekümmert sein und viel zu schaffen haben"*. Die wohlhabendsten und fähigsten Mitglieder der Constofeln und der Zünfte konnten allein in diesen höchsten Rang des Aemterwesens eintreten. — Nur in gewissem Sinne lassen sich diesen Stellen im städtischen Amtskörper die 15 Schöffenstellen in jeder Zunft vergleichen, sofern sie auch lebenslängliche waren, während die eigentlichen Zunftämter unter ihnen herumgingen.

Die zweite Classe der Aemter war die der wechselnden höheren Stellen; dahin gehörten 1) das Amt des Ammeisters und der Städtemeister, sowie die Stellen im grossen Rath, 2) die Stellen im kleinen Rath und an den anderen Gerichten, die Dreier vom Pfennigthurm, vom Stall, vom Umgeld, von der Münze und andere. Sie waren Vorbereitungsstellen für die wichtigeren, lebenslänglichen Aemter, wurden von den angesehenen Constoflern und Zünftlern meist in einer gewissen Reihenfolge nach einander erreicht; sie waren mit ganz wesentlichen Emolumenten und Einkünften verknüpft, die man zwar in der Zeit von 1405 an ziemlich beschränkt hatte, später aber successiv wieder erhöhte. Sie waren in ihrem wechselnden Charakter ein Rest aus alter Zeit; aber die wichtigeren derselben waren bereits dreijährig (so hauptsächlich die verschiedenen Dreiercollegien) und eine Wiederwahl war möglich. Man liess bald nach 1400 nur schwer mehr Leute zu, die nicht lesen und schreiben konnten. Die Wahl zu den eben in zweiter Stelle genannten Aemtern erfolgte durch den Rath; jede Zunft wählte jährlich als Candidaten für diese Aemter einen sog. Zumann; reichten diese nebst den aus dem grossen Rath ausscheidenden Candidaten nicht, so griff man zu den Schöffen.

Die dritte Classe der Aemter war die der stehenden, besoldeten Aemter; sie hiessen die Amtleute der Stadt. War ein derartiges Amt erledigt, so wurde es den Zünften angezeigt; wer auf ein solches Amt Anspruch machte, hatte sich

* Gegen Ende des 16. Jahrhunderts freilich war auch hierin schon Vieles schlimmer geworden; es wird z. B. 1598 bestimmt, bei neuen Pflegereien vornehmlich die XVer zu berücksichtigen, die ursprünglich als Richter aller laufenden Verwaltung fern bleiben sollten.

geschrieben bei der Canzlei anzugeben; dabei war es strenge untersagt, irgend einen der Rathsherren oder XXIer um seine Stimme zu bitten, wie es diesen verboten war, für ihre Freunde und Verwandten zu sprechen. Die wichtigsten dieser Aemter waren die des Oberschreibers, des Schreibers der XVer, des Rentmeisters, des Lohnherren, des Zinsmeisters, des Directors des Kaufhauses; die Inhaber dieser Stellen gehörten social den herrschenden Kreisen an; die Functionen waren bei einer Reihe der Behörden analog derjenigen eines heutigen stehenden Unterstaatssecretairs gegenüber dem wechselnden Minister; je mehr der schriftliche Verkehr zunahm, und die Acten anwuchsen, desto wichtiger wurden die Schreiber- und Secretariatsstellen auf der Pfalz, die Stelle des Rentmeisters gegenüber den Dreiern auf dem Pfennigthurm. In der praktischen Verwaltung war der stehende Armbrust- und Büchsenmeister zuletzt wichtiger, als die Herrn, die ihn controlirten, der städtische Münzmeister wichtiger, als die Dreier von der Münze, die Knechte der Siebenzüchtiger wenigstens kaum weniger bedeutsam, als das Collegium, das über ihre Anzeigen zu Gerichte sass. Es wurde gerade im 15. und 16. Jahrhundert Sitte, dass die Söhne der regierenden Familien, sogar die, welche *jura* studirt hatten, ob sie nun bereits Schöffen waren oder nicht, ihre städtische Laufbahn mit irgend einem der stehenden Aemter, besonders mit einer der wichtigeren Schreiberstellen begannen. Es ist nur ein Symptom dieser ganzen Umbildung, wenn gegen 1500 der oberste Schreiber, der Stadtschreiber, eine der wichtigsten und einflussreichsten Persönlichkeiten in der Stadt ist.

Nach unten zu gingen diese stehenden Aemter natürlich in das über, was wir heute als Subaltern- und Executivpersonal bezeichnen; aber eine schroffe Grenze existirte nicht. Hauptsächlich die angesehneren der Knechte, die Ammeister- und Siebener-Knechte, die Zoller und Umgelter, die laufenden Boten der Stadt waren immer noch angesehene Vertrauensposten.

Würde es die Zeit nun gestatten, so hätte ich Ihnen weiter zu erzählen, wie diese grosse Reform der ganzen Verfassung und Verwaltung auf alle einzelnen Lebensgebiete zurückwirkte. Ich hätte Ihnen zu erzählen, wie die Reform

des Privatrechts und des Processes sich vollzog, wie der schriftliche Process durchdrang; ich hätte auseinander zu setzen, wie die Finanzen geordnet, die neuen Steuern erhoben wurden, wie die Stadt nach und nach wieder solche Ueberschüsse erzielte, um reiche Domäneneinkäufe zu machen; ich hätte zu erzählen von den zahllosen Ordnungen, die in Bezug auf alle möglichen wirthschaftlichen und polizeilichen Dinge erlassen wurden, die an Zahl wohl nur noch von den Ordnungen übertroffen wurden, die man als Instructionen für die einzelnen Aemter immer breiter und specialisirter erliess, bis man im 16 Jahrhundert zu jener weitschweifigen Breite kam, die sich sogar darin zeigt, dass man in der Orthographie an allen möglichen und unmöglichen Stellen die Buchstaben verdoppelte. Nur das eine will ich noch etwas genauer berühren: die Art, wie dieser grosse Umschwung das Zunftwesen berührte.

Es sassen im grossen Rathe nun ja verhältnissmässig mehr Zünftler als früher, aber er regierte ja nicht mehr ausschliesslich. Auch im Collegium der XIIIer und XVer waren die Zünfte reichlich vertreten; aber doch zeigt sich von 1420 an in der Behandlung der Zunftangelegenheiten eine unverkennbare Tendenz, die Autonomie der Zünfte wieder etwas zu beschränken. Wie die anderen Ordnungen, so hatten die gesetzgebenden Commissionen von 1425—1441 auch die Zunftordnungen revidirt, die revidirten Ordnungen von den Zünften beschwören lassen. Es wurde allen Handwerken verboten, jemanden, der bei ihnen Aufnahme begehrte, mehr abzunehmen als 1 Pfund 5 Schillinge, noch ihm irgend welche erschwerende Lasten für die erste Zeit seiner Mitgliedschaft aufzulegen: die Zünfte sollen jeden ‚unversprochenen biderben Mann annehmen'; wo es nicht hergebracht, soll keiner gezwungen werden, mit dem Zunftrecht zugleich das Stubenrecht zu erwerben; die Zünfte sollen künftig keine Steuern erheben und keine Schulden machen, ohne Wissen und Willen des Rathes. Allen Handwerken wurde 1481 eine gegen Missbräuche gerichtete Stubenordnung gegeben. Zeitweise machte der Rath

---

* Strobel III, 492.

den Versuch, bei Feuersbrünsten und Processionen die Gewerbtreibenden nicht mehr zunftweise sich versammeln zu lassen. Ueber das ganze Gesellenwesen verhandelten die städtischen Behörden mit anderen Städten und erliessen demgemäss eine allgemeine Knechtsordnung. Für verschiedene Gewerbe zog die Stadtgewalt ein gewisses Aufsichtsrecht wieder an sich, stellte die zünftlerische Controle unter städtische Inspectoren; die ganze Behörde der XVer übte einen bedeutsamen Einfluss in dieser Richtung auf die Gewerbeverhältnisse aus, sie wurde Recursinstanz für alle gewerblichen Streitigkeiten.

Die Reducirung der 28 Zünfte Strassburgs auf 20, die wesentlich aus politischen Gründen geschah, um die zu grosse Zahl der Rathsstellen zu ermässigen, hatte die Folge, dass die politische und verwaltungsrechtliche Seite der Zunftorganisation eine grössere Bedeutung gewann als im 14. Jahrhundert, dass, abgesehen von einigen sehr umfangreichen Gewerben, die weitaus grössere Zahl derselben mit mehreren anderen zusammen in einen politischen Zunftverband eintreten musste. Es fehlte zuerst nicht an heftigen Reibungen und Händeln zwischen den so zusammengefesselten Gewerben. Das schwächte wahrscheinlich den einseitig zünftlerischen Einfluss innerhalb der Stadtverwaltung, ohne doch auf die Dauer die gewerbliche Entwicklung zu hemmen. Jede der zusammengesetzten Zünfte bekam für die Gewerbepolizei und das Gewerbegericht bestimmmte Sonderorgane*; sie umfasste ausserdem in der politischen Zunft Rentner, Beamtenfamilien und sog. Zudiener, die der zünftlerischen Einseitigkeit die Stange hielten. Der Uebergang von einem einseitigen Zunftregiment zu einem

* Ueber diese ganze Seite der spätern Zunftverfassung ist eingehender von Heitz, das Zunftwesen in Strassburg (1856), berichtet. Ich führe als Beispiel an, dass die Zunft zum Spiegel später, ausser ihren Schöffen, einer Anzahl gelehrter und sog. leibzünftiger Zudiener in der Hauptsache aus Handelsleuten bestand, daneben aber noch die Krämer, Zuckerbäcker und Nestler als unorganisirte Gewerbe, die Hutmacher, Possamentmacher, Knopfmacher, Kammacher, Säckler, Bürstenbinder, Nadler und Tapezierer als organisirte Gewerbe umfasste. Jedes dieser letzteren Gewerbe hatte bestimmte Meisterstücke, einen besondern Obermeister, nebst drei geschworenen Meistern und vier Meisterstückschauern.

normalen Gleichgewicht der verschiedenen Gesellschaftsklassen wurde dadurch eher gefördert als gehemmt.

Erinnern wir uns zugleich, dass mit dem 15. Jahrhundert mit der Buchdruckerei, dem Schiesspulver und dem Kompass, mit der ganzen Technik der Renaissance ein neues wirthschaftliches Leben begann, dass die Arbeitstheilung von dieser Zeit an ganz andere Fortschritte machte, eine grosse Zahl von Gewerben neu ins Leben rief, dass mit dieser Arbeitstheilung erst (gegen 1450—1500) in Deutschland das eigentliche Lehrlings- und Gesellenwesen, das Wandern der Gesellen, die Meisterstücke sich ausbildeten, dass erst von da die specifisch gelernte Arbeit sich der ungelernten, der einzelne gelernte Meister sich erst mit diesen Einrichtungen dem Meister der anderen Zunft schroff gegenüber stellte, dass hiemit erst die strengere rechtliche Sonderung der Arbeitsgebiete, der Versuch einer genaueren Feststellung der Arbeitsgrenzen jeder Zunft begann; erinnern wir uns ferner, dass von 1400 ab in ganz anderer Weise als früher die schriftliche Fixirung des bestehenden Rechtes begann, dass man anfing das, was bisher Folge bestimmter Einrichtungen in einzelnen Gewerben war, zu verallgemeinern und schlechtweg auf alle Gewerbe anzuwenden, — so begreifen wir, dass überhaupt das Zunftwesen in Deutschland etwa von 1400—1550 seinen Höhepunkt erreichte, dass mehr als die Hälfte aller später vorhandenen Innungen in dieser Zeit entstanden sind, dass fast alle die Zunftstatuten, auf welche sich die bisherigen Arbeiten über das mittelalterliche Zunftwesen gründen, aus dieser Zeit stammen. Auch in Strassburg erhielten die gewerblichen Statuten, deren jede politische Zunft so viel verschiedene hatte, als sie Gewerbe umfasste, ihre eigentliche Vollendung und Ausbildung in dieser Zeit.

Damit will ich nicht sagen, jene Statuten seien fehlerfrei gewesen; welche politische oder sociale Institution wäre das? Ich will nur behaupten, dass in der Geschichte des deutschen Zunftwesens bis ins 16. Jahrhundert hinein eine im ganzen aufwärts gehende Bewegung gewesen sei. Auf die Flegeljahre des 14. Jahrhunderts war eine besonnene Reform gefolgt. Die Autonomie der Zünfte war nicht zer-

stört, aber es war ihr doch eine höhere, hier die städtische, dort die fürstliche Gewalt*, Mass und Ziel gebend entgegen getreten; unter ihrem Einfluss hatte man die letzte Umbildung der Zunftstatuten, die mit der Technik der Renaissance nothwendig wurde, vollzogen. War das Detail der neuen Zunftstatuten schon theilweise recht breit, enthielt es neben den nothwendigen Sätzen des Gewerberechts mancherlei Sittenregeln, deren schriftliche Fixirung und rechtliche Unterstrafestellung zweifelhaft war, drohte die Abgrenzung der Arbeitsgebiete bei einem künftigen neuen Fortschritte der Technik lästig zu werden, — zunächst trugen die Umbildungen doch den Stempel des praktischen Bedürfnisses an sich, sie förderten die Handwerksehre, die arbeitsgetheilte handwerksmässige Erziehung, die Ueberlieferung der Handwerksgeheimnisse. Und schien bereits da und dort das, was im öffentlichen Interesse als eine Grenze des Erwerbes für den Einzelnen aufgestellt war, in ein nutzbares Privatrecht, in ein Privilegium und Monopol auszuarten, so war doch zunächst die Hauptwirkung dieser Gesetzgebung die, einen breiten tüchtigen Mittelstand zu erhalten, der in behaglicher Stellung nicht mehr zu Revolution und Umsturz geneigt war, wie im 14. Jahrhundert, der geschützt durch dieses Zunftrecht auf einer gewissen Höhe des Wohlstandes sich behaupten konnte, der nicht mehr durch Judenmord und Vertreibung des Adels sich bereichern wollte, der in seiner gesicherten Existenz die Künste des Friedens pflegen und die Ehre der Arbeit in der Werkstatt wie beim Meistergesang hoch zu halten gesonnen war**.

* Für die Brandenburgische Territorialgeschichte ist es die Zeit von etwa 1440—1540, in der mit dem Sieg des Territorialstaats auch den Zünften ihr Uebermuth, ihr Egoismus gelegt und in vernünftige Schranken zurückgewiesen wird, während dann mit dem Uebergewicht der Herren Stände über die fürstliche Gewalt von Mitte des 16. Jahrhunderts an die zünftlerische und städtische Autonomie wieder um so üppiger aufblühte und gegen 1600 zu jenen Missbildungen führte, an deren Beseitigung man bis in die Gegenwart zu arbeiten hatte.

** Ueber die spätere Entartung des Zunftwesens ist hier nicht der Platz zu berichten; die Ursachen derselben lagen in einer gewissen Uebervölkerung, in der conservativen oder vielmehr reactionären Strömung von 1550 an, in den stagnirenden volkswirthschaftlichen

Dafür, dass das Zunftwesen Strassburgs in der Zeit nach 1433 einem solchen Bilde entsprach, liessen sich viele Beweise anführen. Ich erinnere nur daran, dass der Höhepunkt der oberrheinischen Malerschule in diese Zeit fällt, und dass die grosse Steinmetzordnung, die den Werkmeister Dotzinger vom Münster zu Strassburg zum obersten Richter des Steinwerkes in allen deutschen Landen machte, vom Jahre 1459 ist. Der allgemeine Wohlstand hatte sich bis gegen 1500 wieder sehr bedeutend gehoben; eine grosse Thätigkeit hatte im Kirchen- und Profanbau Platz gegriffen, die Buchdruckerei hatte einen ihrer Hauptsitze in Strassburg. So reich an Schätzen und Bürgern, meint Erasmus, sei die Stadt, dass man sie statt die Silberstadt, statt *Argentoratus,* die Goldstadt, die *Aurata,* nennen müsste.

Aber kehren wir von dem Strassburger Zunftwesen des 15. Jahrhunderts zurück zu den allgemeinen politischen und socialen Zuständen der Stadt in jenen Tagen. Das, was sie auszeichnet, ist dasselbe, was wir an dem Zunftwesen zu loben hatten. Nach einer gewissen Einseitigkeit ist ein gesundes Gleichgewicht erreicht. Auf eine Zeit wechselnder Klassenherrschaft des Adels und der Zünfte folgt eine Epoche harmonischer Versöhnung. Die Zünfte werden nicht unterdrückt und nicht ihrer politischen Rechte beraubt; aber der Versuch ist aufgegeben, Gevatter Schneider und Handschuhmacher durch die weitgehendste Selbstverwaltung zu

---

Verhältnissen gegen 1600 hin, dann aber auch in politischen, sittengeschichtlichen und formal rechtlichen Factoren. Dass die Symptome der Missbildung in einzelnen Städten und Zünften schon sehr frühe zu erkennen sind, dass die Zeit der eigentlichen Zunftherrschaft schon in gewissem Sinne eine solche darstellte, beweist nichts gegen meine obigen Behauptungen. Die Anfänge der Missbildung und der Höhepunkt des Zunftwesens fallen oben zeitlich zusammen, wie das bei den meisten grossen Institutionen der Geschichte zu erkennen ist. — Das von mir entworfene Bild des Zunftwesens in der Zeit von 1400—1550 gründet sich theilweise natürlich auf allgemeine Studien, zu einem grossen Theile aber auf eine Untersuchung der sämmtlichen, zahlreichen Documente, sowie der Zunftbücher der Strassburger Tucher- und Weberzunft, über welche ich über kurz oder lang ein grösseres Urkundenbuch zu publiciren hoffe.

Staatsmännern zu machen; es ist der Wahn verlassen, man könne die nackten wirthschaftlichen Interessen regieren lassen, wenn man nur jeden Regierenden nach kürzester Zeit wieder aus seinem Amte hinauswerfe. Es ist die Ueberzeugung durch die härtesten Schläge des Schicksals festgestellt, dass ein von Parteien beherrschtes Parlament ohne feste stabile Regierungsbehörde über ihr kein grosses Gemeinwesen ersprieslich regieren und vollends nicht eine vernünftige auswärtige Politik treiben könne.

Aus dem Schiffbruch einer übertriebenen Selbstverwaltung erhebt sich in dem Strassburg des 15. Jahrhunderts zuerst noch halb im Nebel, dann aber immer deutlicher in festen klaren Linien das moderne Aemterwesen mit seiner Lebenslänglichkeit, seiner speciellen Berufsvorbereitung, seiner Arbeits- und Competenzentheilung; wie sich die Aemter den wechselnden Vertretungskörpern, so stellen sich die lebenslänglichen Beamtenstellungen den jährlichen kurzen Amtsführungen, so stellt sich die Justiz der Verwaltung, die Civiljustiz der Verwaltungsjustiz, die Polizei der Finanzverwaltung gegenüber; es gliedern sich die Aemter in höhere, mittlere und subalterne; es wird die Unverträglichkeit gewisser Aemter mit der Theilnahme am Rath ausgesprochen; man drängt auf feste Gehalte statt zahlloser Emolumente und Gebühren; man gibt jedem Amt seine feste Rechtsbasis; die richtigen Controlen suchen es vor Missbrauch zu bewahren.

Das Meiste, was wir als zum Wesen des modernen Staates gehörig betrachten, was der aufgeklärte Despotismus in den grösseren Staaten des 16.—18. Jahrhunderts durchgeführt hat, das sehen wir hier im 15. Jahrhundert zum ersten Male typisch, vorbildlich vor uns und in einer Weise durchgebildet, dass wir die Bewunderung der Humanisten, der Politiker und Juristen des 16. Jahrhunderts für Strassburg wohl begreifen. Erasmus sprach nur aus, was ganz Deutschland von dem Strassburg des grossen Städtemeisters Jacob Sturm dachte:

Denique videbam monarchiam absque tyrannide, aristocratiam sine factionibus, democratiam sine tumultu, opes absque luxu, felicitatem absque procacitate. Quid hac harmonia

cogitari potest felicius? Utinam in hujusmodi rempublicam, divine Plato, tibi contigisset incidere! hic nimirum, hic licuisset illam tuam civitatem vere felicem instituere.

Die Geschichte hat mit Dankbarkeit die Namen der Männer verzeichnet, die den Glanz Strassburgs vor und nach 1500 in dem Höhepunkt seiner zweiten glänzenden Blüte ausmachten. Ich meine damit die grossen Namen: Geiler von Kaisersberg, Sebastian Brant, Wimpheling, Murner, Capito, Butzer, die beiden Sturm, Sleidan und Andere. Die Geschichte hat uns aber nicht überliefert, wer zu Anfang des XV. Jahrhunderts den harten Kampf für alle diese Reformen kämpfte, auf denen die spätere Grösse der Stadt ruhte. Wir kennen wohl die Namen der Städtemeister und der Ammeister aus jener Zeit, aber wir wissen nicht, wer das Verdienst hatte. Das jedoch können wir sagen, die Männer, die Strassburg nach tiefem Fall wieder emporhoben, waren die Vorläufer des Humanismus und der Reformation. Als in Constanz das grosse constituirende Parlament der Christenheit zusammentrat, um Reich und Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, als da in allen kühnen und klaren Köpfen der Gedanke zündete, ‚dass es keine Rettung gebe ausser in der Umgestaltung von Grund aus, in der Beseitigung aller alten Voraussetzungen, in neuen Principien' — da drang die Reform, die im Reiche nicht glückte, doch wenigstens in diesem oder jenem einzelnen Gemeinwesen durch. Und wenn Strassburg vor allem unter der Zahl von Städten zu nennen ist, wo sie gelang, so ist daran nicht zum wenigsten der Umstand schuld, dass hier trotz aller Heftigkeit der socialen und Interessenkämpfe des 14. Jahrhunderts, doch ein so einseitiges Zunftregiment nicht aufgekommen war, wie in den schwäbischen Reichsstädten. Strassburg hatte seinem Patriciat stets eine gewisse Theilnahme am Stadtregiment gelassen und eben darum war es nun fähig in dem Moment, da es den grösseren, rauflustigen und junkerhaften Theil seines Adels ausstiess, aus dem Reste des gebildeten Patriciats den Vortheil zu ziehen, den die beginnende humanistische Bildung dieser Leute der Stadt gewähren konnte.

In steigendem Masse waren diese Leute seit dem

13. Jahrhundert auf die Universitäten nach Jtalien und nach Paris gezogen; seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wurden die deutschen Universitäten, erst Prag, dann Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt gegründet; ein Strassburger ist 1408 Professor des Civilrechts in Heidelberg. Als es sich um die Absetzung König Wenzels handelte, beriethen die rheinischen und schwäbischen Städte, nachdem sie ‚in geistlichem und weltlichem Recht hochgelahrte Dcotores' befragt. Die gelehrte Blüthe des hiesigen Thomasstifts setzt sein vortrefflicher Geschichtschreiber Schmidt in das 15. Jahrhundert; er nennt es das Jahrhundert der Romanisten und Canonisten des Thomasstiftes; eines seiner Mitglieder war es, das schon zu Ende des 14. Jahrhunderts die erste vielgelesene deutsche Chronik schrieb, das erste Beispiel populärer Geschichtschreibung. Kurz, es ist die Morgenröthe einer neuen Bildung, die ein anderes Geschlecht von städtischen Politikern, von tüchtigen an den Brüsten der Alten genährten Stadtschreibern, von nicht sowohl gelehrten, als praktischen Juristen erzog. Der geld- und grundbesitzende Adel tritt zurück und macht wenigstens wieder theilweise einem Amtsadel und einem Beamtenthum, kurz Persönlichkeiten Platz, die nicht mehr ausschliesslich egoistische Interessen verfolgen, sondern von politischen Ideen und politischem Pflichtbewusstsein getragen sind.

Das äusserliche Mittel aber, das Instrument gleichsam, das angewandt ward, die Verwaltung von Grund aus zu ändern, das war die mit den Anfängen des Humanismus sich allgemein verbreitende Schreibekunst, die in ihrer breiten und massenhaften Anwendung die Buchdruckerei hervorrief und nothwendig machte, ähnlich wie der Aufschwung der Weberei im 18. Jahrhundert zur Erfindung der Spinnmaschine nöthigte, weil die Handspinnerei derselben nicht mehr folgen konnte. Mit der schriftlichen Aufzeichnung aller amtlichen Vorgänge beginnt eine andere Finanzverwaltung und ein anderer Process*, wird die ganze Mechanik des öffentlichen Lebens, werden die

* Ueber ‚das Aufkommen des schriftlichen Processes' vergl. Stölzel, die Entwickelung des gelehrten Richterthums I, S. 175 ff.

amtlichen Pflichten und die amtlichen Controlen andere, beginnt das moderne Staatswesen.

Ein eingehendes Studium des hiesigen Stadtarchivs kann jeden belehren, dass vor 1400 von gelernten Schreibern natürlich auch viel geschrieben wurde; — aber es sind überwiegend einzelne, wichtige, kurz gefasste Vorgänge, Thatsachen oder Rechtsgeschäfte, die man durch schriftliche Fassung der Vergesslichkeit der Menschen entziehen wollte; — dass dagegen von 1400 ab die eigentliche Schreiberei beginnt, dass von da an die Acten, die Entwürfe, die Protokolle immer zahlreicher werden. Von da an datiren die Zunftbücher mit häufigen Einträgen der verschiedensten Art; von da an begegnen wir allen möglichen Handschriften, von da an begegnen wir den zahlreichen Instructionen und Ordnungen, von da an beginnt eine ordentliche Rechnungsführung und -Legung und damit ein geordnetes Finanzwesen; — von da an herrscht ein Schriftthum, wie es vorher nicht existirt hatte. Und dieses Schriftthum war das wesentlichste Werkzeug des modernen Beamtenstaates; auf ihm und der Buchdruckerei beruht das moderne Recht, beruht die moderne integre Verwaltung. Dieses Schriftthum hat dann später zu der vielverrufenen Vielschreiberei, zu bureaukratischer Misswirthschaft und zur Heimlichkeitskrämerei der regierenden Kaste geführt, aber zunächst und für lange Zeit war es das wichtigste Element des Fortschritts*.

---

* Auch für Strassburg beginnt die Entartung der vielgerühmten Verfassung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit der Heimlichkeit, der Vielschreiberei, den büreaukratischen Händeln zwischen den Behörden und dem Nepotismus der herrschenden Beamtenfamilien, eine Entartung, die freilich erst gegen 1700 und in der Zeit von 1700 bis 1789 ihren Höhepunkt erreicht haben muss. Piton, Strasbourg illustré I, 162 sagt darüber: *Notre édifice gouvernemental strasbourgeois, si noble et si solide durant plusieurs siècles, était tombé au 18ième siècle dans un état de décrépidité morale, devenue presque proverbiale. Le népotisme dans le sénat, l'avidité pour les places lucratives, qui se perpétuaient dans les familles, l'air corrupteur de la cour, la dilapidation des fonds publics sous les préteurs Klinglin, tout cela avait ruiné cette vieille réputation de droiture et de probité dont jouissait la gestion de nos intérêts civiques.*

Das Schreiberwesen und das Eindringen des römischen Rechts, die humanistische Bildung und die Gründung der deutschen Universitäten, das sind Glieder derselben grossen geistigen Bewegung, die in Strassburg früher als anderwärts eingesetzt und gewirkt hatte, die in ihrem letzten Ergebniss zur Stiftung der hiesigen Universität im 16. und 17. Jahrhundert führte, zur Gründung der gelehrten Schule, als deren Fortsetzung wir uns heute noch fühlen.

Damit habe ich den Punkt erreicht, auf welchen ich Sie führen wollte. Ich wollte Ihnen zeigen, wie die grosse vielgerühmte Strassburger Verfassung des 15. und 16. Jahrhunderts in letzter Instanz aus derselben Geisteswelle hervorging, die als ihr edelstes Gefäss die deutschen Universitäten geschaffen, ich wollte andeuten, wie es zuletzt immer die grossen geistigen Bewegungen sind, auf denen auch die äussere politische und sociale Geschichte ruht; ich wollte erinnern an den Zusammenhang, in dem wir heute noch mit den grossen Tagen Strassburgs im 16. Jahrhundert stehen; ich wollte die Hoffnung aussprechen, dass der Segen, den die Macht der Wahrheit, der freien Forschung damals gehabt, auch heute nicht ausbleibe, dass diese Universität weiter blühe und gedeihe, zum Segen des Landes, zur Zierde des ganzen deutschen Reiches, dass Strassburg mit ihr und zum Theile auch durch sie das nach und nach wieder werde, was die Stadt früher gewesen, — der geistige und beherrschende Mittelpunkt von ganz Südwestdeutschland!

ANHANG.

I.

REFORMATIO DER STATTORDNUNG.

Anno 1405.

Dieses grosse und wichtige Document ist enthalten im 16. Band Blatt 54—85 der Sammlung von alten Mandaten und Ordnungen, welche das Strassburger Stadtarchiv besitzt. Es ist eine schöne Papierhandschrift, Anfang und Ende von derselben zierlichen, in der Mitte von einer breiteren, aber deutlicheren Hand geschrieben. Eine specielle Vorarbeit zu der Reformatio findet sich ohne Datum im Band XXI dieser sog. Stadtordnungen Bl. 43 unter dem Titel: ‚Allerhand ersparungsmittel, vorschläg und bedächt'. Einzelne Stellen der Reformatio lassen sich auch sonst als einer früheren Zeit angehörig nachweisen, wie z. B. gleich § 1 nahezu wörtlich mit einem Rathsbeschluss von 1388 (siehe Hegel, II. 1023) übereinstimmt. In der Hauptsache aber ist die Reformatio ein Werk der tiefen Finanzverlegenheit der Stadt, wie sie seit 1393 vorhanden war. Unsere Handschrift war offenbar bereits eine Reinschrift, die aber einer nochmaligen amtlichen Durchberathung unterzogen wurde und dabei gewisse Abänderungen erlitten hat, die ich im Druck hervorhebe; die hiebei erst nachträglich beigefügten Zusätze sind cursiv gedruckt; die durchstrichenen Stellen gebe ich in der Hauptsache in Anmerkungen.

Die fortlaufenden Paragraphenzahlen und die klein gedruckten Ueberschriften der Paragraphen habe ich der leichteren Uebersicht wegen hinzugefügt. Die Ueberschriften, welche das Original hat, sind in fetter Schrift gedruckt. Die Ueberschrift des ganzen Documents ist von einer etwas spätern, nicht von einer zeitgenössischen Hand.

Was Interpunction und Orthographie betrifft, so ist die erstere durchaus von mir in moderner Weise ausgeführt. In Bezug auf die letztere bemerke ich Folgendes über mein Verfahren. Alle die zahlreichen Abkürzungen der Handschrift sind aufgelöst, also z. B. ist stets anstat dz daz, anstatt eines Hakens über der Linie er, anstatt egen͡

egenant etc. gesetzt. Die unzähligen Striche über den Worten sind nur da in Doppelbuchstaben verwandelt, wo solche einen Sinn haben. Statt des beliebigen Wechsels zwischen u und v, zwischen i und j sind durchaus u und i vocalisch, v und j consonantisch gebraucht. Die Majusceln, die in der Handschrift zum Theil ohne Princip angewandt sind, hauptsächlich oft beim Beginn des Nachsatzes, habe ich nur am Anfang der Sätze und bei Namen beibehalten, wie das dem überwiegenden Gebrauch der Handschrift entspricht. Die übergesetzten Vocale (o und e über u und o) sind in den Fällen, in welchen sie die Handschrift klar und deutlich hat, beibehalten; wo sie, trotz der Anwendung desselben Wortes, ganz fehlen, sind sie weggelassen; wo statt ihrer ein undeutliches Zeichen steht, das sich dem o und e nähert, ist der übergesetzte Vocal daraus gemacht; wo aber unzweifelhaft nur ein oder zwei Punkte über dem Vocal stehen, ist unser moderner Doppelpunkt gemacht. Alle lateinischen Zahlen sind (nach dem Vorgange von Waitz und Waizäcker) in deutsche verwandelt.

Ueber die vorkommenden Münzen verweise ich auf Hegel, Städtechroniken, Strassburg II, Beilage V ‚Münzrecht, Münze und Preise'. Im Jahre 1397 wurde der Groschen oder Schilling Denare (10 = 1 Gulden und 12 den. auf den Schilling) so ausgeprägt, dass $67^{3}/_{31}$ oder $805^{5}/_{31}$ den. auf die feine Mark Silber gingen; der Groschen hatte einen Silberwerth von etwa $6_{,25}$ heutigen Groschen. Was die Rechnung in Pfunden betrifft, so sollte eine feine Mark 3 Pfund Pfennige oder 720 den. geben; sie ergab aber 1398 schon 3 Pfund 1 sl. 6 den, 1427 bereits 3 Pfund 9 sl. 6 den.

Einleitung.

Fol. 54a.

Anno Domini millesimo quadringentesimo quinto die sabbati ante festum Exaltationis sancte Crucis, sub domino Gossoni dicto burggräfe magistro et sub domino Küllino dicto barpfennig magistro scabinorum, sint unser herren meister und rat, schöffel und amman über ein kummen aller der stücke, puncten und artickel, die hie noch geschriben stont.

Ordnung der Geschenke für Fremde.

1. Zům ersten, man sol eime landesherren von unser stette wegen schencken einen omen wins. Item eim dienstmanne und suss eim edeln manne 1/2 omen wins. Item einre stette 1/2 omen wins, alle imbisse. Item suss eim gebornen manne 1/2 omen wins; und sol man jeglichem zu jeder vart nuvent ein mol schenken und nit alle imbisse, ussgenommen

den stetten, *den man von alter har alle imbisse geschencket het,* den sol man alle ymbisse schencken, also vor geschriben stot; und sol auch die schencke nieman heissen dûn, danne ein stettemeister, der danne zû ziten rihtet, und ein ammanmeister und nieman anders; und weme man also schencket, deme sol man niergent anders wohin schenken. danne an die stat, do er davon isset, und sol yme ouch win schencken in unser herren kannen und nieman keinen pfennig darvür geben in deheinen weg; und also untze har gewönliche gewesen ist, daz man epten und eptissen und sus zû liebe und zû leide geschencket hat, daz sol hinnanvürder ab sin und sol man solliche schencke nit me dun.*

Ordnung der Geschencke für Einheimische.

3. Also man ouch ettewenne rittern und knehten, alten ammanmeistern oder suss andern erbern lüten gon baden und anderswohin geschencket hat vische, wiltbrete oder andere sogetane dinge, daz sol man nit me dûn. danne es sol weder meister, ammanmeister, die drie, die über daz ungelt gesetzet sint, noch nieman anders, wer der ist, dûn by dem eyde, weder lützel noch vil. klein noch gross, nützit usgenommen.

Fol. 54b. Verbot der Imbisse, welche die Städtemeister bisher geben mussten.

4. Also by ziten gewönliche gewesen ist, dass ein jegelich stettemeister von den vier stettemeistern, die man alle jor küset, so der einre aneging ein vierteil jors zû rihtende, also har kummen ist. daz er danne einen imbis gap allen unser stette amptlüten, es werent schribere, ratzbotten, wahtere, turuhütere, smyden, zimberlüten, murern und allen andern amptlüten, wie sü genant sint, und ouch den schribern, ratzbotten, wahtern, turnhütern alle sunnentage einen ymbis gap, dar durch ein jegelich stettemeister grossen kosten gehabt hat, die selben imbisse süllent hinnan vürder

* Hier folgt ein aus der letzten Berathung stammender Zusatz, der durch Correcturen bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist; der Inhalt ist, dass man auch keinem Edelmann und Dientmann, so wonig als den geistlichen Leuten, mehr schenken soll, ausser Meister und Rath oder die Majorität desselben hätten es erkannt.

gantz und gerwe abe sin und hinnan vürder nit me geben werden.

Ordnung der Scharwacht und ihres Trinkens.

4. Und aso auch untze har gewönlich gewesen ist, daz die scharwahter us eins ammanmeisters hus in eins stettemeisters hus, der danne zů ziten rihtete, gingent, dar inne man in trincken gap, und sü danne eins ammanmeisters kneht an ire hůte ordente und hies gen, und danne zu mitternaht wider in eins stettemeisters hus gingent, das sol ouch nů absin. Danne sü söllent sich in eins ammanmeisters hus sammen, aso untze har gewönliche gewesen ist, und dar inne eins trincken, und sol sü danne des ammanmeisters kneht zu stunt an ire hůte orden und heissen gon.

Ordnung der Geschenke für des Städtemeisters Handwerker und Gesinde.

5. Und umb daz, das ein jegelich stettemeister und sin gesinde grosser unruhen, unmüssen und kosten enthoben und entladen ist, so sol man deheins stettemeisters vischer, metziger, wescherin, noch dem koche nutzit me geben, weder lützel noch vil, klein noch gros, danne 10 sl. ₰, das ingesigel zů lösende von eim stettemeister und 10 sl. ₰ sime gesinde, aso bitze har gewönlich gewesen ist.

Einnahmen und Lasten des Städtemeisters.

6. *Man sol ouch eim jeglichen stetmeister sin viertel jares, als er rihtet, 13 lib. ₰ geben für sin essen tragen, das er tůd uff eins ammanmeisters stůbe; und umb die aptige ürtin, die ein jeglich stetmeister bitz har gegeben hat, die ürtin sol ab sin, und kein meister sol sü me geben by sim eyde; man sol ouch ein meister, so er anget, 2 korbel mit glůten geben und nit me.*

Ersatz für Naturalaufwendungen des Ammeisters*. Fol. 55a.

7. Man sol ouch eim jeglichen ammanmeister, der danne zu ziten ammanmeister ist, 1 lib. und 8 sl. ₰ geben und

* Nach dem Schwörbrief von 1482 erhält der Ammeister für den Scharwächtertrunk wöchentlich 16 sl. Im Ammeister-Amptsbuch der Heitzschen Bibliothek (No. 1944 M. Sc.) heisst es: Ein regierender

nit me ungeverliche vür den trunck, den er den scharwahtern git, und vür daz essen tragen, daz er tegeliche tůt uff sine stube, wenne durch daz selbe essen tragen mangem frômden manne und erbern herren vil zuht und ere erbotten wurt, daz ouch unser stat ein grosse ere ist.

Ordnung der städtischen Weingeschenke beim Ammeisterwechsel.

8. Wenne ouch ein ammanmeister gekosen wurt und in sin antwerg ladet, und so ouch der alte ammanmeister den nuwen ladet und der nuwe ammanmeister den alten ladet, den kosten, den man do mitte hat, das sol unser stat nützit angon in deheinen weg, anders danne wir sullent von unser stette wegen zu jegelichem under den selben imbissen vier omen wins in kannen schencken und nützit anders dar zu geben, in deheinen weg, one alle geverde by dem eyde.

Verbot, dass der Stadt Werkleute für Städte- und Ammeister arbeiten

9. Man sol ouch keime stettemeister noch ammanmeister deheinre hande gebn, tůn noch machen weder tische, bencke, trispitze, herde, noch deheinre handewerg one alle geverde. Bedürffent sü ouch ütschent in irre meisterschaft zu machende, daz süllent sü mit frömden und nit mit der stette werglüten machen; und süllent ouch dis aso zů stunt, so ein nuwer rat gesetzet wurt, unser stette lonherre und unser stette werglüte sweren an den heiligen, es also zů haltende, und ouch ein jegelicher, der an der stat kummet, die jetzenan unser lonherre oder werglüte sint, die süllent es ouch an stat sweren, so sü an die selben ampt kummen sint.

Ammeister solle das gantze jar auss allen morgen imbiss uff der stuben essen oder einen alten Ammeister an sein statt ordnen. Zu nacht imbiss aber stehet ime frey zu kommen oder aussen zu bleiben. So Stätt- undt Ammeister zum morgen imbiss zu einer Fürstenschänke geladen werden, steht ire platz uff der stuben ledig und ohne steuer. In der vollen mess ein tag fünf oder sechs, so lang viel frembd volks vorhanden, essen Stätt- und Ammeister auch zum nacht imbiss uff der stuben, dessgleichen auf Adolphi.

In dem Folioband des Stadtarchivs ‚der Stadt Strassburg Rahts- und Regimentsordnungen' von 1660 ist S. 96 ein Beschluss von 1585 eingetragen, dass dieses tägliche Essen auf der Ammeisterstube nicht länger als von 12—1 Uhr währen dürfe

Verbot des Pfingstessens und Ordnung der heimlichen Hut.

10. Man sol ouch an den Pfingesten asolliche ymbisse nit me haben, aso man sü vor ziten in Pfingesten by eim ammanmeister gehabt hat; wanne wer danne by eime ammanmeister essen wil, der sol bezaln und sol man nieman vergeben do lossen. Ouch sol ein ammanmeister die hüte in der stat und den vorstetten versorgen mit den, die er danne getruwet nütze und gut dar zu sinde, und den selben, die er danne tût also gewunnen, die hüte zu dunde, der sol man jeglichem zum tage 1 sl. ₰ geben und nit me, und sol auch der selben keinre uff des ammanmeisters stube nit kumen, weder zu essende noch zu trinckende in deheinen weg ungeverliche die selben tage uss.

Verbot aus öffentlichen Mitteln etwas auf die Trinkstuben zu geben. Fol. 55b.

11. Von der zweiger pfunde pfennige wegen, die man wucheliche geben hat uff eins ammanmeisters stube übernummen, die söllent hinnan vürder gantz ab sin. Es sol ouch dehein meister noch ammanmeister by iren eyden noch nieman von iren wegen uff deheinre trinckestuben, noch niergent anderswo nützit übernummen geben, weder lützel noch vil, noch heissen geben in deheinen weg von der stette wegen; sunder wil ir keinre ützit übernummen oder vor geben, daz sol jegelicher uss sime seckel, uss sime eigen gelte geben und nit anders ungeverliche; daz selbe süllent ouch zu glicher wise halten der lonherre Heinrich Riffe und die drie, die über daz ungelt gesetzet sint, und alle ire nochkummen an den selben ampten by iren eiden, die sü darumb sweren süllent; wer es aber, daz dehein herre oder stat ire erbere botschaft hie hette, die den unsern ouch früntliche werent und in zuht oder früntschaft erbotten hettent, den möhte ein ammanmeister, der danne zu ziten ammanmeister were, mit der alten herren rat und wissen wol ein zucht oder früntschaft dûn ungeverliche, *und zü solicher zuht und früntschafft sol man geben 2 lib. übernemen und nit me und keinen win dar schencken.*

Kohlenlieferung für den Ammeister.

12. Man sol ouch uff deheins ammanmeisters stube, der danne zû ziten ammanmeister ist, nützit geben weder

lützel noch vil, klein noch gros, wie daz genant ist*, *dann man sol eim jeglichen ammanmeister alle woch zwey korbel mit glůte geben in sin huss und nit me von sand Michels tage bitz an den Ostertag und ime sumer nützit, umb daz sich ime winter die scharwachter und die diener do by gewermen mögent;* und sol daz der kneht sweren, der die glůte herus git.

Einziehung einiger Gratifikationen.

13. Also man auch untze har den stubeknehten uff eins ammanmeisters stube alle fronfasten 10 sl. ₰ gap, die süllent nů abe sin und sol man in hinnanvürder nitzit geben, weder lützel noch vil ungeverliche.

Man sol ouch dem knehte, der daz lieht ysen treit, weder fronfasten gelt noch von dem ungelte nützit geben ungeverliche.

Fol. 56a. Das Geschenk für das Gesinde des Ammeisters.

14. Man sol ouch eins ammanmeisters knehten von dem ungelte nützit geben, danne die ammanmeistere in den erberkeiten sint, daz sü on daz gesinde in iren hüsern hant, uss genommen zu den fronfasten, so sol man geben 10 sl. ₰ sime gesinde zu stüre, wanne sü grosse erbeit und unmüsse hant; und get daz die knehte nit an, die ein ammanmeister hat von der stette wegen, den sol man geben, aso har nach geschrieben stat.

Einkommen und Pflichten der städtischen zwei Ammeisterknechte.

15. Es sol ein jegelich ammanmeister, der danne zů ziten ammanmeister ist, zwene knehte von der stette wegen haben; den selben zweien knehten sol man nit me geben, danne ir jegelichem zu yeder fronvasten 3 lib. ₰, daz ist ein jor ir jegelichem 12 lib. ₰ und ir jegelichem zum jor 8 elen duches zu eime kleide und 5 sl. ₰ vür futergelt und kein herberge, *noch kein geld darfür als bitzhar gescheen ist, dann sü in eins ammanmeisters huss sin sollend,* und suss

---

* Statt der oben cursiv gedruckten Worte stand ursprünglich: ussgenommen zwey kleine körbelin mit glüten, die sol man alle wuche geben uff eins ammanmeisters stube, das man darbi brete von der stette glůten und nit me.

ir gevelle, daz in beriset und gevellet von den, den sü danne dienent von des ammanmeisters geheisse, der danne zû ziten ammanmeister ist; und sol man in nützit anders geben, weder an dem brette noch niergent anderswo von der stette wegen, und der in oder jeman von iret wegen ütschent me oder anders gebe von unser stette wegen, daz söllent sü nit nemen by iren eiden und süllent ouch sweren an den heiligen, was in beiden oder ir jegelichen besunder ein ammanmeister, der danne zu ziten ammanmeister ist, entpfilhet, daz sü das getruweliche, ernstliche und unverzögenliche tügent, und waz sü hörent, dar zû men swigen sol, daz sü daz verswigent, und eins ammanmeisters getruweliche und flisseliche wartent, und ire hüte ernstliche noch dem besten mit flisse tügent, noch dem und es harkummen ist, und es in ein ammanmeister entpfilhet.

Sü sollend ouch by iren eyden hynnanfurder nieman keinen kolen geben anders, dann hie noch geschrieben stat: zûm ersten, eim jeglichem meister, so er angot, 2 körbel mit kolen; item eim jeglichen ammanmeister 2 korbel mit kolen alle woch in sin huss von Sand Michels tage bitz zûm Oster tage und nit lenger, umb daz sich die scharwechter und diener doby gewerment; item den 4 ungeltern alle 14 tage ein korbel, summer und wintter, als sü tegeliches kochent; item in daz hauffhus alle 14 tage ein korbel von Sand Michels tage bitz Ostern; item in Heinrich Riffen hus harabe, do sich die diener am mentage gewermen mögent, alle monat ein korbel von Sand Michels tage bitz Ostern und uff des ammanmeisters stube alle 14 tage 1 körbel; und sollend ouch an kein der vorgenant ende me geben; und weme vormols me kolen gegeben worden sind, daz sol hinnanfurder gantz garwe abe sin.

Verbot von Geschenken aus städtischen Mitteln.

16. Es sol auch kein meister, ammanmeister, die bretherren, die drie, noch nieman anders, wie der genant ist, weder an der ungelt kisten, in dem köffhuse, an den kisten uff der zolkisten, noch oben in Heinrich Riffen kammer, noch an deheinen andern stetten, wo daz ist, dehein gelt enweg geben, lützel noch vil, in deheinen weg, niemanne hohe

noch nider, by dem eyde; wer darüber dehein gelt hinweg gebe, der sol meineidig und erloss sin, ussgenommen so man uff den pfennig turn get, so sol man geben, aso daz von alter har kummen ist.

Fol. 56b. Ablieferung der städtischen Einnahmen zur städtischen Hauptkasse.

17. Weme under der drier eim man die pfennige bevilhet zur wuchen us dem köffhuse über das bret zum ungelte zu tragende, der oder die süllent alle jor vor dem rate sweren an den heiligen, niemanne von den selben pfennigen nützit zu gebende, lützel noch vil, es sy in dem köffhuse oder husse ime gadem, noch von den pfennigen lossen nemen in deheinen weg; danne er sol die selben pfennige gerwe uff daz brett antwurten, und sol ouch der zinsmeister in dem selben köffhuse daz gelt, das men in dem köffhuse nymmet, nit an das bret tragen, noch by dem brette sin; danne er sol in dem köffhuse bliben und des köffhuses warten und sol man ouch dem zinssmeister in dem köffhuse, sime schriber, nach sime gesinde nützit von dem selben gelte geben; und der in üt gebe, daz söllent sü nit nemen by sime eyde und sol ouch deme, der das gelt untze zu dem brette treit, nützit werden. Sehe ouch der zinssmeister jemanne ützit geben, daz sol er rügen, sagen und vürbringen zu stunt by sime eide.

Die Emolumente bei dem montäglichen Kassengeschäft.

18. Man sol ouch an dem mentage, so men an daz bret gat, an dem brette yedem bretherrn und den schribern jegelichem 1 sl. ₰ geben, und sol ouch nieman anders an daz brett gon, wie der genant ist, wanne die bretherren und die schriber; und süllent ouch die bretherren nit me nemen, danne aso vorgeschriben stet by iren eiden; und süllent Dietscheman, Hüller, Wassicher und die andern ratzbotten und turnhüter versorgen und verwarten by iren eyden, das nieman anders zu dem brette kumme, danne die dar zu gehörent; und keme dar über jeman dar ungeverlichen, dem sol man nützit geben by dem eyde.

Fortsetzung.

19. Und umb das, das die bretherren und die drie, die über daz ungelt gesetzet sint, deste vürderlicher zu dem

brette gont, welher bretherre oder welre von den drien uff den mentag oder uff den tag, aso man zu dem brette gon sol, zu dem brette nit enginge, dem sol man by dem eyde keinen versessen schilling geben in deheinen weg, und sol ouch er in nit nemen by sime eide.

Verbot für die Rathsboten, Montags in die Rechenstube zu gehen

20. *Dietscheman der ratesbotte, noch kein ander ratesbotte, noch ammanmeisters hnehte, noch sust knehte sollend ouch hynnanfür nit me an dem mentage an daz bret hinyn gen in die stůbe, so man rechent oder rechennen wil, als ein zit bescheen ist; danne es von alterhar nit also harkomen ist; und den sl. ₰, den man Dietscheman ame brette gegeben het an eim mentage, den sl. ₰ sol man Dietscheman noch keime andere ratesbotten nit me geben, und sollend doch er unde die andern nit dester miner verbunden sin, ze warten und ze tůnde, als vor geschriben stat.*

Beseitigung einiger Emolumente für die Bretherren etc. Fol. 57a.

21. Also man bitze har den bretherren, den drien, die über daz ungelt gesetzet sint, den schribern und Dietschemanne ir jegelichem von eime angonden meister und von eime abgonden meister 1 sl. ₰ geben hat, der sol nů ab sin und niemanne, wer der ist, hinnanvürder geben werden. Sunder ein jegelicher sol ein gnuge haben mit dem schillinge pfennige zu der wuchen, der in dem vördern artickel geschriben stot, *uzgenomen Dietscheman, dem sol* den sl. nit me geben.*

Zulassung der Weinlieferung bei dem montäglichen Kassengeschäft.

22. Man hat untze har alle mentage, so man an daz brett ging, ein vierteil wins in zweien fleschen dar getragen und hat ein halb vierteil den herren in die stube geben und ein halb vierteil in den gang den, die do der herren warten; do by sol es fürbasser bliben.

Bestimmung, wann Würze zum amtlichen Trunk gegeben werden darf.

23. Und aso man alle mentage zwein schillinge pfennige wert wurtzen an das bret getragen hat, so ein meister, ein

* Fehlt: man.

ammanmeister, die bretherren und die drie dar koment, das sol nü abe sin und sol man dohin, noch anderswar hinnanvürder deheine wurtze tragen, es were danne daz frömde herren hie werent, die by unsern reten sessent. Beduhte do einen meister oder einen ammanmeister, daz es unser stette erliche were, so mögent sü wol ein wurtze dar tun tragen.

Verbot von Darlehen an untere Beamte.

24. Es sol ouch nieman unser stette gût jemanne lihen oder geben, *als dicke gescheen ist, es sient ratesbotten, turnhütern, wahtern, Gûgenheim oder andern knehten, wann unser stette von solichem gelihen gelte nie nützit wider worden ist**; usgenommen wer es, daz die nüne, die über den krieg gesetzet sint, beduhte, daz man jemanne ütschent lihen oder geben solte, sachen zu werbende, daz unser stette nütze und gut were, des süllent sü maht und gewalt haben, und sol man daz besonder eim ammanmeister getruwen.

Fol. 57b. Verbot aller Emolumente bei der jährlichen Rechnungslegung.

25. Also man jors die rechenungen verhört an dem brette von den vögten Ettenheim, Liehtenöwe, Benfeld, dem zinssmeister Ulrich Hunter und von allen andern amptlüten, wer die sint, derzû meister und rat allewegent ire erbern botten sendent, von der selben rechenungen allen und ir jegelicher besonder man eim stettemeister, der danne zu siten rihtete, eime ammanmeister, den botten die dar zu gesendet wurdent, dem öbern schriber, den zweien undern schribern, den drien die über daz ungelt gesetzet sint, irme schriber, zweien iren knehten, Heinrich Riffen und sime knehte, eime jegelichen amptmanne und sime knehte, der danne rechente, jegelichem von jeder rechenungen 1 sl. ₰ gap und von der drier erste rechenunge aber allen vorgeschriben personen jegelichem 2 sl. ₰ gap und von irre nochrechenungen jegelichem 1 sl. ₰ gap; do sol man hunnanvürder weder stettemeister, ammanmeister, den botten, den drien, den schribern,

* Statt der cursiv gedruckten Worte stand ursprünglich: es habent danne vorhin meister und rat mit urteil erkant und erteilt, daz man es dûn solle.

den amptlüten noch niemanne, wer der ist, nützit geben, weder lützel noch vil, und sol es ouch ir keinre by sime eyde nit nemen; man sol ouch den selben vögten, noch amptlüten, noch allen iren nochkummen an den selben ampten an deheinre rechenungen nützit uff haben, schencken noch varen lossen, noch ir keime keinre hande getregede, wie das genant ist, anders slahen noch rechen, danne es zû der zit giltet, so man mit yme rechent.

Verbot der Geschenke an fahrende Leute.

26. Es sol ouch dehein stettemeister noch ammanmeister deheime herolte, trumpetern, pfiffern, orgelern, lutenslahern, gigern, sprechern, sengern noch deheime andern varenden manne noch wibe, wie die genant sint, von unser stette wegen nützit geben, noch nieman anders dar heissen lihen noch geben by dem eide; wenne wil ir einre jemanne ützit geben, daz sol er dün us sime eigen gelte und nit anders, *ussgenommen, so ein Römischer Künig oder Künigin zum ersten mol har kement; was dann meister und rat und daz merreteil erkantent, daz man den varenden lüten schenken solt, daz mag man tûn.*

Diäten und Rechnungslegung der städtischen Boten. Fol. 68a.

27. Unser botten, die wir uff tage sendent, do sol man yedem botten, die ein ammanmeister zu botten machet, zum tage 2 untze pfennige geben und nit me; und sol ouch ein jegelicher, der den seckel fürt, rechen in gegenwertikeit eins sins gesellen, der mit yme ritet, waz er us geben hat; und wanne denne der seckeler her wider heim kummet, so sol er den drien, die über daz ungelt gesetzet sint, oder den bretherren oder den, den es danne meister und rat entpfilhet zu verhören, sagen, waz sü aso verzert hant; und sol man es danne dar nach in daz kostbûch in der summen verschriben. Doch sol man niemanne bezaln deheinen sattel noch solliche dinge; und welhen botten er zu yme nimmet, der sol es bei sime eyde dûn und sich nit widern*.

---

* Hier folgte der durchstrichene Passus: und sol ouch dehein botte me haben danne vier pfert, minr mag er wol haben.

Vorschrift, was die Boten aus eignen Mitteln zu zahlen haben.

28. Es sol ouch der seckeler noch der andern botten deheinre von unser stette gelte yme selber noch niemanne anders, wer der ist, deheinre hande dinge köffen, weder hosen, hüte, deschen, gürtel, messer, hentschuhe noch nützit anders, wie das genant ist, noch deheine letzte uff deheins ammanmeisters stube, noch niergent anderswo lossen noch geben by iren eyden; woltent aber unser botten ütschent köffen, do mit sü die lüte eren woltent oder hinweg schencken oder asolliche letzte lossen alhie in der stat, daz süllent sü von irme eigen gelte dün und nit us der stette gelte.

Fortsetzung.

29. Wellent ouch die botten und ir knehte scheren, in badestuben gon, bletzen, stifeln smyren, settel oder zeume new machen oder anders tůn, daz sollend sü und ir knehte von ir selbs gelte bezalen und nit von der stette gelte, uzgenommen, daz sü beslahen mögent von der stette wegen; doch sol man jedem knehte uff jedem ritte 1 sl. ₰, als daz von alter harkommen ist.*

Behandlung von Bürgern, die eine städtische Botschaft begleiten.

30. Wenne wir botten sendent uff tage von unser stette wegen, vallent zů den andere unsere burgere, den und ihren knehten mögent sü wol zů essende und zů trinckende geben einen imbiss oder zwene ungeverliche, doch söllent die selben unsere botten den selben unsern burgern dehein füter, howe noch stro iren hengesten noch pferden betzaln.

Verbot für die städtischen Boten, einen Koch, Würze etc. mitzunehmen.**

31. Wenne man ouch nuvent einen botten von unser stette wegen uff tage sendet, der sol keinen koch, wurtze,

* fehlt: geben.

** Es ist nicht recht deutlich, ob dieser Abschnitt durchstrichen sein soll oder nicht; er ist von der Handschrift, von welcher alle Zusätze stammen, unten nochmal in folgender Fassung beigefügt: die selben botten, die man also von unser stette wegen zů tage schicket, sollend ouch weder wurtz, tresen, rathsknecht noch ouch keinen koch

wahssliehter, noch solliche dinge mit yme füren. Dañe ein sogetan botte sol einfalteclichen an den wurten zeren und daz mit baren pfennigen betzaln.

Zahl der Pferde, die den Boten erlaubt sind.

32. *Der botten keinre sol ouch me hengeste und pferde mit ime füren, dann vier stücke und ein mülin oder ein ledig pferdelin daz ein woch... treit, ob er es het; fürte aber dar über einer me pferde mit ime, dann vorgeschriben stat, was hengestes oder pferd ime dann under den hengsten und pferden allen abginge, daz solte man ime nit bezalen.*

Verbot eines städtischen Koches.* Fol. 58b.

33. *Man sol ouch von unser stette wegen keinen koch me haben.*

Die Wochenrechnung für die laufenden Ausgaben.

34. Man sol alle wuche in den kostbrieff schriben alles daz, das man von der stette wegen usgit, es sy lützel oder vil, weme man daz git. So sol man dargegen an den kostbrieff schriben an ein ende, was die vergangen wuche gevelles gevallen ist von burgern, besserungen und den dingen glich. So sol man es dar nach eigentlichen alles sament in daz rehte buch schriben und mit namen alle dinge, wer die gevelle git, nemeliche weme man daz briefe gelt git, nemeliche weme man schencket, nemeliche wie viel man yedem turnhüter git von sinre gevangen wegen; und sol nützit in summen dar in schriben, also man by ziten geton hat; und hant daz geton umb das, wenne man jors die rechenunge liset vor dem rate, daz denne der nuwe rat hort und entpfindet, wie der abgonde rat das gelt usgeben hat; und sol ouch daz kostbüch hünder eim ôbern schriber bliben und nit hünder Heinrich Riffen. *Die rete sollend ouch alle woche, so man an daz brett ze gonde meinet, den kostbrieff von worte*

---

mit yn füren, dann die botten sollend von den würten zeren, und daz zeren sol man von der stette wegen bezalen, als ander stette tůnd, doch sollend die botten daz silber mit in füren, durch der stette ere willen.

* Hier stand ursprünglich: man soll eim jeglichen ammanmeister, der danne zů ziten ammanmeister ist, von des koches pferde zům tage 1 ßl. d. geben und nit me.

zů worte gantz uz hören lesen, umb daz sü horent, waz in alle wege uffget, es sie uff den geburen oder in ander wege.

Besondere Berechnung der einzelnen Zölle etc.

35. *Es sollent ouch der meister, der ammanmeister, die bretherren und, wer darzů gehort, an dem mentage oder sust an eim andern tage, so sich das geheischet, an daz ungelt gen und aldo bliben, bitz man daz gelt von der zolkisten, die andern zölle und daz ungelt an daz bret geantwortet hat, und sollend dann die drie nider sitzen und jeden zoll besunder zälen und daz tůn, sunderlich anschriben, und das den bretherren an dem andern mentage dar nach noch dem imbisse eigentlich tůn vorlesen und rechenen, umb daz man wisse und empfinde, waz yeder zoll besunder geton hat, so ein gantz jar umb gangen ist, ob man jech einen zoll oder me verkouffen wolte, daz man sich dester baz darnach gerihten kunde; domitte get die woge ab und der bretherren schillinge und, die zům brette gehorent, und umb win oder anders, daz man noch ye der zyt an daz brett bringet, daz gelt sol man von dem winungelte nemen, genant die woche.*

Fol. 59a. Anstellung eines Domänenrentmeisters.

36. *Man soll ouch einen erbern, heftigen, redelichen, müssigen manne, der nit der rete sin sol, noch kein ampt von den reten haben, empfelhen der stette zinse, gülte und schulde inzegewinnen one die kleinen zinse, die eim zinsmeister empfolhen sind inzegewinnde; und der selb sol sweren liplich an den heilgen, der stette zinse, gülte und schulde in stat und in lande getruwelich unde ernstlich inzugewinnen, so verre er mag, und das gekürne hinder den vögten zu verkouffende, wenn oder welhe zyt im jare in das nütz und gůt beduncket sin, und öch besehen, daz die vögte ir knehte habent, die sü von rehte billich haben sollend; und sollend sich weder meister, ammanmeister, noch die rehte oder jeman anders der sachen nit annemen by dem eyde, jemanne er sie hohe oder nider, kein zil oder bestant ze gebende, dann ime beraten und beholffen ze sinde, ob yme jeman widersatz geben oder ungehorsam sin welte; und wenn der selbe, deme es dann empfolhen wirt, uff die 20* lib. ₰ *ungeverlich ingewinnet, die sol er den drien, die über daz ungelt*

gesetzet sind, antwurten unverzögenlich, und er sol ouch jares vor den drien ein jar rechenunge tůn in gegenwertikeit der stette erbern botten; was ouch der selb uzwendig der stat der sachen noch verzert, daz sol die stat bezalen, und daz sol er ouch in sine jar rechenunge begriffen; und umb solche müge, arbeite und unmüsse sol man ime alle jar geben 20 lib. Ouch so söllent die drie von ander stücke wegen, die in dann empfolhen sind und von yn verschriben stont, nit dester minre tůn, was sie dann billich tůn sollen.

Ordnung des Ersatzes für abgehende Pferde.

37. *Wer ouch hengeste oder pferde uff der stette stalle koufft, gont die in der stette dienste abe, die sol man nit höher bezalen, danne als sü von dem stalle gekouffet sind, es stonde lange oder kurtz; und mag einer wol bezaln, so einer den eyt tůd.*

Fortsetzung.

38. *Man sol ouch hynnanfürder nieman weder hengest, noch pfert bezalen, die drie stalmeister, die dann je zů der zit sind, habent es dann vor erkant und vor den reten geseit, daz man es tůn solle.*

Sold für die, welche in städtischem Dienste ausreiten. Fol. 59b.

30. *Die herren hant ouch gerotslaget, wer von unser stette wegen ritet in soldes wise, hat einer 3 pfert und ist er tag und naht uzz, dem sol man geben zu solde 10 sl., item von zwen pferd tag und naht 4 untz; item von eime pferde tag und naht zwo untz; ist aber einer nit me uzz, dann alleine ein tag, dem sol man nit me dann halben solt geben; bedorffte man zugestossener knehte, die mit den botten rittent und in der botten koste sind, do sol man eim geben mit 3 pferd zwo untz, item von zwen pfert nach margzal, item und eim einspennigen knehte 1 sl. ₰.*

Die drie und die zu in gehörent.

Das Einkommen der Umgeldherrn. Fol. 61a.

40. Man hat alle jor den drien, die über daz ungelt gesetzet sint, jegelichem 5 lib. ₰ geben zů lone und alle mentage 1 sl. ₰, also den bretherren, und alle mentage ein

zallschilling und ir jegelichem zům jor ein par hosen. Dar zů so hat in meister und rat zům jor jegelichem 10 gulden oder 5 lib. ₰ zů vertrinckende geben. Do sol man deheinen drien hinnanvürder me geben, danne zům jor jegelichem 5 lib. ₰ und an dem mentage einen zalschilling, also den bretherren; und söllent die zallschillinge, die rechenschillinge, die schillinge von angonden und abgonden meistern, die hosen, die 10 gulden oder fünff pfunt ₰, die man ir jegelichem jors zu vertrinckende gap, ganz und garwe ab sin; und sol kein meister, ammanmeister noch der rat weder maht noch gewalt haben in ütschen vürbasser oder anders zů erlöbende in deheinen weg, und süllent ouch sy nit me nemen, heischen noch vordern, und der in me gebe, daz söllent sü noch nieman von iren wegen nit nemen by dem eyde.

Verbot des Imbisses bei der Rechnungslegung.

41. Also ouch gewönlich gewesen ist, so die drie jars ire grosse rechenunge totent, das sü danne einen imbis mahtent in Heinrich Riffen hus und die botten lüdent zů dem selben imbisse, die in von meister und ratz wegen zů der selben rechenungen geben worent, der sol nü gontz und gerwe ab sin und nit me geben noch gemaht werden by dem eyde.

Eid der Umgeldherrn.

42. Sü süllent ouch alle jor vor dem rate sweren an den heiligen der stette sachen* noch dem nützesten, besten und wegesten zu versorgende, die dem selben irem ampt zu gehörend und in entpfolhen ist oder wurt, *so verre sü künnen oder mögen ungeverlich.*

Amtspflichten der Umgeldherrn, auch gegenüber den höchsten Stadtbehörden.

ol. 61b. 43. Sü süllent ouch by dem selben irme eide hinnanfür niemanne nützig geben noch lihen in deheinen weg, weder

* Statt des Wortes ‚sachen' stand ursprünglich: ‚zinse, gülte und schulde getruweliche in zů gewinnende, also verre sü mögent ungeverliche, und alle andere dinge'. Diese Worte waren überflüssig, nachdem oben Punct 36 beigefügt war. Man sieht hier, wie aus einer einzelnen Function der Dreier das besondere Amt des Domänenrentmeisters hervorging.

lützel noch vil, nützit ussgenommen, *er sie der stette diener, amptmann, kneht oder ander, hohe oder nider, nieman uzgenommen,* one zinse, precarie und ander sogetane gelt, das sie von unser stette wegen jorliche gebent und ussrihtent, daz in unser stette nutz get, also zû gebu, umb holtz, steine, kalk, sant oder ander sogetan gelt, daz in unser stette nutz kummet und in entpfolhen ist, zû gebende und uss zû rihtende; und wo sü darüber sehent oder entpfundent, daz dehein meister, ammanmeister oder jeman anders, wer der were nieman ussgenummen, anders dete mit gebende, lihende oder erlöbende, danne also dis bûch von stücke zû stücke und von artickeln zû artickeln geschriben stot, daz süllent sü by dem vorgenantan irme eyde zu stunt vor offem rate rügen, sagen und vürbringen.

Verbot des Holz- etc. Verkaufs durch sie an die Ehrbaren.

44. Es ist ouch gewönliche gewesen untze har, so underwilent ein erber man holtz oder steine bedurfte, das er danne zû den drien ging und an die sogetane dinge vorderte, aso yme danne notdurftig waz, und danne die drie dem lonherren, meister Walther dummeler oder meister Beinheim erlöbetent, den selben personen asolliche dinge zû gebende umbe den pfennig, aso es unser stat anstunt; do söllent die drie hinnanfürder, die nü zû mol sint oder harnach werdent, weder maht noch gewalt haben jemanne ütschent zû erlöbende, zû gebende, weder lützel noch vil, klein nóch gros, nützit ussgenommen. Bedarff aber jeman sogetaner dinge, der mag vür meister und rat gon und sogetane dinge do vordern, aso yme danne notdurftig ist, und waz die darumb erkennent, do by sol es bliben.

Besetzung des Amtes der Umgeldherrn.

45. Und aso man alle jor drie geordent und gemaht hat an das selbe ampt, do sol man hinnanvürder nit me hine kiesen denne zwene; und sol alle wogent von den alten drien einre by den nuwen zweien bliben, also sint ir danne aber drie; und der selbe weis, wie man alle ding do haltet, und weme man geben oder nit geben sol, und waz und wie

vil, und underwiset des die andern zwene, sine gesellen; und daz ist unser stette grosser nutz.

Fol. 62a. Einkommen des Schreibers der Umgeldherrn. 62

46. Die drie süllent Johannes, irme schriber, geben zum jor 10 lib. ₰ alle fronfasten $2^{1}/_{2}$ lib. und alle mentage 1 sl. ₰, aso eim bretherren; und aso man yme alle mentage 1 zalschilling gap, die schillinge von angonden und abgonden meistern, die rechenschillinge, sine hochzit und suss alle früntschaft sol glich gontz und gerwe abe sin und hinnanvürder nit me geben werden; *die drie sollend ime ouch von iren rechenungen ze machende nützit gèben, noch selbst lazzen nemen, weder wenig noch vil, in deheinen weg on geverde.*

Einkommen der Knechte der Umgeldherren.

47. Und also ouch die drie Vortantze, irme knehte, alle fronfasten 30 sl. ₰ gobent und alle mentage einen zalschilling und Steffan Magesot 2 sl. ₰ alle mentage gebent, den söllent sü beden nü nit me geben denne alle mentage ir jegelichem 1 sl. ₰, und sol daz überige glich gantz und gerwe ab sin und nit me geben werden.

Eid und Pflicht der Knechte der Umgeldherren.

48. Die selben zwen knechte süllent ouch sweren, der drier getruweliche und ernstliche zu wartende, und waz sü in beiden oder ir jegelichem besunder entpfelhent, daz sü das mit flisse unverzogenliche tůgent, und wo sü der stette almende bekumbert sehent, do man sü nit zinset, die süllent sü fürderliche gebieten zů rümende, und wer daz nit endete, den süllent sü zů stunt den drien rügen und vürbringen.

Fortsetzung.

49. Sü süllent ouch vor dem münster in dem fronhofe, vor den barfüssen und bredigern und anderswo, wo es notdurftig ist, wie heissen machen und rinnen, und wo sü vegette grunt oder gerere sehent oder entpfindent, daz in den strassen und gassen lit oder suss lit, do es nit ligen sol, daz süllent sü in drien tagen darnan gebieten zů dånde by 30 sl. oder es aber zů verantwurtende vor den drien; und wer die gebot nit hielte, den oder die süllent sü zů stunt noch den

drien tagen den drien rügen und vurbringen, und süllent die drie die selben gebotte nemen und niemanne varen lossen by dem eide.

Standort der Krämer und Seckler.

50. *Die herren duhte ouch gůt sin, das die cremer und seckeler wider soltent ston an dem münster, do sü vormals gestanden sind, und nit in dem wege, als es jetz stat, wenne der weg und straz do mitte gerümet wurt, die vormals vaste ......* sind gewesen; so bessert es ouch die stat alle jar 14 gulden geltz oder me, und der zinssmeister sol ouch bestellen, daz die cremer nit fürbaz harfür gesetzet werdent, dann vor gewesen ist.*

Steuereintreibung.

51. *Sie sollend ouch den personen, so in von Hans Dietschen wegen geschriben geben wertend, unverzogenlich tůn gebieten, ir gelt, so sü schuldig sind, in 8 tagen ze gebende, und welle daz nit detent, darnach fürbaz tůn gebieten one verzug, noch ir gewonheit, und ouch solich gebot by dem eyde nieman faren ze lassende, und ouch niemans daran ze schonende.*

Eid der Schreiber und Knechte. Fol. 62b.

52. Der vorgenant Johannes der schriber, Vordantz und Steffan obgenant süllent ouch alle jor sweren den drien gehorsam ze sinde in alle dem, daz iren ampten zůgehört, und zů verswigende alles, daz in verbotten wurt oder daz sü beduncket zů verswigende, und alles daz getruweliche und ernstliche zů dünde, daz iren ampten zu gehört, und daz nit underwegen zů lossende, nimanne zů liebe noch zů leide ungeverliche.

Der Lohnherre.

Seine Unterstellung unter die Dreier.

53. Der lonherre und alle sine nochkummen an dem ampt süllent sweren an den heiligen hinnanvürder me deheine gebu an zůvehende noch zů machende, er sye alt oder nuwe one urlöp, willen und wissen der drier, die über

---

* nicht leserlich; es scheint ‚verslagen' geheissen zu haben.

daz ungelt gesetzet sint; und wenne er einen gebu aso an vahen wil, den sol er den drien vor verkünden und sagen, und sol in zeygen, waz er meinet zů machende und zů buwende, oder waz in gůt duncket; und wenne die drie das gesehent, was sü in danne do von heissent buwen oder důn, daz sol er dün by sime eyde und nit anders; und daruff sol men geben dem lonherren zů der wuchen 10 lib. ₰, daz er do mitte buwe, und sol der lonherre dan domit lonen an den gebu, den in die drie geheissen hant buwen, und niemanne anders; und sol der lonherre alle samstage, eigentliche alle wuche den drien verrechen die 10 lib. ₰, weme er die gegeben habe; und blibet die wuche von den 10 lib. ₰ ütschent über, daz sol er den drien widergeben; gebristet yme aber ützit, und duncket es danne die drie redeliche, so süllent sü den gebresten erfüllen, und ob sie beduncket notdurftig sinde, daz man yme me geben sol, daz mügent sü yme wol geben; und sol man daz in den kostbrieff schriben und vor dem rate verrechen zů den 10 lib. ₰, und daruff söllent die drie oder ir einre, dem sü es bevelhent under in zu dem lone zů wilen sehen, daz der lonherre nit sogetane lüte zů dem buwe neme oder lone, danne nutzbarn lüten.

Fortsetzung.

54. Der lonherre sol ouch kein holtz, steine, kalk, noch nützit köffen, danne was er köffen wil, das sol er den drien verkünden; duncket es die nütze und gůt sin zu köffende, so süllent sü es köffen, und der lonherre nit, und sollent daz in den kostbrieff heissen schriben.

Fol. 63a. Verbot ohne Erlaubniss des Raths zu bauen.

55. Wenne ouch der lonherre den drien seitt von gebuwen, die sü redelichen beduncken, so süllent die drie den gebu doch nit anvahen, noch steine, holtz noch solliche dinge köffen, sü bringent es danne vür meister und rat; und heissent es die danne oder was sü darumb überkumment, daz söllent die drie danne důn, und sol es der lonherre halten.

Bezahlung des Baugeschirrs.

56. Es sol ouch alles daz geschirre, daz er tůt machen, verlonen us den egenanten 10 lib ₰.

Verbot der Geschenke an die Bauhandwerker.

57. **Item er sol ouch hinnanvürder deheime murer noch zimberlüten, noch niemanne anders, wer der ist, dehein trinckegelt, noch hochzit geben anders, danne iren slehten lon.**

Besichtigung der städtischen Befestigung.

58. *Er sol ouch alle monat ungeverlich ein mal umbe die stat riten oder gon und besehen, wo die stat aller bresthafftigest ist an muren und türmen unde an andern enden, und daz sol er den reten fürderlich verkünden, daz darzû geton werde, daz solicher bresten versehen werde.*

Gebot, stets nur einen Bau auf einmal auszuführen.

59. *Der lonherre sol ouch nit me, dann ein mur werg von unser stette wegen vürhanden nemen und daz tun machen, und wenn das werg gemaht wurde, so solte er dann ein ander werg, daz dann der stette daz notdurftigest ist, ouch vürhanden nemen und daz ouch machen und darnach für sich uz hin eins nach dem andern.*

Controle der städtischen Bauten durch den Lohnherrn

60. *Der lonherre sol ouch by sime eide ernstlich zû der stette werg lûgen und sehen und zu den werglüten, das werg zû fürdern alle tage vor imbis und noch imbis, umb daz die werglüte dester endelicher sient, und den wercken dester rehter geschee. Er sol ouch zûr wochen zûm münster ein mal lûgen, zû der stette holtz, gesteine und geschirre, das daz besorget und geleit werde ab dem wege, so daz notdurftig ist, das daz der stette zum besten und nützlichsten behalten blibe. Er sol ouch den werglüten selbs lonen, so er daz libes not getûn mag one geverde; und daz der lonherre der vorgeschriben sachen dester baz genûg sin und gewarten möge, so sol er zû den reten ze gonde umbekümbert sin; wenn er aber des morgens vor imbiss und noch imbiss den vorgeschriben sachen den vallen getûd, so mag er donoch wol zu den reten gon, wenn er wil.*

Ordnung des Ausleihens von Baugeschirr.

61. *Er sol ouch nieman kein wergkgeschirre, welcher hande daz ist, lihen noch tûn lihen, er habe dann vor und e besser pfant do für, um das solich geschirre wider keme.*

Einkommen des Lohnherrn.

62. Und aso man dem lonherren bitze har zům jor 20 lib. ₰ geben hat, 14 elen düchel zů eim gewande, 10 sl. ₰ vür futergeld und sine herberge und 4 ₰ an dem mentage von dem brette, do sol man yme hinnanvürder jors nit me geben, noch allen sinen nochkummen an dem selben ampt, danne 15 lib. ₰, zů yeder fronfasten $3^1/_2$ lib. und 5 sl. und sine herberge und nützit anders, weder lützel noch vil ungeverliche; und sol ouch der lonherre nemeliche keinen karrich an der stette werg haben gonde; wanne bedarff man karriche an der stette werg, die sol man gewinnen mit der drier wissen und nit anders.

Fol. 63a.

Das Kaufhaus und seine Beamten.

Amt und Einkommen des Kaufhausherrn, Stellung seines Schreibers; Unterstellung unter die Dreier.

63. Also man Clause von Berse alle jor 20 lib. ₰ gap und 14 elen düches zu eime gewande, 10 sl. ₰ vür fůtergelt und sine herberge, do sol man yme und allen sinen nochkummen an dem selben ampt hinnanvürder nit me geben, danne zům ior 20 lib. ₰, alle fronfasten 5 lib. ₰ und sine herberge, und sol daz überige glich gantz und gerwe abe sin; und die wile er an sime ampt ist, so sol er kein pfert haben von der stette wegen und darumb sol er einen schriber in sime kosten haben und ziehen; und dem schriber sol man von der stette wegen nützit geben in deheinen weg, lützel noch viel; und den selben schriber, den er aso hat, sol er vür die drie bringen, die über das ungelt gesetzet sint, das in die besehent, und gevellet er den wol, daz er sü redeliche und erliche beduncket unser stette und nützliche unserme köffhuse, so süllent sü in behaben; wanne so Claus von Berse nit gegenwertig ist, so ist notdurftig, das ein wissender schriber in dem köffhuse sye. Doch so sol Claus von Berse und, wer an sine stat kummet, selber zu allen ziten das ungelt entpfohen und alle ding důn verschriben, aso billiche ist, und süllent er und sin schriber by iren eyden nit me heischen noch vordern an meister und rat, die nů sint oder har nach werdent, danne aso vor geschriben stat; und der in me gebe, es sy lützel oder vil, daz süllent sü

nit nemen; und süllent ouch die drie uff daz köffhus gon und das hus uff dem köffhuse beschowen, und duncket sü ütschent notdurftig zû sinde, abe zu brechende, zû dem köffhuse zû witernde, oder daz sü beduhte, daz dem köffhuse schedelich werden möhte, das süllent sü vür meister und rat bringen, und was sü die dovon heissent dün, do by sol es bliben.

Verbot der Badestube im Kaufhause.

64. Item die badestube, die in des egenanten amptmans hus stat, die süllent die drie, die über das ungelt gesetzet sint, vürderliche dannen ahten, und sol ouch keine badestube noch wasserbat in das obgeschriben unser köffhus niemer me gemaht werden, danne es zû besorgende ist, so man sogetane badestuben oder wasserbeder wermete, das denne so getan breste darvon uff ersten möhte, der unlideliche were.

Beschluss und Heizung des Kaufhauses. Fol. 64a.

65. Claus von Berse und sin schriber süllent des köffhuses getruweliche warten und es zû rehten ziten besliessen und entsliessen ungeverliche, und die glûte, die in die stat git, die sol der obgenant amptman, sin schriber, sin wip, sine kinde, sin gesinde noch nieman anders, wer der ist, niergent anders nützen noch bruchen, danne uff dem herde by der ungelt kysten by dem eide, den er jor tût von sins amptz wegen und ouch nit anders, danne zû rehten ziten und zû der notdurft.

Gebot, allen Kaufmannsschatz ins Kaufhaus zu bringen.

66. Es sol ouch Claus von Berse noch sin schriber niemanne erlöben, deheinre hande köffmanschatz, es sy cleine oder gross, usswendig des köffhuses zu verköffende und ouch niemanne deheine sunder kammer in dem köffhuse zû lihende. wanne sü söllent jedermanne sine köffmanschatz setzen an die stette, do sü von rehte hin gehörent, und süllent ouch sü, noch nieman von iren wegen, in dirre stat noch burgbanne deheinre hande köffmanschatz, wie die genant ist, die in das köffhus gehört, uff merschatzen köffen, noch verköffen, noch mit niemanne teilen oder gemeine dar an haben one alle geverde.

Zeichnung der Waaren und Bezahlung des Umgelds im Kaufhause.

67. Claus von Berse und sin schriber süllent ouch alles gewant, alle spetzerie, alle stöcke wahsses, alle bemelin vardel und sust vardel, alle wollesecke und ballen und aso manig pfunt isens, stahel und stebe und was darzu gehört, zin, bly, kupfer und das deme glich ist, alle dunnen heringe, alle strobückinges, schiben saltzes oder ahtel, alle vische, vass und bolliche vas und des glich und alle die köffmanschatz, nützit ussgenummen, — die selben vorgeschriben stücke alle und ir jegeliches besunder anezeichen und eime jegelichen sinen namen dar zů zeichen und ouch keinrehande köffmanschatz nit us dem köffhuse lossen kummen, sü habent danne e das ungelt dovon entpfangen, das dovon gebürt, es sie von der niderlegunge oder von den kŏyffen; und waz och uff die woge gehört, daz süllent sü ouch nit us dem köffhuse lossen, sü habent danne daz ungelt vor dervon empfangen, daz dar von gebürt, by iren eyden.

Fol. 64b. Der Eid gegen Bestechung der Kaufhausbeamten.

68. Der vorgenant amptman in dem köffhuse, sin wip, sine kinde, sin schriber und anders sin gesinde, daz er jetze hat oder har nach gewinnet, süllent ouch sweren an den heiligen, das sü von keime gaste noch von nieman anders, wer der ist, weder letze, schencke, miete noch mietewon, noch keinre hande ding, das den man erweichen mag, nemen süllent, noch nieman von iren wegen, es were danne, das ein gast ir eime under in ein strel, ein messer, zwen hentschühe oder ander stücke, daz dem glich ist, gebe one geverde; das soll in an irme eyde nit schaden.

Die Kassenführung im Kaufhause.

69. Er sol ouch alles das gelt und gůt, das von dem köffhuse gevellet, getruwelich besorgen, behüten und behalten und sol ouch das selbe gelt niergent anderswo entpfohen, danne uff der kisten, die in dem köffhuse stet, do es in gehört, und wenne er ouch pfennige von jemanne entpfohet, so sol er sü zů stunt in die vorgenant kiste strichen in angesicht der personen, die das gelt gont, und sol ouch von

dem selben gûte nit lehen yme selber noch niemanne anders, by sime eyde one alle geverde.

Die Gleichbehandlung aller Fremden.

70. Der vorgenant amptman und sin schriber süllent ouch die geste und köfflüte gliche vürdern, einen aso den andern, niemanne zû liebe noch zû leide, und süllent ouch nit von der stat varn one urlöp meister und rates, die danne zû ziten sint.

Der Einlass ins Kaufhaus

71. Claus von Berse und sin schriber süllent ouch ein jegelichen, wer do kummet vor der torglocken, in das köffhus lossen, der do gût harbringet. Fol. 65a.

Die Buchführung über die verumgelteten Waaren.

72. Was gûtes unser burger also harbringent, und es verungeltent von irre hant, aso do vorgeschriben stot, das sol Claus von Berse und sin schriber verschriben, umb das daz sü wissent, das es vor verungeltet ist, und wenne es anderwerbe verköfft wurt, daz sü wissent, sich darnach zu rihtende, und süllent ouch Claus von Berse und sin schriber dise vor und nachgeschriben stücke sweren zu haltende.

Die Verantwortlichkeit für die Waaren im Kaufhaus.

73. Würde ouch ütschent verloren in dem köffhuse, do sol unser stat nützit mitte zu schaffende haben gegen Claus von Berse; danne Claus von Berse und sine nochkummen an dem selben ampt süllent solliche dinge betzaln.

Das Verhältniss des Kaufhausschreibers zu den Kaufleuten.

74. Were es ouch, daz der vorgenant schriber in dem köffhuse eime erbern manne, eime gaste ütschent schribe, und gebe er yme danne 6 ₰ zû vertrinckende, die mag er wol nemen und nit me, doch sol er niemanne nützit heischen.

Ausschluss des Kaufhausherrn von andern Aemtern.

75. Und umb daz, das Claus von Berse aso deste bas in dem köffhuse gesin möge und sins dinges und des köffhuses deste bas gewarten, so sol man in noch alle sine nochkummen an demselben ampt in keinen rat zu ratherren,

noch in den kleinen rat, noch an die nidern gerihte setzen, wanne das köffhus vaste do mitte gesumet würde.

Ermächtigung, Trinkgelder zu geben beim Empfang von Zahlungen.

76. *Claus von Berse sol ouch nieman, er sie frömde oder hemisch, der by ime verzollet, me geben dann von eim gulden oder 10 sl. ₰ 1 ₰ und von me noch marckzal ze rechende von jedem gulden oder 10 sl. ₰ 1 ₰ und von miner nützit by dem eyde; brechte ime aber jeman gnennen gelt, dem möhte er wol etwaz do von schencken, daz bescheidenlich.*

Verbot des Zollcredites.

77. *Er sol ouch by demselben sime eyde nieman keins zolles borgen ungeverlich.*

Behandlung der zollfreien Fremden.

78. *Wer ouch von sin selbst wegen kein zoll git, als die von Nürenberg, Hagenow oder andern und doch von der andern hende wegen verzollent, dem sol man nützit geben, weder wenig noch vil.*

Fol. 65b. Verbot des Zehrens und Spielens im Kaufhause.

79. Er sol ouch kein zeren noch spilen in dem köffhuse lossen sin. wie daz genant ist, also es vor ziten gewesen ist, und sol Claus von Berse und sin schriber by irme eyde es nit gestatten, wanne es der stette nit nützliche noch erliche ist.

L. H.

Erhebung des Weinumgeldes.

80. Und also by ziten ein wile gehalten ist gewesen, daz Claus von Berse ungelt entpfing von den winen, die uff dem wasser har abe komment und die daz wasser abe wurdent gefürt, es were von köyffen oder von inlegen, und daz gelt zů dem gelte schütte in die kiste, daz von dem kraniche zů beden enden geviel, und do gegen die ungelter uff der ungeltkisten ouch söllich gelt entpfingent, und wanne danne die stierlüte die wine hinabe fürtent, den rin abe vür wurten und zů wilen wortzeichen noment von Claus von Berse und ettewenne von der ungelt kisten, und sich danne wurte dar us nit wol kunde gerihten, und ettewas zwifels dar an

gewesen ist, daz der stette an irme ungelte unreht beschehen môhte, dar umb so sol Claus von Berse kein gelt me entpfohen oder wortzeichen geben von den winen, die das wasser uff oder abgont, danne man das ungelt, in welhen weg das gevellet, entpfohen sol an der ungeltkysten und niergent anders wo, ussgenommen was von den kranichen gevellet, wine zu hebende, das gelt sol. Claus von Berse entpfohen und dar umb hebewortzeichen geben und kein anders in deheinen weg; und sol man des lossen Claus von Berse darum empfohen, daz er es sol sunder tûn, daz man wisse, was von den kranichen gevellet. Item dogegen sol man wucheliche in den kostbrieff schriben, was kosten uff die kraniche got, und sol ouch den kosten Claus von Berse oder Lentzenhans alle wüche den drien, die über das ungelt gesetzet sint, verrechen, ebe men den kosten in den kostbrieff geschribet, also vor geschriben stet; und sol Lentzenhans by sime eyde noch nieman von sinen wegen niemanne deheine wine, lützel noch vil heben, er habe danne vor daz wortzeichen, daz er wisse, daz die wine uff der ungelt kisten verungelt sint in alle die wege, do von man sü verungelten sol.

Controle dieser Erhebung Fol. 66a

81. Und sol daz vorgenante stücke Lentzenhans sweren und alle die, die wine habent, süllent daz mit yme sweren; doch sol nieman deheine wine haben noch wortzeichen entpfohen, danne dem es Lentzenhans entpfilhet, und sol Lentzenhant alle wuche wücheliche die wortzeichen, die er und den ers entpfilhet. entpfohent, den drien, die über daz ungelt gesetzet sint, antwurten, so er von der kraniche wegen rechent. und die süllent dieselben wortzeichen mit irme gesworncn knehte Clause von Berse zû stunt wider umb tûn antwurten ungeverlichen.

Bezahlung für die Unterhaltung der Kraniche.

82. Und aso man Lentzenhanse alle jor 2 lib. ₰ geben hat zu den kraniche zu lugende, dem sol man nû zûm jor 1 lib. ₰ geben, alle fronfasten 5 sl., und sol glicher wise zu den kranichen lügen und ir war nemen, also er bitze har geton hat.

Fol. 67a. Das städtische Rentmeister- oder Kassieramt.

Allgemeine Pflichten, Selbständigkeit gegenüber dem Ammeister und Städtemeister.

84. Es süllent Heinrich Riffe* und alle, die an sin ampt komment, do er jetze an ist, sweren an den heilgen, das sie noch nieman von iren wegen von niemanne deheine miete noch mietewon´ nemen sullent, in deheinen weg one alle geverde, one lebekůchen und latwergen, daz sol in an irme eyde nit schaden. Sü süllent ouch bi dem selben irme eyde niemanne von der stette gůt, wie das genant ist, nützit lihen noch geben, es sie danne vorhin in dem rate geseit und vor dem rate verrechent, und anders nit, indeheinen weg one alle geverde. Sü süllent ouch mit unser stette gůt nützet in selber weder kouffen noch verkouffen, noch kein koufmanschatz triben, in deheinen weg on alle geverde. Und also untze har gewesen ist, das ein solich amptman uss gedingete, was in ein meister oder ein ammeister hies, jemanne geben oder lihen oder sust enweg geben, das er das det, das sol hinnanfürder abe sin; danne er sol niemanne noch in deheinen weg nützit geben oder lihen, ein meister oder ein ammanmeister heisse es oder nit, anders danne das vor dem rate verrechent und geseit wurt one alle geverde; doch ussgenomen wer es, das ein meister oder ein ammanmeister sü hiessent jemanne ützit geben von eim mentage bitz an den andern, das mögent sü wol tůn, also daz sü das selbe ouch vor dem rate verechent on dem nehsten mentage darnoch, so man an daz bret get one alle geverde.

Verbot eigener Geschäfte etc. für den Rentmeister.

85. Er sol ouch desselben amptz und der dinge, die darzů gehörent, getruweliche und ernstliche warten und sich keins herren noch ander lüte sachen noch gescheffedes annemen, und sol ouch keine koufmanschatz triben mit unser stette pfennigen noch mit sinen pfennigen und sol mit niemanne

* Offenbar ist Hans und Heinrich (Riffe), welche Namen nun abwechselnd vorkommen, ein und dieselbe Person; an den meisten Stellen ist nachträglich Hans in Heinrich umcorrigirt, aber doch nicht durchaus.

deheine gemeinschaft an koufmanschatz haben, noch nieman von sinen wegen in deheinen weg one alle geverde; wanne man ouch seldener gewinnet oder reisen vert von unser stette wegen, und man sü an schribet oder betzalt, so sol er noch nieman von sinen wegen von seldenern, von wegen, noch von kerrichen nützit davon nemen.

Verbot aller Extraemolumente für ihn und seine Familie. Fol. 67b.

86. Man sol hinnanfürder Hans Riffen oder deme, der danne an das selbe ampt komet, jors kein tringgelt geben, alse man sinen vordern by ziten geton hat, noch sinre frowen, sinen kinden, noch sime gesinde kein hantgift, vastnaht, ostereiger, pfingest, hochgezit, martins naht, wilkume noch letze nüt me geben noch nützit anders, wie das genant were, und sol ouch er sweren an den heilgen, das er jors kein tringgelt vordern sol an meister und an rat, noch an nieman von der stette wegen, ime zů gebende oder sinre frowen, sinen kinden, sime gesinde oder jeman von sinen oder iren wegen in deheinen weg, und der ime oder den sinen üt gebe, das er und sü, noch nieman von iren wegen, das nit nemen süllent bi sime eyde, *uz genomen des wer es, ob ein soldener oder jeman anders sinen kinden oder sim gesinde ützit gebe oder schenckete von irem gůt, also hand gifft oder ander ding, daz die stat nit angienge, daz mögent sü wol nemen.*

Verbot des wöchentlichen Trinkgelds für seinen Knecht.

87. Alse man bitze har sime knechte an dem mentage 1 sl. ₰ gegeben hat, der sol abe sin und hinnanfürder nit me geben werden; und sol doch darumbe der selbe knecht, noch anders des vorgenanten amptmanes gesinde nit deste minre gebunden sin, den drien, die über das ungelt gesetzet sint, das stübelin warm und schône zů machende und ander sogetan ding zů tůnde, daz in denne notdurftig ist ungeverliche.

Vorschrift über seine Kassenführung.

88. Er sol auch hinnenfürder alle die pfennige und guldin, die ab dem pfennigturne oder ab dem bret komment, die ime bevolhen werdent, zalen oder schaffen in sime huse gezalt werden, e danne er sie von der hant git, wenne er

nieman keinen pfennig noch gulden ungetzalt sol geben noch lassen volgen indeheinen weg; und was ime ouch an solchen gülden oder pfennigen über blibet oder gebristet, das sol er an dem nehsten mentage darnoch, so ime das gelt bevolhen ist, ob dem brette den bretherren sagen, und ist ime danne ützet geübert, das sol er ouch uf daz bret bringen.

Die Abrechnung mit zurückkehrenden Boten der Stadt.

89. Wenne man ouch reisen vert oder erber botten uf dage sendet von unsse stette wegen, wanne danne das har wider braht wurt, das aldo über bliben ist, das sol Hans Riffe nit
Fol. 68a. yme selber behaben, noch nieman von sinen wegen, weder lützel noch vil, danne er sol das alles sament den drien, die über das ungelt gesetzet sint, zöygen, und was in die drie do mitte heissent tůn oder lossen, es sie mit verkouffende oder in andere wege, das sol er tůn und den drien do mitte gehorsam sin.

Verbot des Weingeschenks an den Rentmeister

90. Also man vor ziten eime amptmanne an dem selben ampt von jedem omen wines, den man von der stette wegen verschenckete, ein mosse wins gap, also eime meister, do sol man ime hinnanfürder, noch keime an dem selben ampt, deheine soliche mosse noch ouch kein schencke gelt me geben, und sol ers nit nemen.

Vorschrift für denselben, alle Zahlungen in seinem Hause zu empfangen.

91. Was geltes er ouch von der stette wegen entpfohen sol, das sol er oder die sinen in sime huse selber empfohen; und sol hinnanfürder dehein güldin noch gelt an die münsse noch anderswo hin empfelhen.

Verbot für denselben, durch Geldwechsel für sich etwas zu verdienen.

92. Er sol ouch dehein gelt an deheinen guldin noch an deheinen andern dingen zů gewinne nemen, es sie an dem herussgebende oder hinin nemende, weder lützel noch vil; wer es aber, das unser stat güldin verkouffen müste, was gewinnes daran wurt, den gewin sol er ouch des nehsten mentages dar noch uf das bret antwurten und der stette geben.

Vorschrift, in gutem Geld zu zahlen.

93. Man sol ouch Heinrich Riffen ernstliche entpfelhen, das er und die sinen sich flissent, den lüten gût gelt zû gebende.

Die Einziehung und Verwerthung des schlechten Geldes. Fol. 68b.

94. Was geltes Hans Riffe oder die sinen von der stette wegen entpfohent*, davon sollend sü die lüte bezalen und die daz gelt selbs lassen kiesen; und wanne er danne ettewie vil kleines geltes gesament, daz ime uz gekosen ist, so sol er es den drien, die über das ungelt gesetzet sint, antwurten, das sü es mit anderm der stette gelt dûnt ufsetzen und nuwe gelt druss machen oder es sust verkouffent bi der marg, wie sü das der stete allerbest duncket.

Verbot, den Wirthen auf den Trinkstuben zu wechseln.

95. Er sol ouch bi sime eyde keinen houbtkannen noch semmelichen lüten keine kleine gelt wehsseln, wanne fûget es eime houbtkannen uff des ammanmeisters stube oder andern houbtkannen uf andern stuben, so mögent sie gûte pfennige von den lüten nemen.

Verbot für den Rentmeister, selbständig Zahlungscredite zu verwilligen.

96. Heinrich Riffe sol ouch bi sime eyde keine maht noch gewalt haben in deheinen weg in deheiner schulde, die man der stette jetze schuldig oder har noch schuldig wurt, jemanne dehein zil zû gebende kurtz oder lang; wanne begert jeman deheins ziles, dem mögent der rat darumbe zil geben, ob sü wellent, und sol ouch bi dem selben sime eyde niemanne dehein zil vordern noch helffen vordern.

Vorschrift, Bestandsregister über die Naturalvorräthe zu führen.

97. Er sol ouch erfaren, was die stat saltzes, kornes, ysens oder solicher dinge habe; das sol man den drien verschriben geben durch das, daz die stat und die drie wissent, was sü haben. Er sol ouch in verschriben geben, was die stat silberns geschirres habe, und wie vil daz wege; und das

* Statt der Worte ‚davon — kiesen' stand ursprünglich: das gelt sol er bi sime eyde in sime huse tûn kiesen und sol das gûte sunder tûn und die lüte davon betzalen und daz böse gelt ouch sunder.

man tegeliche bedarf, das sol man hie usse behalten, daz man aber nit bedarf, daz sol man in eine kiste besliessen*.

Fortsetzung.

98. Was er ouch anders hat oder weis, das der stette ist, es sie genant, wie es welle, cleine oder gross. nützit ussgenomen, das er hinder ime hat, das sol er alles den drien verschriben geben durch das, daz man wisse, was der stette ist, wanne es nütze und gût ist, das es andere also wol wissent, alse er, waz der stette zû gehôrt.

Fol. 69a. Eid des Rentmeisters, Unterordnung unter die Drei, Bestimmung seines Einkommens.

99. Heinrich Riffe sol sweren alle vorgeschriben artickel zû haltende und sol darzû sweren nützit zu kouffende, es sie wahs, wurtze, gewant noch nützit, danne alse har noch geschrieben stot; wenne unser stat bedarf sollicher dinge zû kouffende, das sol er für die drige bringen und es den sagen, und heissent in die drie oder ir einre soliche dinge kouffen, so sol ers kouffen oder sol sü es selber lossen kouffen, wie sü wellent. Ist aber, das sü *es in heissent kouffen, so sol er es in doch zôygen, und süllent die drie also wol slüssel darzû haben, das sü es besliessent oder entsliessent also er, danne sü zû allen dingen gewalt süllent haben; und sol Hans Riffe nützit do von geben one der drier wissende; und wanne die drie aller dinge bekümbert sint und er vaste mûssig gat und unbekümbert ist, darumbe sol man ime hinnanfürder jors geben zû jeder fronevasten $2^1/_2$ lib. ₰, das ist ein jor 10 lib. und sine herberge und holtz, also harkommen ist, *und von Sand Michels tage bitz an den Ostertag alle monat ein korbel mit glûten har ab in daz huss und nit me, daz sich der stette diener ame mentage oder an eim andern tage, so sü mit den herren do sind, gewermen mögent.*

** Hier folgten ursprünglich folgende Worte: ‚und süllet dar zû der meister und ein ammanmeister jeglicher ein slussel haben und zû ime in sinen gewalt nemen‘. Am Rande steht dann in Bezug auf diesen Artikel folgende Notiz: ‚Von des saltzes, kornes und isens wegen, das ist den drien und Pfottenscher empfohlen und weis der rentmeister nit davon‘.

Und so man an dem brette den bretherren und den schribern jedermanne einen schilling pfennige git, so sol man ime ouch einen schilling pfennige geben und keinen andern in deheinen weg; und alse man ime alle jor 14 elen dûches zû eime gewande und 10 sl. für fûtergelt geben hat, daz sol nu gantz abe sin und sol ouch Hans Riffe ob dem brette keinen güldin me nemen, wie die genant sint, danne man sol die güldin den drien mit den pfennigen geben, und süllent die drie Hans Riffen güldin und gelt widerumbe geben, so vil man ime schuldig ist, und also blibet doch der vorwehssel unser stat von kronen und andern gûten güldin.

Ordnung der Soldzahlung.

100. Man sol ouch hinnanfürder deheime soldener dehein gelt noch solt vorhin geben, wande wenne ein soldener eine wuche gedienet, so sol man ime danne sinen solt geben, und wenne man ime solt geben wil, so sol Hans Riffe by sime eyde fregen den soldener, ob er die wuche sine pferde und knehte alle habe by ime gehebt, die er haben sol, und nit uff dem stalle habe gehept stonde; und het er danne sine pfert gehept, so sol man ime sinen solt geben, het er aber Fol. 69b. deheinen gebresten, den sol ime Hans Riffe abeslahen bi sime eyde, alse das bûchelin stat; doch mag man eim soldener ein bescheidenheit wol zû usrüstunge lihen, und darnoch danne abeslahen; doch welher alte soldener kein pfert hat, er habe das pfert uffe dem stalle oder habe keins, den sol man die wile nuwent halben solt geben.

Fortsetzung.

101. *Were es ouch, daz ein soldener nit hete, das er haben sol, und doch neme sinen vollen solt, wie wol es Heinrich Riffe und Gûgenheim dannzemal nit wustent, wenne sü es dann darnach empfundent, lang oder kurtz, so sol doch darnoch Heinrich Riffe eim solichen so viel soldes abslahen, glich als der soldener bûchel stat*.*

* Der folgende Artikel ist durchgestrichen: ‚Item die batstube, die in des egenanten amptmannes hus stet, die süllent die drige, die über das ungelt gesetzet sint, fürderliche danne ahten bi irme eyde, und sol ouch keine badestube noch wasserbat in des obgenanten amptmannes

Verbot der Unschlittlieferung für den Rentmeister.

102. Als man ouch Heinrich Riffen alle jore, so man swebelringe machet, $^{1}/_{2}$ zentner unslitz gap, der sol hynnanfürder abe sin und ime nit me gegeben werden, *doch sol man im sust 1 lib. ₰ vür lieht geben, und daz sol er in den kostbrief schriben.*

Bestimmung über die leeren Fässer, die der Rentmeister bisher erhielt

103. Als ouch Heinrich Riffe bitz har die vasse genommen het, so man grossen fürsten, hohen frawen und herren schancte, es werens fuder, halb füder oder fesselin, solich vasse oder vesselin, sü siene gros oder klein, sollend ime hynnafürder nit me werden in sinen seckel; dann solich vasse und win sollend den bliben, den man schencket*. Er sol ouch besunder unser stette dehein gelt ime zu werdende für solich vasse, clein oder gross, rechenen, als bitz har bescheen ist; dann ime hynnafür von solichen sachen oder andern, es sie von soldenern oder andern lüten, daz von stub amptz wegen dartriffet, nützit me werden sol, noch auch er nit nemen sol, noch nieman von sinen wegen on geverde; *wer aber, das ein fuder wines oder ein halbes, me oder minre, gekoufft wurde, darus man erbern herren oder stetten einzelehte mit eime, zwen omen, me oder minre schenckete, waz solch vazz ler wurden, die vaz sollend ime bliben und kein andere vazz.*

Verbot des Schlagschatzes für den Rentmeister.

104. *Als ime ouch bitz har worden und gegeben ist, alle jar 6 lib. d. ₰ von des slegeschatz wegen, und als man den slegeschatz jetz nit me tribet, do sol man ime die 6 lib. ₰ nit me geben.*

hus niemer me gemaht werden, denne es zu besorgende, ase so man sogetone batstuben oder wasserbeder wermen solte, das denne sogeton breste der von uf ersten möhte, der der menige schedeliche und unlideliche were.' Am Rande steht freilich wieder: Item der rat von der badestuben wegen, wie wol er obgenant strichen ist, der sol do by bliben.

* Statt ‚dann — schenket' hiess es ursprünglich: wann solich vasse oder vesselin von jeman gefallen, die sol Heinrich Riffe züm besten verkouffen und daz gelt am mentag in das gefelle verrechen.

Die viere Ungeltere. Fol. 70a.

Ordnung des Dienstes in der Umgeldkammer.

105. Die viere, die über die ungelt kiste gesetzet sint, süllent sweren an den heiligen, das sü in die umgeld kammer alletage gon süllent an stat noch der ersten messen vor unser frowen, und süllent das ungelt von mengelichem entpfahen vor imbisse, welhe zit er vor imbisse komet, und anders nit; und süllent von der selben zit, also sü frûge noch der ersten messen dar in sint gegangen, je zwene von den selben vieren in der selben kammer bliben, zwene untze uff mittag und die andern zwene noch mittage, untze das man zû den bredigern gelütet das Ave Maria; und süllent under jegelichen zweien einre one den andern keinen pfennig entpfehen, der ander sie danne by ime in der camern und daz sü es beyde sehent; und süllent die ersten zwene, die untze mittage dar inne gewesen sint, nit uss der camern kommen, die andern zwene, die nochmittage darin gon süllent, sint danne vor in die camer kommen, dar inne zû wartende, untze man das Ave Maria gelütet und die hündersten zwene die ersten zwene gelôsent, danne dieselbe camer sol also durch den tag von den selben zweien zilen von eime zû dem andern offen sin und bliben und nit zû geton werden, one alle geverde.

Die Amtspflichten und das Einkommen der Umgelter.

106. Und süllent ouch die viere ungelter under in selber besorgen und bestellen und under sich teilen, daz sü von kelre zû kelre gont alle tage, und do mitte tûnt, alse von in an disem bûchelin geschriben stot, und sol man darumbe jegelichem unter den vieren geben 8 lib. ₰, alle fronvasten 2 lib. ₰*; und was sü ouch pfennige entpfohent, die süllent sü in anegesicht des, das sie git, in die kiste strichen, und süllent ouch sie der selben unser pfennige niergent anderswo entpfohen, danne in der ungeltkamern uff der kisten one alle geverde, und süllent ouch sü niemanne kein wortzeichen

---

* Hier folgte der im Original durchstrichene Passus: und alse man in untze har alle jor jeglichem 8 elen tûches gap und 5 sl. ₰ für fûtergelt, daz sol hinnanfürder abe sin und nit me geben werden.

geben, sü habent danne vorhin der selben gelt, den sie wortzeichen geben süllent, in die kiste geton one alle geverde. *Man sol in ouch mit namen kein gewant, noch fütergelt geben, noch ouch kein schencke in deheinen weg. Sü sollend ouch nieman kein ungelt borgen, es sie wenig oder vil. Sü* mögen ouch des ungeltes den lüten wider schencken, als sü daz vormals geton hant, och den zollern, die in die wortzeichen bringet und sollich zölle, die sust verloren werden, ob sü nit darzu detent, und ouch den personen, die in gnennen gelt bringen, den mögent sü och wol etwaz dovon schencken beschei(denlich). Wer ouch von sin selbs wegen kein zol git, als die von Hagenow, Nürenberg oder andre, und doch das ungelt von der gegen hande wegen darbringet, dem sollent** gantz gerwe nützit geben.*

Strafe für Betrug beim Umgeldentrichten.

107. *Wo öch wissentlich ist, das einer win git uz eim vasse, daz vormals visirt ist, und er wol weis, waz darin got, und daz mynre verungeltete, dann in ein solich vass win ginge, wo der einer troffen wurt, der sol der stette den vollen dovon tůn und solte ein solicher darzů bessern 2 sl. ₰ und sol der ein schilling der stette werden in die ungelt kiste zu vallen und der ander sl. den ungeltern und visirern; und sollen ouch die vier ungelter daz selbe rehten und rehtvertigen und niht für die rete gewisen werden und sol man in darinne gehorsam sin.*

Fol. 70b. Controle des Weinmarktes.

108. Und umb das, das der zol uff dem winmerckte deste bas versorget sie und die ungelter deste bas wissent, daz die wine, die uf den winmercket komment, verungeltet werdent, darumb so ist geordnet und gemaht, daz die zwene, die uff dem winmerckete die wortzeichen vor ziten empfingent, nit me entpfohen süllent; denne es süllent die ungelter hinnanfürder tůn und süllent das alle merckettage under sich teilen, daz zwene uf den winmercket gont und die wortzeichen entpfehent. So künnent sü deste bas wissen, beide

* Statt ‚Sü — hant‘ stand ursprünglich: Sü sollent ouch des ungeldes nieman nutzit wider geben, uz genomen von ein guldin oder 10 sz d. 1 Pfennig und von me nach marckzal und von mynre nützit.

** Fehlt: sie.

uf dem winmerckete und an der kisten, daz dem ungelte reht beschiht. Und sol man in darumbe geben des jors jedem ungelter 1 lib. ₰ *und darzů me ir jegelichem jors 2 lib., daz sü alle wine in ein büchelin schribent, als sü das jetz angefangen hant,* und nit me und süllent ouch den drien, die über das ungelt gesetzet sint, gehorsam sin in allen dingen, was sie in entpfehlent von unser stette wegen, daz dem ungelte nütze und gůt ist, und süllent in doch darumb die drie, noch dehein meister, ammanmeister, noch der rat weder maht noch gewalt haben, in üt vürbasser zů gebende, noch zů erlôbende anders, wanne also vorgeschriben stot, und der in me gebe oder in anders erloubete, daz süllent sü nit nemen noch tůn bi iren eyden*.

Besoldung eines Beamten.

109. Man hat Hucken alle jor 4 lib. ₰ geben, die wortzeichen von den winrůffern zů entpfahende und von kelre zů kelre zů gonde und des war zů nemende und zů lůgende, do sol man yn by lossen bliben und ime sust nützit me geben noch schencken in deheinen weg.

Das Ussburgerbůcho. Fol. 71a.

Verpflichtung eines Städtemeisters zur Führung desselben

110. Es sol ouch hinnanfürder das ussburgerbůch ein stettemeister haben ein gantz jor, und wenne das jor usskummet, so sol er das bůch von ime geben eim andern stettemeister, der sol es ouch also ein jor uss haben, und sol der selbe, der das bůch also hat, versorgen und bestellen, was alter ussburger bůcher sint, wer die hat oder wo sie ligent, es sü hünder her Wernher Spatzinger oder hünder Hans Riffen, das yme die werdent. Er sol ouch alle vierteil jors ein rechenunge důn und daz gelt, das er das selbe vierteil jors ingenommen und empfangen hat, by sime eyde den drien geben und antwurten und sol ouch das selbe gelt

* Hier folgte der im Original durchstrichene Passus: Sü sullent ouch nieman bi in lossen zeren in der ungelt kammern, denne es unser stette nit nützliche noch erliche ist, daz sollich zeren in der ungelt kammern ist.

also verre, alse er mag, entpfohen und sammelen; man sol ouch von der selben rechenungen niemanne nützit geben, weder dem meister, der das bůch hat, noch niemanne anders, wer der ist, und wenne der meister das bůch von yme git, und es ein ander stettemeister von yme nimmet. der selbe sol das bůch von dem alten stettemeister lôsen mit 10 sl. ₰, und nit hôher und sol danne der selbe meister die selben 10 sl. ₰ uff der nehsten rechenungen verrechen und abeslahen an sime innemende.

Die Gebühren, die der Städtemeister hierbei erheben darf.

111. Es sol ouch dehein stettemeister, noch nieman von sinen wegen, von deheim ussburger me nemen zů sůchende, danne 2 ₰, wie lange man in jech sůchet, und von eim burger zů entpfohende und von nuwem in zů schribende 1 sl. ₰ und nit me; minre mag er wol nemen.

Der schriber an dem cleinen gerihte.

112. Alse man danne eim schriber an dem kleinen gerihte alle jor 10 lib. ₰ und 8 elen tůches geben hat, dem sol man hinnanfürder nit me geben danne zum jor ... lib. ₰, alle fronevasten ... lib., und kein gewant; man sol yme ouch kein tringgelt geben noch nitzit anders, danne do vor geschriben stat, und sol ouch er nit me noch anders vordern an meister und rat, danne do vor bescheiden ist, noch nieman von sinen wegen; und der yme oder jemanne von sinen wegen me gebe, das sol er nit nemen bi sime eyde und sol doch nit deste minre verbunden sin, alles das zů tůnde. daz sime ampt zů gehôrt, wenne sine gevelle und nütze vaste gůt sint vor dem kleinen gerihte*.

Die rates botten.

Fol. 71b. **Ihr Eid.**

113. Ein jegelich ratzbotte sol sweren an den heiligen unser stette heimelichen zů verswigende, alse verre es in vürkummet one alle geverde, und ire gebot unverzôgenliche zů tůnde und darumb von keime unssem ingesessen burger nit

* Hier steht als Notiz beigefügt, wie man in der letzten Berathung darüber abstimmte: Item daz merreteil 4 lib. abzebrechen, das minreteil in lazzen bliben.

zû heischende noch zû vordernde; gebe in aber jeman ein bescheiden tringelt, daz mögent sie wol nemen one geverde*.

Einkommen derselben. Fol. 72a.

114. Und sol man darumb ir jegelichem sin gewant, sin fûtergelt, sin herberge geben und lossen werden, also vor, und sol ir jegelichem 3 lib. ₰ zû jeder fronevasten geben und nit me, und sol ir deheinre weder an meister, amman-

* Hier folgen mehrere durchstrichene Artikel:

Wanne sie ouch schenckent von unser stette wegen, do söllent sie den besten und den gerehtesten win schencken noch dem louffe, alse es sich denne heischet, niemanne zû liebe noch zû leyde, es wer danne von geheisse der meisterschaft, die danne zû ziten ist, one alle geverde; wo sie ouch schenckent, do söllent sie ouch kein herschaft nöyssen, noch bi in essen, noch dehein schenkegelt, es sie lützel oder vil, nit nemen anders, wenne alse harnoch geschriben stot mit underscheide.

Zûm ersten, waz herren her kumment, die ir eygen koste hant, den sie schenckent von unser stette wegen, do söllent sie kein schenckegelt heischen noch nemen, gebe men es in joch gerne; ussgenommen wer es, das grosse herren har kement, den sie von unser stette wegen win, vische, habern oder ander sogetan dinge schenckotent, gebent in die ütschent, daz mögent sie wol nemen, und sol in das an irme eyde nit schaden, also doch, daz sü von keinem wurte, by deme sü schenckewin nement, kein gelt noch nutzit anders me nemen sollend, als sü vor geton hant.

Zû glicher wise, waz stette erber botschaft har kument, die ir eygen koste hant, wie dicke sie den schenckent von unser stette wegen, do söllent sie nützit heischen noch nemen.

Was stette erber botschaft har kument, die von unser stette botten kein schenckegelt nement, so sie bi in sint, alse die von Mentze Wormsse und Spire dûnt, von den söllent sie ouch kein schenckegelt nemen, wie dicke sie in joch schenkent.

Und wo sie also kein schenkegelt nement, do sol unser stat den knehten lonen, die den win in den kannen dar tragent, do man danne hin schencket, mit namen von dem omen 4 ₰, und sollent ouch die knehte har widerumb ahten die kannen.

Was herren oder stette botten har kument, die ir eygen koste nit hant und an den wurten zerent, alse dicke also sie den schenckent von unser stette wegen, do mögent sie wol ir schenckegelt vordern und nemen und söllent ouch sie von dem selben schenckegelt den knehten lonen, die den win dar tragent, do man hin schencket.

meister, den rat, die bretherren, an die drie, noch an nieman anders, wer der ist, nit vordern noch heischen, noch das schaffen geton werden; und gebe in jeman darüber von der stette wegen ütschent, daz söllent sie, noch nieman von iren wegen, nit nemen bi den egenanten iren eyden. *Sü sollent ouch eins jeglichen stetmeisters, der dann zu zite rihtet, warten tegliches by dem eyde**.

Aufhebung verschiedener Hebungen von Subalternbeamten.

115. Alse man bitze har Dietschemanne alle wuche 10 sl. ₰ geben hat, der herren knehte mitte uss zů rihtende, die er uss gap in dise weise: 1 sl. ₰ des meisters knehte, 1 sl. ₰ her Wernher Spatzingers frowen, 16 ₰ den vier ratzbotten, 2 sl. ₰ des ammanmeisters knehte, 1 sl. ₰ den drien turnhůtern, 8 ₰ den vier bretherren knehten, 8 ₰ den zwein wahtern, 4 ₰ dem lonherren, 1 sl. ₰ Dietschemanne von dem seckel, 6 ₰ den drien louffenden botten, die söllent ouch hinnanfürder gantz und gar abe sin.

Einziehung des Schwörgeldes durch die Rathsboten.

116. Die ratzbotten söllent sich ouch halten von des swergeltz wegen, alse sie bitze har geton hant und von alter har kommen ist, und söllent daz swergelt, daz in wurt, und sie es entpfohent, wucheliche den drien uff das bret antwurten.

Verbot für die Rathsboten, Trinkgelder oder Darlehen zu fordern.

117. *Sü sollend ouch by iren eyden vor meister und rat, die dann zu ziten sind, jares dehein dringgelt me vordern noch heischen, als sü bitz har geton haben; darzů sollend sü ouch by iren eiden weder umb die drie, Heinrich Riffen, noch*

* Hier folgt im Original der durchstrichene Passus: Und alse man Dietschemanne zům jore 2 lib ₰ zů tringelt geben hat und yme und den andern ratzbotten alle jor 3 lib ₰ geben hat vür ernkorn und 4 lib ₰ von angondem und abgondem rate und 6 lib ₰ für hochzit, zů winahten, vastnaht, ostern, pfingesten, sant michels tage und martins naht, und sunderliche Dietscheman alle mentage 1 sl. ₰ an dem ungelte als eim bretherren, daz sol hinnanfürder alles gantz und gerwe ab sin und niemer me geben werden, und söllent ouch de ratzbotten eins jeglichen stettemeisters, der danne zů ziten rihtet, warten by dem eyde tegeliche, alse sie bitze har geton hant.

umb nieman anders von der stette wegen nützit lehenen, als sü bitz har geton hant, wann unser stette von solichem gelichen gelt nie nützit wider worden ist; und wer in darüber gelt hiesse geben oder lihen, das sollend sü (noch dann) by iren eyden nit nemen noch lehenen oder jeman von iren wegen, dann sü sollend sich mit iren ambahten lazzen benügen, wie daz von inen verschriben stat.

Die wahtere. Fol. 72b.

118. Es sol ein jegelich wahter sweren zů rehter zit an sine wahte und hůte zů gonde uff den turn und darabe und keine frowe noch gast uff den turn zů lossende one urloup eins ammanmeisters oder eins stettemeisters, der danne zů ziten rihtet, und kein unfůr daruffe zů tribende mit keime wibe one geverde, noch gestatten von niemanne anders, alse verre sie es gewenden můgent, und süllent ouch ir hůte getruweliche tůn, und wo ein für ussginge, das got lange wende, daz sü das zů rehter zit verkündent, alse verre sü künnent und můgent on alle geverde; und wo man hin schencket, do sůllent sie sich halten zů glicher wise, alse von den ratzbotten do vor geschriben stot, und sůllent ouch verswigen, was zů verswigende ist; und sol man darumb ir jegelichem geben zům jor 20 lib. ₰, alle fronevasten 5 lib. und ir jegelichem 10 sl. ₰ zům jor für beltze und botschůhe*; und süllent ouch eins jegelichen stettemeisters, der danne zu ziten rihtet, ernstliche mit flisse warten, alse verre sie můgent, bi dem eyde. Man sol ouch keime wahter keinen husszins me geben und ouch kein gewant noch kein gelt darfür, by dem eyde. Sü sollend sich ouch von heischendes und lehendes wegen halten, wie daz von den ratesbotten do vor geschriben.

Die turnhůtere.

Die Pflichten derselben.

119. Ein jegelich turnhůter sol sweren sine gevengnisse und sine gevangene getruwelich und sicherlich zů behůtende

---

* Hier folgt im Original der durchstrichene Passus: und sol das gewant, daz fůtergelt, das gelt von der glocken zu behůtende glich gantz und gerwe absin und nit me geben werden.

und zu besliessende und in zů gebende, was man in bevilhet zu gebende von essende und trinckende, und keinen gevangen hôher zů schetzende noch zu trengende, me zů gebende, und nit me zů nemende, weder ir wibe, ir kinde noch ir gesinde, danne ein rehte gewönliche turnmiete, also es von alter har kommen ist, das ist 4 ₰ von eim jegelichen gevangen ungeverliche. Sie sôllent sich ouch von des schenkgeltz wegen halten, alse von den ratzbotten verschriben stat, und sôllent ouch verswigen, was man verswigen sol, untze uf die zit, das man es sagen sol. Und sôllent ouch eins meisters warten ernstliche und tegeliche, alse sie billiche tůn süllent.

Fol. 73a. Einreichung wöchentlicher Gefangnenlisten.

120. Die turnhůter sôllent ouch alle wuche verschriben geben, wie vil sie zů kosten hant in alle wege, und wer jegeliches turnhůters gevangen sint gewesen mit namen die vergangen wuche.

Einkommen der Thurmhüter.

121. Und sol man darumbe je dem turnhüter zů der fronevasten 2 lib. ₰ geben, das ist ein jor 8 lib. ₰, und sine herberge, und sol man yn kein fůter gelt und gewant geben, noch kein gelt darfür.

Sü sollend sich ouch von heischendes und lehendes wegen haben glich, wie daz von den ratesbotten verschriben*.

Die drie an der münssen.

122. Also man viere an der münssen gehabt hat, den wehssel aldo von unser stette wegen zů tribende, der man

* Hier folgt im Original ein Abschnitt über den Ziegelmeister, der aber durchstrichen ist; er lautet: Man sol Renner alle jor geben 12 lib. ₰, und süllent die 14 elen tůches und die 10 sl. für fůter gelt absin, und sol er keinen karrich nit haben und sol die drige ziegelôfen, die zwen yssern, und den innern ziegelofen hünder den ruwern, under sinen handen haben und sol keinen grunt uf den owen stechen; denne wil er grunt haben, den sol er tůn abestechen an den rinen und do er truwet, das es unser stette unschedelich sye, und was er mit gedingen zů gefüren mag, das sol er tůn und sol das alles sweren; müste aber er karriche zů wilen haben, do sol er frômde karriche mit der drier wissende gewinnen und nit anders.

jegelichem alle jor 26 lib. ₰ geben hat, der söllent hinnanfürder nit me sin danne drie, und sol man der jegelichem geben zum jor 18 lib. ₰ und nützit anders in deheinen weg, weder rechenschilling noch klein noch gross, und söllent alle jor vor dem rate sweren, der münssen zů wartende, den wehssel zů tribende und alle andere dinge zu tůnde, also sie untze har geton und gesworn hant.

Der Vogte zu Ettenheim. Fol. 73b.

123. Man hat untze har alle jor eim vogt von Ettenheim, die wile Ettenheim zů unsser handen gestanden ist, 20 lib. ₰ geben zů lone, zů dem, daz er ein schône herberge zů Ettenheim und holtzes gnůg umbsuss hat, und 8 lib. ₰, die yme die von Ettenheim zů beden stüren legent, und den kleinen zol, der ettewene zům jore 6 lib., ettewene 7 lib. ₰ und ettewene 8 lib. ₰ getan hat, und 8 lib. ₰ wert howes* und amatz** und uff 60 kappen*** und hůnre geltz one engere†, die er den lüten gebotten hat, das doch nit reht ist, und one 2 lib. ₰, die er jors gehabt und genossen und yme doch nit zů gehortent. Do sol man eim jegelichen vogte, der do selbes vogt ist, nützit hinnanfürder me geben von unser stette wegen, weder lützel noch vil, und der yme oder jemanne von siner wegen ützit gebe, das söllent sie nit nemen bi sime eyde; danne er sol niessen und haben die gevelle, asso har noch geschriben stat mit den bedingen, so der bi stat geschriben:

Zům ersten: so sol ein vogt sine herberge haben und holtz, alse har kommen ist, doch sol er niemanne deheine enger gebieten, der yme holtz oder ander dinge engit, danne bedarf er enger, mag er danne jeman erbitten, der yme engit wol und gůt, wer das nit, was er danne enger bedarf, den sol er lonen oder sust mit in reden, das sie genůget ungeverliche.

---

* Heu.

** Stroh.

*** Kapaunen.

† Spanndienst, Fuhre.

Item: die 8 lib. ₰, die die von Ettenheim zů den zweien stüren under sich jors legent und sie eim vogte gent, die sǒllent yme bliben.

Item: den zol, den ein büttel ettewene sammete von wine, korne und andern dingen, den sol er ouch haben und sammen.

Item: die 7 seitwert matten sol er nützen und niessen; doch sol er unser stette botten howes genůg darvon geben, so sie dar kument, die wile sie do sint, ungeverliche.

Item: die 60 kappen und hůnre geltz sǒllent yme ouch bliben.

Fol. 74a. Item: das reht, das ein vogt do hat, von der krumen mittenwuchen* untze an die Pfingest mittewuche, das er von eim jegelichen menschen, das gon Ettenheim mit eigern zů merckete got und nit uss der vǒgtien ist, zwei eiger nimet, das sol yme ouch bliben, und sol er darüber noch vürbasser kein dorf noch nieman anders, wer der ist in der vǒgtien, der der vǒgtien zů gehǒrt, nit vürbasser trengen noch nǒtigen zů deheinen dingen ungeverliche.

Er sol ouch alle die zinse, gülten, gevelle, frevele und alles das, das unser stette zů gehǒrt, getruweliche und ernstliche selbes sameln und in gewinnen, alse sin eygen gůt bi sime eyde.

Er sol ouch deheinre hande getregde, wie das genant ist, nit verüssen, verändern, noch hinweg lihen noch geben yme selbes noch niemanne anders, wer der ist, ungeverliche, one urlop, wissen und willen meister und ratz oder der drier; und sol ouch alle jor bi sime eyde, so das selbe getregde do selbes ufsleht oder me giltet, danne gewǒnlicher lantlof ist, alse ettewene uf eine erne** oder in eime segotte*** oder welhe zit daz in dem jore were, den drien verkünden und sagen, waz je das gekürne giltet, und was sie in danne domitte heissent důn, das sol er gehorsam sin.

Als man eim vogt von .... jors 186 lib. geben hat, daz er 9 knehte habe und 2 pferde, ein reisig und 1 hǒltzpferd,

* Nach Scherz: Dies Mercurii ante diem veridium.

** Ernte.

*** Wahrscheinlich: Saatzeit, da segen = säen.

do meinet der merreteil, man sol ime jors geben 150 lib. und get ein knet zů von junker Ludewigen wegen von Liehtenberg, so get ime ein kneht do gegen ab, daz ist 10 lib ₰.*

Der Vogte von Liehtenowe.

124. Der vogt von Liehtenowe sol bi dem lone bliben, den man yme bitze har geben hat; daz ist zům jor 100 lib. und 5 lib. ₰ und sol er die 6 lidigen knehte, die er stetes haben sol, daz hus zů behüten, one sine ander knehte, daz sloss zů behůtende, alse der brief seit, den er besigelt und gesworn hat, zit vür zit haben, und sol der selben sehs knechte einre alle jor uns sweren zů růgende und für zů bringende oder den drien, wenne der obgenanten sehs knehte einre, zwene oder drie nit do sint, und wie lange si nit do sint gewesen, und uff welhen tag sie hinweg gingent, das wir dem obgenanten vogt an der vorgenanten summe daz abe künnent geslahen nach margzal, und sol ouch der vorgenant vogt by sime eyde den selben bresten, den er an knehten also hette, selber sagen in aller der mossen, alse vor geschriben stot, und sol yme ouch daz abslahen nieman varen lossen bi dem eyde.

Der Vogt zu Kochersperg.

125. *Man sol ouch eim jeglichen vogte zů Kochersperg jores geben 80 lib ₰ zů den gesellen, so zu dem slozz gehorent, als der brief stat, und er sol gůte lidige knehte haben, die nit arbeitende kneht sin, und die stetes uff dem huse sin und daz behůtent und bewarent zum besten etc.*

Der Vogt von Benfeld. Fol. 74b.

126. Man hat eim jegelichen vogt, der danne vogt zů Benfelt gewesen ist, alle jore 26 lib. ₰ geben zů lone zů sinen gevellen, die er jors do hat; das ist 2 lib. ₰, die yme die von Benfelt jors legent zů der ernbette und 20 kappen und hůnre geltz und zů Ostern ein kalp oder einen güldin dar vür und

* Hier folgt durchstrichen: So meinet aber der minre teil, daz man ime verbatz 150 lib. ₰ geben solle und ime nützit abslahen von . . . . . . knehtz wegen, und als geht der stette 36 lib. alle jar abe.

den gerwer graben, den vischet er, wenne er wil, und 4 fûder howes und strowes gnûg, das yme der meiger git, von dem selben howe und strowe er unser stette botten howes und strowes gnûg git; dem selben vogt sol man hinnanfürder nit me geben danne zûm jor 10 lib. und die vorgeschriben gevelle, die sol man yme lossen und nit me noch anders, indeheinen weg ungeverliche, und sol ouch sweren an den heilgen unser stette gülte, zinse, gelt, gevelle, frevell und alle andere dinge, wie die genant sint, die unser stette zû gehörent, getruwelich, ernstliche und flissetliche in zû gewinnende und sol ouch keinrehande getregde, wie das genant ist, das unser stette zû gehört, nit verüssern, verändern, hinweg lihen noch geben, yme selbes noch niemanne anders, wer der ist, on urlop, wissen und willen meister und rates oder der drier, die danne zû ziten sint, by sime eyde one alle geverde. Er sol ouch alle jor, so daz selbe gekürne uf sleht oder me giltet, danne gewönlich lantloff ist, also ettewene vor einer ernen oder in eim segotte oder welhe zit es in dem jore were, zû den drien, die danne sint, gon und den sagen und verkünden, waz je daz gekürne giltet, und heissent sie in danne des selben getregdes oder gekürnes ützit verkouffen, das sol er gehorsam sin ze tûnde, wanne es wol glöypliche ist, daz zû ziten ein vierteil weissen rocken, gersten, haber oder ander getregde, wie daz genant ist, uff ein zit wol so vil giltet, daz man dar noch zû einer ernen zwei vierteil des selben gekürnes umb daz selbe gelt koufft, do unser stette vil nutzes von kummen möhte.

Die knehte, die uff die vestin gehorent, die sollend sweren uff der vestin zu blibende und die getruwelich zû behûten, und dem vogte nit me zû dienen und ze tünde, als sie bitz har geton hont.

Der städtische Zimmer- und Maurerwerkmeister.

127. Der dumeler und ammeister der murer und alle ire nochkommen an denselben ampten süllent nit me haben an der stette werg danne einen lonkneht zû jegeliches süne; wurde ir einre aber zwene sinre süne an dem selben wercke habende, so sol er keinen lonkneht haben, und söllent ouch

sie beyde und ire nochkommen alle jor vor dem rate sweren, daz sie kein gemeinschaft mit niemanne haben weder an holtze, noch an steinen, noch an deheinen sollichen dingen, noch nieman von iren wegen in deheinen weg, und söllent ouch sie, noch nieman von iren wegen, dehein trinckelt vordern an meister und rat, noch an die drie, noch an nieman anders von unser stette wegen; und sol man in ouch kein trinckgelt geben, und gebe in joch jeman dehein trinckgelt, das doch nieman tůn sol, so söllent sie es bi iren eyden nit nemen, noch nieman von iren wegen on geverde.

Fol. 75a.

Der städtische Zimmermeister.

128. Es sol ouch ein jegelich tummeler * sweren an den heiligen der stette werg getruwelich zů tůnde und zů arbeitende und do by gedihte zů blibende und keinen abschrot zů nemende, noch keinre hande holtz noch spene, wanne er sol die abschröte und das unnütze holtz verkouffen und die pfennige den drien antwurten, und alle die dinge, die dem wercke zů gehörent, getruwelich zů behaltende und frideliche uff dem wercke zů sinde und daz beste mit yme und den, die uff dem wercke sint, zů dünde, daz dem wercke und der stette aller nützest sye, und keinen andern zů yme uff daz werg zů nemende, danne die ein rat, der danne ist, oder die drie daruff gut duncket sinde, und nit me, danne ir daruff sol sin, und also die drie, die dannne sint. das erkennent one geverde; wenne men ouch einen gebu oder ein werg der stette gemachet, so sol er unverzögenlichen allen den getzüg, den men dar zů gebruchet het, wider gehalten dün; wo er ouch zů eime gebu oder zů einre teilungen eins huses oder sollicher dinge geschicket wurt oder zu botten gesendet würde, dar zů sol er nit gen, denne an den sunnentage und virtagen und anders nit, es were danne mit urloube meister und rates one geverde. Er sol ouch nützit machen ungeverlichen, denne mit der drier urloup und besunder, waz abschrote der dummeler verkoufft, daz gelt sol der dummeler zůr wuchen den drien

* Siehe Scherz, Glossarium germanicum medii aevi (Ausgabe von Oberlin 1771), s. v. tumeler, wo der Anfang dieser Stelle abgedruckt ist.

verrechen und antwurten, und darumb sol man yme und dem murer ir jegelichem alle fronfasten 10 sl. ₰ geben und sine herberge und sinen gewönlichen tagelon und nit me, und sol ir keinre nit anders heischen, und süllent die gewande, die man ir jegelichem jors gap, und das futergelt abe sin und nit me geben werden. *Und der es in gebe, daz söllent sü nit nemen by irer eyden noch dehein gelt darfür. Sü sollend sich von heischendes und lihendes wegen halten, wie daz von den ratesbotten verschriben stat. Sü sollend ouch nieman weder steine noch holtz zů kouffende geben, der lonherre heisse sü es danne; doch sollen sü solich stein noch holtz nieman von stat lazzen volgen, die drie habent in danne vom munde oder in geschrifft verkündet, daz solich holtz oder steine den drien bezalt sind noch deme werde, als es dann jeder wergkman by sim eyde geschetzet het. Sü sollend ouch by iren eyden nieman kein werg geschirre lihen, noch heissen lihen, sü habent dann vor und e gut pfant hinder yn, die besser sient, umb daz solich geschirre wider keme und nit verloren werde, als bitz har dicke gescheen ist; kaufte ouch der tummler von unser stette wegen umb jeman holtz, gebete oder schenckete ime do jeman ützit, daz sol er by sim eyde nit nemen.*

Der städtische Schmidt und Estrichmeister.

129. Zu glicher wise söllent ouch Heintzeman Swebelin, unser stette smit, und meister Claus, unser stette esterichmeister, und alle ire nachkummen von irre ampt wegen sweren zu haltende, also danne zu iren ampten gehört ungeverlichen.

Der städtische Stallwart.

Fol. 75b. 130. Man sol Hanse von Gůgenheim alle wüche 8 sl. ₰ geben und sine herberge, die wile er des stalles wartet, und darumb so(l) er eins jegelichen ammanmeisters, der danne zů ziten ammanmeister ist, warten, so er beste mag, und sol den stalherren gehorsam sin von des stalles wegen, und daz beste und wegeste zü den hengesten důn, die uff den stal gestellet werdent. Er sol ouch der soldener war nemen, aso er untze har geton hat, und sol by sime eide alle sunnentage oder an dem mentage vor ymbisse ungeverliche zü Heinrich Riffen gon und dem sagen und verkünden,

ob dehein soldener sine pferde uff dem stalle habe stonde, und wenne sü uff den stal kement, oder wie lange sie uff dem stalle gestanden sigent, umb daz sich Heinrich Riffe dar nach gerihten künne und den soldenern abegeslahen daz, das in denne ab zü slahende ist an irme solde.

Was hengeste und pferde er ouch ab dem stalle verkouffet, die sol er by sim eyde uff daz aller glicheste, beste und wegeste verkouffen uff eim offen merckete und nieman sunders darinne meinen noch fürdern, nieman zu liebe noch zu leide, und sol der stette noch den reten nützit heischen, es sien pfennig oder pfennig wert, unde ouch weder umb die drie, Heinrich Riffen, noch nieman anders von der stette dartreffen nützit me lehenen, als er bitz har geton hat, darumb dann unser stette nützit wart, noch nieman von sinen wegen, und sol daz also von der pferde verkouffendes und ouch von sins gelt heischendes oder lehendes wegen also halten; und were es, daz er daz nit dete, so sol er meyneidig und erloz sin und darzü sin ampt verloren haben.

Der städtische Hufschmidt.

131. Man sol eime jegelichen hüpsmyde, der unser stette hüpsmyt ist, zum jor 8 lib. ₰ geben und sinen knehten 10 sl. ₰ vür ir jor trinckgelt und nit me noch anders ungeverliche; und sol er darumb alle tage uff den stal gon ein mol oder zwür, noch dem und es notdurftig ist, und daz beste und wegeste zů hengesten und pferden důn, die uff dem stalle stont, und daz nützeste den stalherren roten by dem eyde, den er jors darumb tůt, und sol man yme sine rossysen, nagel, pulver und ander dinge betzaln, die er danne bruchet zů sogetan hengesten und pferden, aso man bitze har geton hat.

Die städtischen Armbrustherren.

132. Die drie, die jors darzů gekosen und gesetzet werdent, daz sü armbrust, bühssen und den getzüg, der der stat zü gehört, süllent důn machen, süllent sweren an den heiligen, fürderliche darzů zegonde und armbrust, pfile und andern getzüg noch geheisse und erkentnisse des rattz heissen zů-machende und zu ordende noch dem besten, und ouch die armbrust bühssen und andere dinge, die do zů gehörent, in zů gewinnende von den, den sü gelühen sint; und süllent des

maht haben zů gebietende den, die sogetan dinge habent, har vür zů gebende oder süllent sü aber dem rate verschriben geben unverzögenliche, so sü in vürkumment. Sü süllent ouch die armbrust, pfile, bühssen und andere getzüge, die zů den vorgeschriben dingen gehörent, besliessen und süllent slüssel dar zů haben, und wenne man armbrust, bühssen oder solliche getzüge bedarff, so süllent sü es harus geben und dûn verschriben, weme man daz git oder lihet, und so man es gebruchet, so süllent sü gedenken, wie es har wider kummet, und süllent es wider besliessen; und darumb so sol man ir jegelichem ein nuwe armbrust geben alle jor und nutzit anders in deheinen weg*.

Fol. 76a.

Der Armbroster.

133. Man sol unser stette armbruster zům jor 6 lib. ₰ geben, alle fronfasten 30 sl. und sine herberge, die er jetzenan hat von der stette; und also man yme untze har alle jor 14 elen tůches gap und 10 sl. ₰ vür futergelt und alle jor 18 lib. ₰. daz sol hinnanvürder abe sin. Dargegen sollent die 10 armbrust, die er der stette jors gap, ouch absin und sol er sweren an den heiligen, der stette getruwelich zů iren armbrusten und getzüge zů lůgende, wanne man es in heisset, *und sunderlich den drien, den der stette gezüg entpfolhen ist, gehorsam ze sinde, zu tunde, waz er in heisset, so er sin bedarff***, und wurde yme ütschent entpfolhen zů wercke und zů machende, das er der stette nützestes und wegestes dar zů tüge by sime eyde; were es ouch, daz die stat deheine armbrust bedurfte, do söllent die, den das entpfolhen ist oder wurt, lügen, wer sü aller best habe, daz sü umb den armbrust kouffent, und sol ouch der armbroster nit me vordern noch heischen, danne

* Hier steht folgender durchstrichener Zusatz: Zů den armbrosten: do meinent die herren, daz man daz her Hug Zorn eynig empfelhen sol und ime der stette armbroster und Sengelin darzů beraten und beholffen sin, wenne er ir bedarff, und sol des getzüges, der ime empfolhen ist, nieman nützit geben noch lihen on urlop der IX, die über den krieg gesetzet sind, oder des merenteils under yn und da rumb sol man ime alle jar 5 lib. geben und kein armbrost; man sol ouch kein ammeister kein armbrost me geben.

** Statt ‚den drien‘ hiess es erst ‚Hug Zorn‘; der Schreiber vergass bei der Correctur in den beiden Relativsätzen den Singular in den Plural umzuwandeln.

vorgeschriben stat by syme eyde; und der salme, den man yme jors gap von dem vischemerckete, den sol er nit me nemen, danne ein ammanmeister, der danne zů ziten ammanmeister ist, sol den selben salmen nemen.

Der Aufseher im Zeughaus*.

134. *Man sol Sengelin hynnanfürder alle wochen geben 8 sl. ₰ und sine herberge und sol sweren zu der stette bühssen und pulver ernstlich und flizzlich zů lůgende, und daz er daz pulver trucken, reht und ȯrdentlich halte, ouch der stette nützest und wegestem, und sol ouch von dem pulfer niemanne nützit lihen noch geben, weder lützel noch vil, by dem vorgenannten sime eyde one urlop, wissende und wille der IX, und waz man in heisset machen von pulver oder fürpfilen, daz er vürderlich und ernstlich mache von der stette gezüge, und darumb sol man ime kein lon geben anders, dann die vorgenannten 8 sl. zůr wochen. Er sol ouch sunderlich her Hug Zorn Heilant, dem der stette gezüg empfolhen ist, gehorsam sin, wenn er sin bedarf.*

Der Knecht im Zeughaus. Fol. 76b.

135. *Do sol man hynnanfürder nit me haben dann einen kneht, dann es vormals die 2 knehte uff einander liessent und hůtent nützit; und dem einen knehte sol man zůr wochen 3 sl. ₰ geben und nit me, es sie winter oder summer; und die zwene, die yetz do sint, bedunckent uns nit nütze darzu etc.; und man sol es eim redelichen knehte empfelhen und der sol weder miete noch myetwon nemen.*

Der Flurschütz auf der Almende.

136. Man sol *einen*** kneht gewinne, der die owen und almenden umbe unser stat durch daz jor, wintter und summer, behůtent und sol man der jegelichem zür wüchen 3 sl. ₰ geben und nit me, und süllent der selben zwen knehte alle jor sweren, die owen und almenden getruweliche zü behütende und nieman daruff lossen zü tribende, wenne aso har noch geschriben stot, und wen sü dar über vindent uff der almenden, den süllent sü den drien, die danne zů ziten sint, rügen und

* Der Artikel lautete ursprünglich etwas anders, er ist durchstrichen und an seine Stelle der obige Zusatz gemacht.

** Es hiess ursprünglich: zwene; daher die Construction des übrigen Paragraphen, die der Schreiber vergessen zu ändern.

süllent die drie das rihten, also dis büch stat, und die besserunge niemanne varen lossen by dem eyde.

Die Benutzung der städtischen Almende.

137. Es sol ouch dehein unser burger, noch burgerin, noch nieman anders dehein vihe triben uff unser stette almende, es sigent ohssen, rinder, swine, schaffe oder pferde, ussgenummen die geste, die ir vihe har zů merckete tribent, die mögent wol ir vihe haben gonde uff unser stette almende einen tag und ein naht und nit lenger one geverde; und daz vihe, das unser burger umb die geste kouffend, daz süllent sü by der tagezit abe der almende triben; und wer anders dete, danne vor bescheiden ist, der bessert 30 sl. ₰, aso dicke, aso er daz verbreche; und söllent die drie die besserunge niemanne varen lossen by dem eyde; doch sol dis gebot die wagenlüte, die den win an den rin fürent nit an gon; die mögent ir pferde uff die almende triben, also do har gewönlich gewesen ist.

Das Recht der Metzger auf die Almende.

138. Ouch ist den metzigern gegünnet, daz ir einre 60 hemmel oder schoffe wol mag haben gonde uff unser stette almenden, doch also, daz er alle tage ye von 10 eins absteche; und sol er ouch do zwüschent keins me uff die almende triben untze an die stunde, daz er die vorgenant summe gerwe abgestochen hat; und welher under in anders dete, danne do vor bescheiden ist, der bessert 30 sl. ₰ also dicke, aso er daz verbreche oder verbrochen hette; und sol ouch jegelicher sinen sundern hirten und hüter zů sinen hemmeln oder schoffen haben*.

Fol. 77a. * Hier folgen zwei Paragraphen über zwei städtische Köche, die beide durchstrichen sind: Man gap meister Poter koche alle jor 8 lib. ₰ und sin gewant; dem sol man hinnanvürder nit me geben, danne zům jor 4 lib. ₰, zů yeder fronfasten 1 lib. ₰ und nit me; und sol das überige glich gantz und gerwe absin, wanne er von gottz gnaden gnůg hat, zů dem daz er uff unser frowen hus ist und keinen kosten mit yme selber hat, noch bedarff haben.

Man sol meister Nithart, dem koche, alle wüche 5 sl. ₰ geben und alle jor 8 elen tůches zu eime rocke; den sol er tragen, so er mit unser stettebotten zů tage rittet, und ist das unser stette ere, das er

Der Schliesser der Pfalz. Fol. 77b.

139. Man sol Kronenhans nit me geben, danne zûm jor 4 lib. ₰. alle fronfasten 1 lib. ₰, und soll ouch er nit me heischen und soll darumb nit deste minre in deheine wise die pfaltze besliessen und ussrihten, also daz unser stette aller nützlichest ist, undenan und obenan, aso vor, und soll ouch unser stette holtz indeheinen weg sin selbes nit nützen noch bruchen noch nieman von iren wegen, *es sie gebunden oder ungebunden,* und soll ouch die stücke sweren zû haltende alle jor; er soll ouch daz beste und das wegeste dar zü dün, daz die wellen und schittere in unser stette nutz kumment und niergent anderswo hin, one alle geverde; er sol ouch nemeliche die pfaltze by tage besliessen und entsliessen; *wenne er ouch do by ist, so wellen oder schitere zû huffe geslagen oder wider uffgebrochen werdent, so sol man ime alle tage 1 sl. ₰ geben. Er sol ouch nieman kein holtz zû kouffende geben, er sie wer er welle, hohe oder nider, in dehein wise*.*

---

danne in sogetanen kleidern gat, und sol den selben rock zweigerslaht tragen und mit lappen, aso sin vorvar tet. Er sol ouch sweren an den heiligen der stette wurtze, wasslihtere und andere der stette dinge, darmit er umb gat, getruweliche zû versorgende und zû behaltende und niemanne nützit dar von zû gebende, noch yme selber zu behaltende one urloup, wissen und willen unser erber botten, mit den er danne geritten ist. Und wenne er har wider heim kummet, so sol er den vatsag und waz überbliben ist, es sye lützel oder vil, kleine oder gros, zu stunt antwurten in der stette hus, by dem obgenanten sime eyde. Er sol ouch by dem selben sime eyde alles, das er koufft, es sigent vische, fleisch, wiltbrete, hünre oder was er koufft, zum nützesten, besten und wegesten kouffen und daz selbe, das er aso koufft, nit anders noch höher rechen wanne gliche, aso er sy nymmet ungeverliche, und sol ouch über den vorgeschriben sinen wuchelichen solt an meister, ammanmeister, den rat, die bretherren, noch an die drie nützit anders vordern, noch heischen, noch lehen, und der yme oder jemanne von sinen wegen üt anders geben dete oder lühe, daz sol er nit nemen by dem vorgenanten sime eyde.

* Hier folgen zwei durchstrichene Paragraphen: Man gap Cüntzelin, der meister Steffans seligen schriber waz, alle jor 10 lib. ₰; dem sol man hinnanvürder nit me geben, danne züm jor 4 lib. ₰, alle fronfasten 1 lib ₰.

Also man Kobelentzer, dem ziegelmeister, jors 10 elen tuches gap und daz fûtergelt, dem sol man hinnanvürder nutzit me geben. Er sol

Der Zoller, der den Zoll von Eigen und Erbe, von den Krämern und Brotkarren nimmt.

140. Es sol Johannes Dietsche sweren an den heiligen den zoll von eigen und von erbe, von den kremern und von den brotkarrichen getruweliche und ernstliche zů entpfohende, aso er untze har geton hat; und aso man yme untze har alle jor 14 lib. ₰ geben hat, die selben zölle zü entpfohende, do sol man yme hinnanvurder nit me geben, danne zum jor 10 lib. ₰, alle fronfasten $2^1/_2$ lib. ₰, und sol ouch er nit me heischen by sime eyde. *Und wenn ime die lüte geschriben geben werdent, die iren zol geben sollend, daz gelt sol er fürderlich vordern, und wurt es ime dann nit in drien tagen, so sol er die selben unverzogenlich den drien geschrieben geben, und die drie sollend by iren eiden den selben, die es dann sind, daz gelt gebieten zu geben in 8 tagen, und sollend lenger zitt nit maht haben, und ob daz nit geschee, die gebot noch irer gewonheit uffeinander triben und die by dem eide nieman faren lassen. Er sol ouch des zolles, so ime von den lüten wurt, nieman nützit wider geben noch schencken, dann von 10 sl. oder 1 guldin 1 ₰ und von me noch margzal, alles von 1 guldin 1 ₰ und nit me. Hans Dietsche sol ouch by sime eyde so vil geltz, als ime wöchenlich gefellet, getruwelich ingewinnen, von waz ime das wurt, alle woche in daz ungelt antwurten und kein sparendes darinne haben, an eim ende nemen und an dem andern lassen ston, als vormals gescheen ist.*

Fol. 78a. **Der Zoller am Rhein.**

141. Man sol Merckels Cuntzel, unser stette zoller an dem ryne, zum jor 8 lib. ₰ geben, alle fronfasten 2 lib. und dem beseher 6 lib. ₰, alle fronfasten 30 sl. ₰, aso man in untze har geben hat, und nit me, und söllent sü beide die ackere und matten, die zů dem selben zolle gehörent und das duphus* gemeine haben zů glichem teile und gliche mittenander nützen und niessen. Doch söllent sü die selben

ouch noch nieman anders an den ziegelöfen deheinen win unverungeltet schencken oder geben; wil aber er oder jeman anders aldo win geben, den sol er sweren zu verungeltende, also har kumen ist.

* Taubenhaus.

ackere mit irme kosten buwen und die duben uff dem duphuse mit irme kosten ziehen. und waz schiffgeltz sü untze har genossen hant, es sy von vogen, hochbotten, nachen oder wie sü genant sint, die den Rin uff oder abe gont, sü sigent geladen, halpladen oder ler, daz süllent sü nit me haben, nützen, noch niessen. Sunder waz do gevellet, von waz schiffen daz ist, sü gangent zü berge oder zü tal, sü sigent ler oder geladen, daz sol alles unser stette werden und zugehören. und süllent sü ouch beide sweren alle jor vor dem rate, stetes zůgegen zu sinde, so man zollet, und was sü zolles entpfohent, wovon der gevellet, daz sü den allewegent in angesiht und gegenwertikeit der personen, die den zol gent, den zol in die bühsse stossent und des zolles getruweliche und ernstliche wartent; und süllent ouch by dem vorgenanten irme eide von eime winschiffe nit me nemen, denne ein halb vierteil wins und sust brot, rüben, retiche und sogetane dinge, also untze har gewönliche gewesen ist, und daz ouch gemeine haben und gliche teilen ungeverliche. Sü süllent ouch by dem selben eyde deheine kouffmanschaft uff dem Ryne triben, noch haben gonde, noch mit niemanne teilen, noch gemeine haben an deheinre kouffmanschaft in deheinen weg; usgenomme wer es, daz ir einre under in beiden win gewahs hette, solliche wine oder ander güt, daz uff dem sinen wehsset, mőgent sü wol den Rin lossen abfüren. Doch süllent sü den selben win oder güt verzollen, as ob sü frömde lüte werent.

Sü sollent ouch des zolles, so in von den lüten wurt, nit me wider geben noch schencken, dann sie vorgeton hant, daz ist von eim stucke wines 2 ₰ und von ander kouffmanschatz nach margzal und nit me by iren eyden; was schiben soltzes ouch an den zoll koment, do sollend sü by iren eyden den schiffman und, wie vil schiben er an dem schiffe het, verschriben und daz briefelin des selben tages oder am andern tage darnach dem amptman in dem koufhuse antwurten. Sü sollend sich von des gelt heischendes oder lehendes wegen halten glich, als es von den ratesbotten verschriben stat.

Der Zoller am Johannesgiessen.

142. Hans Wernher, der zoller in Sant Johans giessen, sol by dem lone bliben, den men yme bitze har geben hat, daz ist zür fronfasten 2 lib., und sol sweren, den zol getruweliche zu entpfohende und sin ernstlich zü wartende und daz gelt in gegenwertikeit und angesiht der personen, die yme zollent, in die bühsse zů stossende; daz selbe süllent ouch alle zoller sweren.

Hans Wernher sol nemen zoll ime giessen von allem kouffmanschatz, die oben daz lant har ab komet, do mitte man den giessen für in har in die stat fert; was kouffmanschatz aber den Ryn für abe get, do von sol er nützit nemen, dann den zoll nymet Růfel Wisse. Er sol ouch wortzeichen empfohen von den, die koufmanschatz von der stat fůrent den giessen uzz, umb daz er wisse, daz dieselben in der stat gezollet habent. Er sol sich ouch von des gelt heischendes und lehendes wegen halten glich, als es von den ratesbotten verschriben stat; waz ouch von zinsen und gülten ist, daz unsern burgern zugehört, do sol er nützit nemen.

Fol. 78b. ### Der Zoller auf dem Viehmarkt.

143. Man sol Volmar Pfudertze zum jor 6 lib. ₰, alle fronfasten 30 sl.* und sol er sweren, den zoll getruweliche zu entpfohende von dem vihe uff dem vihemerckete und under der metzigen, und des zolles ernstliche zů wartende noch dem besten, *also daz er nieman nützit schencke, anders dann von 10 sl. 1 ₰ und von me nach margzal, und daz er gůt gelt entpfohe one geverde; und süllend alle stethern und burger sweren, nieman nützit zu arbeitende, sü haben dann vor wortzeichen von Volmar Pfudertze, und sü sollend des selben tages oder ame andern tage ungeverlich Volmar die wortzeichen widergeben. Sü sollend ouch die selben wortzeichen entpfohen und kein gelt.*

Die Knechte, die bei Feuer Wasser tragen.

144. Man sol den knehten, die das wasser zů dem füre tragent, alle jor 8 lib. geben**, alle fronfasten 2 lib. und

* Fehlt: geben.

** Nach einer Correctur ist zu sehen, dass sie früher 16 lib. erhalten.

süllent gliche und in aller der mosse verbunden sin und sweren zü dunde, also in unssem büche von in verschriben stot.

Der Hubenschmidt.*

145. Man sol dem hůbensmyde jors sinen husszins geben und kein kleit, noch nützit anders.

Einkauf der Uniformen für die Rathsboten etc.

146. So vil gewandes, aso man hinnanvürder bedarff den vier ratzbotten, den zwein ammanmeisters knehten, den vier louffenden botten, do sol man ein ele umb 6 sl. ₰ nemen ungeverliche, und süllent daz die drie oder, den es ein ammanmeister**, der danne zu ziten ein ammanmeister ist, kouffen von den varwen. aso er heisset, und söllent es die vier ratzbotten. des ammanmeisters knehte, die vier louffenden botten zweier slaht tragen und mit lappen, also untze har gewönlich gewesen ist.

Die metziger, die ze bancke stont. Fol. 79a.

147. Es süllent alle metziger, die zů bancke stont, sweren an den heiligen, das sü noch nieman von iren wegen niemanne, wer der ist, nützit wegen söllent, daz me denne ein vierling ist, daz ist, was me danne 25 pfunt ist, es sie unslit, smaltz, smer, speck, gesaltzen oder grüne fleisch, wie daz genant ist, noch keine zwene vierlinge vür einen halben zentener; danne man sol alles, daz über einen vierling ist, uff der fronwogen wegen in dem zolkelre. So wurt ouch unser stette der zol, der do von gehört, das doch zů besorgende ist, er sy uns dicke untze har entpfürt. Und wer das verbreche, der bessert 30 sl. ₰, aso dicke er daz verbrichet, und sol man ouch hüte daruff setzen, die daruff war nimmet by dem eyde; wer ouch der were, dem der vorgenanten dinge deheins anderswo gewogen würde, danne uff der obgenanten fronwogen, daz me were, denne ein vierling, der sol es ouch rügen und vürbringen by dem eyde, und sol dem selben, der es also rüget und vürbringet, von den obgenanten 30 sl. ₰. die der bessert, der do gerüget wurt,

* Hubeisen kommt nach Scherz gleich Hufeisen vor, also ist wohl der § 131 schon genannte Hufschmidt gemeint.

** Fehlt: empfilhet.

5 sl. ₰ werden in sinen seckel und daz überige der stette, und süllent es meister und rat und ouch die drie rihten und rehtvertigen uff den eit, wie es vürkummet, und noch hörsagen; *und sü sollend ouch keinen an ir antwerck empfohen by dem eyde, er habe es denn vor gesworen**.

Fol. 79b.

Louffende botten.

Gehalt derselben.

148. Man sol hinnanvürder vier gesworne, louffende botten haben und nit me, und süllent daz frumme, getruwe, biderbe, redeliche knehte sin; den selben vier botten sol man jegelichem alle jor 8 elen tüches geben zů eim kleide, 5 sl. ₰ fütergelt und ir jegelichem alle fronvasten 5 sl. ₰ und nit me, ussgenommen iren lon, den sü mit louffende verdienent.

Stellung der sog. zuboten.

149. Were es ouch, daz man deheins zůbotten bedurfte, dem oder den sol men lonen der löyffe, so sü von unser stette wegen tünt; und sol darüber noch vürbasser nit anders mit in zu schaffende haben indeheinen weg.

Ihre Unterstellung unter den Oberschreiber und die Uebernahme von Privatschreiben.

150. Die selben vier botten süllent ouch eime ŏbern schriber entpfolhen sin, sü heissen zů louffende, und süllent ouch die selben vier botten, noch dehein zůbotte, niergent von der stat louffen one urloup. wissen und willen eins stettemeisters, der danne zu ziten rihtet, oder eins ammanmeisters und eins öbern schribers, und süllent die vier botten daz

* Hier folgen die zwei im Original durchstrichenen Paragraphen:

Also man Cleselin, dem diener, alle wuche 10 sl. ₰ geben hat, dem sol man nů nit me geben, danne zur wuchen 7 sl. ₰, und sol er ouch nit me vordern by sime eyde und sol gliche und in alle wise der stette verbunden sin, also vor.

So vil diener, aso man bedarff, es sigent glefener oder einspennige, der sol man keime keine herberge geben, und wenne sü ritent von unser stette wegen, und man in nit koste git von der stette, so sol man eim glefener 3 sl. ₰ und eim einspennigen 18 ₰ zů naht gelte geben und nit me.

Ueber den Begriff des Glefener und Einspännigen siehe weiter unten die Anmerkung zu § 178 und § 179.

sweren zů haltende, und süllent dar zů sweren, keinen herren noch stat zü nôysende*, noch in zu heischende in deheinen weg und der stette botschaft getruweliche zu endigende und zu werbende one verzug und geverde und keine ander botschaft mit der stette botschaft zü tragende, one der vorgeschriben urloup; wenne ouch die zubotten botschaft wellent tragen, es sigent manbriefe oder ander briefe, die nit mit der stette ingesigel besigelt sint, die mögen sü wol tragen, aso daz sü keine buhsse tragent by irme eide, weder heimliche noch öffenliche, und welher es verbreche und es dar über tete, zů dem sol man es rihten strengliche und vestecliche uff den eyt.

Tarif und Ordnung der Bezahlung der Boten.

151. *Die louffende botten, die obern und die andern, sollend ouch von unser stette, unssn burgern und den unssn von jeder milen nit me nemen, dann 8 ₰, es sie verre oder nohe; wurde ouch ir eim me dann einerleye botschafft empfolhen an eim louffe, do sol er von dem umblouf oder fürbaz louffe, wie sich daz getrifft, umb ein mile, zwo, drie oder me ouch nit me nemen, dann von jeder milen 8 ₰ und nit me; wurde aber ein botschafft so ernst, daz einer tag und naht würde louffen, riten oder faren, den kosten und die arbeite môgent ein meister, ammanmeister oder ein oberschriber wol erkennen, und waz der einer eim botten do für heisset vürbaz tůn, wel** er wol nemen; kein botte sol ouch keinen warteschilling nemen, ir einer habe dann einen gantzen tag über gewartet; doch sol ir keiner durch mûtwillen des warteschilling halb uzbliben, dann ein jegelicher sol sich mit siner botschafft har heim fürdern, so er erst mag. Was botschafft, sü sie verre oder nehe, ir eim von unssn obern schribern empfolhen wirt, sol er fürderlich tůn one widern, und sol es ouch selbs tün und nit andern lüten geben, es were dann bresten halb sins libes, doch mit wille und urlobe eins obern schribers. Sü sollend sich ouch von heischendes und lehendes wegen halten, glich wie das von den ratesbotten do vor geschriben stot; und*

* Siehe Scherz, Gloss. s. v. noysen = petere instanter.

** Soll wol heissen ‚mag‘.

welher louffende botte der vorgeschriben stücke deheins verbreche, der sol meyneidig und erloz sin, und kein botte niemer me sin noch werden, und sol man daz zu sim libe und gůte rihten und rehtvertigen by dem eyde. Wurt ouch ir einer gerüget, ein botschafft zu werben, treffe er danu den oder die, deme die botschafft zu gehorte, neher, dann er uzgevertiget were, so solte der botte daz überige gelt wider geben und nit me, dann von der milen 8 ₰ nemen, als vor stat; des glich wurt ouch ir einer botschafft uzgerihtet, und wurde die botschafft wendig, so sol er daz gelt gantz widergeben. Es sol ouch kein louffender botte me bühssen haben, dann eine, und waz bühssen sü me und vürbaz haben, sollend sü unssem statschriber geben und antworten. Sü sollend ouch kein wartschilling nemen, so man in koste git.

Fol. 80a Der Aufseher über die Mistausfuhr.

152. Man het Behtolt, der meister ist über die knehte, die den horwe* us fůrent, alle tage 14 ₰ geben zů lone, so er gearbeitet hat; deme sol man hinnanvürder nit me geben, danne zum tage 1 sl. ₰, so er arbeitet, und sol ouch er nit me heischen, und sol ouch er und sine knehte, die mit yme arbeitent an dem selben wercke, alle jor vor den drien sweren zů haltende, zü dunde und zü vollefürende alles, daz von in geschriben stot in dem büchelin, daz die drie hinder in hant.

Sü süllent sich ouch dar zů rihten und orden, das sü den holwig** schöne machent, wenne es notdurftig ist, und sol man die 5 ₰ nit me geben, die man wucheliche gap, darvon schön zu machende.

Der städtische Pflastermeister.

153. *Es sol (N. N.) obirster meister sin über den esterrich und den horp und der sol sweren zů beden wercken, tegeliches getruwelich und ernstlich zů lůgende und warzenemen*

---

* Mist.

** Scherz, Gloss. = locus communis, ubi venduntur vendibilia, wighuss.

und er sol besunder kein eigen karrich noch pfert an beden ampten nit haben, dann er sol frömde kerrich und pferde haben und bestellen und semlich kasten kerrich tůn fůren, die gross unde wit genůg sient, daz unser stette do mitte reht beschee; und der selb öberste meister sol ouch den knehten selbs lonen, so er es vor krangheit sins libes getun mag, und sol bestellen, daz er gůte redelich knehte habe, unser stette zům nützesten und zům besten, nieman ze liebe oder ze leide, und wenne es ime jar in beduncket, nütz und gůt sinde, daz er dann ein zit dester me kerrich anslahe, umb daz man darnach dester me kostens ersparen möge; und den selben öbersten meister sol man von der beder ampte wegen geben alle jar 10 lib. sl., ist alle fronvaste 2½ lib. Meister Claus esterricher under den knehten sol ouch mit keim holtz noch andern sachen me umbgon, als er untz har geton het, dann er sol des esterriches warten, und sol man ime sinen lon geben, wie man ime den untz har gegeben het, und nützit me noch fürbaz, weder gewant noch anders in deheinen weg. Er und Bertholt, meister der horwe kneht, sollen sich ouch von heischendes und lehendes wegen halten, wie daz von den ratesbotten verschriben.

Die underkeuffer ime kouffhuse.

154. Es söllent ouch alle underköyffer, die in dem kouffhuse wonent und kouffent oder verkouffent, sweren an den heiligen, daz sü deheinen underkouff nement, sü wissent denne, daz die selbe kouffmanschaft, der sü underköyffer sint, vor verungelt sye, noch dem aso es gesetzet ist, oder aber by waz köyffen sye aso sint, daz sü die zů stunt, so sye beschent, Claus von Berse oder syme schriber verkündent und sagent und nit davon kumment, es sye danne e verschriben. Do noch mögent sü wol hinweg gon, und sol ouch Claus von Berse daz selbe gelt vürderliche vordern, und wer es yme nit gebe, den sol er zü stunt den drien verschriben geben.

Zoller an den toren und porten.

155. Es söllent ouch alle zoller an allen porten, toren und uff den wassern sweren, daz sü kein vass hinweg lossent

füren, sü habent denne wortzeichen vor dovon entpfangen, daz sü wissent, daz sü verzolt sigent.

Fol. 80b. **Schaffener in dem Spittal und uff unser frowen huss.**

156. Man hat untze har unser lieben frowen zů lobe und zů eren den win, den unser frowen werg jors uff sime eygen wahssen hat, gegunnet, daz sü in unverungelt geschencket hat, und dem grossen spittel zu strassburg ouch also; daz wellent wir in ouch vürbasser günnen, was wine in uff irme eigen wahsset oder zehenden, daz sü den unverungeltet schenken mügent, was wine sü aber an schulden nement, die nit uff irme eigent wassent, die süllent sye verungelten, aso mengelich tůt; würdent ouch wine in pfandes wise hinder sye geleit vür versessen zinse, schulde oder sust, in welichen weg daz were, und blibent in danne asolliche wine vür das selbe, dar vür er danne zu pfande hünder sü geleit were, den söllent sü ouch gliche in aller der mossen verzollen und verungelten, aso andere unser burger. Was wine ouch die schaffener, kellerschriber, brotbecker, köche der meister zü Bibelnheim oder andere personen, die nü zümol uff unser frowen huse oder in dem spittel sint oder harnach dar kumment, oder sus erber lüte, die sich in den obgenanten spittel oder uff unser frowen hus ergeben hant oder gebrůdert hettent, oder gewünnent die selben personen wine, die söllent sü ouch gliche und in alle die wise verzollen und verungelten, aso vor geschriben stat; und söllent das die schaffener, die nü zů mol uff unser frowenhus oder in dem spittel sint, und alle ire nochkummen an den selben schaffemen sweren alle jor vor dem rate, alle obgeschriben dinge zü haltende in aller der wise, aso vor geschriben stat, und nit anders zü tünde, noch schaffen geton werden, weder durch sich, noch durch jeman anders ungeverliche, und süllent ouch die wurte, die unser frowen wercke und dem spittel ire wine schenckent, by dem eide, den sü geton hant von des zapffen wegen, deheine wine unverungeltet schencken, die dem spittel oder unser frowen werck nit uff irme eygen gewahssen sint.

Es sollend ouch die bede schaffener und die, so von iren wegen win schencken, zum tage nit me schencken dann ein

fuder wins und sollent daz voll uss schencken und nit verslahen, noch die narten fürbass rücken für ein ander fass, dann den selben win volle uss schenken und am dirten tage damit vollen, als andere zapffener tügen.*

Eid der Schaffner.

157. *Man sol Hans von Westhofen und Kriesen alle fronfaste geben 3½ lib. 5 sl., und die sollen sweren, des amptes ernstlich und getruwelich zû wartende und nieman nützit zû gebende noch zû schenckende, es sie dann von eim gulden oder eins guldes wert geltz 1 ₰ und nit me; und die selben sollen ouch kein kouffmanschatz triben by dem eyde.*

Zoller uff der Rinbrucke. Fol. 81a.

158. Also man untze har den zweien zollern uff den Rinbrucken alle wüche 1 lib. ₰ geben hat und 6 ₰ den himden und ettewenne zûr wuchen 10 ₰ umb saltz. ettewenne me, ettewenne minre, darnach werglüte uff der brucken gewesen sint, oder aber ein schibe saltzes alle jor uff die brucke geben hat, und alle wüche 4 ₰ eim knaben, der do anschreip, was alle tage verlont waz und weme, do sol man hinnanfürder den zwein zollern nit me geben, danne zûr wüchen 16 sl. ₰, das ist ir jegelichem 8 sl. ₰, und sol daz ander alles gantz und gerwe absin, und söllent die selben zwen zoller sogetane manne sin, die sich uff des Rins louff verstandent, und süllent ouch zit vür zit zu dem Ryne, der brucken, den jochen und den pfelen lügen, und wo sü beduhte, das des Rins fluss schaden wolte dün, daz süllent sü unvertzögenliche den drien, dem lonherren oder dem dumeler verkünden und sagen und iren getruwen rat dar zû geben, wie man yme wider ston sölle.

Sü sollend ouch nieman fürgeben und ungezollet lassen überfaren, riten, noch gon, es sie dann ein herre oder hohe frowe, do es ein meister oder ammanmeister inen sunderlich embietet; ouch mögent sü den lüten borgen uff pfant, die besser sind, dann daz gelt, das sü borgent, und wenne sü also borgent und wie vil, daz sollend sü alle mentage mit der buhssen an

* Nach Scherz, Gloss. = alvei, sinus, hohles tiefes Gefäss.

daz bret den drien geschriben antwurten; doch von der stette erberer botschafft oder ritenden und louffenden botten, so sü der stette louffent oder ritent, von den sollend sü nützit nemen. Sü sollend den personen, die in zollent, nützit wider geben noch schencken, dann von eim gulden oder eins gulden wert geltz 1 ₰, von minre nützit und von me noch margzal. Sü sollend sich ouch von des heischendes oder lehendes wegen halten glich, wie daz von den ratesbotten verschriben stat. Sü sollend ouch ernstlich zu der stette werg an der Rinbrucke lûgen und sehen.

Verbot des Trinkgeldes bei der Wochenabrechnung.

159. Und also man untze har eime, der an dem mentage die buhsse brohte mit dem gelte, das sie vergongen wüche gevallen waz, und danne so vil geltz nam, aso er bedurfte die künftige wüche zû lonende, 1 sl. ₰ gap, der sol ouch hinnanvürder ab sin und nit me geben werden.

Einziehung des Knechtlohnes für die Zoller.

160. Man gap ouch alle wüche eim knehte 8 sl. ₰, der by in lag und ir wartete; dem sol man hinnanvürder nützit geben, wanne bedürffent sie eins knehtz oder jemans, der in win, brot, fleisch oder ander ding versorget und tüt, den mögent sü gewinnen und bestellen one der stette kosten ungeverliche.

Beeidigung der Zoller auf ihr Büchlein.

161. Sü süllent ouch iren harnisch by in haben und alle ander dinge dûn und halten aso daz büchelin seit, das die drie hünder in hant, das sü alle jor sweren süllent.

Fol. 81b.

Saltz.

Aufhebung des städtischen Salz- und Eisenmonopols.

162. Also meister und rat saltz und isen ein wile zü iren handen gehabt hant, do hant wir nach ervarn, ob es unser stette und unssn burgern nütze sy oder schade, und nachdeme und uns vürkumen ist, so ist meister und rat, schöffen und amman übereinkomen einhellecliche, daz sich die stat saltzes und isens ab dun söllent und es mengelichen

süllent lossen kouffen mit den underscheiden, so har nach geschriben stat.

Ordnung der Salzsteuer.

163. Zům ersten, wer schibesaltz harbringet und es hie verkoufft, do süllent der oder die, die schiben kouffent, von yeder schiben saltzes 1 sl. ₰ zů zolle geben; und der, der die selben schiben saltzes harbringet und sü hie verkoufft, der sol 6 ₰ zü zolle geben und sol ouch der verkouffer und der kouffer von yeder schiben einen heilbeling zů underkouffe geben und nit me und einen heilbeling Claus von Berse; und sol Claus von Berse die selben heilbelinge darumb entpfohen, sammen und sunder dûn, wenne hundert schiben saltzes verkoufft werdent, daz men danne von den selben heilbelingen ein untze pfennige an des bischoves zoll gebe, also von alter har kummen ist. und waz denne übriges ist, daz blibet unser stette zů.

Fortsetzung.

164. Welre unser undersossen oder burger saltz aso hünder sich koufft, wanne der das selbe saltz wider umb verkouffen wil, so sol er von sinre hant deheinen zol geben von dem saltze, daz er vor by uns koufft und verzolt hat, und sol der, der daz saltz umb in koufft, von yeder schiben saltzes 1 sl. ₰ zů zolle geben; und aso so wurt daz gewerbe deste besser by uns allhie von saltz und isens wegen.

Gebühr für das Tragen des Salzes. Fol. 82a.

165. Und wer schibesaltz also koufft, der sol von deheinre schiben saltzes me geben zů tragende, denne 2 ₰, wie verre oder nahe daz saltz gehört in dirre stat; werent aber die selben 2 ₰ den knehten in dem kouffhuse nit gefügliche zů verdienende, so mag die persone, der daz saltz zugehört mit andern knehten, mit karrichen oder wagen ir saltz heim ahten, wie ir daz aller gefüglichest ist, und sü die knehte in dem kouffhuse dar an nieman irren, hündern noch sumen, by dem eyde.

Zoll vom flämischen Salz und Bezahlung der Salzmütter.

166. Wer flemsch oder marselsaltz harbringet, daz er hie verkoufft, daz sol der verkouffer und der kouffer verzollen

in aller der mossen, als man es verzolte, ebe unser stat saltz und isen zu iren handen nam; man sol ouch den saltzmüttern* ir müttegelt geben von allen dem saltze, daz sü müttent, also untze har gewönlich gewesen ist; was saltzes die saltzmütter aber nit mit der hant müttent, do sol man in dehein müttegelt von geben.

Zoll von der Salzdurchfuhr.

167. Was saltzes also har broht wurt und nit hie verkoufft wurt, do sol man von der niderlegungen und von dem vürfürende von geben, also men det, e meister und rat saltz und isen zû iren handen noment.

Ysin.

Die Freiheit des Eisenhandels und der Eisenzoll.

168. Es mag ouch menlich isen kouffen und verkouffen, und aso man bitze har von eim pfunde isens 10 sl. ₰ zû zolle geben hat. do sol man hinnanvürder nit me danne 5 sl. ₰ von eim pfunde isens zû zolle geben; so wurt daz gewerbe villihte deste besser. Doch sol der verkouffer den zol geben, den er gap, e meister und rat isen zû iren handen noment.

Die Durchfuhr von Eisen.

169. Von der niderlegungen und vürfürende des isens sol man es ouch halten, aso mens hielt, e meister und rat isen zû iren handen genummen hatten.

Fol. 82b. Schluss.

170. Alle vorgeschriben dinge und ir jegelichs besunder süllent ein jegelich abgonde rat an dem samstage, so er abgon wil, dem nuwen rate vor tün lesen von stücke zu stücke bitze ende us und inen in den eit geben, die selben stücke puncten und artickel alle und ir jegelichs besünder zü haltende und ir deheins abzülossende noch zû andernde one urteil und erkentnisse des merren teils, meister und ratz, schöffel und amman**, *und wer daz verbreche, es were meister,*

* So viel als Salzmesser.

** Hier steht durchstrichen: Und sol ouch der nuwe rat zu stunt, so er angangen ist, in den erste ahte tagen ungeverliche alle amptlüte

ammanmeister oder die rete, der oder die sollend meineidig und erlozz sin.

Weitere Zusätze.*

Söldnerpensionen.

171. *Man sol Fürstenhans sin 10 sl. zur wochen geben, wenn wir verstonden habent, daz ime sin solt sinen leptagen versprochen sie. Des glich Erhart von Sarburg 7 sl. Item, Jeckelin von Mollesheim 7 sl. Item, Herrensch. Lowelin 5 sl. Item, Werlin von Ettenheim 5 sl.*

Versorgung invalider Söldner.

172. *Man sol keim alten soldener, dem nützit versprochen ist, hynnanfürder dehein benant woche gelt, noch sust gelt von unser stette wegen nit me geben, anders dann den alten soldenern, so vorgeschriben stont; doch were einer oder me in der stette sachen sine jungen tage so endelich gewesen, daz er der stette ere geton hette, eim solchen möhte man wol helffen und yme ein ampt lihen, als einen zoller uff der Rynbrucken oder uff dem holwige oder des glich, an andern enden ze machende, und in do mitte versehen und anders nit.*

Der Zinsmeister.

173. *Der zinzmeister hat gesworen liplich an den heilgen, mit dem zinsmeister ampte das beste und wegeste ze tünde, nieman zû liebe noch zû leide, und die hüner und türne zum hohesten und besten zû verlihen; waz ouch in jar zilen stot, daz sol er lassen bliben, wenn aber die jarzil uzkomment, so sol er es all zum hohesten und besten verlihen und nieman ansehen, und sol ouch kein stücke länger verlihen denn ein jar, und man sol in lazzen bliben by dem, als man [illegible] geben het.*

---

vür sich besenden, und die tün vor in die vorgeschriben stücke [illegible] zû haltende, und waz von in dovor geschriben stot, one [illegible]

* Sie sind von derselben Hand geschrieben, wie die [illegible] gedruckten Stellen.

Fol. 83a.

Unterstützung der städtischen Schützen.

174. *Als man ouch bitz har den schützen an den Schiessrein ein zit ime jar alle suntage und sust alle virtage zů jedem tage 2 sl. geben het, do sol man yn hynnanfürder die egenant zyt nit me geben, dann alle sontage 2 sl. und an keim andern virtage nützit, und sollend ouch daz selb gelt verzeren am Reyne ungeverlich.*

Schriftliche Instructionen für alle Beamten.

175. *Es sollend ouch alle der stette amptlüte, die an disem bůche geschriben stont, und alle ir nochkomen vor meister und rat offenlich sweren liplich an den heilgen, ein mal für alle die wile ir jeglicher der stette amptmann ist, stete und veste ze haltende, daz von ime an disem bůch geschriben stat; und sol man ouch ir jeglichem verschriben geben, waz er gesworen het und von ime verschriben stat, umbe daz, ob ir keiner missedete, daz er dann nit zü worte haben möhte, er hette von sinen sachen nit gewisset, und es were ime von synne gangen, dann es sol do mitte versorget sin, daz kein verantworten noch entschuldigen donoch gange.*

Entlassung zweier Büchsenmeister und Bestimmung über andere städtische Diener und Werkleute.

176. *Die herren habent sich ouch erfaren nach Hans Berner und Loricher, die zwen für buhssen meister gehalten sind, daz die der stette nit nütze sind, und daz man sü nit me halten solle; des glich Ludewig Pfilmacher ouch also; dann man sust wol gesellen vindet, die der stette pfil genug machent umb iren slehten lon; wil er der stette machen pfile als vor umb sinen slehten lon, so sol man yn by den turne lazzen bliben, so er jetzt uff sitzet; wil er daz nit tůn, so sol man ime den turn nemen.*

Item, meister Wernher sol man lazzen bliben, als daz mit ime überkomen ist.

Item, die visierer ouch also.

Item, Cuntzelin, der ratesbotte, sol ouch bi den 2 lib. ₰, die güte lüte uz ze triben, jares bliben, wann er die wol verdienet.

Fol 83b.

Besoldung eines Ritters.

177. *Die herren hant ouch gerotslaget, daz sü gůt*

beduhte, als es vorgelegen ist, daz man Lutolt von Kolbotzheim liess bliben by dem solde der 3½ lib. ₰ zür wochen.

Entlassung von zweien unter sechsen Glefen *.

178. *Darnoch von der 6 glefener wegen: Weckes, Appet, Durchzhuss, Fleisch, Howeschilt, Meigenberg, do beduncket die herren, das die stat mit den vieren wol versorget sien sunder Apet unde Meigenberg; meynent sü gemeinlich, daz sü unser stette in keinen weg nit nütze sin zu dienen, es sie vür glofener oder einspennige.*

Entlassung von 10 unter 15 sog. einspennigen Söldnern *

179. *Und umbe die 15 einspennigen und den trumpter beduncket die herren, dise fünfe unser stette nütze und fürgenglich sin, mit namen Kannengiesser, Schürer, Liper, Buschans, Hans von Ort; aber die andern 10 beduncket sü der stette nit nütze sin, mit name Scröseil, Erich Riff, Muspach, Reimer, Otteman, Heilhans, Sesterer, Heintz Büse, Gresels Rülin, Hertscheiss. Für die selben so meinent die herren, daz man gedehte, daz man 7 redelich werlich gesellen, der man genüg vindet, hette, die ir spiess oder ir armbroste fürtent, wenn man sü das hiesse; so wurdent der einspenigen 12 züsammen, do mitte beduhte sü es genüg sin; wenn man sich krieges versehe, so mohte man die diener allewege wol meren.*

Vertagung dieser Entlassung.

180. *Uff daz hant die rete und XXI erkant von diser versehunge wegen anligender sachen hern Wilhelm von Diest, so sol man Meigenberg und die vorgeschriben einspennigen lassen bliben, bitz das dise sache von her Wilhelm von Diest wegen uzgetragen wirt.*

* Ein Glefener ist ein schwerbewaffneter Ritter, resp. Söldner mit vier Pferden, eines für sich, zwei für 2 Knechte, deren einer mit einer Armbrust, der andere mit einem Spiess versehen war, und eins für einen Knaben; ab und zu werden auf einen Glefener freilich auch nur drei oder gar zwei Pferde gerechnet. Die Einspännigen Ritter sind im Gegensatz hierzu solche, die nur ein Pferd halten. Vergl. die Abhandlung Wenckers, *Disquisitio de Glevenburgeris*, in seinen *Collectaneis juris publici.*

Fol. 84a.

Stellung der Pferde.

181. *Sü beduhte ouch gůt sinde, daz die diener alle ir eigen hengste und pferde haben soltent, und die soltent yn die drie stalmeister mustern und nieman anders. Die selben stalmeister soltent ir keime ire eigen hengeste oder pferde zů kouffende geben, umbe daz dester minre unglicheit oder geverde darunder lieff. Wenne ouch ir einer oder me nit hettent, daz sü haben solten, so solte man ime noch margzal abslahen, als ime gehorten büchel verschriben stat; darzů solte man ouch ir keim von der stette wegen sine hengeste oder pferde bezalen, sü werent ime dann redelich in der stette dienst abgangen, als daz und anders in dem gehörten büchel die diener antreffen eigentlich geschriben stat, noch solichen artickeln man sü ouch halten sol.*

Der Kranichmeister.

182. *Die herren beduhte gut sinde, als man jares Stahel, dem kranichmeister, von unser stette wegen gap 5 lib. zů sim lone, das man do Stahels nit me bedarff; dann er mit den sachen nützit kan, und daz Heintze Wageman meister bliben sol; und dem sol man jares ein pfunt pfennige geben und nit me; und sollend sust by irem lone bliben, wie man in daz vormals geben het und hinder den drien verschriben stet. Sü sollend ouch hebegelte nemen, als daz von alter har kommen ist. Wer aber, daz sü jeman lihtertent oder rümtent*, do sollend sie halb hebgelte nemen und do von sol in daz halb bliben und der stette daz ander halb; und darna sollend sü von nieman nützit anders nemen weder schencke, miete noch mietwon, es sie pfennig oder pfenniges wert in deheinen weg, es were dann daz in ein gast sin koste zů essende gebe; und welher kneht daz verbreche, der sol meyneidig und erlozz sin; und daz sollend meister und rat rihten und rehtvertigen by dem eyde.*

Fol. 84b.

Das Schliessen der westlichen Thore.

183. *Von der drier tore wegen Kronenburg, Steinstraz unde der Wisseturn, do von man bitz har alle jar von jedem*

---

* Es ist offenbar das Umladen in andere Schiffe gemeint, im Gegensatz zu dem ans Land Schaffen der Güter.

tore 3 lib ₰ zů besliessende und zů entsliessende, do ist der herren meynung, das man under den gartenern bestellen sol, das sü drie schöffel darzů orden sollend, die die egeschriben drie tor besliessent und entsliessent; und die selben, die es dann je sinde werdent, sollend sweren alle jar vor meister und rat, und man sol in öch nützit darumbe geben, dann es ir ding ist; do mitte wurt unser stette jors 9 lib. gelt ersparet.*

Das Schliessen der andern Thore.

184. *Ouch sollend die züm Enker besliessen Uten törlin**, Sand Katharinen dörlein und daz neheste tor by Sand Katharinen. So söllend die vischer ame obern staden besliessen die einen letze un Sand Johans turn. So sollend die vischer ame nidern staden besliessen die porte by der vischer stube und Sand Niclaus turn und sollend daz alles tün und bestellen mit erbern schöffeln, die jores vor meister und rat sweren sollend, daz beste und wegeste ze tünde; und den allen sol man von unser stette wegen nützit geben; do mitte wurt der stette uff 6 lib. geltz erspart, wenn man alle andern antwercke, tor ze besliessende, von der stette wegen ouch nützit git.*

Bewilligung eines Gehaltes in Rücksicht auf die Verpflegung der Scharwacht.

185. *Von Heinriches wegen, der der scharwehter wartet, darüber hant die herren gerotslaget, nach deme sü daz verstonden habent und er einen kneht ziehen müs, der jme hilffet kochen und der scharwehter warten, wie wol dann ist, das villihte zu wile eins oder zweier bresten ist noch danne, so müs er, sin wip und gesinde vaste warten und wachen; do von sol man in by den 8 lib. sins lones lazzen bliben, by siner herberge und by holtze, als daz geordent ist.*

Verhören städtischer Botschaft, wenn sie zurückkommt.

186. *Die herren hant ouch gerotslaget, das sü der stette gar erlich nützlich und güt beduhte sin, wenne ein ammanmeister erber botschafft zü tagen schicket und die harwider*

* fehlt: gab.

** Siehe Silbermann, Localgeschichte S. 67: unterhalb des Metgerthores, benannt nach Bischof Uto II., der in der Gasse geboren war.

heim von tage komen sind, das do der meister, ammanmeister und die rete die selbe ir erber botschafft noch dem selben harwider heim kommen sü verheren sollend oder zům aller lengesten in den nehesten drien oder vier tagen und nit lenger verziehen, wenne solich verzoge erber botschafft zů verhörende, so sü von tagen komen sind, zu wilen grohsen bresten kumber und kosten kommen ist, und man dicke do durch ander weile botten zů tage schicken muss, daz wol zům ersten mal versehen were worden, do durch der stette gross kumber und kosten uferstet.

II.

DIE ORDNUNG DER HERREN, DER FÜNFZEHN.

1433.

Das Original existirt nicht mehr. Mir lagen drei spätere Manuscripte vor, die dem 17 und 18. Jahrhundert angehören. Ich machte zunächst eine Abschrift nach dem, welches ich für das älteste halte, resp. welches der muthmasslichen Fassung und Orthographie des Originals am nächsten steht. Es ist das Manuscript der Heitz'schen Bibliothek Nr. 1976: es ist von mir als Handschrift a bezeichnet. Ein zweites Manuscript derselben Bibliothek (Nr. 1974) stammt ohne Zweifel erst aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts; es enthält die Einleitung und einige eingeschobene Zusätze, aber nicht den Fünfzehner Brief; es ist von mir als Handschrift b bezeichnet. Endlich enthält der Folioband des Stadtarchivs ‚der Stadt Strassburg Rahts- und Regimentsordnungen' (1660) S. 138 bis 166 die Ordnung der Herren, der Fünfzehn, S. 166—172 spätere Zusätze hierzu, S. 172—206 die erneuerte Ordnung der Fünfzehner, S. 207—211 den Brief der Herren Fünfzehn; diese Handschrift ist von mir als c bezeichnet. Die Zusätze der Handschrift c, wie die erneuerte Ordnung der Fünfzehn sind aber bei dieser Edition ganz unberücksichtigt gelassen.

Was die Orthographie betrifft, so liess sich die des Originals aus diesen Handschriften nicht sicher herstellen. Aber ich habe wenigstens geglaubt, alle die Schreiberverunstaltungen, die sicher im Original nicht waren, die unzähligen Doppelbuchstaben, eingeschobenen h, dt und Aehnliches weglassen zu dürfen, wie das von den Sachverständigen neuerdings allgemein für den Abdruck empfohlen wird.

---

a. Die Fünfzehner Ordnung.

Als die statt Strassburg in grossen würden und ehren von alter herkommen und mit guter ordnung gehalten und herbracht ist. dadurch die statt Strassburg in allen landen gröslich und löblich verrühmet und mannigfaltig gelobet

worden ist, bis jetzo bey unlangen* jaren, dass die statt Strassburg zu schwerem fall und abgang kommen ist, viel unordentlicher handlung halben auch in bruch der ordnung und gesetze, die do nit gehalten worden seind; und sich die regierer der statt darinn gewalts angenommen und vil lütes sich selbs angesehen hant und sie und die ihren mehr dann als die gemeine statt, als sich das bisher an viel mercklichen sachen wohl kundlichen erschienen hat; dadurch nun die gemeine statt, auch reiche und arme, zu schwerem grossem kummer und bresten kommen ist, also dass nun männiglich gröslich beschwehret wird mit grossen zöllen, sonder mit dem heylbeling zolle, mahlgeld und anderem, das alles kümmerlich verfehrt**, der statt zinsse zu richten und die statt in ehren zu halten; wie wol nun in kurtzen jahren etwie dicke in rathschlagender weisse darzu geschickt worden ist, zu bedenken und fürzunehmen, was nütz, ehrlich und gut wäre, dadurch die statt wieder kommen möchte, sonder von constoflern und handwerkern 84 erbar und treffenlicher man und da etwa viel stücke und ordenungen begriffen und gesetzt haben und in ein buch verschriben, dass man die vestiglich halten und vollführen solt, als auch das geschworen war zu halten.

Da aber von denen, die je gewalt gehabt und geregiert haben, und andern darinn auch mannigfaltiglich griffen, überfahren und nit gehalten ist, dadurch und durch ander viel merklich unordnung und unziemlich sachen die statt zu noch grösserem kummer und bresten, sonderlich auch um ihr gut kommen ist und viel sachen fürgangen, also wo das furbas geharret und länger gewähret haben solte, dass die statt Strassburg, reiche und arme darin wohnend, zu gantzer verderblichkeit kommen wären, und versehenlich ist, dass manch fromme mann, beyde reich und arm, kümmerlich möchte zu Strassburg geblieben seyn, das aber der allmächtige gott gnädiglich versehen wollen, also dass zu einer zeit in diesem jahr, so man zählt nach Christi geburt tausend vier hundert und drey und dreyssig jahr, kürtzlich nach den

* langen, c

** verfahrt, c.

weyhnachten, da schöffen und amtmann zusammen kommen und auf der pfalz bei einander waren, von denselben schöffen und amman von aller handlung der statt mannigfaltiglich geredt und fürgenommen und betrachtet ist, dass das fürer nit gestan möchte noch solte. und der schöffen meynung war, dass man noch heut bey tage gut gericht und ordnung machen und der statt buch und dazu alle amt- und ander der statt sache gütlich, ehrbarlich, redlich und ungefährlich setzen solte und dazu ordnen, dass jedermann thäte, das er thun soll, dann versehenlich ist: wär. dass man das vormals also gehalten hätte, und hätten dann die. denen die statt empfohlen gewesen ist, die statt als getreulich angesehen, als billig und nothdürftig gewesen wäre, man wäre zu dem kummer nit kommen; und also zu einem wiederbringen und aufgang der der statt Strassburg freyheit, ehre und gewalt, die je und je löblich herkommen ist. zu bestem* auf den selben tag schöffen und amtmann überein kommen seind und erkannt haben, dass man 28 erbare redliche mann von den handwerkern dazu nehmen und setzen solt, vorabe zu rathschlagen von der wahl und ordnung der ammeister wegen zu setzen, nachdem und den handwerkern das amt zu versorgen zu gehört, um das hinnanfür ler die wahl und chur des ammeisters göttlicher, erbarlicher und ungeföhrlicher zugangen. wann vormals untze auf die zeit geschehen ist; das auch dieselben 28 also gethan und geordnet haben, und als solche ordnung der wahl der ammeister begriffen worden ist, so haben unsere herren meister und räht, schöffen und amman ander werb auf einen andern tag ertheilt, dass die 28 ausser ihnen 8 ehrbare mann kiesen sollen. und zu denselben etwen solt meister und raht 5 von den constoflern ordnen. Das auch geschehen ist. Dieselben XIII sollen von der gemeinen statt wegen zusammen sitzen und alle und jegliche der statt sachen für sich nehmen und darüber rathschlagen und zum besten und nach nutz und nothdurft der statt ordnen und setzen und wieder zu guter ordnung bringen; und haben auch schöffen und amman zu zwei malen erkannt. dass dieselbigen dreizehn mann des

---

* zu letzte, c.

gantze volle macht und gewalt haben sollen. Als so haben nun die XIII für sich genommen vorabe der obgemelten 84 buch und auch andere stück, die sie dann bedäuchte der statt Strassburg, beyde reich und arm, nutz und nothdürftig seyn, und haben sämmtliches nach nothdurft und auf das aller billigst, göttlichst und redlichst fürgenommen, gesetzet und geordnet, an ein theil ende gemindert, ein theil gemehrt und auch, wo das vor redlichen, was lassen bleiben, alsdann solche gemachte und geordnete stücke alle in einem buch verschrieben stehen.

Nun haben aber dieselben XIII angesehen und betrachtet, wie dass vormals mancherlei ordnung und rathschlage gemacht ist und auch gesetzt, verschrieben und geschworen seind, dass, da es bishero mannigfaltiglich gebrochen und nit gehalten und auch nit gestraft worden ist, das auch der grössten bresten einer ist, wann viel sachen ordnen und die nit halten und auch nit strafen, bringt grossen bresten, und ist auch ein verkleinern und minderung der statt Strassburg, und dass aber solches hinnanfürder von niemand understanden oder fürgenommen werde, zu brechen, sondern dass alle und jegliche stuck, puncten und articul, was dann geordnet, gemacht und in das ehe genannte buch verschrieben ist und fürbaz noch nutz und nothdurft gemacht wird, stracks gehalten werden, so haben die XIII gerathschlaget und erkannt und sind auch alle eins, als hiernach geschrieben steht*.

Item zum ersten, so haben die dreyzehen gekosen fünfzehen erbarer, weiser, fürnemer mann, der fünf von den constoflern seind und zehen von den antwercken. Bei solcher zahl soll es auch allwegen pliben und gehalten werden, doch daz under den zehen von den antwercken kein ammeister, er seye neuw oder alt, sein soll**.

Es soll auch derselben XVer keiner der ampt keines haben, die hernach benannt sein mit namen, der rentmeister uff dem pfennigthurm, item der lohnherr, item der hausherr

* Die Einleitung bis hierher fehlt in Handschrift a, ist b entnommen.

** Als Anmerkung hat b: vide ein decisum und Erläuterung in der XVer protocoll de a° 1640. fol. 96 seqq.

im kaufhaus, item der schultheiss, item der zigelmeister, item alle vögte. Und welcher under den fünfzehen, die nun zu mal seind oder hernach wertend, von todes wegen abegoht, daz Gott lang wende, oder zu ammeister erwöhlet würde oder an der vorgenannten ampten eines keme oder so siech oder so alt würde, daz er daz nit mehr gethun mochte, oder nit mehr sesshaft* zu Strassburg sein wolte, so** sollen die übrigen XIIII in den nechsten acht tagen bey ihren burger eyden kiesen einen anderen erbaren, weisen und fürnemen mann, er seye des rahts, der XXI oder nit, der der statt Strassburg, reich und arme, nutz und gut ist; ist er ein

* burger und sesshaft, b.

** Statt der folgenden vier Zeilen hat b: so sol man in den nächsten 8 tagen an desselben statt einen andern kiesen nach besag dieser ordnung; das ist, nemlich so sollen die räht und XXI alle und jegliche besenden, bey 10 sl. besandt werden, solche chur zu thun, und ehe man die chur anfahet, so sol der stättemeister die räht und XXI vorhin fragen bey ihren eyden, ob ihr einer gebeten worden sey, jemand zu kiesen, und wer also besagt wurde, der soll bessern 30 sl., die auch die XV niemand fahren lassen sollen. Wäre aber, dass einer des rahts oder XXI solches verschwiege und nicht sagte, und sich doch dernach über kurz oder lang kundlich befinde, dass er also gebeten wäre, jemand zu einem XVer zu kiesen und das verschwiege, so er in ehe gemelter massen gefragt würde, derselbe soll meineydig und ehrlos seyn und darzu an seinem gut gestraft und gebessert werden, nach erkanntnuss der XVer. Darzu solle auch der stättemeister die räht und XXI alle gemeinlich ihrer eyd mahnen, niemand zu sagen, noch zu verstehen zu geben in keynerley wege, wer einen oder den andern zu einem XVer erkosen hab oder nit, auf dass niemand davon einig unwill entstehen möge. Wäre aber, dass einer der räht und XXI solches sagte oder zu verstehen gäbe und sich des auch kundlich erfünde, der soll auch meineydig und ehrlos seyn und nach seinem gut gestraft und gebessert werden, nach erkanntnuss der XV. Und wenn der stättmeister solches gefragt und gemahnt, so soll er es dann setzen, und ob hernach mehr dann einer auf eine zeit abgieng, so soll man allewegen je einen nach dem andern sonderlich kiesen, und sollen auch die räht und XXI bey ihren eyden allezeit kiesen die redlichsten, frommsten und weisesten, die seyen der räht oder XXI, oder sonsten andere ehrbare statthafte leut, so den geschäften abzuwarten haben, die Strassburg oder aus demselben bistum geboren, welche sie dann bedünkt bey ihren eyden der statt Strassburg aller ehrlichst und nützlichst seyn: constofler an constofler statt; ist aber der abgang von den handwerken, so etc.

constofler. einen von den constoflern, ist er aber von den antwercken, so sollent sie einen von den antwercken kiesen und wöhlen. von welchem antwerck sie wöllen, also daz nit zwen an einem handwerck seiend*, an dess statt, der dan von tod wegen abgangen oder zu einem ammeister gekosen oder an der ehegeschriben ampt eins kommen were oder so siech were worden oder des alters halben nicht mehr gethon möchte oder nit mehr burger oder sesshaft zu Strassburg sein wolte, ohne alles kümmernus**, intrag und geferde; und derselbe, der also an des abgangenen statt gekosen würt, der soll sein 33 jahr alt und nicht junger, einen älteren mögen sie wohl kiesen***.

Sie sollen auch alle jahr 2 meister under ihnen kiesen, einen von den constoflern. einen von den antwercken, der jedlicher ein halb jahr meister sein soll; und wan derselben meister einer die† XIIII zu ihm besendet. so sollent sie gehorsam sein und zu ihm kommen, bey ihren eiden, uff solche zeit und an die ende. allda er ihnen dann allhie in der statt bescheidet zu kommen, ungefehrlich; und ein solcher meister under den XV soll dan auch sprechen und sein stimme gelten in mass, als ob er nicht meister were.

---

* In b fehlt ‚an dess statt — geferde'. Dagegen ist der Satz eingeschoben: ‚Und welch also zu einem XV gekosen wird, der sel darin gehorsam seyn und das thun ohne alle gefährde. So aber einer das nit thun und sich darwieder setzen und ungehorsam seyn wolt, das doch unbillig wäre, die weil doch allmänniglich meister und raht und ihrem geboten gehorsam seyn soll, nachdem und man dann das alle jahr schwört vor dem münster zu thun, der oder die sollen bessern jeglich der statt Strassburg 100 lib. d. und ihr schöffen amt verloren haben, und sollen auch meister und raht soleh geld und besserung bey dem eyd niemand fahen lassen'. Dieser Satz steht auch in c an etwas anderer Stelle.

** sumnisse, c.

*** b hat hier eine Anmerkung: Jedoch haben schöffen und amman den 2. julii 1659 erkannt, das was die herren constofler betrifft, man eben nit alle zeit nach dem geburtsort und jetzt gedachte 33 jahr so eigentlich zu sehen, sondern auch wol ein fremder, der ausser dem bistum geboren und von wenigern jahren ist, in ein und andere fällen zu einem XV erwehlt und gekosen werden könne.

† übrigen, b.

Es* sollen auch dieselben zwen meister, so sie angohnt, schwören, alles daz ihn fürkompt, fürderlich für die XV zu pringen und auszutragen in acht tagen und ohne verzug, als dan diss buch auswiset.

Dieselbe XV sollen alle jahr, in den nächsten 8 tagen ungefährlich, nach dem, als der neuwe raht angangen ist, öffentlich vor meister und raht schweren, zu Gott und den heiligen. allen stucken, puncten und articlen, die hie vor und nachgeschriben stohn, die man ihnen auch alsdann allen** vorlesen soll, den getreuwlich, festiglich, erbarlich und redlich nachzugohn, ohne allen verzug, und darinnen niemands ansehen, weder umb ehr, noch umb gut, durch lieb, durch leyd, durch freindschaft, durch feindschaft***, durch neid, durch hass, durch gewinn, durch verlust, gantz und aller ding ungefährlich, sonder umb der gemeinen statt nutz und noturft willen.

Sie sollen ouch keinerley müet nemen, sie noch niemands von ihren wegen, von der keinem, den dan zu Strassburg allhier müet verboten ist, noch von allen den, die dan vor ihnen zu schaffen haben, noch von niemands von ihren wegen, bei ihren eyden ungefehrlich; und welcher daz breche und sich kündig fünde, der soll besseren der statt Strassburg 100 lib. d. und soll meineidig sein und sein schöffel ampt verloren haben und nimmermehr in den raht kommen und soll 5 jahr von der statt sein ein meil, und soll auch meister und raht daz bey dem eyde niemands fahren lassen.

Und denselben XV soll empfohlen sein und sollen auch des macht und gewalt haben, zu rechtfertigen und zu strafen alle die personen, sie sey n genant wie sie wollen, die wider disse nachgeschribene stuck, puncten, articul und ordnungen teten, oder darwider schuffent gethan zu werden, und seint diss samliche puncten und articul, die den XV nun zumal also empfohlen seind, die zu rechtfertigen und zu strafen.

Des ersten, thäte ein ammeister oder jemands anders wider die chur und wahl, als man einen ammeister oder die

---

* In b fehlt ‚Es sollen — auswiset‘; ebenso c.

** alle, c.

*** sippschaft, b

rahtherren von den antwercken kiesen und wehlen soll, anders dan darvon geschriben steht;

Item, ob ein ammeister darwider thete, als man ihme nützit bauen soll;

Item, als kein ammeister, er sey neuw oder alt, kein lehen, stäbler, pfrunden, noch andere ambach, noch keinerley muet, noch muetwon haben noch nemen soll, nach dem und daz von ihnen verschriben steht;

Item, ob kein rathsherr des grossen und kleinen rahts, die schöffel der niederen gericht, die siebenzüchter und alle vögt, ambachleut dar wider teten, als sie keinerley muet noch muetlohn nemen solln, als daz von ihnen verschriben ist;

Item*, wie man alle ambach besetzen soll;

Item die scharwacht und heimliche hut;

Item der schencke halben, die man thun soll auf eines ammeisters stub, dem neuwen und dem alten ammeister;

Item, dass man allen vogten und ambachsleuten auf des ammeisters stub nit mehr schenken soll;

Item, dass man hienanfürter keines fürsten, noch herren oder stettefahrenden leuten nichtzit geben, noch schenken soll, anders dan die ordnung weiset;

Item, dass der statt boten, die man zu tage schicket, ihre selbs sach nutzit werben, noch in selbs nutzit kaufen sollent auf gewinn oder mehrschatz, ungefährlich;

Item, daz alle pfleger thunt, als von iglicher pflegerey geschriben steht;

Item die drey uff dem pfennigthurn;

Item der rentmeister uff dem pfennigthurn**;

Item der lonherr;

Item der kaufhausherr;

Item die ungelter und die über den heiwling zoll gesetzt sein;

Item die rahtherren des grossen rahts und kleinen rahts, und die siben züchter, wie sie zu raht gehen sollen;

* Von hier — mehrschatz ungefährlich, ist in b beigefügt: non legitur.

** Fehlt in b.

Item, wie die antwercksleüte an ihr zunft empfohen sollen.

Und solche vorgeschribene puncten und articul, die den obgenanten XV nun zumalen empfohlen seind oder hienach empfohlen werden, die sollen sie handhaben nach allem ihrem vermögen, daz daz dabey pleibe und gehalten werde in massen, als dan jeglichs gesetzt und verschriben ist oder würd*; und were es, dass keine personen, wie die genant werent, die dan je die stuck berührent und angohnt, wider solche gesetzte ordnung und articul keinen** thäten, in welchen weg daz were, wo oder von wem ihnen allen, oder von wem ihnen allen oder ihr einem insonders solches fürkompt, daz jemand daz gebrochen, überfahren und nit gehalten hette, da sollent die selbe XV zusammen sitzen, in den nechsten acht tagen, ohne allen verzug ohngeferlich, und sollen solchen bruch und die personen, es seye eine oder mehr, die semlichen bruch gethon haben sollen, für händen nemen und sich ernstlich donach erfahren. Findet sich dan kündlich, erbarlich und redlich in der warheit, daz bruch geschehen ist wider die ordnung, der stuck eines oder mehr, nach inhalt des buchs darüber besagend, so sollen sie den oder die umb solchen bruch besseren und strafen, nach inhalt des buchs; ob anderst besserung bey solchem verbrochenen und überfahrenen stuck geschriben stohnt, da sollent sie besserung erkennen der geschicht nach, nach ihrer besten verständnuss, niemand zu lieb noch zu leyd, bey ihren eiden ungefährlich***; wo ihnen aber an keinem end

* In b ist hier folgender Zusatz in Klammern: ‚Mit verwaltung aber gemeinen stattguts, es sey an was orten das will, soll ohne vorwissen und erkanntnuss meister und rahts und der XXI nichts fürgenommen werden, angesehen ihnen allein die ordnung zu handhaben und nicht die administration befohlen‘. Dazu am Rande: ‚non legitur, diesen pass haben meine gnädigen herren die XV widersprochen, darüber auch eine sondere erklärung, wie in ihrem protocoll de anno 1594 zu befinden‘.

** eine, b.

*** In b folgt hier: jedoch, dass derjenig, von dem bruch geklagt wird, auch darüber verhört, seine verantwortung gleichergestalt aufgezeichnet und alsdann nach befindung der sachen obgeschriebener massen verfahren werde.

fürkeme, daz bruch geschehen were, an stuck, die ihnen nit zugeschriben oder empfohlen seind, und doch in dem buch der ordnungen verschriben stohn, da sollend sie oder der mehrertheil under ihnen für meister und raht gohn und ihnen solchen bruch fürlegen und sie bitten und ermahnen, daz sie ihr ernstlich erfahren darnach haben. und so bruch geschen. daz sie den daz strafent, nach des buchs besage, ob anders besserung darbey geschriben stoht, wo aber die besserung darbey nicht geschriben ist, da sollent sie nach ehegerührter massen besserung erkennen, nach dem als der bruch an im selbst ist.

Were es aber, daz die rähte solchem nicht nachgiengen, in dem nechsten monat ungefährlich, daz solcher bruch gestrafet würd, nachdem als in solches vorkommen oder von den XV ermahnet worden werent, dass doch unbillich geschehe, umb dass dan die bruche nit ungestrafet pliben, und dise ding nit wider in unordnung kommen, sondren diess buch und ordnung gehalten werde, so sollen die XV dem fürderlich nachgon und den bruch strafen, in allermassen, als daz die rähte gestrafet haben solten, nach dem und darvon geschriben stehet; und solcher straf und besserung soll niemands erlassen werden, noch niemands gewalt noch macht haben, des jemands zu erlassen, es sey herren, meister und raht, dieselbe XV, noch niemand anders, wie der genant ist.

Wann auch die XV alle jahr vor dem raht geschworen hant, so sollen sie bey dem selben ihrem eyd danach in den nächsten 8 tagen ohne alles verzihen zusammen sitzen und zwen meister under ihnen kiesen und ihnen dan die buecher und alles, waz ihnen dan entpfohlen ist, von wort zu wort heissen und lassen verlesen. uf daz sie sich desto bass wissen, darnach zu richten und dem allem desto fürer zum besten nachzegon, nach notturft.

Were es aber, das den XV nützit furkeme, so sollent sie doch alle fronfasten ein tag oder zwen beyeinander sitzen, oder als dick sie dazwischen sollichs bedunckt notturftig sein, und die bucher für sich nemen und sich mit

einander underreden, ob sie nit neuwes finden können, daz der statt Strassburg auch nutz und noturftig sey.

Darüber sollen sie dan rahtschlagen und verschreiben, und dan solches für die räht und XXI pringen; erkennen dan die rähte und XXI oder der mehrer theil under ihnen, daz man solches für die schöffel pringen soll, so soll man daz thun, und würd dan von schöffel und amman dem mehrertheil erkant, daz solch stuck auch nutz und gut sey gehalten, so sol man semlichs auch in die bucher geschriben, da es dan auch hien gehört*.

Es sollen auch meister und raht und alle die. so zu den rähten gont und dozu gehören. und andere der statt ambachleut. sie seyen hoch oder nider. wie die genant sein, niemand ausgenommen. verbunden sein zu rügen. bey ihren eyden, die sie der statt gethan haben. wie. wo, oder von wem sie erfindent oder ihnen für keme. daz keinerley stuck der ordnungen gebrochen und nit gehalten were. daz dan die XIII gemacht und geordnet haben oder furbass geordnet wurd, daz sie dan daz sagent und für bringen den XV ihr ein oder mehr. Auch soll und mag männiglich, wie der genant ist, niemand ausgenommen, solchs den XV auch rügen und furbringen. und soll daz niemands an seinen ehren, noch glimpf keinen schaden pringen, in keinen weg: würde auch jemands umb solche fürpring geleidiget oder geschmehet mit worten oder mit werken, anderst dan mit ge icht und mit recht, kompt daz in klage für die XV, wie sie dan daz strafent und besserent, darbey soll es pleiben und gehalten werden, ohne intrag menniglich; und sollen auch die XV solches nit ungestraft lassen. wo in daz geklagt würd, nach dem, als je die geschicht an ihr selbsten ist. ohne geverde.

Und waz den XV gemeinlich oder ihr eim oder mehr

---

* Hier folgt in b: hingegen aber sollen sie, die XV, sich aller fremden sachen, so vermög dieser ordnung für sie nicht gehörig und dadurch die ihnen anbefohlenen geschäfte gehindert und auch die partheyen, fürnemlich aber der zunft sachen verzogen werden, mit fleiss enthalten, sondern einig und allein dasjenig fürnehmen, was zu vollziehung dieser puncten und artikul und sonderlich zu beförderung der zunftsachen die nothdurft erfordert.

insonders für bracht würd, von wem daz ist, daz jemands nach vorgeschribener massen nit fur bracht hette*, daz sol der XVer keiner bey seinem eyd nit verschweigen, sondren in den nächsten acht tagen, nach dem als ihnen daz gesagt ist, für andere ihr gesellen pringen, daz sämlichs nit ungestroft bleibe.

Es sollent auch alle stättmeister und alle ammeister, die räht, die XXI und alle schöffel und amman der statt Strassburg und aller menniglich zu Strassburg den obgenanten XV, die nun seind oder hernach werden, alle zeit berahten und beholfen sein in den obgeschribenen sachen, die ihnen dan nach vorgeschribener masse von der stette wegen empfohlen seind oder hernach empfohlen werdent, sie zu handhaben und zu schirmen und sie bey solchen urtheilen, die sie geben und geben werden, zu behaben wider männiglich ohne allen intrag, und wer es, daz jemand, wer der wer, derselben XV einen, zwen oder drey** geschmehet, leidiget oder schediget, an ehren oder an gut, mit worten oder mit wercken, in welchen weg daz were anderst, dan mit gericht und recht, pringet der oder die daz an die übrige XVer, die die klage und geschicht nit berührend ist, so sollen die selbigen übrige solche klag für hand nemen und die geschicht strafen und besseren, nach dem und dan solch geschicht fürpracht und in der warheit erfunden wurt, auf ihre eyd, ungefährlich. Doch so soll der oder die semliche klag berühren ist, in der sachen, die sie also insonders berührt, darumb nit urtheilen noch sprechen, in keinen weg, und wan der XVer eilf oder mehr beieinander seind, so mögen sie die sachen wohl für handen nemen, urtlen und strafen nach dem und darvon geschriben stehet***; aber umb andere sachen, die beleidigung nicht berührende, wan ihr dan nein oder zehen beieinander seind, so mögen sie ihr geschäfte wohl für handen nemen und austragen, es weren dan solche sachen, da etwaz merklichs angelegen were, so mögen sie dieselbe verhören und aufzeichnen und doch die end-

* massen üt gebrochen hätte, c.

** um sachen willen ihr amt und diese ordnung berührend, b.

*** Von hier — und kein schade bringen: non legitur, b.

urtheil behalten, biss ihr eilf oder mehr beieinander seind, ungefährlich.

Were es aber, daz der XVer einer oder mehr* an ihrem leib geschedigt würden, daz sollent die XV oder der mehrer theil under ihnen meister und raht fürderlich rügen und für bringen, so sollent dan meister und rähte die sach und die geschicht fürderlicher und ohne verzug rechtfertigen und strafen, bey ihren eiden, nach des rechtbuchs besag, ohne alle gefehrde.

Were es auch, daz der XVer einer, vier oder mehr oder sie alle von yemand, wer der were, geschmehet, geleidiget oder geschediget würden, an leib, an ehr oder an gut, mit worten oder mit werken, anderst dan mit gericht und mit recht, so sollen und mögen die XV oder der mehrertheil under ihnen gohn für unser herren meister und raht und die XXI, die auch der ammeister besenden soll, wan die XV oder der mehrertheil under ihnen des begehrent, und ihnen in klag fürbringen, von wem ihnen solch unfug geschehen seye, und findet sich dan in der warheit vor den rähten und XXI, daz an ihnen geunfuget ist, so sollen die räht und die XXI daz richten und strafen strenglich**, und soll diess in dem articul, darinnen begriffen ist, daz die XXI umb unfugen nicht richten sollen, ausgeschlossen sein und kein schade bringen***.

---

* obbeschriebener ursache wegen, b.

** strenglich und ohnverzogenlich uff ihre eyde ungeverlich, c.

*** In b und c folgt hier: Es sollen auch unsere herren meister und raht denselben XV einen brief geben mit der statt grossem anhängendem insiegel versiegelt und sich darinne verschreiben nach der besten form, dieselben XV, die dann nun zu zeiten seind oder hernach werden, nach allem ihrem vermögen zu beschirmen, zu behüten, zu bewahren und zu handhaben bei allem dem, das ihnen dann empfohlen ist oder empfohlen wird von meister und raht, schöffen und amman, und denselben brief sollen dann die XV hinter ihnen haben und halten in ihrem gewalt.

Man sol auch diesen artikul, der dann hiernach geschrieben steht, in den brief, den man alle jahr vor dem münster liest und schwört, setzen und schreiben und soll der also lauten:

Es sollen auch meister und raht, schöffel und amman und allermänniglich zu Strassburg den XV, denen der statt ordnungen und sachen

Were es auch daz meister und raht hienach jemer beduchte, etliche stuck zu enderen, darumb sollent sie die XXI und auch die XV zu ihnen besenden und ihnen dazselbe stuck fürlegen und ihnen dan die sach lauter sagen, warumb man daz stuck abthun oder enderen wolle, und sollent dan die räht und XXI die fünfzehen sich heissen und lassen bedencken einen tag, 2 oder 3, ob sie anders alle in der statt seind.

Were aber, daz der XVer einer nit in der statt were, nach dem sollen sie dan fürderlich schicken, und des ein ziemlich zeit bieten, umb daz sie alle beyeinander seient und desto völliglicher darinnen gerathen können, und werden dan die XV alle eins in ihrem rahtschlagen, daz man dazselbe stück nit abe thun noch enderen soll, so soll es darbey pleiben und nit geendert, noch fürbas bracht werden.

Fügete es sich aber, daz die XV sich in ihrem rathschlagen solcher stuck halben zweieten, so sollen sie daz mehrertheil und daz mindertheil für die räht und XXI bringen und ihnen beide sinn erzehlen. Erkennen dan die räht und die XXI und die XV oder daz mehrertheil under ihnen nach dem, als sie die XV gehört hant, daz man die sach und daz stuck für schöffel und amman pringen soll, so soll man daz thun, und waz dan schöffel und amman darumb erkennen, daz soll dann dabey pleiben und soll auch kein stuck nimmer mehr anderst geendert noch abgethan werden, dan in die weis, als davor stehet.*

---

empfohlen seind oder werden, zu allen zeiten getreulich berathen und beholfen seyn in allem dem, das ihnen empfohlen ist oder wird, und sie dabey handhaben, schützen und schirmen wider allermänniglich nach allem ihrem vermögen.

* Hier folgt in b: jedoch soll solch ändern oder abthun allein von ordnungen und articuln, so sie die XV nit selbs berühren thun, verstanden werden

Als nun eine zeithero die erfahrung zu erkennen gegeben, dass ohne unterscheid auch in sachen die articul und ordnung nit berührend das fürsitzen der XV zu viel gemein und damit zu allerhand unwillen und misverstand nit geringe ursache gegeben worden, so sollen die XV hinnanfürder in keiner andern sachen, dann die ihre ordnungen betreffen, fürzusitzen macht haben, und da sie auch also fürzusitzen

Auch* so sollent der bucher, darinnen diese ordnungen, die dan nun zumal begriffen und gesetzt sind und furbass gesetzt und geordnet werden, viere sein. Der eins soll ligen auf dem pfennigthurn verschlossen; daz ander hinder dem rentmeister, umb daz so die drey des notturftig seind, daz sie es dan haben mögen; daz dritt hinder den XV und daz viert in der cantzley, daz menniglich, wer daz begehrt, das gebrauchen möge; und so dick der stuck eines oder mehr nach vorbegriffener massen geendert würd, als dick soll daz in jedes buch gesetzt und geschrieben werden, umb daz die vier bucher alle zeit gleich geschriben stohnt und auch gleich sagend, eins als daz andre; aller ding ungefährlich.

Und die XV die nach vorbegriffener massen gekosen seind, die solchen sachen also nach gohn sollen, die will man uff diesse zeit vor schöffel und ammann lesen und nennen, wer sie seind, und dieselbe, die also nun zumal darzu gewählt seind oder hernach dazu gekosen und gewählt werden, die sollen dorinnen gehorsam sein und daz thun, ohne alle widerrede, besunder welche jetz und gegenwertig seind, die

begehren, den regierenden ammeister zu einer desto bessern nachrichtung anzusprechen und derselb sie ungehindert für kommen zu lassen schuldig seyn.

Die weil auch die XV bey ihren bisher gehabten churen und wahlen, nachdem sie die ordnung vor raht und XXI geschwohren und wieder in die XV stub geführet, ihrem jeden mit einem besundern neben eyd benamdlich zu verschweigen, was er an diesem ort vernehmen werde, und dann den geboten gehorsam und gewärtig zu seyn beladen worden, so sollen solche beede punkten hiemit in der XVer ordnung und in dem darüber bei räht und XXI erstatteten eyd auch begriffen, solche nebensbeeidigung aber allerdings abgeschafft und ihnen nit destoweniger dabei dieses und andere puncten ihrer geschworen ordnung einander in ihren stuben zu erinnern unbenommen seyn.

Gleicher gestalt soll es hinfüro auch mit beeydigung ihrer der XV schreiber gehalten werden, da gleichwol sie, wie bisher geschehen, personen ihres gefallens, zu sich ziehen und mit denselben sich der bestallung zu vergleichen macht haben, aber solche bestallungen für räht und XXI gebracht und daselbsten die, so also zu schreibern bestellt und angenommen, zugleich dem stattschreiber und andern veramten von räht und XXI geschworen werden soll.

* Das Folgende fehlt in b und c.

sollen* schweren in gegenwertigkeit schöffel und ammann. Die aber zu disser zeit nit hie zugegen seind, die sollen meister und raht bey ihren eyden, welche man dan je haben mag, ohn allen verzug für sich besenden, und sie auch thun schwören, untz sie also alle geschworen hant, und mit keime beiten noch verzihen, untz der ander keme; welcher aber daz nit thun und sich darwider setzen und ungehorsam sein wolt, daz doch unbillich were, dieweil doch allermänniglich meister und raht und allen ihren geboten gehorsam sein soll, nach dem und man dan daz alle johr vor dem münster schwört zu thun, der oder die sollen besseren, jeglicher der statt Strassburg 100 lib. d. und ihr schöffelampt verloren haben, und sollen auch meister und raht solch gelt und besserung bey den eiden niemand fahren lassen.

Item, der brief, der den XV geben ist, soll allweg ligen hinder eim jeglichen, der von den antwercken zu meister under ihnen erkosen würd, in einer bechlossenen küsten, darzu sollen 3 schlüssel sein. Da soll der ander meister under den constofleren einen schlüssel haben, die anderen zwen schlüssel sollen die XV mit ihrem urtheil erkennen. wem man die under den antwercken under ihn auch entpfehlen soll, doch daz ein jeglich meister, der die lade hat, keinen schlüssel haben soll, und soll auch der meister von den antwerckern, der die lade hat, den XV allesampt und besonder mit dem briefe gehorsam sein. Doch soll man darüber noch über die lade nit gohn, es seye dan vor mit dem mehrerentheil under den XV erkannt.

Wann auch under den XV jemand geordnet wurt zu rahtschlagen, die soll der meister hinder sich geschriben nemen und dem zu austrag nachgohn, als herinnen geschriben stoht uf sein eyd, umb des willen, daz die sachen desto austräglicher werden.

Wann auch die XIII und die XV zusammen besandt werden, oder wan die XV die XIII zu ihnen besenden, wan dan die XIII gerathen, so soll sich der meister mit den XV nemen zu bedenken, umb daz der XVer raht beschlossen pleibe, als dan herkommen ist.

* Hier ist eine kleine Lücke im Text.

b. Der Fünfzehner Brief.

Wir Hans Balthasar von Endingen, der meister und der raht, schöffel und amman zu Strassburg, thun kund allen denen, die dissen brief ansehen oder hören lesen: als wir von wegen der gemeinde zu Strassburg drizehen erbar manne, mit namen fünfe von den constofelern und echtwe von den antwercken geordnet und gesetzet haben, nemlich Reinbold Spender, Thoman von Kageneck, Cuno zum Trübel, Claus Lentzel, Wolfhelm Bock, Conrad Armbruster in Brandgassen, Peter Riff, Letzius von Berse, Heinrich Steffen, Hans Renner der älter, Hans Gerbott, Hans Würsel und Claus Linser, über unser stette sachen und ordnunge zu setzende, wie die in rehten und guten bestand und wesen kommen und pracht werden möchte, daran sie einen aufgang gewinnen möcht an ehren, lütten und guote; daz auch die XIII also gethan und gute zeit untzhar obe solchem unser statt presten gesessen seind, und also ein ordnunge troffen und gar viel stuck zu einer ehrbaren, redlichen, und wesentlichen state und austrage bracht haben, als dann solch stuck und puncten alle in ein buch derselben ordnunge eigentlich verschriben stohnt, und auch uns vorgelesen sind; umb daz nun solche stück, puncten und articul, so sie also untzhar geordnet und zu austrage pracht haben, und auch alles das, daz sie hienanfürter ordent und in ein wesen setzende werdend, völliglich und ohne intrag gehalten und dawider nit gethon, sondern von allen den, sie seiend hohe oder nieder, die daz berührende ist, gäntzlich vollenzogen und gehalten werde, und unser statt nit widerumb zu noch grösserem falle komme, so haben dieselbe XIII fünftzehen redlicher, weiser, vester, erbar manne gekosen, mit namen fünf von den constofleren, daz seind herren Joannes Zorn, genant von Eckenreich, Ritter Joannes Sturm von Sturmeck, Joannes Ellehart, der älter, Walter Spiegel und Claus Friderich Buchssner, und dan zehen von den antwercken, mit namen Hans Ammelung, Peter Voltz der älter, Hans von Berse, Peter Missebach, Conrad Armbruster vor dem pfennigthurn, Leonhart Trachenfels, Claus Wurmser, Dieboldt Blilberger*, meister Steffan Sporer und Hans Spete.

* Blyweyer, c.

Dieselbe XV sollent macht und gewalt haben. solche puncten, stuck und articul, die innen dan zu geschriben seind oder werden, zu handhaben. und ob die von jemand überfahren würdent, wie oder von wem daz beschehe, niemanden ausgenommen, zu strafen und solches niemand zu übersehen, nach dem und daz in dem buch der ordnung eigentlich verschriben stehet und ausgetragen ist, und sie auch zu Gott und den heiligen geschworen haben, zu thun. Darumb so redent und versprechent wir. meister und raht. schöffele und ammann obgenannt, für uns und unsre nachkommen. die vorige XV, die nun zu zeiten geschworen hant, oder die hernach an ihr jeglichs statt gekosen und schwören werdent, nach allem unsrem vermögenden bey ihren urtlen zu handhaben und sie auch zu behüten und zu beschirmen und zu bewahren gegen aller männiglich bey und zu allem dem, daz ihnen dan empfohlen ist oder würt, und besunder, obe bruch in den stucken wurde oder geschehe, die inen dan entpfohlen seind, zu handhaben, daz zu strafen nach inhalt des buches der ordnung, daz sie hinder ihnen haben, und ob ihnen jemand, wer der were. darinne deheinen widersatz geben wollte oder sie beschädigen oder beleidigen an ehren, leib oder gute, so bald uns, meister und rahte, oder unseren nachkommen dan daz von ihnen oder vom mehrertheil under ihnen fürbracht würd, so sollent wir bey unsren eyden getreuwlich darvor sein, und daz unverzogenlich, strenglich richten und strafen, nach dem und daz auch in dem buch der ordnunge eigentlich verschriben ist, alle gefährde und arge list hierinnen gäntzlich ausgescheiden. Das zu wahrem urkund, und umb daz dis also vestiglich gehalten werde, so haben wir unser statt insigel daz gross lassen hencken an dissen brief, der geben ist auf den nechsten donnerstag nach sanct catharinen, der heiligen jungfrauwentag, in dem jahr da man zahlt. nach christi geburth vierzehn hundert, dreisig und drey jahr.

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE

DER

GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN

VON

BERNHARD TEN BRINK, WILHELM SCHERER,
ELIAS STEINMEYER.

XII.
GESCHICHTE DER DEUTSCHEN DICHTUNG IM ELFTEN UND ZWÖLFTEN JAHRHUNDERT.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN DICHTUNG

IM

ELFTEN UND ZWÖLFTEN JAHRHUNDERT.

VON

WILHELM SCHERER.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1875.

HERRN PROFESSOR

LUDWIG SPACH

ZUGEEIGNET.

VORREDE.

Die vorliegenden Skizzen, welche grösstentheils zu Ostern 1874 niedergeschrieben wurden, bemühen sich ein annähernd vollständiges Bild der mittelhochdeutschen Poesie in der Zeit ihres Emporstrebens zu entwerfen. Sie können etwa als eine litterarhistorische Ergänzung zu Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit angesehen werden. Zugleich wollen sie versuchen, wie weit über die bisherige Behandlung derselben Epoche vielleicht hinauszukommen wäre.

Gervinus hat seinen unvergänglichen Verdiensten um die historische Auffassung unserer Litteratur durch die fünfte Ausgabe der Dichtungsgeschichte ein letztes grosses hinzugefügt. An ihr möchte die gegenwärtige Arbeit vor allen gemessen werden. Es galt, möglichste Vollständigkeit zu erzielen und alle erhaltenen Gedichte jener Zeit, wie unbedeutend sie auch sein mochten, an ihrem Orte zu erwähnen. Es galt, einige Denkmäler ans Licht zu ziehen und in den rechten Zusammenhang zu rücken, welche bisher noch kaum gewürdigt waren: ich verweise zum Beispiel auf das Bruchstück, welches ich ‚Trost in Verzweiflung‘ genannt habe (S. 102). Es galt den litterarischen Charakter und die Betheiligung der einzelnen Landschaften schärfer zu bestimmen und dadurch die Kräfte sicherer zu schätzen, welche die Bewegung beherrschten.

Die Predigt des elften Jahrhunderts ist der Ausgangspunct der geistlichen Poesie, welche in Franken und in Kärnten, an dem bischöflichen Hofe von Bamberg und in

dem Gebiete des Bisthums Gurk, ungefähr gleichzeitig und selbständig neu anhebt. Ezzos Gesang einerseits, die Kärntner Genesis andererseits wecken Nacheiferung, bilden Schule. Ezzo wirkt zunächst in Mitteldeutschland und am Rhein; die Genesis zunächst in dem benachbarten Alpenlande. Die Donau vermittelt beide Strömungen.

Der Heldengesang der Spielleute macht den geistlichen Poeten Concurrenz. Die Gegensätze bleiben in Oesterreich schroff bestehen; ausserhalb Oesterreichs gelangen sie zu einer Art Ausgleichung. Die streitenden Parteien bewerben sich um die Gunst des ritterlichen Publicums: der Streit endigt damit, dass für einige Zeit die Aristokraten selbst die Pflege der Poesie in die Hand nehmen.

Vom Rheine her wirken französische Einflüsse auf Geistliche, Spielleute und Ritter. Sie dringen langsam die Donau hinunter: zuerst französische Theologie; dann französische Epik; zuletzt französische Lyrik. Aber die importirte Epik vermag wenigstens in Oesterreich nie ganz die Macht des einheimischen Volksgesanges zu brechen, erst im dreizehnten Jahrhundert macht sie sich geltend und fast nur in den österreichischen Alpenländern. Dagegen erscheint Baiern als das Centralland unserer Litteratur im zwölften Jahrhundert, wo alle Gegensätze zusammentreffen und jede Richtung schliesslich zu ihrem Rechte gelangt. Bedeutsam tritt der Einfluss der Welfischen Herrschaft in Baiern hervor. Vielleicht wurde auch durch sie das Interesse an ritterlichen Dingen und an ritterlicher Poesie in Norddeutschland vorübergehend geweckt, falls ich mit Recht den Ritter Eilhard von Oberge an den Hof Heinrichs des Löwen versetze (S. 137). Ueber diesen Dichter, welcher eigentlich statt des Grafen Rudolf den Schluss meiner Erzählung hätte bilden müssen, wird erst eines der nächsten Hefte der Quellen und Forschungen genauere Mittheilungen bringen.

Bekannte Dinge zu wiederholen, habe ich so viel als möglich vermieden. Hoffentlich sind dadurch gerade die allgemeinen Gedanken und Richtungen der Zeit mehr in den Vordergrund getreten, und ihre eigene Productivität, welche weniger auf dem epischen, als auf dem lyrisch-didaktischen

Gebiete liegt. Daher bleibt auch die aus der Völkerwanderung stammende deutsche Heldensage und ihre Entwickelung im elften und zwölften Jahrhundert von der Betrachtung so gut wie ausgeschlossen.

Die litterarische Bewegung, die ich schildere, bedeutet zugleich einen Umschwung der moralischen Anschauungen. Zuerst steht die kirchliche Sitten- und Sündenlehre den widerstrebenden Instincten des Ritterstandes feindlich aber imponirend gegenüber. Mehr als éin Mitglied des Adels unterwirft sich, bereut und büsst. Aber jene Instincte verwandeln sich in Principien, die Principien klären sich im Laufe des Jahrhunderts, sie werden bewusst und fest: das specifische, standesmässige Lebensgefühl des Ritterthums arbeitet sich zu einem eigenen Systeme moralischer Anschauungen durch. Die Mächte der Ehre und der öffentlichen Meinung treten an die Stelle der kirchlichen Moral und sie werden von den gesellschaftlich emancipirten, aus der Sklaverei des Hauses erlösten Frauen entscheidend mit bestimmt.

Ich denke, daran wird auch eine wahre menschliche Vervollkommnung geknüpft gewesen sein: denn nur unter dem Einflusse jener sittlichen Mächte gedeiht ‚die erste und letzte Tugend — wie Goethe sagt — worin alle übrigen enthalten sind‘: die Aufopferung. —

Dass der kleine historische Versuch, den ich hiermit vorlege, verfrüht sei, fürchte ich nicht. Verfrüht wäre jede Gesammtdarstellung, bevor nicht das Detail erschöpfend durchforscht ist. Und doch kann die Erforschung des Einzelnen nicht gelingen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Gesammtdarstellungen gewagt werden. Auf vielfältige Berichtigungen muss man allerdings dabei gefasst sein. Schon weil es unmöglich ist, in einer Erzählung immer die Grade der Wahrscheinlichkeit genau anzugeben, welche man jedem einzelnen Puncte derselben beimisst. Manche Vermuthungen treten hier als bestimmte Behauptungen auf; die Zweifel die mir bleiben sind oft nur in Anmerkungen, oft auch gar nicht angedeutet. Durchweg ist auf die ‚Geistlichen Poeten der deutschen Kaiserzeit‘ (Quellen und Forschungen I und VII) verwiesen. Und auch die Resultate meiner ‚Deutschen Studien‘ I. II über

Spervogel und die Anfänge des Minnesanges habe ich mir erlaubt, an den betreffenden Stellen einzureihen.

Die gelegentlichen Uebersetzungen und Auszüge aus altdeutschen Gedichten konnte ich mir nicht zu Danke machen. Man will nicht zu frei übersetzen, um nichts modernes hineinzutragen, und übersetzt man wörtlich, so wird es undeutsch. Zuletzt ist es weder ganz richtiges Neudeutsch noch ein getreues Abbild des Alten.

Die Betrachtungen des Einganges und Schlusses stehen hier vorläufig nur um den Blick auf das Ganze zu eröffnen, wovon meine eigentliche Darstellung ein blosses Fragment umfasst. Den Ausdruck Mittelalterliche Renaissance für die Zeit von etwa 750 bis etwa 1050 mag man sich einstweilen gefallen lassen: Andere haben dafür wohl Proto-Renaissance ebraucht. Was gemeint sei, entwickelt das erste Kapitel.

W. SCH.

INHALT.

ERSTES KAPITEL.

KAROLINGER UND OTTONEN.

Gervinus[1] hat eine Parallele zwischen dem zehnten und dem sechzehnten Jahrhundert angedeutet, welche genauerer Ausführung werth und fähig wäre.

Es ist nicht blos die innerliche Durchdringung der volksthümlich deutschen und weltbürgerlich antiken Culturelemente, welche diese Zeiten einander ähnlich macht. Die Vergleichung lässt sich sehr ins Einzelne durchführen. Aber sie ist, wenn ich nicht irre, nur ein Glied in einer Kette von Beobachtungen. welche unsere ganze Geschichte umspannen müssten.

Ich habe schon an einem anderen Orte[2] auf den Unterschied zwischen männischen und frauenhaften Epochen aufmerksam gemacht, welche in stetigem Wechsel einander ablösen. Das Haus, die Geselligkeit, die Poesie und noch manches andere erhalten dadurch ihren besonderen Charakter.

Vergegenwärtigen wir uns die oft gezogene Parallele zwischen dem Weimar Karl Augusts und den liederreichen Wartburgfesten des Landgrafen Hermann von Thüringen. Um 1300 wie um 1800 führen die Frauen das Scepter der Geselligkeit. Alle Hervorbringungen der schönen Litteratur sind auf sie berechnet. Ihr zartes Ohr soll nicht beleidigt werden: ‚höfisch' und ‚gebildet' strebt sich jeder ihnen dar-

---

[1] Geschichte der deutschen Dichtung 1^5, 146.

[2] Preussische Jahrbücher 31, 493.

zustellen. Die Herrschaft, die sie über die Herzen üben, wird eine Quelle des Glücks und Unglücks für die Dichter, und der edelste Gehalt der Zeit strömt oft in Liebeslieder über.

Dagegen das zehnte und sechzehnte Jahrhundert! Die Frauen sind ehrsame prosaische Hausmütter oder sie haben etwas keckes und schnippisches, was man ‚unweiblich' zu nennen pflegt. Was erlaubt sich das Mädchen in dem Roman Rudlieb für derbe Spässe. Was für Dinge und Verhältnisse bringt die Nonne Rosvitha auf die Bühne. Und welches unflätige Zeug steht in den Schwankbüchern des sechzehnten Jahrhunderts, deren Verfasser regelmässig versichern, sie hätten alles ausgemerzt, worüber ehrsame Frauen und Jungfräulein erröthen könnten. Darum ist der Grobianus ein Typus dieser Zeit.

Das Verhältniss zwischen Mann und Frau im Hause und in der Geselligkeit ist aber mehr, als man gewöhnlich weiss, entscheidend für Sittlichkeit und Geschmack.

Grobianische Zeiten sind brutal. Ihre Poesie strebt nach drastischen und augenblicklichen Wirkungen, die durchschnittliche Production erhält etwas atomistisches, und die beliebte Komik schärft den Blick für das kleine Detail. Das Recht des Stärkeren waltet nicht blos im Hause, sondern auch im öffentlichen Leben. Jeder greift so weit um sich als er kann, und fragt wenig, wie weit er darf. Fremde Individualität wird nirgends geachtet.

Der Ruhm frauenhafter Zeiten dagegen ist ihre Gerechtigkeit, ihre Duldsamkeit, ihre Anerkennung des Gegners. Die mittelalterliche Blütezeit deutscher Poesie hat ihre Fabel von den drei Ringen, die Epoche, die wir vorzugsweise mit dem Namen der Humanität schmücken, hat ihren Nathan den Weisen. Und Edelmuth, Grossmuth, Schutz des Schwachen, Fähigkeit des Verständnisses und Bereitwilligkeit des Verzeihens, das sind die Ideale der Poesie hier wie dort[1].

Wie lang aber dauern die Perioden, die ich einander

[1] Ueber die socialen Voraussetzungen der deutschen Litteratur um 1200 und um 1500 vergl. Geschichte des Elsasses [2] 139. 140. Dass die Epochen sich um 1350 scheiden, ergibt S. 69. 77.

entgegengestellt? Ich habe nur auf einzelne hervorragende Puncte hingewiesen. Welche Stellung kommt diesen Puncten innerhalb der ganzen Entwickelung zu?

Die Entwickelung, deren Höhepunct wir um 1800 setzen, und in der wir noch mitten inne stehen, beginnt nach dem dreissigjährigen Kriege mit Spener, Leibnitz und Pufendorf. Die mittelhochdeutsche Litteratur beginnt in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, und dass in der Mitte des vierzehnten die Bewegung abläuft, hat Koberstein sehr wohl gefühlt: er irrt nur, wenn er die deutsche Mystik in die folgende Epoche hinüber nimmt: die mystische Vereinigung mit dem Seelenbräutigam ist die religiöse Transfiguration des Minnedienstes. Die mittelhochdeutsche Litteratur dauert mithin von 1050 bis 1350, d. h. dreihundert Jahre. Zwischen dem Ende dieser Epoche und dem Anfange der unserigen liegen wieder drei Jahrhunderte. Diese empfangen ihren einheitlichen Charakter durch die Reformation, was ihr voraufgeht und was aus ihr folgt. Die Periode 1350—1650 umfasst Wyclef, Hus, die grossen Concilien, Luther und die Religionskriege.

Vom Anfang der mittelhochdeutschen Epoche müssen wir nun abermals dreihundert Jahre zurückrechnen, um eine in sich geschlossene Entwickelung zu erhalten. Gegensätze zwischen der karolingischen und ottonischen Periode sind vorhanden, wer wollte sie leugnen. Aber im Grossen angesehen schliessen sie sich näher zusammen und vieles ist ihnen gemeinsam. Otto der Dritte und Karl der Grosse sind klärlich Menschen des selben Typus, der selben Epoche.

Diese gesammten dreihundert Jahre aber von der Mitte des achten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts muss man mit der Reformepoche von 1350—1650 vergleichen.

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts steht der Particularismus in Blüte, und die antiken Elemente scheinen ganz verschwunden aus der deutschen Bildung. Aber sie treten bald genug wieder hervor. Damals beginnt Odo von Cluny seine geistlichen Reformen, mit denen er doch nur fortsetzt, was Karl der Grosse und Ludwig der Fromme ihrerseits erstrebt.

Die Karolinger wollen wie Luther und die Uebersetzer

und Drucker vor ihm die Bibel popularisiren: das Evangelium Matthäi wird in Prosa übersetzt; eine poetische Bearbeitung des alten und neuen Testamentes behauptet die Vorrede zum Heljand; die Fuldaer Evangelienharmonie (Tatian) und Otfrieds Evangelienbuch liegen auf derselben Linie. Aber Otfried will auch den Volksgesang verdrängen, wie man im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert geistliche Umdichtungen weltlicher Lieder vornahm. Das deutsche Epos mit seinen grossen ernsten unerreichlichen Heldenidealen tritt zurück, seine Pflege scheint auf die Kreise der Bauern beschränkt. Die Possenreisser, die Spielleute, sind die Volksdichter. Ihre kurzen Lieder bleiben dem Tagesleben zugewandt, die Ereignisse der Gegenwart werden verherrlicht. Der Journalismus dominirt im Liede wie zu Luthers Zeit in der Flugschrift. Solche Lieder streben nach humoristischer Pointe, sie sind anekdotenartig, und die Anekdote sammelt sich schon um Karl den Grossen. Den beliebtesten Helden des Volkes haftet jetzt etwas komisches an. List und Schlauheit, gepaart mit Grausamkeit, werden vorzugsweise verherrlicht. Die ganze Sachsengeschichte des Widukind ist voll von dieser Auffassung.

Religionskriege wüthen gegen Araber, Sachsen und Slaven. Nur die äussere Glaubensrichtigkeit wird bei Bekehrungen gefordert, und die ordentliche Hersagung von Vaterunser und Glauben gilt unter Karl dem Grossen für das höchste Ziel der inneren Kirchenpolitik. Auf den Araberkriegen beruht das französische Volksepos. Daran kann man die Consequenzen einer exclusiv männischen Bildung am besten studiren. Roh ungezogene Selbsthilfe wird ohne Bedenken und ohne Maass geübt, selten bleibt geselliger Verkehr ungestört durch Thätlichkeiten, kein Wortwechsel wird lebhaft ohne zu Raufereien, ja zu Mord und Todtschlag zu führen. Verstümmelungen des menschlichen Leibes durch Abhacken und Zerfetzen der Gliedmaassen sind an der Tagesordnung. Das Recht der Gesandten wird nicht heilig gehalten: wer eine Gesandtschaft übernimmt, wagt Leib und Leben[1]. Die loth-

[1] Immanuel Bekker Homerische Blätter 2, 70 ff. 112 ff. 133 ff.

ringische Poesie bildet auf derselben sittlichen Grundlage die Sage von Reinhard Fuchs aus. Er ist der Lieblingstypus der Zeit.

Das starke nationale Selbstgefühl ist voll Eifersucht gegen Römer und Griechen und möchte an Ruhm der Wissenschaft und Kunst es ihnen gleichthun: gerade wie die deutschen Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts neidvoll wetteifern mit den vorgeschritteneren Italienern. In Otfrieds Vorrede liegt das Motiv klärlich vor. Der unter dem Namen Monachus Sangallensis bekannte Anekdotenerzähler dreht in seiner Einfalt den Spiess um: Griechen und Römer sollen nach ihm stets von Missgunst über den Ruhm der Franken geplagt werden, und die Lehre des Alcuinus trug so reiche Frucht, ‚dass die heutigen Franken den alten Römern und Athenern gleich kommen'. Ganz wie bei Nicodemus Frischlin Cicero in die Worte ausbricht: ‚Athen scheint mir nach Deutschland ausgewandert'.

Hieran schliessen sich alle jene Bestrebungen, die man als mittelalterliche Renaissance bezeichnen und mit der modernen, der eigentlich so genannten Renaissance vergleichen kann. Die Iren sind das erste unter den nordischen Völkern, nach ihnen die Angelsachsen, welche den schmal und seicht gewordenen Strom antiker Cultur ins Mittelalter hinüberleiten. Beide Völker werden zur geistigen Mitarbeit im fränkischen Reiche herangezogen, und Italien und Byzanz können ihre Schätze nicht versagen. Christliche und heidnische Litteratur und Bildung gehen unbefangen Hand in Hand. und diese Unbefangenheit verliert sich erst gegen die Mitte des elften Jahrhunderts. Notker Teutonicus bearbeitet neben biblischen, theologischen und philosophischen Schriften auch die Andria des Terenz. Die litterarische Production erleidet eine Unterbrechung vom Ende des neunten Jahrhunderts bis zu den italienischen Feldzügen Ottos des Grossen: aber die von Karl dem Grossen gegründete Laienbildung bestand ohne Unterbrechung fort, der deutsche Adel sprach lateinisch und verstand die lateinisch aufgezeichneten Volksrechte. Auch dies verlor sich nach dem Anfange des elften Jahrhunderts, die

Versuche Heinrichs III. oder seiner gelehrten Umgebung, dem Verfalle zu steuern, waren vergeblich.

Die lateinische Poesie jener Zeit ist ausserordentlich mannigfaltig und die Regierung der Ottonen bildet den anerkannten Gipfelpunct der mittelalterlichen Renaissance. Alle einzelnen Elemente finden wir theils in der Volks-, theils in der gelehrten Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts wieder. Die Aufregungen sturmbewegter Decennien legen sich und gegen das Jahr 1000 wie gegen das Jahr 1600 hin und darüber hinaus glauben wir fortschreitende Entwickelung zu beobachten.

Der Roman ist im sechzehnten Jahrhundert durch die sogenannten Volksbücher vertreten, denen sich bald erfundene Geschichten des Jörg Wickram anschliessen. Im zehnten Jahrhundert führt der neapolitanische Erzpriester Leo den Alexanderroman in die lateinische Litteratur ein. aus deutschen Liedern macht ein St. Galler Mönch das kleine Epos des Waltharius, dagegen ist der Rudlieb grossentheils freie Erfindung. Das zehnte wie das sechzehnte Jahrhundert aber zeigen nicht so sehr eigene Productivität, als vielmehr fortgeführte Ueberlieferung.

Dagegen sind diese Zeiten sehr fruchtbar in Novelle, Schwank und Märchen, Thierfabel und politischer Satire. Ich brauche an Schimpf und Ernst, Rollwagenbüchlein, Wendunmuth, an die Fabelsammlungen von Burkard Waldis und Erasmus Alberus, an die politische Wendung der Thierdichtung bei Rollenhagen nur zu erinnern. Im zehnten Jahrhundert erzählt Ratherius von Verona ein Märchen, dessen Motiv sich in unseren Kindermärchen wiederfindet [1]. Die Freundschaftssage von Lantfrid und Cobbo behandelt einen Stoff, der bei Boccaccio als die Geschichte von Tito und Gisippo zu grosser Berühmtheit gelangte. Auch die Heiligenlegende fällt nach ihrem ästhetischen Interesse mit der Novelle zusammen. Die schlauen Schwaben werden die Helden des Schwankes vom Schneekind und anderer Scherze. Ein Dichter, der sich Wicharts Sohn nennt, schreibt eine ‚Satire‘ von der Lieb-

[1] Haupt Zeitschrift 8, 21. Wilhelm Grimm KHM. 3, 411.

schaft und Hochzeit (*de amicitia et conubio*) einer Sächsin und eines Franken [1]. Auch vor komischer Behandlung des Heiligen schrickt man nicht zurück, wie Rosviths Dulcitius und das Lied vom Erzbischof Heriger beweisen, welches letztere sich unmittelbar mit Hans Sachsischen Legenden vergleicht. Die Beliebtheit der Thiere beweisen verschiedene Motive des Rudlieb. Die Thierfabel hat bekanntlich in Lothringen die Wendung auf satirische Behandlung des Hoflebens erhalten. Die Fabel von der Krankheit des Löwen ist der Ausgangspunct, sie tritt in der *Ecbasis cuiusdam captivi* [2] aus dem zehnten Jahrhundert zuerst in dieser Weise auf und bildet den Kern für den Isengrimus und den Reinardus im zwölften Jahrhundert. Die Reinhardsage sehen wir fast vor unseren Augen entstehen, um einen kleinen Kern sammeln sich mehr und mehr Geschichten, die sich an einander anreihen und nur durch die Einheit des Helden verbunden sind. Auf ähnlichem Wege bildet das sechzehnte Jahrhundert die ihm eigenthümlichen Typen aus, den Eulenspiegel und seine Verwandten, den Finkenritter, die Schildbürger, den Faust.

Die lateinische Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts ist voll von Idyllen: die idyllischen Elemente des Rudlieb sind oft hervorgehoben, auch im Waltharius fehlt es daran nicht. Die realistische Beobachtung des Details, die Vertiefung ins Kleinleben, welche die Ecbasis, der Rudlieb aufweist, gehört wiederum ebenso dem sechzehnten Jahrhundert. Und hier wie dort theilt die Poesie diesen Stilcharakter mit der bildenden Kunst [3].

Von der Beliebtheit des Terenz im sechzehnten Jahrhundert wissen alle Geschichten der Litteratur und Pädagogik zu erzählen. Schonäus gibt biblische Dramen als einen *Terentius christianus* heraus. Der Terenz war im zehnten Jahrhundert auch bei denen eine beliebte Lectüre, die sich sonst

---

[1] Keinz Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 145.

[2] S. Dr Voigt QF. 8; über die ganze Entwicklung Müllenhoff Zs. 18, 3. 4.

[3] Für das zehnte Jahrhundert vergl. Dobbert Niccolo Pisano (1873) S. 39 f. 81. Das Motiv z. B, dass der neugeborne Jesus von zwei Wartfrauen gebadet wird, stammt aus dieser Zeit.

um heidnische Poesie wenig kümmerten: die Nonne Rosvith verfasste ihre Comödien als eine Art Gegen-Terenz, worin dasselbe Interesse für Legendenstoffe in Anspruch genommen wird.

Die Lyrik ist im zehnten Jahrhundert so wenig wie im sechzehnten Jahrhundert eine bevorzugte Gattung der Poesie. Aber hier wie dort fehlt es nicht ganz daran. Otfried schildert aus persönlicher Erfahrung und in der Erinnerung unmittelbar ergriffen, die Sehnsucht nach der Heimat; wie er seinen eigenen Gefühlen als Beobachter gegenüber steht, so thut er es auch fremden; und das Verhältniss zwischen Mutter und Kind behandelt er mit einer gewissen Sentimentalität. Von Walafried Strabus haben wir ein Gedicht *ad amicam*, einen poetischen Liebesbrief der Form nach: ‚Wenn das Licht des reinen Mondes glänzt vom Aether, so stehe unter dem Himmel, betrachtend mit schönem Auge, wie der Mond schimmert mit reiner Leuchte und mit éinem Glanz umfängt die Liebenden, die körperlich getrennt sind, aber durch die Neigung der Seelen verbunden.' Naturgefühl und Liebesgefühl gehen Hand in Hand auch in einigen lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts [1], und besonders die schönen Frühlingsklagen einer Frau athmen tiefes Gefühl. Ihnen reiht sich der volksthümliche Liebesgruss im Rudlieb würdig an [2].

Mischpoesie halb lateinisch, halb deutsch, thut sich im zehnten Jahrhundert ein paarmal hervor, wie man in der Parallelepoche sang: ‚*In dulci jubilo, nun singet und seid froh*'. Ja auch in der Rede des täglichen Lebens muss die Einmischung lateinischer Wörter und Phrasen etwas ganz gewöhnliches gewesen sein: in diesem Jargon schreiben Notker und Williram ihre Commentare [3]. Da haben wir die Sprachmengerei des siebzehnten Jahrhunderts. Und wie diese das entgegengesetzte Extrem, den übertreibenden Purismus, her-

[1] Jaffés Cambridger Lieder Nr. 28—32; das letzte, wenn meine Vermuthung zutrifft (Denkm. [2] S. 327 f.), das Gebet eines Mannes an eine Heilige, das sich in den Formen des Liebesliedes bewegt.

[2] Denkmäler Nr. 28.

[3] Leben Willirams S. 294; Denkmäler [2] S. 572.

vorrief, so fehlt es auch daran nicht in St. Gallen zu Anfang des elften Jahrhunderts. Die Bestrebungen wieder der St. Galler Uebersetzerschule für eine strenge grammatische Regelung der Muttersprache vergleichen sich den grammatischen Bemühungen des siebzehnten Jahrhunderts.

Ich denke viel zu gross von der wissenschaftlichen Bedeutung der Analogie, als dass ich mit den vorstehenden Bemerkungen die Aufgabe für erschöpft halten sollte. Sie sind kaum der erste Anfang zu einer wirklich wissenschaftlichen Verwerthung, zur Anwendung jener Methode der wechselseitigen Erhellung, welche uns für dunkle Zeiten den Mangel directer Ueberlieferung weniger schmerzlich empfinden lässt.

Verlange nur Niemand strenge Scheidung der Perioden. Jede Epoche vererbt etwas von ihrem eigenthümlichen Gehalt auf die folgende. So werden uns Thiersage und karolingisches Epos noch in der mittelhochdeutschen Periode begegnen. Und die eigentliche mittelhochdeutsche Blütezeit ist kaum vorüber, so mehren sich schon die Anzeichen, welche auf die litterarischen Erscheinungen der Reformepoche hinweisen. So fühlen auch wir heute mehr den Gegensatz als die Einheit, wenn wir unsere Erlebnisse und unsere Umgebung mit den Tagen Goethes und Schillers vergleichen: und trotzdem dauert ungebrochen die Herrschaft ihres Geistes, von Jahr zu Jahr dringen ihre Schriften tiefer ins Volk.

Entscheidend sind die Höhepuncte der Entwicklung, die Kräfte, welche dahin führen und die Wirkung, welche davon ausgeht. Ich verfolge gewisse Ideen und Tendenzen von ihren Anfängen bis zu ihrer stärksten Entfaltung und von dieser abwärts bis zu der Zeit, wo sie todt und mumienhaft von dem Strome einer neuen Entwicklung mit fortgetragen werden. Den ganzen Verlauf nenne ich eine Periode. Der todtgehetzte Vergleich zwischen den Epochen des Völkerlebens und den menschlichen Lebensaltern, hier hat er guten Sinn. Man wird aber ebensowohl oder besser, wenn es solcher Vergleiche überhaupt bedarf, die Jahreszeiten herbeiziehen: denn jene Mumien können sich wieder beleben wie die Bäume im Frühling sich neu belauben. Ist nicht so unsere ganze altdeutsche Poesie wieder aufgewacht? Scheinen sich nicht

unsere beiden dichterischen Blüteepochen die Hände zu reichen um eine Persönlichkeit wie Uhland emporzuheben?

In diesem Sinne werden sich hoffentlich jene dreihundertjährigen Perioden rechtfertigen, auf die ich gewiss noch öfter zurückkommen darf.

Für jetzt möchte ich nur das Emporstreben der mittelhochdeutschen um 1050 beginnenden Epoche zu schildern versuchen. Den socialen Hintergrund bildet die Entstehung des Ritterstandes als eines Berufsstandes, der die alten Unterschiede der Geburt, die Freiheit und Unfreiheit nicht aufhebt, aber zurücktreten lässt. Der Kriegsdienst zu Pferde bleibt das Kennzeichen des bevorzugten Standes während der ganzen Periode: in der folgenden kommt die Infanterie wieder zu Ehren. Dem Ritter stellt sich der Landsknecht entgegen.

Aber nicht die Ritter sollen uns einführen in die Zeit. die wir näher betrachten wollen, sondern das bewegliche Völkchen der Spielleute.

ZWEITES KAPITEL.

METAMORPHOSEN DES POETEN.

Der byzantinische Gesandte Priscus hörte Heldengesang an Attilas Tafel. Zwei Barbaren traten dem König gegenüber und besangen seine Siege und kriegerischen Tugenden. Die Zuhörer waren zur Begeisterung entflammt und in Rührung hingerissen.

Darnach trat ein skythischer Narr ein, welcher Seltsames, Unsinniges und Albernes herausstiess und allgemeines Gelächter erregte.

An Attilas Hofe herrschte bekanntlich germanische Sitte. Der epische Sänger ist ein angesehener Mann, den wir in den Resten unseres Epos selbst wiederfinden. Er ist ein Gefolgsmann des Königs, geehrt, belobt und beschenkt wie ein Held. Und auch der Held und König verschmäht es nicht, seine Kunst zu üben.

Der Spassmacher dagegen ist wohl eine Erbschaft des sinkenden Alterthums, oder wenigstens vermischt er sich so sehr mit dem römischen Mimus, dass er von ihm nicht unterschieden werden kann [1].

---

[1] Ueber die Spielleute und das fahrende Volk im allgemeinen vergl. Weinhold Deutsche Frauen S. 351—364; Müllenhoff Schleswigholsteinische Sagen S. XVIII ff.; Zappert in den Wiener Sitzungsber. 13, 150—161; Freytag Bilder 2, 1, 443—461; Beneke Von unehrlichen Leuten (Hamburg 1863) S. 18—56; Hüllmann Städtewesen 4, 231 ff.; Homeyer Sachsensp. 1[3], 479 verweist noch auf V. d. Lahrs Noten zur

Die männlichen und weiblichen Mimen waren nicht blos auf der italischen Bühne heimisch, sie fanden sich auch in den Häusern der römischen Grossen ein, um sie mit ihren Künsten zu ergötzen. Die Männer erschienen in bunter Harlekinsjacke, die Weiber stark entblösst. Der eine hatte seine Stärke im Aufschneiden, er erzählte von seinen Erlebnissen, Grossthaten, Abenteuern, alles lügenhaft und mit der lächerlichsten Grossrednerei. Der andere ahmte die Sitten und Charaktere, Geberden, Bewegungen, Handlungen der Menschen nach. Der dritte stellte unzüchtige und unsaubere Geschichten dar: es trat etwa ein Mann in Frauenkleidung auf mit Pauken und Cymbeln und spielte die Rollen von Buhlerinnen, Kupplern, Ehebrechern, Trunkenbolden. Ein vierter ist Kunststückmacher, Zauberer, *præstigiator.* Jede Art von derber Komik, Gesichterschneiden, Nachahmung von Thierlauten u. s. w. ist willkommen: das hindert nicht, dass mitten in dem tollsten Unsinn ernsthafte Sprüche und Klugreden ertönen, diese Mischung entspricht dem Bedürfniss der volksthümlichen Posse [1].

Als gegen das Ende der römischen Kaiserzeit Schauspiel und regelmässige Bühne mehr und mehr verschwanden, als sie im sechsten Jahrhundert ganz aufhörten, da blieb nur die Wirksamkeit der Mimen unberührt von dem Verfalle des scenischen Apparates, dessen sie nicht bedurften.

Die Mimen, die von äusseren Bedingungen ebenso unabhängigen Pantomimen, Tänzer und Gladiatoren sind der Kern des fahrenden Volkes im Mittelalter. Sie werden schon an den germanischen Königshöfen der Uebergangszeit regelmässige Gäste, und der ihnen abholde, ernsthafte Westgothe Theodorich II. gilt als eine Ausnahme. Die herausfordernde Scherzrede, womit sonst ein Gefolgsmann (der das Hofamt

Ausgabe des Schwabensp. in Senckenbergs C. I. Germ. II und auf Kopp Verfassung der geistlichen und Civilgerichte in Hessen-Cassel, Bd 1 § 373.

[1] Grysar Der römische Mimus, Wiener Sitzungsber. 12, 237 ff, besonders S. 242 f. Ueber das Fortbestehen der Mimen im Mittelalter, grossentheils aus Ducange, S. 331 ff. Dazu vergl. Wackernagel Litteraturgeschichte S. 17. 41. Weinhold S. 356 f.

des Redners übte) die Tafel gewürzt hatte, ging nun auf die Mimen über. Auch wandernde Musiker gesellten sich ihnen bei, Sidonius Apollinaris (bei welchem die Häufung freilich ein gern gebrauchtes Mittel des Stiles ist) nennt den Leierspieler (*lyristes*), den Chorpfeifer, der zum Chortanz die Flöte bläst (*choraules*), den Chorleiter, der in der Mitte des Chors steht und ihn lenkt (*mesochorus*), die Paukenschlägerin, die die Handtrommel führt (*tympanistria*) und die Saitenspielerin (*psaltria*).

Natürlich mochten sich manche dieser Fertigkeiten, die schauspielerischen und die musikalischen, in einer Person vereinigen. Den ganzen Umfang derselben drückt für die alten Deutschen das Wort Spiel aus. Spiel ist Schauspiel, Spiel ist Scherz und Spott, Spiel ist Tanz, Spiel ist Gladiatorenkampf. Zum Spiele wird auch die Musik gerechnet, aber nur die Instrumentalmusik, nicht der Gesang, wie es scheint. Wer alle die Künste oder eine derselben übt, ist Spielmann. Andere Bezeichnungen gehen von specielleren Begriffen aus, von dem unflätigen Scherze (*scerno*), von der Drehung des Tanzes (*tûmari*).

Wenn die Spielleute es unternahmen, Chorlieder vorzusingen, Volkstänze anzuführen oder dazu aufzuspielen, so übten sie ein Amt, das schon in uralter Zeit vorhanden gewesen sein muss, wenn es auch nicht die Aufgabe eines bestimmten Standes war. Der Chorführer hiess der Ordner des Schalles, *hleodarsezzeo*. Er konnte die heiligen Lieder auswendig, die Lieder womit man die Götter befragte und ihre Hilfe herbeizauberte, die Lieder womit man Todte beschwor. Auch solche Lieder von der Kirche schwer verfolgt, hiessen Spiele: ohne Zweifel weil bestimmte Ceremonien und Geberden den Gesang begleiteten.

Die wandernden Tausendkünstler wussten auch damit Bescheid, die italienische Zauberei kam der heidnischen deutschen zu Hilfe. In die deutschen Wundsegen mischen sich nun zweifelhafte Persönlichkeiten wie Gentianus und Jordanes, offenbar ungermanischer Abkunft. Und ein dummer stummer Bergriese, dessen Verstummen mit dem Stocken des Blutes verglichen wurde, konnte unversehens in die stehende

Possenfigur des Dummrians (*stupidus*) übergehen, und wenn noch eine christliche Anwandlung hinzukam, wohl gar zu einem heiligen Tumbo avanciren.

Schon im Alterthum gelten die Mimen nicht viel, mit Buhlerinnen und Kupplern stehen sie in einer Reihe. Im Anfange des Mittelalters bringen sie es nicht höher. Der *scerno* wird auch für *scortator* genommen, und die ‚Spielerin' ist nicht bloss *theatrix* sondern auch *meretrix*. Der Spielmann ist rechtlos; in Deutschland erhält er zur Busse den Schatten eines Mannes; in Schweden soll er mit frisch geöltem Handschuh den glattgeschornen Schweif einer jungen, ungezähmten, den Hügel herab gepeitschten Kuh festhalten: so wird sie ihm zur Busse [1].

Man behandelte die Spielleute schlecht, aber man liebte sie und gestattete ihnen, wie allen Lustigmachern, viele Freiheit. Als unter den Karolingern der epische Volksgesang von den Höfen mehr und mehr entwich, da begann das Reich der Spielleute. Bei Hochzeiten, Gastmälern, bei allen Festlichkeiten sorgten sie für die Ergötzung der Anwesenden. Ein Bischof, der die Gesandten Karls des Grossen bei sich bewirthet, lässt die kunstreichsten Sänger nebst allen musikalischen Instrumenten kommen, bei deren Stimmen und Klang die härtesten Herzen weich werden und die schnellen Fluten des Rheines verweilen mussten. So erzählt der Monachus Sangallensis, und er kann freilich geistliche Sänger und Musiker im Auge haben. Wie denn auch, nach derselben Quelle, Karl der Grosse einen Geistlichen um sich gehabt haben soll, der in weltlicher und göttlicher Wissenschaft, in der Kenntniss des kirchlichen und des scherzhaften Gesanges und der Erfindung neuer Gedichte und Melodien, dazu noch in der süssesten Fülle und unschätzbaren Anmuth seiner Stimme alle anderen übertraf.

Aber dass auch die Spielleute um diese Zeit in Reimen sangen, steht ausser Zweifel.

Karl der Grosse hatte seinen Schwager Udalrich, Bruder der Königin Hildegard, reich mit Lehen ausgestattet. Als

[1] Grimm Rechtsalterth. S. 677 f. Eine Erklärung der Scheinbusse versucht Gierke Der Humor im deutschen Recht S. 33 ff.

er ihn nun wegen eines Vergehens nach dem Tode der Kaiserin (783) aller dieser Lehen entsetzte, da rief ein Spielmann [1]:

Nû habêt Uodalrîh
firloran êrôno gilîh,
ôstar inti westar,
sîd irstarp sîn suestar.

Und Karl brach in Thränen aus — so erzählt die Anekdote weiter — und setzte jenen sogleich in seine früheren Rechte wieder ein.

Ob die Geschichte wahr ist oder nicht, man muss es erstens im neunten Jahrhundert für möglich gehalten haben, dass sich ein Spielmann selbst dem gefürchteten Karl gegenüber eine solche Freiheit herausnahm. Zweitens der Spielmann dichtet ein Epigramm. Drittens das Epigramm ist gereimt.

Seit wann die Spielleute sangen, ob schon italienische Mimi, die an deutschen Höfen ihr Glück zu machen suchten, lateinische Volkslieder mitbrachten, ob auf diesem Wege unserer Poesie überhaupt der Reim zugekommen, das bleibe hier dahingestellt.

Die poetischen Producte der Spielleute sind mit dem Tagesinteresse verschwunden, dem sie dienten. Doch wurden einzelne historische Gedichte aus dem zehnten Jahrhundert noch im zwölften gesungen. Für uns treten sie in der Regel nur heraus, wo eine besser beglaubigte Ueberlieferung fehlt. Aber die kritische Geschichtsforschung hat noch nicht versucht, mit Consequenz und Methode den Spuren der Spielmannsdichtung in unseren lateinischen Quellen nachzugehen. Die Abrundung und das Streben nach Witz und Pointe, das solchen Ueberlieferungen anhaftet, verräth immer noch die Possenreisser [2].

Ihre poetische Technik im neunten Jahrhundert ist uns

---

[1] Müllenhoff Denkm. Nr. 8.

[2] Wackernagel Litteraturgeschichte S. 75. 76. Die volksthümlichen Dichtungsgattungen, welche der Pflege der Spielleute anheimfielen, habe ich Deutsche Studien 1, 57 (339) ff. zusammengestellt. Ueber die persönliche Invective, das Schelten der Spielleute s. Haupt zu Neidhart S. 134.

nur aus geistlichen Abbildern, aus der Samariterin, aus Otfrid, aus dem Ludwigsliede bekannt. Im zehnten Jahrhundert wird die Manier ganz abgerissen, skizzenhaft, die Thatsachen nur andeutend, oft nur darauf anspielend.

Dass sich mit den deutschen Spielleuten lateinisch dichtende Vaganten, fahrende Cleriker vermischt haben, ist bekannt [1]. Aber das Auftreten solcher Gesellen pflegt man erst ins zwölfte Jahrhundert zu setzen. Ich zweifle nicht, dass sie schon im zehnten Jahrhundert und zwar wesentlich in derselben Weise vorhanden waren, wie wir sie aus den Carmina Burana kennen lernen.

Der Satiriker Amarcius, der nach den neuesten Untersuchungen etwa 1044 dichtete, weiss von einem Jocator, der einem vornehmen Herrn vorsingt, und drei von den Gedichten, die er nennt, finden sich in der Cambridger Sammlung lateinischer Lieder. Eine Strophe dieser Sammlung (Nr. 26) ist in das Weihnachtsspiel der Carmina Burana aufgenommen (S. 92, Nr. 47). Und beide Sammlungen sind international. Italien, Deutschland, Frankreich, England tragen dazu bei oder nehmen daran Theil. Beide Sammlungen bieten lateinisch-deutsche Mischpoesie. Wir müssen für die ältere auch einen ähnlichen Dichter- und Sängerstand voraussetzen, wie wir ihn für die zweite kennen, und das lateinisch-deutsche Gedicht auf die Versöhnung Ottos des Grossen mit seinem Bruder Heinrich mag gegen 970 entstanden sein: damals hat wohl dieser Sängerstand bereits existirt. Die allgemeine Kenntniss des Lateinischen in der vornehmen Gesellschaft gab ihm ein grosses Publicum. Wie tief solche wandernde Cleriker social gesunken waren, ob sie wirklich auf einer Stufe mit den Spielleuten standen, darüber wissen wir gar nichts und können uns jeder Vermuthung enthalten. Dass aber die Spielleute nun auch geistliche Stoffe besingen, dass sie den heiligen Georg und die Gottesstreiterin Judith verherrlichen, das wird doppelt begreiflich. Der Inhalt und die Formen lateinischer und deutscher Poesie können und müssen auf einander Einfluss

[1] Müllenhoff Zur Geschichte der Nibelunge Noth S. 20; Giesebrecht Allgem. Monatsschrift 1853 S. 10 ff. 344 ff.

nehmen. Antiken Motiven steht der Weg zur volksthümlichen Dichtung offen, und es ist kein Wunder, dass Elemente des griechischen Romans in den erfundenen Erzählungen der Spielleute wiederkehren [1].

Die Kirche ist den Spielleuten feind, die weltlichen Grossen beschützen sie. Von den Kanzeln werden Schenken und Schauspiele (*theatrum*) verboten: die Laien sagen: der Teufel stifte die Prediger zu solcher Strenge an [2].

Was für Schauspiele können gemeint sein? Schon Andere haben die Nachricht mit der gleichzeitigen Wegweisung der Spielleute von der Hochzeit Heinrichs III. (1043) combinirt. Die Fahrenden waren unter anderem auch Puppenspieler, das wissen wir. Das reiche Repertoire ihrer dichterischen Thätigkeit, welches die Carmina Burana darbieten, begreift auch kirchliche Schauspiele. Aber dazu sind sie jedenfalls erst später herangezogen worden und gegen d i e s e Schauspiele hatte die Kirche nichts einzuwenden. Schon 816 wird den Geistlichen verboten, Schauspielen auf der Bühne oder bei Hochzeiten beizuwohnen (*quibuscunque spectaculis in scenis aut nuptiis interesse*). Gemeint wird sein ein beliebig aufgeschlagenes Brettergerüst auf offenem Markte und improvisirte Possen der Mimen. Aber wenn wir annehmen, dass die Dramen der Rosvith aufgeführt wurden, so dürfen wir wohl voraussetzen, dass es durch Spielleute geschah [3].

Nach der Mitte des elften Jahrhunderts vollzogen sich wichtige Veränderungen. Einerseits die Entwicklung des Ritterstandes, ein neues Heldenideal, Wiederaufleben der alten Heldensage, neue Pflege des germanischen Epos. Andererseits unter bekannten cluniacensischen und gregorianischen

[1] Heinzel in der Oesterr. Wochenschrift 1872 II. S. 432 f. 435 ff.

[2] Amarcius bei Herschel in Naumanns Serapeum 16 (1855) S. 98. Vergl. Büdinger im Anz. f. schweiz. Gesch. und Alterth. Nr 1 (Zürich 1868).

[3] Glossen des zwölften Jahrhunderts geben *tragoedia vel comoedia* durch *scophsanch* (Diut. 3, 147), womit sonst auch wohl die komische Spielmannsdichtung bezeichnet wurde, s. Graff 6, 253. 454. 457. Aber Comödien und Tragödien heissen im Mittelalter auch komische und tragische Erzählungen.

Einflüssen strengere Ansichten und Forderungen, gesteigerter Fanatismus der kirchlichen Kreise. Zwei Weltanschauungen stehen sich schroff gegenüber, zwei Lebensideale bekämpfen sich: ein weltliches und ein geistliches. Frau Welt ist eine Macht, und was ihr auch die Feinde böses nachsagen mochten, ihr gehörte die ritterliche Jugend, zu ihr führte das Selbstgefühl des tapferen Mannes, auf ihrer Seite stand die Schönheit und die Natur. Der ganze Umfang weltlicher Poesie liegt in der Pflege der Spielleute. Sie sind jetzt auch die Träger des Epos und des Heldengesanges. Vor dem Volke auf dem Markte wie an den Höfen der Edlen tragen sie ihre Lieder vor. Und die alten hoheitsvollen Heldenideale führen ihnen allmälich selbst moralische Läuterung, Ernst und Hoheit der Gesinnung zu.

Die Kirche bekämpfte das selbstbewusste Laienthum in beiderlei Gestalt. Die Ritter wie die Spielleute waren ihr verhasst. Ein Schulmeister wie Gozechin klagt, dass die Spielleute mehr gelten als die freien Künste. Der Prediger weiss, dass sein Publicum, das er nur mit Mühe fesselt, dem Vortrag eines Spielmanns mit gierigem Ohre lauschen würde. Er donnert gegen die Weltlichkeit, gegen Selbstgefühl, Trotz, Selbstliebe und Lebensgenuss, gegen das Streben nach Vornehmheit, Macht, Ehre und Ruhm, gegen Glanz und Schmuck und gegen die wachsende Verfeinerung der Sinne, gegen die Freude an Gasterei, Poesie, Jagd und Festlichkeiten. Er verlangt Demuth und Entsagung von einem begehrlichen, sinnenfrohem Geschlecht. Die epische Poesie erklärt er für lügenhaft, die Tanz- und Liebeslyrik für unzüchtig. Die Ritter sind ihm der Mehrzahl nach nicht viel besser als Räuber, die Spielleute sind der Hölle verfallen, und ihre Zuhörer desgleichen [1].

---

[1] Vergl. Denkm. S. 606. Honor. August. p. 867. 1148 Migne. Im Speculum ecclesiae sagt er: *Scio, karissimi, quod vos prolixus sermo gravat, et timeo ne vobis fastidium ingerat; sed non debetis moleste ferre verba de patria et superna angelorum curia, quia si scurra in foro nenias concinnis verbis funderet, aliquis vestrum forsitan intenta aure auscultaret quod animae perditio esset.* Im Elucidarium sagt er von den Rittern *(milites): Pauci boni; de praeda enim vivunt, de rapina se vestiunt, inde possessiones emunt et exinde beneficia redimunt.* Und von

Um die Spielleute aus der Gunst der Laien zu verdrängen, mussten aber kräftigere Mittel angewandt werden, als die Verfluchungen der Predigt, man musste ihnen auf ihrem eigensten Gebiete Concurrenz machen, man musste Poesie mit Prosa bekämpfen, wie es schon die Mönche und Cleriker des neunten Jahrhunderts gethan hatten.

Diese Concurrenz ist der Ursprung der geistlichen Dichtung, mit deren Betrachtung sich die nachfolgenden Blätter so viel beschäftigen werden.

Die Concurrenz spiegelt sich in fernerer Polemik. Ohne äussere Heftigkeit tritt dieselbe im Annolied auf[1]: wir haben oft singen gehört — sagt der Verfasser — von alten Geschichten, wie tapfere Helden fochten, wie sie feste Burgen brachen, wie sich Freunde trennten, wie mächtige Könige untergingen; jetzt sei es Zeit, an unser eigenes Ende zu denken und uns ernsten Betrachtungen zuzuwenden. Er scheint den Inhalt der Nibelungensage anzudeuten, die Einnahme fester Burgen aber setzt noch andere Stoffe voraus. Schlacht- und Kampfschilderungen sind die alte Virtuosität der Spielmannsdichtung.

Die baierische Verfasserin des Hohenburger Hohenliedes[2] lobt die Gottesbräute, dass sie nie heiser wurden von weltlichem Sange, und die Flucht vor weltlichen Mären und üppiger Rede steht durchaus fest als die Pflicht geistlich lebender Leute. Doch wendet sie sich wirklich an Nonnen, auf die Laien sucht sie keinen Einfluss zu nehmen.

Dagegen der Verfasser der Kaiserchronik sucht die Volksdichter, die Sagendichter aus der Gunst der Laien zu verdrängen, indem er ihnen Unwahrheiten nachrechnet und sie zu Lügnern stempelt. Der Autor des Gleinker Antichrist findet in seiner Zeit die Prophezeiung des Apostels Paulus erfüllt: ihre Ohren werden sie von der Wahrheit wenden, nützliche Rede ist ihnen leid, Fabeln und Märchen *(spellir*

den Spielleuten wird gefragt, ob sie auf die Erlangung der ewigen Seligkeit hoffen dürfen: *Habent spem ioculatores?* Antwort: *Nullam; tota namque intentione sunt ministri Satanae.*

[1] Heldensage Nr. 36.

[2] Hoheslied ed. Joseph Haupt 11, 7 ff 31, 5. 61, 15.

unde niwe måre), seien sie auch unwahr, hören sie am liebsten. Ein jüngerer geistlicher Dichter, der Verfasser des ‚himmlischen Jerusalems'[1] fürchtet mit seiner Arbeit nur Tadel einzuernten, denn selten rede man vom Himmel, man verlange nach einem Gesange von weltlichen Dingen und von der ‚Degenheit'. Auch der Verfasser der ‚Wahrheit' behauptet, dass der Teufel sich ärgere, wo er ein Gedicht von Gott höre. Und der Dichter der jüngeren Judith wendet sich gegen die Neider und Spötter, welche eine gute Lehre schelten und dem Publicum doch nichts besseres dafür zu geben wissen: er stellt ihnen dafür den dereinstigen Verlust des ewigen Lichtes in Aussicht; offenbar meint er die Spielleute. Und wenn der Priester Arnold gegen die dummen Laien wüthet, so ist das nur der Ausdruck des Zornes über ein Publicum, das nicht auf die clericalen Poeten hört und achtet.

Der Verlauf des litterarischen Kampfes zwischen Spielleuten und geistlichen Dichtern möchte sich zum voraus etwa in folgender Weise überschauen lassen.

Im Südosten, in den heute österreichischen Gegenden, behandeln einheimische Cleriker alt- und neutestamentliche Stoffe, moralische Gegenstände, Legenden, sie wenden sich auch wohl satirisch gegen das Weltleben: das Bedürfniss des Laienpublicums nach kriegerischen Darstellungen, nach poetischer Verherrlichung der ‚Degenheit', der Heldenhaftigkeit, findet höchstens durch einige fast ungehörig eingeschaltete Abschnitte in einer Bearbeitung des zweiten Buches Mosis und durch die sehr verunglückte jüngere Judith eine gewisse Berücksichtigung.

Resultat: die Spielleute werden nicht ernstlich gefährdet, sie bleiben ihren alten Stoffen aus der Heldensage getreu und das Laienpublicum ihnen.

Ausserhalb Oesterreichs sind es besonders rheinische Kräfte, durch welche sich die litterarische Bewegung vollzieht. Aber das Land, in welchem sie sich zumeist geltend machen, ist Baiern. Das Publicum, welches von beiden Seiten um-

[1] Müllenhoff Zeugnisse und Excurse Nr. 37, 1. Dazu vergl. QF. 7, 89: Vorauer Handschrift XXI. Aber auch VII. XII. XX. (S. 52. 58. 89).

worben wird, sind die baierischen Herzoge und baierische Adelsgeschlechter.

Gleich das Annolied thut einen glücklichen Griff, es gibt Schlachtschilderung, Geschichte, Gegenwart: viele Mittel poetischer Wirkung, welche die Spielmannsdichtung ausgebildet hat, stehen auch ihm zu Gebote. Auf demselben Wege schreitet die Kaiserchronik fort. An specifisch geistlichen Gedichten fehlt es daneben nicht. Aber die rheinischen Cleriker entdecken jenseits der Vogesen in der volksthümlichen und gelehrten Poesie glücklich gebildete Stoffe, welche dem geistlichen Interesse dienen, für die Kreuzzüge entflammen und doch auch durch zahlreiche Kämpfe und Schlachten dem weltlichen Geschmacke genügen.

Solche Gedichte werden ins Deutsche übertragen, und sofort finden sie Beifall. Sofort müssen auch die Vertreter der volksthümlichen Poesie[1] ihre Taktik ändern. Sie müssen ihren nationalen Stoffen, ihrem König Rother, ihrem Herzog Ernst einen strenger historischen Anstrich geben, sie müssen ihnen orientalische und kreuzzugsmässige Zusätze machen, um sich den Beifall ihrer Zuhörer zu erhalten; ja sie müssen auch ihrerseits anfangen, aus dem Französischen zu übersetzen.

Das Resultat ist: Ausgleichung des Geistlichen und Weltlichen im allgemeinen, Zurücktreten der Heldensage, Einengung ihres Gebietes im besonderen.

Die Geistlichen zeigen sich verweltlicht, sie verleihen religiösen Stoffen einen fremdartigen, sinnlichen Reiz und sie gehen als Didaktiker gern auf die Anschauungen des Ritterthumes ein. Die Spielleute umgekehrt nehmen eine geistliche Maske vor und hängen über die verrücktesten Erfindungen einige Lappen von himmlischem Costüm.

Die geographischen Grenzen der geistigen Gebiete aber

[1] Ich wähle diesen neutralen Ausdruck, um z. B. über den Verfasser des Herzog Ernst nicht abzuurtheilen. Die Stände vermischen sich, wie dies schon oben bemerkt wurde. Treffen wir rheinische Cleriker an baierischen Höfen, sind sie dann nicht als Fahrende dahin gekommen?

richten sich nach der Nähe oder Entfernung von dem nächsten romanischen Culturherde, das ist Frankreich.

Die Franzosen beginnen seit dem zehnten Jahrhundert sich ihrer grösseren Zierlichkeit und Gewandtheit bewusst zu werden, und sie verspotten die Deutschen als schwerfällige Reiter[1]. Ihr Einfluss auf Deutschland wird gegen die Mitte des elften Jahrhunderts zuerst bemerklich. Im Spätsommer 1043 klagt Abt Siegfried von Gorze über die abgeschorenen Bärte, die anstössige Verkürzung der Kleider und andere Neuerungen in Sitten und Tracht, welche von Frankreich herüberdringen und die zur Zeit der Ottonen und Heinriche nicht zugelassen worden wären[2]. Er redet sich in einen sittlichen Eifer hinein, wie etwa Moscherosch im siebzehnten Jahrhundert: ‚Viele achten die heimischen, ehrbaren Sitten gering und streben nach den Kleidern und nach der Verderbniss des Auslandes, und in allem wollen sie ähnlich sein denen, welche sie als ihre Feinde und Widersacher kennen. Und, was das betrübendste ist, solche Leute werden nicht nur nicht bestraft, sondern bei dem König und einigen anderen Fürsten gelten sie am meisten und Jeder wird um so höher belohnt, je mehr er sich in derartigen Possen auszeichnet.'

Es war eben die Zeit, in welcher sich Heinrich III. mit Agnes von Poitiers vermählte. Und es ist kaum anders denkbar, als dass die Befürchtungen derer sich erfüllt haben, welche von dieser Hochzeit ein noch stärkeres Uebergewicht französischer Sitte und Mode erwarteten. Im einzelnen können wir die Umwandlungen deutscher Geselligkeit nicht beobachten. Den Begriff des Höfischen, die feine Conversation als erste

---

[1] Dümmler in den Preuss. Jahrb. 24, 303.

[2] Giesebrecht Deutsche Kaiserzeit Bd. 2, Documente. Vergl. Annal. Saxo a. 1129 über die Pflege des Kopfhaares in den westlichen Gebieten. Und, was die Entwicklung des Ritterthums anlangt, Wackernagel Altfr. Lieder S. 193 ff. — Ueber den rasirten Bart der Laien Helmsdörfer Wilhelm von Hirschau (Göttingen 1874) S. 93 f. Falke Trachten und Modenwelt 1, 139. Die Dichter der Weingartner Liederhandschrift sind sämmtlich bartlos, in der Pariser findet schon wieder der Bart sich ein.

Forderung an den höfisch gebildeten Mann, sehen wir nun bald hervortreten. Deutsche Gedichte werden uns bald hier, bald dort sittengeschichtliche Belege darbieten. Die Ausbildung in ritterlichen Künsten ist etwa der Massstab für die Macht des französischen Einflusses, und sie war nach verschiedenen Landschaften sehr verschieden.

Um das Jahr 1200 noch lässt das öffentliche Urtheil eine Reihe von Abstufungen eintreten. In Brabant, im Hennegau, im Lüttichschen, da sitzt die Blüte der deutschen Ritterschaft: in dieser Gegend war zuerst von einem Ritterstande die Rede, hier wurden die ersten Turniere gefeiert[1]. Den niederländischen zunächst im Range stehen wohl die Ritter vom Rheine, fränkischen und alemannischen Stammes. Dann erst kommen die östlicheren Franken und die Baiern. In vierter Linie steht die österreichische Ritterschaft. Und vollends die Sachsen gelten als ‚wild', als barbarisch[2].

Am Rheine herrscht französische Art: da halten sich die Spielleute nur, wenn sie französisches Material benutzen oder in ihrer Weise geistlich-orientalische, schwankhaft und phantastisch aufgeputzte Geschichten vortragen: der Heldengesang verstummt.

In Sachsen bleibt mit wenigen gelegentlichen Ausnahmen der Spielmann Alleinherrscher. Alter Heldensang und lustige, moderne, aber volksthümliche Erfindung sind hier willkommen. Wir wissen davon nur, was uns der norwegische Sammler des dreizehnten Jahrhunderts in der Thidreksaga bewahrt hat. Aufgeschrieben wurde sonst wohl nichts. Die Geistlichen hatten sich auf ihre lateinische Litteratur eingeschränkt und höchstens einmal eine Prosaübersetzung kirchlicher Stücke versucht. Dort war kein Kampf.

---

[1] Waitz Verfassungsgesch. 5, 398. 402.

[2] Ich habe natürlich Hartmanns Gregorius 1401 ff. im Auge. Dort sind die Baiern und Franken ungebildet in ritterlichen Künsten, die von Hennegau, Brabant und Haspengau höchstgebildet. Die Mittelstufe kann ich mir nirgends anders als am Rheine denken, daraus ergibt sich für Hartmanns Franken die obige Auffassung Ueber die südöstliche Ritterschaft vergl. Litt. Centralbl. 1868 S. 976. 977. Die Sachsen wollen den zweiten Kreuzzug nicht mitmachen: Otto Fris. Gesta Frid. 1, 40. Ueber ihre Wildheit: Richthofen Zur Lex Sax. S. 327 f. Anm.

In Oesterreich sind die epischen Lieder litterarisch geworden und zu schriftlicher Fixirung gelangt[1], weil sie in dem litterarischen Kampfe ihren Einfluss auf das aristokratische Publicum behaupten.

Baiern ist einerseits vom Rhein und von Alemannien her der französischen, andererseits von Oesterreich her der volksthümlichen Strömung ausgesetzt. Hier sind sowohl die geistlichen Poeten als auch die Spielleute geehrt.

Persönliches Selbstgefühl hatte im zwölften Jahrhundert ein Dichter zumeist nur dann, wenn er sich als Gelehrter fühlen konnte. Der elsässische Fahrende Heinrich der Glichezare hat seinen Namen genannt, weil er aus dem Französischen übersetzte. Die Pfleger des nationalen Gesanges aber kennen wir nicht von Person und Namen. Doch ist uns vergönnt zu beobachten, wie die Fahrenden in der gesellschaftlichen Achtung steigen. In Urkunden werden sie als Zeugen genannt[2], so ein Spielmann König Heinrichs VI. im Jahre 1189, Namens Ruprecht.

Am Hofe der Burggrafen von Regensburg finden wir gleich mehrere solcher Gesellen beisammen, die sich gegenseitig in ihren kleinen Gedichten citiren und ihre Streitigkeiten vor dem Publicum ausfechten. Mehrfach treten uns Spielmannsfamilien, der Vater mit seinen Söhnen, entgegen. —

Blicken wir zurück, so ist es ein Lebenslauf in aufsteigender Linie, den wir beobachtet. Der Possenreisser am Hofe des Germanenkönigs ist von Stufe zu Stufe emporgerückt. Er steht nicht ganz so hoch, wie einst der epische Sänger, aber auch ihn ehrt der König, sein Name zählt mit in den ernsten Geschäften begüterter Männer.

Wandernde Cleriker haben sich ihm zugesellt und seinen Stand gehoben. Bald zieht auch der arme Edelmann als

[1] Der Spielmann eines Passauer Bischofs schenkt dem Wiener Schottenkloster (in dem von Zappert a. a. O. veröffentlichten Gabenbuch Z. 60) *libellum theutunicum.*

[2] Zappert a. a. O. Anm. 135. 142, grossentheils aus baierischen Urkunden. Vergl. Deutsche Studien 1, 293 f. Das Gabenbuch nennt Z. 49 *Eberhardus ioculator ducis,* Z. 60 *Wolfkerus ioculator episcopi.*

ein Fahrender durch das Land, um sich an Fürstenhöfen reichen Lohn zu verdienen.

Das war die Blütezeit mittelhochdeutscher Dichtung, als Männer von Adel sich die Poesie zum Lebensberuf erwählten. Erst dies hob den Sängerstand wieder auf die Höhe, welche ihm die Zeit der Völkerwanderung anwies.

Aber die Blüte dauerte nicht lange. Schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ist der unadeliche Sangesmeister wieder fast ausschliesslich der berufsmässige Dichter.

DRITTES KAPITEL.

BAMBERG UND FRANKEN.

Die geistliche Dichtung in deutscher Sprache, welche nach der Mitte des elften Jahrhunderts neu beginnt, geht von der Predigt aus.

Dass die Predigt im elften und noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts stark gepflegt wurde. wissen wir bestimmt. Fast allen hervorragenden Kirchenfürsten der Zeit wird von ihren Biographen nachgerühmt, dass sie der öffentlichen Kanzelrede mächtig waren und die Gemüther zu erschüttern verstanden. Die Vorbereitung dazu geschah ohne Zweifel aus lateinischen Sammlungen, aus den Kirchenvätern, insbesondere aus den Homilien Gregors des Grossen. Was der Prediger in einsamer Meditation oder durch Eingebung des Augenblicks an neuen Wendungen, Ideen, Anschauungen fand: das mag in lateinischen Nachschriften oder Aufzeichnungen noch vorhanden sein, ungefähr gibt wohl die Predigtsammlung des Honorius Augustodunensis davon ein Bild: das wenige, was wir in deutscher Sprache besitzen, ist nicht originell. Und eine unmittelbare Vorstellung dessen, was die Predigt des elften Jahrhunderts leistete, gewährt fast nur ein Denkmal.

Die Predigt schloss sich innerhalb der Messe an das Evangelium; und nach der Predigt fand eine allgemeine Beichte statt. Diese allgemeine Beichte wurde von dem Bischof oder Priester deutsch vorgesagt, von den Gläubigen

nachgesprochen, hierauf ertheilte er eine für leichtere Vergehen wirksame Absolution und spendete den Segen. Auch der Glaube wurde in der Regel und manchmal das Paternoster bei dieser Gelegenheit deutsch hergesagt: so dass sich ein stehender deutscher Theil der Liturgie herausbildete. Und da es sich hierbei um Dinge handelte, die möglichst fest und formelhaft fixirt sein sollten, so wurden auch Aufzeichnungen davon gemacht, für welche die alten Glaubens- und Beichtformeln den natürlichen Kern abgaben[1].

Mehrere solcher Aufzeichnungen sind erhalten und alle zeigen Verwandtschaft unter einander. Die glänzendste Entfaltung haben dieselben in Bamberg gefunden[2].

Der Bamberger Glaube ergeht sich ausführlich und mit Behagen in den logischen Widersprüchen des Geheimnisses der Trinität und Menschwerdung, in den Thatsachen der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu Christi, in den Vorstellungen von Reue, Busse, Gnade und ewigem Leben. Die Beichte gibt im Anschluss an die kirchliche Lehre von den Todsünden ein überreiches Sündenverzeichniss, worin alle sittlichen Gegensätze der Zeit sich spiegeln, das Ritterthum insbesondere mit seinem Selbstgefühl, seinem Uebermuth, seiner Feindseligkeit gegen die Interessen des Clerus. Alle Tugenden zählt der sündige Mensch auf, die er nicht geübt, und in bittere Klage bricht er aus: ‚Meiner Sünden, meiner Missethaten, deren ist die Welt voll, die sind leider über alles Mass, über alle tausend Zahlen, über aller Menschen Denken, über aller Engel Sinn.' Wenn schon hier sich die Sprache zu dichterischer Höhe hebt, so ist dies noch weit mehr der Fall in der Beschreibung des Himmels und der Hölle, welche darauf folgt. Schon in der Beichte empfindet man einen Hauch von Leidenschaft, welche sich, ohne je Genüge zu finden, in masslosen Häufungen gefällt und dadurch die eigene Anschauung der Sünde zu steigern sucht. In der Beschreibung des Himmels und der Hölle nimmt die begeisterte Rede geradezu regelmässigen Verstact an und der Glanz des

[1] Denkmäler [2] S. 592 ff.

[2] Denkmäler Nr. 91 und 30.

Himmelreiches, die Schrecken des Strafortes werden, als ob die Phantasie gepeitscht werden sollte, in geschlossenen Massen heftig über den Zuhörer ausgeschüttet.

Wir sehen daraus, bis zu welcher Gewalt die deutsche Predigt jener Zeit sich heben konnte und wie sehr das Busssacrament der Mittelpunct ist, um den sie sich dreht. Eine so eindringliche Darstellung von Himmel und Hölle musste ergreifend wirken, und gewiss waren diese grossen, deutlichen Gegensätze die Hauptwaffe, womit die gerühmten Redner auf die Herzen ihres Publicums einstürmten.

Die Bischöfe, wie gesagt, sind diese Redner, ihr mächtiges Wort soll die Laien zu frommer, kirchlicher Gesinnung erziehen und bald auch für die kirchenpolitischen Kämpfe eine feste ultramontane Partei organisiren und zusammenhalten. Aber die strenge Scheidung der Parteien fällt in das letzte Viertel des elften Jahrhunderts. Und die Mehrzahl der Bischöfe aus der früheren Zeit, mitten hineingestellt wie sie sind in die grossen Geschäfte der Welt, gehören noch einigermassen zu den Kindern der Welt. Sie sind nicht blos Prediger und Seelsorger, sie sind Staatsmänner, Feldherren, Lebemänner, in hochragenden Kirchenbauten setzen sie sich unvergängliche Denkmäler, in dem bunten Treiben an ihren Höfen finden sich Spielleute, Wahrsager, fahrendes Volk von aller Art. Der Zusammenfluss mannigfaltiger Bildungselemente, wovon sie sich getragen und gehoben fühlten, gab ihnen Freiheit, Schwung, Idealität und Eleganz. Sie sind umweht von der weckenden Lebensluft einer neuen Poesie.

Ein rechter Typus seines Standes ist Bischof Gunther von Bamberg (1057—1065) aus einer sehr vornehmen, in der Mark Oesterreich angesessenen Familie; vorher Kanzler Heinrichs III. für Italien; Freund Annos von Köln, aber eine ganz andere Natur. Er ist reich, schön, glänzend, liebenswürdig. Ein Weltkind und doch ein Pilger zum heiligen Land. Er war ein stattlicher Krieger und liess sich lieber durch Spielmannsgesang von Attila und dem Amelung Dietrich unterhalten, als dass er den heiligen Gregorius oder Augustinus zur Hand genommen hätte: gleichwohl unternahm er 1064

mit einer Anzahl hoher Kirchenfürsten eine Wallfahrt nach Palästina. Die Wallfahrt war beinah ein kleiner Kreuzzug und machte im ganzen Abendland das grösste Aufsehen, auch aus England und Frankreich kamen Theilnehmer, gegen 7000 Mann waren versammelt. Ob es Frömmigkeit oder Abenteuerlust war, was Gunther zu dem Zuge trieb? Jedenfalls gab es der Abenteuer genug, sie mussten harte Kämpfe bestehen, bis sie ans Ziel gelangten, und nur 2000 kamen zurück. Gunther selbst starb auf der Heimkehr in Ungarn. Ein anderes Mitglied des frommen Zuges, Altmann, wurde Bischof von Passau und bewährte sich als eine Hauptstütze der Ultramontanen.

Die Stimmung der grossen Pilgerfahrt aber wohnt schon ganz in einem schwungvollen Hymnus, der im Auftrage Gunthers zu Bamberg entstand: der Scholasticus Ezzo hat ihn verfasst und Willo, der spätere Abt von Michelsberg, hat ihn componirt. Dies ist der berühmte Gesang Ezzos von den Wundern Christi[1].

In principio erat verbum: so beginnt er mit dem Evangelium Johannis, und schildert in 28 meist zwölfzeiligen Strophen in aller Kürze Schöpfung und Sündenfall, die Finsterniss, die dann hereinbrach, und die Sterne, die darin leuchteten: Abel, Enoch, Noe, Abraham, David, endlich Johannes der Täufer werden rasch vorgeführt in eindringlicher Weise. Da, im sechsten Weltalter, da erschien uns allen das Heil, da kam die Sonne zu den Sternen. Er meint Christus, dessen Lebensgeschichte nun in den Hauptmomenten durchgenommen wird: Geburt, Lehre, Wunder, Tod, Höllenfahrt, Auferstehung. Und hier greift der Dichter zurück: er zeigt uns, wie dies alles im alten Testament schon vorherverkündigt war und wie das ganze neue Testament nur die Erfüllung des alten ist. Wir sind wie die Israeliten erlöst von dem Joche des Bösen, kämpfend müssen wir unsere Strasse ziehen. Aber unser Herzog ist so gut, gross ist seine Macht, wenn wir im Glauben fest, erobern wir mit ihm das heilige Land. Daran schliessen sich Anrufungen des Kreuzes: *O crux bene-*

---

[1] Vorauer Handschrift XIX. Denkm. Nr. 31.

dicta, aller holze beszista. Das Kreuz ist der Mastbaum auf dem Schiffe, auf welchem wir als Gottes Dienstmannen dem Himmelreiche zusteuern. Das Lied endigt in den Preis der Trinität..... Ein Auszug gibt keinen Begriff davon, der Stoff ist ebenso geschickt ausgewählt, wie verwerthet; das Gedicht umfasst alle Ideen des Christenthums; die Wundervorstellungen, weit hinweg über alle irdische Wirklichkeit, die Parallelen, Deutungen, Bilder sind ein poetischer Reiz; und in der Ferne winkt die Glorie des Sieges. Die symbolische Seefahrt, der Streit um das heilige Land erweckt die sympathischen Empfindungen eines kampffrohen Volkes, und der metaphorische Umriss von Leben und Ewigkeit erinnert zugleich an kriegerische Pilgerzüge nach Palästina. Das Ganze in gehobener, klarer Sprache, die durch eingeschaltete lateinische Phrasen eine fremdartige Würde und seltsame Feierlichkeit erhält.

Der Erfolg des Liedes war gewaltig. ‚Da eilten sich alle mönchen‘, sagt eine alte Nachricht. Als die höchste Stufe frommer Gesinnung gilt der Uebertritt ins Kloster. Die Flucht aus der Welt wird jetzt ein Zeichen der Zeit. Die cluniacensiche Reform führt das Institut der Laienbrüder nach Deutschland ein. Und das Beispiel Hermanns von Baden, der 1074 als Laienbruder in Cluny starb, hatte viele Edlen und Freien auf dieselbe Bahn gelockt.

Wie Ezzos Lied auf die deutsche Dichtung einwirkt, das zeigt sich gleich im elften Jahrhundert, und noch tief ins zwölfte hinein entdeckt man seine Spuren.

Bischof Gunthers Freund, Erzbischof Anno von Köln, unbedingt der grösste Kirchenfürst Deutschlands in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts und das Haupt der ultramontanen Partei, ist selbst zum Gegenstande eines Gedichtes geworden.

Anno starb 1075, und nur etwa fünf Jahre nach seinem Tode ist das Annolied gedichtet[1]. Es zeigt in der Anlage

---

[1] Ausg. von Opitz 1639, erneuert durch Roth 1847; Bezzenberger 1848. S. Schade Crescentia S. 17—25; Holtzmann Germ. 2, 1 ff. Holtzmanns Ansicht, dass Lambert von Hersfeld der Verfasser sei, ist wohl nur von Theodor Lindner, Anno II (Leipzig 1869) S. 2 gebilligt. Ueber

entschiedene Verwandtschaft mit Ezzos Gesang. Der Held wird in den allgemeinsten weltgeschichtlichen Zusammenhang hineingestellt. Auch hier wird von Schöpfung und Sündenfall ausgegangen, der Teufel führt fünf Weltalter zur Hölle, Christus erhebt seines Kreuzes Fahne, in der Taufe werden wir seine Mannen — und am Schlusse leitet uns Gott bei der Hand zu dem schönen Paradieseslande, wie Moses die Israeliten übers Meer nach Kanaan führte. Dazwischen aber scheint es, als ob mit Absicht gerade die von Ezzo mehr vernachlässigten Partien hervorgehoben würden. Wir erfahren weniger vom alten Testament, als von der weltlichen Geschichte des Alterthums. Die vier Monarchien werden vorgeführt, dann das Verhältniss der Deutschen zu Rom, dabei viele wunderliche Fabeln, und die prachtvolle Schilderung der Schlacht von Pharsalus, endlich die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum: so kommt der Verfasser auf Köln und speciell auf Anno, den er früher nur flüchtig erwähnte: jetzt ergeht er sich in seinem Preise und erzählt sein Leben und seine Schicksale bis zu seinem Tode und den Wundern an seinem Grabe.

Der riesige Stoff ist nicht ganz bewältigt, der Plan nicht ganz durchgeführt in kunstreicher Gliederung. Dennoch möchte ich Herder beistimmen, der das Gedicht einen wahrhaft pindarischen Lobgesang nennt. Es ist eine unzweifelhafte Grösse der Anschauung darin, der weite, umfassende Blick, die Würde und Wärme, die Fülle und Kraft des Vortrages stellen den Dichter sehr hoch unter seinen Zeitgenossen. Er vereinigt zwei Richtungen der Geschichtschreibung: die universalhistorische, welche Hermann der Lahme von Reichenau repräsentirt, und die biographische, welche mit bewusster Absicht die Männer der strengkirchlichen Partei zu Heiligen zu stempeln sucht. —

Die gesteigerte Frömmigkeit, welche die Reihen der

die Metrik Denkm.² S. 415. 334. Ueber die Quellen (und sonstigen Parallelstellen) Germ. 14, 79 ff. Die obige Zeitbestimmung ist wie das Verhältniss zur lateinischen Biographie Annos und zur Kaiserchronik nicht sicher gestellt: s. Welzhofer Unters. über die Kaiserchronik S. 22 ff. Bernhardi Jenaer Litteraturzeitung 1875 Nr. 5. Art. 72.

päpstlichen Partei vermehrte und zahlreiche Pilger in den Orient führte, bewirkte nach dieser Seite hin auch eine Erweiterung des geographischen Gesichtskreises. Und gleichzeitig trat eine solche Erweiterung nach Norden ein. Die Geschichte der Bischöfe von Bremen weiss auch von Scandinavien und Island zu erzählen. Und dasselbe thut das deutsche Gedicht Merigarto, eine gereimte Geographie, deren Verfasser, vielleicht ein Würzburger, während des Investiturstreites auf der Flucht in Utrecht war und dort allerlei merkwürdige, zum Theil fabulose Dinge von Island hörte [1].

Welche seltsame Verirrung, geographische Thatsachen in viertactigen deutschen Versen zu besingen! Diese Geistlichen folgten darin der spätrömischen Dichtung, welche jeden beliebigen Stoff in Hexameter oder in Distichen oder gar in iambische Metra kleidete. Wir werden noch manches Seitenstück dazu finden, müssen aber zunächst doch nur die Universalität der Interessen loben, welche dem Laienpublicum mannigfaltigen Bildungsstoff zuzuführen bemüht ist. Die lateinische Sprache wurde im Adel vernachlässigt, die deutsche Poesie wollte versuchen, allen geistigen Bedürfnissen im weitesten Masse zu genügen.

Dergleichen prosaische Lehre konnte nirgends anknüpfen an überlieferte, volksthümliche Dichtungsgattungen. Dagegen Sittensprüche an einander zu reihen war eine alte Gewohnheit der germanischen Gnomik, welche den moralischen Blumenlesen aus den Kirchenvätern sehr erfreulich entgegen kam.

Von der Art sind die Sprüche der Väter, wovon zu Idstein Bruchstücke gefunden wurden [2]. Das erste erhaltene Fragment scheint gegen das Trachten nach Ruhm und Ehre gerichtet; es warnt vor dem verführerischen Lobe der Menschen: ‚Lob ist des Teufels Strick, womit er die Leute fängt‘; ‚wir loben nach den Augen, Gott lobt nach dem

[1] Denkmäler Nr. 32.

[2] Karl Roth Bruchstücke aus Jansen des Eninkels gereimter Weltchronik (München 1854) S. 31—37. Früh aus dem zwölften Jahrhundert: von 70 Reimpaaren sind 40 ungenau.

Geheimniss des Herzens'. Das zweite Fragment handelt von der Entsagung, vom Fasten und vom Gebete. Zum Gebete ist die Einsamkeit gut: wer auf rechte Weise beten will, der muss die Weltfreude fliehen. Der Schlaf ist eine grosse Mühsal dem, der beten soll. Wenn man früh aufstehn und zum Gebete gehen soll, so ist der Teufel bei der Hand und streicht uns seine Salbe über die Augen und sagt: ‚Liege stille! Noch ist es Zeit. Ruhe noch ein Weilchen! Wie schön warm es hier ist.' Unterdessen ruft der Hahn: ‚Es ist Tag!' Dann betet man, wie man eben kann . . . . .

Der Kern der neuen geistlichen Dichtung bleiben immer die in Bamberg hervortretenden Tendenzen. Eine Reihe fränkischer, mittel- und niederrheinischer Dichter, deren Heimat sich im einzelnen selten näher bestimmen lässt, finden wir um das Jahr 1100 auf den Wegen Ezzos und des unbekannten Verfassers jener Predigtstücke. Leben Jesu und letzte Dinge, Glauben und persönliches Schuldgefühl sind mehrfach behandelte Themata, und die festgefugten Worte Ezzos scheinen öfters anzuklingen. Das prosaische Hauptwerk der Zeit, Willirams Paraphrase des Hohenliedes, geht von dem baierischen Kloster Ebersberg aus, aber der Verfasser ist ein Franke, er war einst, wie Ezzo, Scholasticus in Bamberg. Ezzo und Williram werden in dem Jahrzehend 1060—70 bekannt. Noch vor dem Ausbruche des Investiturstreites ist eine neue geistliche Litteratur gegründet.

Das Kreuz und das Geheimniss der Erlösung steht im Mittelpuncte eines Gedichtes, das ich Summa theologiae genannt habe [1]. Auch Ezzo hatte den Kern des christlichen Ideenkreises dargelegt, aber sehr thatsächlich und anschaulichklar. Dieser hier will Ezzo übertreffen und steckt in seine 31 meist zehnzeiligen Strophen sehr viel hinein: Gott und Mensch, Schöpfung und Fall der Engel, Welt- und Menschenschöpfung, Christi Menschwerdung, Marter und Tod, eine Tugendlehre, die Sacramente, die letzten Dinge — kurz er liefert ein Compendium der mittelalterlichen Theologie, das vielleicht auf einer lateinischen zusammenfassenden Darstellung

[1] Vorauer Hs. VIII. Denkm. Nr. 34; QF 7, 54.

der christlichen Heilswahrheiten beruht; aber die Masse des enggedrängten Stoffes kann unmöglich klar werden, die tiefen Gedanken, die dem Dichter vorschweben, sind oft nur zu errathen, oder kaum zu errathen, obgleich alle populären von der Predigt ausgeprägten Symbole, Allegorien, Parallelen sich einfinden und eine Reihe auch poetisch wirksamer Vorstellungen ergeben. Der Gedanke, der, mit besonderem Nachdruck erfasst, alle Einzelheiten durchdringt und belebt, ist der Grundgedanke der Mystik: die Vereinigung mit Gott. Unter dem deutlichen Einflusse einer wundervollen, schwärmerischen, himmelssehnsüchtigen Meditation des heiligen Anselmus wird eine schöne Schilderung des Wesens Gottes in seiner Allgegenwart und Allmacht an die Spitze gestellt, und dem Bilde Gottes reiht sich das der Seele an. Sie ist gottähnlich erschaffen. Die Dreiheit und Einheit findet sich in Gott, in der Seele und in dem Kreuz als Symbol der Vereinigung Gottes mit der Seele. Sie soll Christo nachfolgen, indem sie auf die Herrschaft über sich selbst verzichtet und sich ihm ganz zu eigen gibt. Sie ist Gottes Braut, der Körper ihre Magd. Sie gelangt zum Vater, indem Furcht und Liebe sie emporgeleiten: die Furcht entspricht seiner Allmacht, die Liebe und Hoffnung seiner Güte und Gnade. Alle Creaturen helfen ihr zu Gott, indem alles Rauhe, Scharfe, Schädliche mit der Höllenpein zu drohen scheint, während das Sanfte, Zarte, Wonnigliche die Hoffnung auf das Himmelreich erweckt.

Wie die drei Seelenkräfte sich mit den drei göttlichen Personen zusammenfinden, wie Gott sich seine Braut gewinnt, das wird hier noch nicht näher ausgeführt: spätere Gedichte haben sich das Thema nicht entgehen lassen. Dagegen erhält hier nach dem Vorgang eines deutschen Theologen, des Mönches Otloh zu St. Emmeram in Regensburg, der kriegerische Sinn der ritterlichen Kreise einige Nahrung, indem sich der Sündenfall als ein Zweikampf darstellt, worin Adam im Namen des ganzen Menschengeschlechtes mit dem göttlichen Gebote ringt, bei dem ersten Gange unterliegt und dadurch Alle mit sich ins Verderben reisst, deren Vorkämpfer er gewesen war.

Die Summa theologiae ist eines der gedankenreichsten Werke innerhalb der gesammten geistlichen Dichtung.

Nicht den Reichthum der Gedanken, sondern nur schlichte Wiedergabe der Thatsachen darf man im Friedberger Christ und Antichrist suchen[1]. Christi Erdenwallen und seine Wiederkunft am Ende der Welt schliessen sich in einem grossen Zusammenhange an einander an; auf das Evangelium folgt die Apocalypse. Wir finden auch Arbeiten verschiedener Verfasser so vereinigt, dass dem Leben Jesu die Erzählung vom Antichrist und vom jüngsten Gerichte folgt.

Ein nur fragmentarisch erhaltenes Leben Jesu[1] kann erst etwa aus den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts stammen und zeichnet sich durch die Geschmacklosigkeit aus, mit welcher lateinische Sätze eingemischt und dann ins deutsche übersetzt werden.

Dagegen mag ein anderes Fragment, das Hamburger jüngste Gericht[3], dem Beginne des zwölften Jahrhunderts angehören, und der Verfasser zeigt zwar weder grosse Gewandtheit, noch sonderlichen Geschmack, aber sein aufrichtiger Abscheu gegen die Sünde gibt ihm wirksame Worte ein: ‚O weh der Schande und des Leides, welche viele Leute dulden werden! Die sich jetzt schämen, ihre Sünden zu beichten, wie werden sie schreien, wenn Gott und die Heiligen beginnen auszuspeien vor dem Gestank ihrer Unreinheit!' Und die Scene, wie die Verdammten zu den Seligen um Hilfe flehen, ist gut gedacht.

Die ganze Lehre von den letzten Dingen behandelt der Gleinker Antichrist[4] in guten Versen, mit zunehmender

---

[1] Denkmäler Nr. 33.

[2] Bartsch Germania 4, 245. Reime fast ganz rein.

[3] Lappenberg in Mones Anzeiger 1834 S. 35; Hoffmanns Fundgruben 2, 135.

[4] Hoffmanns Fundgruben 2, 106 ff. Scheins in Haupts Zeitschr. 16, 157 ff. Die Berufung des Dichters auf Hieronymus als Quelle hat etwas Spielmannsmässiges, vergl. Salomo und der Drache Denkm. Nr. 35, 5b. Falsche Datirung des Gedichtes bei Riezler in Sybels Hist Zs. 1874. III, 69.

Behaglichkeit der Darstellung, hier und da durch ein Bild belebt. Der Verfasser hofft auf Gehör in einer abgünstigen Zeit, weil man doch Prophezeiungen liebe. Schade, dass uns ein Werk gleichen Inhalts von einem besseren Dichter mit regerer Phantasie, dem ‚armen Hartmann', wie er sich nennt, verloren ist.

All die vorgenannten Gedichte beschäftigen sich mit einzelnen Theilen des christlichen Glaubens, und Werke wie Ezzos Gesang und die theologische Summa kann man sehr wohl als poetische Ausgestaltungen des Glaubensbekenntnisses auffassen. Der arme Hartmann, ein rheinischer Dichter, hat geradezu das Credo in der nicänisch-constantinopolitanischen Gestalt zum Gegenstand der Poesie gemacht[1]. Artikel für Artikel nimmt er vor, um sie in deutschen Versen auszulegen. Der dritte Theil, der den heiligen Geist behandelt, ist fast zu einem selbständigen Gedicht erweitert, welches füglich ‚des heiligen Geistes Rath' genannt werden könnte (*diz ist des heilegen geistes rât:* so beginnen wiederholt die Abschnitte) und eine ganze christliche Tugendlehre umfasst. Dabei tritt ängstliche Sorge um die ewige Seligkeit und ein starkes individuelles Schuldgefühl hervor: um dieses zu beschwichtigen gleichsam, zählt er Beispiele auf, in denen Gott dem reuigen Sünder gnädig war. Auch die Summa theologiae gebraucht solche Beispiele, denn auch sie verweist den gefallenen Sünder auf den Brunnen reuiger Thränen, den Gott unserem Herzen eröffnet hat. Die drangvolle Erregung der von Schuldbewusstsein gepeinigten Seele macht den Dichter leidenschaftlich und beredt. Sein frommes Gefühl bricht in einen Lobgesang Christi aus. Parallelsätze und Antithesen häufen sich an. Die Fülle der Einzelvorstellungen versinnlicht den allgemeinen Gedanken. Das Massenhafte, der rhetorische

[1] Massmann Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts S. 1 ff. Karl Reissenberger Ueber Hartmanns Rede vom Glauben. Hermannstadt 1871: Charakteristik des Gedichtes S. 4. 9 f. 19 f., vgl. Spach Oeuvres choisies 4, 343. Nach ungefährer Schätzung ist etwa ein Viertel der Reime unrein; das höfische Leben ist, obgleich in Westdeutschland, weniger ausgebildet, als in Heinrichs Memento mori; darum fällt das Gedicht gewiss noch der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu.

Wortschwall ist von der Predigt angeerbt und kehrt öfters wieder in den geistlichen Gedichten der Zeit, fast überall wo sich persönliche Erregung kundgibt, aber auch in den ältesten Erzählungen.

Hartmann ist nicht blos reuerfüllt, er ist tief durchdrungen von ascetischer Lebensanschauung. Er fasst ein ritterliches Publicum ins Auge, mächtige Herren, die in reichem Gewande, mit glänzendem Helm und Panzer, hoch zu Rosse an der Spitze ihrer Dienstmannen einherziehen, an reichbesetzter Tafel schwelgen und auf weichem Bette in den Armen ihrer Weiber Wollust suchen und ihrer Seele damit Schaden thun. Ehre ist das Wort, um dessen willen mancher Leib und Seele verliert. Solchen Menschen hält er die irdische Vergänglichkeit entgegen; er erzählt ihnen die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus; er sucht ihre weltliche Phantasie durch das Beispiel der Engel zu bestechen, welche in der Schlacht auf der Seite Gottes standen und denen er nun das herrlichste Gastmahl rüstet; er fordert sie endlich direct zur Entsagung auf: wer des heiligen Geistes Rath befolgt, der geht einsam in den Wald und in die Wildniss, und leidet dort Hunger und Durst, der verlässt Weib und Kind und fährt zu Kloster und zu Klause, der schenkt Eigen und Erbe an die Gotteshäuser, um Ablass seiner Sünden zu erhalten.

Solche Rathschläge und Aufforderungen waren nicht blos fromme Wünsche einzelner erregter Seelen, sie entsprachen weit verbreiteten Stimmungen und haben sich mehr als einmal verwirklicht. Im Jahre 1139 z. B. verwandelte Graf Ludwig von Arnstein seine Burg in ein Kloster zu Ehren der heiligen Maria und des heiligen Nicolaus, er selbst trat darin ein und seine Frau, die Gräfin Guda, lebte als Klausnerin in der Nähe.

Aus derselben Zeit und Gegend besitzen wir den Arnsteiner Marienleich[1], worin eine fromme Frau den Preis der Jungfrau Maria singt, und sie um ihre Huld und um wahre Reue bittet, damit sie ihre Sünden möge beweinen mit innig-

[1] Denkmäler Nr. 38.

lichen Thränen. Sie will sich die heiligen biblischen Frauen zum Muster nehmen, Sara die demüthige, Anna die geduldige, Esther die milde, Judith die kluge. ‚Du heissest *stella maris* — ruft sie aus — nach dem Sterne, der ans Land das müde Schiff leitet, wo es zur Ruh gelangt: leit uns zu Jesus, deinem lieben Sohn!‘

Ein anderes ähnliches Gedicht, die Vorauer Sündenklage[1], ist eine poetische Beichte und zählt die Vergehungen im einzelnen auf, deren der Mensch sich anklagt; und wieder ist Maria die Fürbitterin, an die er zunächst sich wendet.

Jene dichtende Frau aber tritt in eine Reihe mit den ausgezeichneten Aebtissinnen, welche im zwölften Jahrhundert am Mittelrhein in ihren Visionen die stärkste Erregung der Phantasie und hohe poetische Begabung an den Tag legen. Ich meine Hildegard von Bingen (1098—1179) und Elisabeth von Schönau (1129—1165). Das sociale Emporsteigen der Frauen, die Erhöhung des Frauengeistes und der Frauenempfindung zu einer wirklichen Macht der Zeit, ist durch sie auf das klarste versinnlicht. Hildegard nahm, um den schönen Vergleich von Görres zu wiederholen, ihren Zeitgenossen gegenüber eine Stellung ein, wie einst Veleda die Brukterin. Kaiser und Papst lauschten dem Ausspruch der Seherin. Politische und kirchliche Fragen haben sie beschäftigt. In dem Kampf gegen die Ketzerei stand sie auf Seite der Autorität: aber sie verläugnete nicht die angeborene Milde, sie rieth zur Schonung, sie war gegen die Tödtung der ‚Verirrten‘. Ihre Visionen entsprechen einem damals verbreiteten Geschmack an Deutungen, Allegorien, Parabeln. Poetische Formen und Gattungen finden sich darin wieder, die uns auch sonst aus lateinischer und deutscher Dichtung bekannt sind[2]. Alle die poetisch begabten Frauen, eben wie die zahlreichen Ketzersecten, die am Rhein ihr Wesen treiben, bekunden eine sehr starke Erregung der Phantasie. Und die Erregung an sich ist fruchtbarer, als der Gegenstand, auf den sie sich richtet. Den Gehalt wird sie wechseln, die

[1] Vorauer Handschrift XVIII. QF. 7, 77.
[2] Vergl. jetzt Preger Deutsche Mystik 1, 13 ff.

Schulung der Phantasie aber bleibt. Zu dem göttlichen Frauenbild der Jungfrau Maria erhebt sich in begeisterter Verehrung jener geniale Hildebrand-Gregorius, und Tausende thun es ihm nach. Dann beugen sich vor irdischen, gottbegeisterten Frauen die Grossen der Erde. Und bald ist es vielleicht nicht mehr die Gottbegeisterung, wovor sie sich beugen, sondern ein anmuthiges Lächeln und freundlich blickende Augen. Statt des Gebetes tritt ihnen ein Liebeslied auf die Lippen. Aber nur die religiöse Vertiefung hat die Empfindung überhaupt vertieft.

So weit verfolgen wir zunächst eine Bewegung, die von mannigfachen Versuchen ausgehend, doch ziemlich consequent dann nur die Richtung einhält, welche der Bamberger Scholasticus Ezzo angegeben hatte. Elemente einer grossen populären Wirkung sind darin noch wenig hervorgetreten. Das alte Testament, so reich an allgemein-menschlicher Poesie, ist auffallend vernachlässigt. Das Naheliegende, das unmittelbar Wirksame, das eigentlich Dogmatische, scheint ausschliesslich bevorzugt.

Doch das Gebiet der erzählenden Dichtung bietet noch andere Erscheinungen dar. Wie man Anno verherrlichte, um einen neuen Heiligen zu schaffen, so wurden natürlich auch die alten, anerkannten Heiligen, die christlichen Tugendmuster, in deutschen Gedichten gefeiert.

Von einer Legendenhandschrift sind Fragmente gefunden worden, welche die heilige Veronica, dann die Petrussage mit Petri und Pauli Martertod, hierauf nach einer bekannten apokryphen Quelle den Tod Mariae, darnach allgemeineres über die Thaten der Apostel mit Reflexionen über das Märtyrerwesen enthalten. Auch die Zerstörung Jerusalems und die Geschichte des heiligen Kreuzes kommt zur Sprache, ohne dass der Plan des Ganzen klar würde [1]. Um so klarer ist die Gesinnung des Verfassers, sein Herz ist ganz bei jenen

[1] Schade *Fragmenta carminis theodisci veteris (Regim. Pruss. 1866).* Bruchstück einer zweiten Handschrift gefunden von Barack Germania 12, 90—96, woraus sich ergibt, dass bei Schade Bl. 6 vor Bl. 5 einzureihen ist. QF. 7, 39—42. Wenn Z. 365. 369 der h. Martin und die h. Walburg besonders hervorgehoben werden, so vergl. Roch-

‚Gottes Holden', die auf weltliche Dinge und alle Erdenwonne verzichten, damit sie der Seele Heil erwerben.

Eine alte Legende, welche den am Rhein vielverehrten heiligen Aegidius behandelte[1] und eine beträchtlich jüngere von dem Apostel Andreas[2], beide in guten Versen, sind bis auf geringe Reste verloren.

Grösseren Reiz für den weltlichen Geschmack konnte das Lob Salomonis haben, das ein Gedicht aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts verkündigt[3]. Es entwirft ein Bild irdischer Regentenherrlichkeit, der Friedensfürst erbaut ein prachtvolles Gotteshaus, sein Hof entfaltet den grössten Glanz, seine Tafel ist reich besetzt, der Reichthum fliesst ihm massenhaft zu, ferne Länder bewundern seine Macht. Aber der Verfasser, der bei dem schönen Tisch und Salomos Tafelfreuden auffallend lange verweilt, will nicht einen geschichtlichen König schildern und er verfolgt auch keinen politischen Zweck — etwa die Segnungen des Friedens zu preisen gegenüber einer kriegerischen Wirklichkeit — sondern entsprechend der modischen Bibelinterpretation, welche alle Thatsachen verflüchtigt, um ihnen einen idealen Sinn unterzulegen, welche insbesondere an der Gestalt Salomos auch innerhalb der deutschen Litteratur schon durch Williram geübt war, muss hier Salomo ein Abbild Gottes sein, die Königin von Saba bedeutet Gottes Braut die Kirche, Salomos Dienstmannen sind die Bischöfe, die Lehrer der Kirche. Das Gedicht mag etwa an einem bischöflichen Hofe entstanden sein. Specifisches Kirchenthum enthält es jedoch nicht: die Bischöfe sollen ‚Treue und Wahrheit' lehren und ihre Lehre selbst befolgen.

Eine Einschaltung des Gedichtes, Salomo und der Drache, behandelt eine talmudische Sage in ganz weltlichem Ton. Ein ‚Wurm', der alle Brunnen Jerusalems austrinkt; Salomo, der ihn bezwingt; das Thier, das den Mund öffnet

holz Drei Gaugöttinnen (Leipzig 1870) S. 47. Eine nähere Ortsbestimmung lässt sich daraus nicht folgern.

[1] Hoffmann Fundgruben 1, 246—249.

[2] Lambel Germania 12, 76—80.

[3] Denkmäler Nr. 35; QF. 7, 56.

und ihm Rathschläge zum Tempelbau ertheilt, um sich zu befreien; dann Salomo auf der Jagd im Libanon; das Ganze mit lügenhafter Berufung auf Hieronymus erzählt: wo blieb da eine Spur von ernster Wirkung?

Etwas ernster beschäftigt sich ein anderes Lied mit den drei Jünglingen im Feuerofen[1]. Aber ganz wie ein Schwank klingt die kurze alte Judith[2]. Der biblische Stoff ist mit der grössten Freiheit umgestaltet, oder vielmehr: er war dem Dichter nur unvollkommen gegenwärtig, ‚Oloferni' ist König, die Stadt, die er belagert, heisst Bathania und wird als eine deutsche Stadt mit einem Bischof Namens Bebilin und einem ungenannten Burggrafen angesehen, die Kammerfrau der ‚Judithi' heisst Ava. Holofernes erklärt sofort, dass Judith sein werden müsse. Dazu ist sie ganz bereit, aber zuerst soll tüchtig gegessen und getrunken werden. Judith und ihre Magd schenken sehr viel ein, der Spielmann der am Ende der Bank sitzt wird nicht vergessen, und Holofernes wird vom Weine müde, und so ist die That aufs schönste vorbereitet. Jedesmal, wenn der Name ‚Oloferne' vorkommt, folgt der Reim darauf: ‚die Stadt die hätt er gerne'. Und jedesmal, wenn Judith genannt wird, folgt ihr stehender Beisatz: ‚die zu Gott wohl betete'. Mit einer Charakteristik des Bösewichtes fängt das Lied an, Schlag auf Schlag entwickeln sich die Ereignisse, und dass es sich um einen Religionskrieg handelt, ist kaum angedeutet. Das Stück macht fast einen lustigen Eindruck.

Die ganze Gruppe von Salomo bis zur Judith bewegt sich, wenn wir uns die Verfasser vorzustellen suchen, auf der Grenzlinie zwischen Geistlichen und Spielleuten. In der Judith zeigt der Spielmann unverkennbar sein Gesicht. Ihm liefert das alte Testament einen Unterhaltungsstoff, der ihm eben so lieb ist und den er ebenso unbefangen verarbeitet, wie irgend eine zeitgenössische Schlacht oder einen beliebigen Schwank oder ein Stück Heldensage. Das ist nun freilich sehr volksthümlich, aber es ist gar nicht mehr geistlich.

---

[1] Denkmäler Nr. 36.

[2] Denkmäler Nr. 37.

In ganz verschiedenem Sinne volksthümlich ist eine andere Gruppe von Dichtungen, die sogenannten Segen, deren Heimath ich nicht näher zu bestimmen wüsste, und die ich hier erwähne, weil wir doch am Anfange der geistlichen Dichtung stehen und sie gewiss diesem Anfange zugehören. Poetische Form tragen viele, poetischen Gehalt wüsste ich nur wenigen nachzurühmen.

Von der Zeit der Bekehrung an musste die Geistlichkeit darauf bedacht sein, Gott und den Heiligen ein so unmittelbares Verhältniss zum täglichen Leben zu geben, wie es die Heidengötter gehabt hatten. Die hilfreiche Macht des Himmels musste durch festgefugte Worte herbeigezaubert werden. So gab es schon im neunten Jahrhundert schützende und wehrende Segen, Segen zur Reise, Segen über die Hunde, Segen zur Stillung des Blutes, gegen Würmer, gegen Pferdekrankheiten. Jetzt, um das Jahr 1100, entfaltete die Geistlichkeit eine neue Thätigkeit in gleicher Absicht [1].

Der Münchener Ausfahrtsegen ist sehr kriegerisch. Der Aufstehende wünscht sich des Morgens: sein Haupt sei ihm von Stahl, keine Waffe schneide darein. Alle Schwerter seiner Feinde mögen liegen und schlafen, sie seien so stumpf und weich wie Marias Haar, als sie den heiligen Christ gebar. Nur das eigene Schwert nimmt er aus: ‚das schneide und beisse alles das ich es heisse, in meinen Händen und in niemands andern'.

Der Tobiassegen erzählt ganz episch den Segen, welchen Tobias über seinen scheidenden Sohn spricht, und führt ihn zum Theil wunderschön aus: ‚Gesegnet sei dir der Weg über Strasse und über Steg.' Daran knüpft sich die Anwendung: ebenso wie der junge Tobias mögest du gesegnet sein.

Hiermit scheiden wir einstweilen von der fränkischen Litteratur. Die Segenssprüche drangen tief ins Volk ein und leben zum Theil noch heute fort: es ist kein Zweifel, dass der eine oder andere eine fromme Stimmung mit sich führt. Aber im wesentlichen sind sie nur geistliche Mittel

[1] Denkmäler Nr. 47.

für irdische Zwecke. Die mehr oder weniger heiteren Erzählungen, die wir kennen lernten, befriedigten nur die Neugierde. Die Legenden suchten wohl vergeblich ein weltlich gesinntes Publicum zu gewinnen. Die Sündenklagen konnten die ausnahmsweise Gemüthsverfassung schwerlich wecken, aus der sie entsprungen sind. Alles Dogmatische setzt ein entgegenkommendes Interesse voraus. Und konnte das Leben Jesu, eine Leidensgeschichte, wohl die Heldengestalten Siegfrieds und Dietrichs aus der Seele stolzer Ritter verdrängen, die den Ruhm des Heldenthumes selbst für das höchste erachteten?

Wir werden im siebenten Kapitel sehen, wie — vermuthlich in Baiern — das richtige gefunden wurde, um die Herrschaft der germanischen Heldenideale zu brechen. Vorläufig wenden wir uns dem deutschen Südosten zu.

VIERTES KAPITEL.

KÄRNTEN.

Nach Kärnten, wenn nicht alles trügt, dürfen wir einen autonomen Anfang geistlicher Dichtung, unabhängig von jener weit wirkenden Bamberger Litteratur, verlegen.

Dem entspricht in der kirchlichen Politik des elften Jahrhunderts die Gründung eines besonderen Bisthums für Kärnten zu Gurk. Es wurde von Salzburg aus gestiftet und so, dass dem Kaiser jeder Einfluss auf die Besetzung von vornherein entzogen war (1071).

Das älteste Denkmal, die sogen. Wiener Genesis, umfasst gleich eine ganze Geschichte[1]. Sie zerfällt in sechs Theile von verschiedenen Verfassern, die einander fortgesetzt haben und die wir uns wohl am natürlichsten als Mitglieder desselben Domstiftes oder desselben Klosters denken werden. Sie behandeln nach der Reihe: Schöpfung und Sündenfall; Abel und Kain; Noe; Abraham; Isaak und seine Söhne; Joseph in Aegypten.

An der Spitze dieser Dichter steht ein kräftiges Talent: der Verfasser von Schöpfung und Sündenfall. Ihm müssen wir den Anstoss zu der ganzen litterarischen Bewegung in Kärnten verdanken. Das erste und älteste Stück der Wiener Genesis ist bei weitem auch das bedeutendste an

[1] QF. 1, 3—69. 7, 45 f. Dazu Rödiger in der Zeitschrift 18, 263 bis 280: er will die beiden Hälften des ersten Theiles zwei verschiedenen Verfassern zuweisen.

poetischem Gehalt. Der Verfasser hat sich den Stoff lebendig angeeignet und er hat ihn dichterisch gehoben. Er besitzt eine thätige Phantasie und die Fülle der Erscheinung will er uns vor Augen stellen. Die Pracht der Welt ist ihm aufgegangen und er sucht nach charakterisirendem Detail. Er hat nicht blos Bibelcommentare zur Hand genommen, sondern auch in altchristlicher Dichtung seine Anregungen gesucht. Alle Gelehrsamkeit benutzt er, theils um die biblische Erzählung anschaulicher zu machen, theils um eindringliche Ermahnungen an seinen Stoff zu knüpfen. Das homiletische Element der Arbeit, die Anrede an das Publicum, zeigt uns den Zusammenhang mit der Predigt. In der That möchte am nächsten damit zu vergleichen sein die Bamberger Schilderung von Himmel und Hölle. Hier wie dort steht das Busssacrament im Hintergrunde.

Mit künstlerischem Verstand ist die erste Hälfte des Gedichtes ganz auf die Schöpfung des Menschen berechnet, die zweite ganz auf die Würdigung des Sündenfalles. Das göttliche Gebot und die Schöpfung Evas ist dieser zweiten Abtheilung vorbehalten. So dass die erste, welche ohne Zweifel eine Predigt oder eine Vorlesung für sich bildete, einen grossartigen Verlauf mit vortrefflichem Abschluss darbot.

Zuerst ganz kurz Schöpfung der Engel und Lucifers Fall. Michael ist Gottes beauftragter Kämpfer: er schlägt dem Teufel einen Schlag, dass der Himmel unter ihm bricht und er sogleich in den Abgrund fährt mit einer so grossen Menge, als ob Wetter und Regen drei Tage und Nächte lang anhielte. ‚Sehr gross ist Gottes Kraft!‘ ruft der Dichter bewundernd aus.

Hierauf der Rathschluss der Schöpfung, die Tagewerke in rascher anschaulicher Erzählung, nur unterbrochen wieder von einem bewundernden Ausrufe des Dichters.

Dann aber in breiter Ausführung der Entschluss Gottes, den Menschen zu schaffen, der aller Creatur gebiete, dem das weite Meer nichts versagen darf alles was ihm lieb ist aus der tiefsten Tiefe; wohin er ihm ruft, dahin soll es eilen, alles, was er wünscht, schnell vollführen. Kein Löwe sei zu stolz und wild und kein anderes Thier im Felde und im

Walde, es sei ihm unterthan. Kein Vogel fliege zu hoch, wenn er ihm ruft, so komme er gleich so wie er ihn hört. Kein Wurm sei zu schrecklich, ihm sei er gehorsam.

Und nun, nach dieser Vorbereitung, entsteht vor uns ganz allmälich der Körper des Menschen. Wir wohnen der Arbeit des ‚erhabenen Werkmannes' von Anfang bis zu Ende bei: zuletzt bläst er dem Gebilde von Erde seinen Geist ein, da füllen sich die Adern mit Blut, die Erde wird Fleisch, der harte Lehm wird zu Bein, ‚die Adern biegen sich, wo zusammen geht das Glied'. Da erhebt sich der Mensch und wandelt auf und nieder und betrachtet alle Wunder, das Vieh und die Vögel, wilde und zahme, die Kräuter und Bäume; sehr verwundert ihn, dass der Fisch im Wasser spielt; vor den schrecklichen Würmen er gar nicht erschrickt.

Gott überträgt ihm mit kurzen Worten die Herrschaft: ‚sei du mir unterthan und nichts kann dir widerstehn'. Und nun ruht er am siebenten Tage.

Darnach pflanzt er den wonnesamen Baumgarten, das Paradies, dessen Herrlichkeit dem ungelehrten Publicum besonders durch eine gehäufte Reihe von fremdartigen Blumen- und Kräuternamen nahe gebracht wird: nur der Baum des Lebens und der Baum des Todes deuten am Schluss auf das Kommende hin.

Die zweite Hälfte, d. h. die zweite Vorlesung, erinnert im Eingang an den Inhalt der ersten, schildert insbesondere die streitenden Empfindungen der Eva im Momente der Verführung und legt dann alles Gewicht auf die Strafrede Gottes und die Betrachtungen, die sich daran knüpfen: über die Verfolgungen des Teufels, denen jeder Mensch ausgesetzt ist, insbesondere die Verführungen der Liebe, mit denen er ihn reizt. ‚Die böse Lust überfällt den Menschen, dass er ganz in Flammen steht *(daz er aller prinnet)*, bis er das Weib gewinnt. Die Jungfräulichkeit verliert er, das engelhafte Leben ist vorbei, er hat sich befleckt: der Teufel lacht darüber. Nun ist er unrein, nun hat er nichts mehr gemein mit den heiligen Jünglingen und mit den jungen Mädchen, die mit Sancta Maria immerfort in Freuden sind: wie denen mit Recht geschieht, die den Teufel überwinden. Wenn der

Mensch dann einsieht, wie wenig gutes ihm die Lust gebracht, so fängt es ihn zu ekeln an vor seiner Befleckung, es jammert ihn gar sehr und höchst schmerzvoll seufzet er. Aber es ist mit der Reue, wie mit einem zerrissenen Tuche, das wieder zusammengenäht wird: so lang es ganz blieb, war es schöner; wie gut es ausgebessert sei, man sieht die Naht. Auch dauert es nicht lange und neue Lust bezwingt ihn zu neuer Sünde. Er verliert die Scham und verachtet Gott und sucht so viel Weiber als möglich zu gewinnen.'

Man verzeihe diese Auszüge. Ich wollte wenigstens versuchen, eine Vorstellung von dem alten Gedichte zu geben, das in der schmucklosen Einfachheit seines Ausdruckes noch wenige auch für unser Gefühl poetische Reize darbietet. Allen solchen biblischen Dichtungen steht entgegen, dass uns der Stoff zu bekannt ist. Das Publicum, für das sie bestimmt waren, befand sich in einer anderen Lage: dort mochten sie wirken, wie heute auf Kinder.

An den übrigen Dichtern der Genesis eilen wir schneller vorüber. Der zweite, der Abel und Kain behandelt, ist ein treuer Schüler, manchmal fast ein sklavischer Nachahmer seines grösseren Vorgängers. Er erzählt mit gleicher Ausführlichkeit, aber nicht mit gleichem Talent und gleicher Bildung.

Dagegen herrscht in den beiden folgenden Theilen, im Noe und im Abraham, ein ganz anderer Stil. Die biblische Vorlage wird nicht ausführlicher gemacht und breiter behandelt, sondern umgekehrt ins kurze gezogen: die Abbreviatur des Ausdrucks geht oft bis zur Unverständlichkeit; es wird auf Dinge Bezug genommen, die gar nicht vorher erzählt sind; man muss den Bibeltext herbeiziehen, um nur überhaupt zu verstehen.

Ich glaube in der kurzen, springenden Behandlungsweise den Stil der Spielmannsdichtung zu erkennen. Wir werden noch im siebenten Kapitel darauf zurückkommen, dass in der zweiten Hälfte, gegen Ende des elften Jahrhunderts die Gudrunsage durch Spielleute aus dem Norden nach dem Süden getragen wurde: wie denn überhaupt um die Scheide des elften und zwölften Jahrhunderts die Umge-

staltungen, welche die Heldensage im nördlichen Deutschland erfahren, nach dem Süden gelangten.

Die Concurrenz mit den Spielleuten bringt auch hier im Südosten ein paar Geistliche dazu, sich in ihrer Manier der Erzählung zu versuchen.

Das kurze Stück von Noe und der Sündflut ist ziemlich unbedeutend und trocken. Anziehender wirkt der Abraham, der sich in formelhafter Rede rasch bewegt. Die Trockenheit des Tones schwindet, es geht frisch vorwärts. Abraham ist gütig und geduldig und Gott gehorsam: mit dieser Charakteristik setzt der Dichter ein und er hat das Charakterbild des Helden fortwährend im Auge; Alles was geschieht, sucht er kurz und sicher zu motiviren, alle auftretenden Personen mit ein paar Zügen zu schildern.

Der Verfasser erzählt wesentlich Abrahams Familiengeschichte: die Kriegsthaten, die Zerstörung von Sodom und Gomorrha u. dergl. lässt er weg. Die Werbung um Rebekka hat einen sehr volksthümlichen Anstrich bekommen: deutsche Sitte und deutsche Empfindung setzt sich mehrfach an die Stelle der hebräischen. Brautwerbungen sind ein besonders beliebtes Thema der Spielmannsdichtung und werden uns noch öfter begegnen.

Die beiden Poeten, welche die Bearbeitung der Genesis zum Abschluss brachten, dichten wieder in einem anderen Stil. Beide haben den Grundtext nicht verkürzt, sondern eher erweitert. Beide bedienen sich einer bequemen, wortreichen, langsamen Manier mit naheliegenden Formeln und gewöhnlichen, oft wiederkehrenden Reimen.

Der Verfasser von Isaak und seine Söhne ist sentimental. Er liebt es, Empfindungen zu steigern. Und die melancholische Weichheit des Gemüthes ist bei ihm, wie bei Otfried, mit Zerflossenheit des Stiles und ungleicher, launenhafter Behandlung des Stoffes gepaart, je nachdem er sich angezogen oder gleichgiltig berührt findet. Die Volksdichtung klingt nur selten an. Anschauliche Häufung des Details erinnert manchmal an den ersten Theil der Genesis. Am besten ist wieder eine Liebesgeschichte, die Erzählung

von Sichem und Dina. Esau mit seinen Mannen tritt wie ein deutscher Edelmann auf.

Der letzte endlich in der Reihe, der Dichter von Joseph in Aegypten, hat ein entschiedenes und ihm eigenthümliches Bedürfniss, Dinge und Personen, Zustände, Situationen und Empfindungen behaglich auszumalen. Er hat namentlich einen verhältnissmässig stark entwickelten Sinn für äussere Erscheinung, für Ceremoniell und feierliche, formvolle höfische Rede. Ueberall, wenn er auch der Gesinnung nach sehr demokratisch ist, schwebt ihm das aristokratische Leben mit seiner eben sich ausbildenden strengeren und feineren Sitte vor. Sein Held ist Joseph, dessen Schönheit und dessen edle Eigenschaften er gerne hervorhebt. Beim Segen Jacobs kramt er viel theologische Gelehrsamkeit aus, womit er offenbar bei seinen Standesgenossen grossen Beifall fand und auch auf seine dichterischen Genossen an der Donau Einfluss übte. —

So zeigt die deutsche Genesis in ihren ältesten Theilen die Anknüpfung an die virtuose Predigt des elften Jahrhunderts; dann lernen die Geistlichen von der raschen flüchtigen Erzählungsmanier der Spielleute; endlich beginnt diese Manier sich behaglicher auszubreiten und gefällt sich in Ausmalung des Zuständlichen: vermuthlich ist sie auch damit nur ein Abglanz des edleren Volksgesanges, des Heldenepos, wie es in adeligen Kreisen jetzt von neuem auflebte und den erhöhten Werth guter Sitte und massvoller Form abspiegelte.

Der leichtere spielmannsmässige Ton von frischer und lebendiger Bewegung findet sich in diesen Gegenden nur noch einmal wieder: in dem heiligen Johannes dem Täufer vom Priester Adelbrecht[1], der aber durch die Bequemlichkeit der Form an das fünfte und sechste Stück der Genesis erinnert.

Dieselbe Bequemlichkeit, verbunden mit grosser Breite und Weitschweifigkeit, verbunden aber auch mit einer Lebendigkeit in der Aneignung des Stoffes, wie wir sie dem Verfasser von Schöpfung und Sündenfall nachrühmen mussten, tritt uns

[1] Mone Anzeiger 8 (1839), 47—53. QF. 1, 67.

in der deutschen Exodus[1] entgegen. Sie schildert den Auszug der Israeliten aus Aegypten bis zu ihrer vollständigen Errettung durch den Uebergang über das rothe Meer, alles nach dem zweiten Buch Mosis (c. 1—14 und 15 Anfang). Der Dichter von Schöpfung und Sündenfall ist tiefer, gedankenreicher, dabei gedrungener und inhaltsvoller. Der Dichter der Exodus zeigt mehr Glätte der Form, wie er denn in regelmässigen viermal gehobenen Reimpaaren dichtet. Man merkt, dass er einem vornehmen kriegsgewohnten und kriegliebenden Publicum gegenüber steht. Diesem macht er bestimmte Concessionen. Weder Theologie noch besonderen religiösen Schwung muthet er ihnen zu. Dagegen beschreibt er ausführlich mit voller Sachkenntniss die beiden Kriegsheere, das hebräische und das ägyptische. Ja sogar die ägyptischen Plagen sucht er zu veranschaulichen durch Bilder und Vergleiche kriegerischer Art. Die Kröten werden als eine streitbare Armee eingeführt und es wird aufgezählt, was sie von einem menschlichen Heere unterscheidet. Die Hundsfliegen heissen ‚Gottes Ritter‘, die Heuschrecken *vil guote wîgande*, *vil snelle helde* u. s. w., ganz wie die Heroen unseres alten Epos. Fast möchte man vermuthen, dass komische Wirkung beabsichtigt sei. Und jedenfalls soll auch diese unterhaltende Schilderung das weltliche ritterliche Publicum von den Spielleuten abziehen.

An die Genesis hatte man in Handschriften einen prosaischen Physiologus angeschlossen[2]. Das Interesse für die Thiere kam auch diesen eigenthümlichen Erzeugnissen mittelalterlicher Fabelzoologie entgegen. Märchenhafte Eigenschaften der Thiere theologisch ausgedeutet bildeten gleichsam eine Ergänzung zu dem letzten Theile der Genesis, wo der Segen Jacobs einige Anknüpfungspuncte bot.

Das Stück wurde später auf die roheste Weise mit Reimen versehen und so die schlimmste Art von Lehrgedichten auf die Bahn gebracht[3].

---

[1] QF. 1, 70—77. 7, 6 f.

[2] QF. 1, 3 f.

[3] QF. 7, 4—6. Dass der Bearbeiter wohl ein anderer als der der Genesis, dazu vergl. auch QF. 1, 29 f.

Auch die Genesis erfuhr, noch vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts, eine modernisirende Bearbeitung in Kärnten[1], welche damit Zeugniss ablegt für das ununterbrochene landschaftliche Fortleben und die unabgebrochene Wirksamkeit des ehrwürdigen Gedichtes. —

Nur in der Exodus weht vielleicht Hofluft. Ueberall sonst scheint der dichtende Priester mitten im Volke zu stehen. Mann und Weib — unter denen, welche der Verfasser der ‚Schöpfung‘ vor sich hat — ruhen am Sonntag aus von der harten Arbeit der Woche. Der Dichter des ‚Abraham‘ polemisirt gegen die Kaufleute. Der Verfasser des ‚Joseph‘ sucht seinen Helden zu idealisiren als einen Mann nach dem Herzen des Bauervolkes: als Amtmann des Potiphar ist er gut und gnädig, mit ‚getreulichem Ernste‘ regiert er seine Leute; keinem Armen wird von seiner Pfründe etwas vorenthalten; von dem Bauer verlangt er nur den gebührenden Dienst, nichts mit unrechter Forderung oder Zwang, ja er übt auch wohl Milde, wenn einer, der seine Schuldigkeit thut, ihn um Nachlass bittet. Und als Minister während der Hungersnoth, da nahm er die Verarmten nicht als Sclaven an: ‚er wollte sie nicht ihrer Freiheit berauben; er hielt es für Sünde, die, die er als freie fand, mit Benutzung ihrer Noth zu Knechten zu machen.‘ Hierin setzt sich der Dichter sogar in Widerspruch zum Bibeltexte, der gerade von nothgedrungener Sclaverei zu melden weiss (1. Mos. 47, 19. 23). Er will eben in Joseph ein Gegenbild der kleinen Tyrannen aufstellen, wie sie zu seiner Zeit und in seiner Gegend das Volk bedrückten.

Noch entschiedener zeigt sich die demokratische Parteistellung bei einem Dorfpfarrer, der das Gedicht vom Recht verfasst hat[2]. Er entrollt allerlei Lebensbilder aus dem Kreise seiner unmittelbaren Erfahrung. Er ist nichts weniger als zelotisch oder ascetisch, hat nichts gegen Schmuck und nichts gegen die Freuden der ehelichen Liebe einzuwenden. Er schärft Gerechtigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit als die Hauptpflichten des Menschen ein. Er wendet sich gegen die

---

[1] QF. 7, 3. 4.
[2] QF. 7, 7—14.

übermüthigen Reichen und Mächtigen, die dem Armen Unrecht thun und Unrecht thun lassen. Er droht ihnen mit der göttlichen Strafe: da ist keine Burg so fest, die nicht zerstört würde, nichts kann widerstehen und keine hohe Mauer bietet Schutz.

Der fehdelustige Adel Kärntens, auf welchen der Verfasser der Exodus seine Arbeit berechnete, erscheint hier als ein Gegenstand des äussersten Abscheus. Wir ahnen Classenkämpfe, wie wir sie im dreizehnten Jahrhundert in Niederösterreich vor uns sehen, wie sie Stricker in deutschen Reimen schildert: die Bauern, die ‚Gäuhühner', im Sturm auf ihre Zwingburgen.

Und hier im zwölften Jahrhundert in Kärnten der Geistliche als Demagog, als Aufwiegler und Anführer des Gäus gegen die Herren.

Volksthümliche Didaktik ist ferner durch ein zweites Gedicht vertreten, die Parabel von der Hochzeit[1]. Als Brautwerbungsgeschichte vergleicht sie sich mit der Werbung um Rebekka oder um Rahel, aber das Kostüm ist hier noch völliger deutsch.

In einem lieblichen Thale wurde ein schönes Mädchen geboren aus edlem Geschlechte, sie hatte alle Wonne und Ehre, sie war gütig und demüthig, von leuchtender Farbe, herrlicheres hat es nie gegeben. Um sie warb ein mächtiger Herr, der auf hohem Gebirge wohnte mit seinen Vasallen. Er sandte einen Boten, um sie zu begehren; ihre Familie war es zufrieden; sie selbst sagte Ja; da gab ihr der Bote ein Ringelein zum Zeichen der Vermählung. Mit vielen edlen Rittern unternimmt der Herr die Brautfahrt. Das Mädchen ist bereit, ihn zu empfangen, sie ist in weisse Gewänder gekleidet, mit Borten behangen und goldenen Spangen. Leuchtend und herrlich tritt sie hervor, ohne Makel steht sie vor der Versammlung. Der Bräutigam bietet ihr die Hand und reitet mit ihr an der Spitze der Schaar. Sie überstralt sie alle wie der helle Morgenstern. Unter Gesang wird sie eingeholt, und ein reiches Gastmahl wartet auf die Reisemüden.

[1] QF. 7, 14—19.

Aber wie wenn ein heutiger Roman etwa zu clericalen Tendenzen benutzt wird, so deutet der Verfasser die einfache Liebes- und Hochzeitsgeschichte ins Geistliche um.

Der Bräutigam ist der heilige Geist, das Mädchen des Thales ist die menschliche Seele. Der Bote ist der Priester, die Familie sind die Sacramente, der Goldschmuck ist die Beichte, das weisse Gewand die Reinigkeit von Sünden u. s. w.: das Gastmahl endlich wartet der Seligen im Himmelreich.

Das Gedicht hat viele Zusätze erfahren, worin noch manche andere kirchliche Lehre den Gläubigen zu Gemüthe geführt wurde. Auch von Reich und Arm und gegen die Reichen wird darin geredet, wie in dem Stück ‚vom Recht‘: so dass auch hier die demagogische Tendenz zuletzt nicht fehlt. —

Ueberblicken wir die Lieblingsstoffe der kärntnischen Poësie, so überwiegt das Interesse am Alten Testament. Naiv knüpft man die fernste Vergangenheit an unmittelbare Gegenwart. Die weltfreudige Phantasie hat überall das Leben vor Augen. Die Dichter sind praktisch und sinnlich, aufmerksam auf die Einzelheiten der wirklichen Erscheinung. Daneben regt sich schon die idealisirende Methode des nachmaligen höfischen Epos.

Der Biograph Heinrichs des Vierten entwirft uns ein anschauliches Bild von dem deutschen Edelmann um das Jahr 1100. Er hat sein Eigenthum an Kriegsleute vergeudet, um mit einem bedeutenden Gefolge von Kampfgesellen aufzutreten und seine Standesgenossen durch die Menge der Bewaffneten zu überbieten. Auf schäumendem Rosse fliegt er dahin. Sein Kleid muss mit Purpurröthe gefärbt sein. Goldene Sporen trägt er am Fusse.

Dieser Luxus ist auf die Beraubung des Kaufmanns und Schiffers, auf Vernachlässignng des eigenen Ackers, kurz auf Verachtung und Beeinträchtigung der ehrlichen Arbeit gegründet. Und der Geschichtschreiber zeigt uns, wie bei strengerer Handhabung der Polizei solche Raubritter herunter kommen: die Sporen werden wieder von Eisen und das edle Ross muss einem Bauergaule weichen.

Auch der kärntnische Dorfpfarrer weiss von verarmten

Edelleuten zu erzählen, die mit ihren Knechten gemeinsam roden im Walde. Aber trotz der Abneigung gegen die Reichen, mehr als einmal taucht in diesen Gedichten das Bild des Edelmannes auf mit seinem ritterlichen, reichgeschmückten Gefolge. Und nicht ohne Wohlgefallen führt es selbst der geistliche Poet seinem Publicum vor.

Aus dem ziemlich einheitlichen Charakter der älteren kärntnischen Litteratur fällt nur ein Gedicht ganz heraus, welches indessen nicht mit Sicherheit hierher gerechnet wird: die Auslegung des Paternosters[1]: geistreiche, kunstvolle oder vielmehr gekünstelte Combinationen zwischen den sieben Bitten des Vaterunsers, den sieben Gaben des heiligen Geistes, den sieben Seligkeiten, sieben alttestamentlichen Vorbildern u. s. w. Combinationen, welche zum Theil auf Hugo von St. Victor zurückgehen, den ich im nächsten Kapitel noch einmal zu erwähnen haben werde.

Das Gedicht mag den dreissiger oder vierziger Jahren des zwölften Jahrhunderts angehören. Etwas jünger wird ein ähnliches von der Siebenzahl[2] sein, welches, ausgehend von den sieben Siegeln der Apokalypse, ohne Wahl alle möglichen Siebenzahlen aus der heiligen Schrift zusammenstellt.

Diese Wendung der kärntnischen Dichtung setzt nachher ein Priester Arnold fort, auf welchen das sechste Kapitel zurückkommen wird. Im Donauthal und in Baiern begegnen wir ähnlichen Stoffen.

[1] Denkm. Nr. 43; QF. 7, 21.
[2] Denkm. Nr. 44

FÜNFTES KAPITEL.

DAS DONAUTHAL.

In den Klöstern des Donauthales treffen die Wirkungen der fränkischen Dichtung einerseits, der kärntnischen Dichtung andererseits zusammen.

Auch hier ist Willirams hohes Lied gelesen und abgeschrieben worden. Eine Handschrift zu Kremsmünster stimmt mit der Ebersberger sehr genau überein. Eine andere zu Lambach zeigt österreichische Sprachformen.

Auch hier hat Ezzos Gesang von den Wundern Christi Beifall, Nachahmung und Benutzung gefunden: auf der grossen Pilgerfahrt von 1101, die im Passauischen und Salzburgischen so ungewöhnliche Betheiligung fand, hat man das Lied gewiss mit erhöhter Begeisterung gesungen. Daneben wird selbst die Bamberger Beschreibung von Himmel und Hölle gekannt und gelegentlich zu neuer Production verwerthet.

Der Mariendienst breitete sich immer mächtiger aus. Die ultramontane Partei that das ihrige, um ihn zu fördern. Bischof Altmann von Passau weihte im Jahr 1083 der heiligen Maria ein Kloster zu Göttweih auf hohem Berge an der Donau.

Um jene Zeit mag das Marienlied entstanden sein, das eine Handschrift zu Melk bewahrt[1]. Es ist der reinste und schönste Nachklang von Ezzos Gedicht. Wie dieses

---

[1] Denkmäler Nr. 39. — Ueber Altmann von Passau und sein Verhältniss zur religiösen Poesie vergl. Giesebrecht 3, 1184.

war es dem Chorgesange bestimmt. Es bewegt sich einfach und kräftig in sechszeiligen Strophen mit dem Refrain *Sancta Maria*. Die Strophen schliessen sich in Gruppen zusammen: von den alttestamentlichen Vorbildern, von der Aufreihung bezeichnender Thatsachen, von der Erwähnung der Geburt des Heilands wird zu dem Preise seiner jungfräulichen Mutter und endlich zu deren Anrufung übergegangen.

Die Schule fränkischer Spielleute, zunächst etwa den ‚drei Jünglingen im Feuerofen‘ vergleichbar, glaube ich in einem Johannes Baptista zu erkennen[1]: leichte Erzählung, etwas formelhaft, mit lateinischen Phrasen geschmückt, der Stoff etwas freier behandelt.

Nun dringt aber auch die kärntnische Genesis ein und wird an der Donau bekannt. Sie trifft hier auf andere Geschmacksforderungen. Ihre Reime sind zu alterthümlich frei. Man wünscht auch in der Schöpfungsgeschichte den kürzeren, knappen, raschen Ton des Spielmannsliedes, und den feierlichen Klang lateinischer Worte und Sätze. Eine Umarbeitung wird nöthig: die sogenannte Vorauer Genesis[2]. Es entstanden (um 1115) drei ganz neue Gedichte, nur der letzte Theil, Joseph in Aegypten, blieb im wesentlichen unberührt und hat sogar Schule gemacht.

An die Stelle der Exodus nemlich trat ein Gedicht ganz theologischen Charakters, das ich den Vorauer Moses nenne[3], das sich aber bis zur Eroberung Jerichos hin erstreckt. Hier findet sich keine Spur spielmannsmässiger, volksthümlicher oder humoristischer Behandlung. Es ist sehr gelehrt, aus mehreren, zum Theil seltenen theologischen Quellen zusammengeschweisst. Alles in der Geschichte des Moses wird gedeutet, entweder moralisch oder vorbildlich im Hinblick auf das Neue Testament.

Durch dieses Beispiel angeregt, unterwirft ein anderer Dichter die Geschichte Bileams[4] dem gleichen Verfahren. Das israelitische Heer und die Stiftshütte werden

---

[1] Fundgruben 1, S. 130, 1—190, 28; QF. 7, 64 - 66.
[2] Vorauer Hs. II. QF. 7, 42—45.
[3] Vorauer Hs. IV. QF. 7, 46—48.
[4] Vorauer Hs. VI. QF. 7, 49.

ausführlich beschrieben und die letztere mit Deutungen versehen. Aber auch für die sanfte Balgerei zwischen dem Propheten und seiner Eselin hat der Verfasser einigen Sinn.

An den Johannes Baptista schliessen sich zwei Gedichte. welche zusammen das Leben Jesu ungefähr erschöpfen[1]. Beide sind aus der Schule Ezzos hervorgegangen, das Melker Marienlied ist dem ersten bekannt, der kärntnische Joseph dem zweiten. Jenes behandelt, ein wenig trocken, Christi Geburt und Jugend bis zur Versuchung in der Wüste: dieses beschreibt die allmäliche Entstehung der christlichen Kirche. Man sieht, wie die Gläubigen sich um Jesus sammeln: den Schluss macht Petrus zu Rom. Der Verfasser ist kein guter Erzähler, aber er ist voll inneren Antheils an den Dingen, der besonders bei der Kreuzigung rührend hervorbricht. ‚Ach, du guter Joseph — redet er den Joseph von Arimathäa an — hätte ich damals gelebt, ich hätte dir bei dem Begräbniss Christi geholfen.‘

Im Jahr 1127 starb die Klausnerin Frau Ava, von der wir drei Gedichte besitzen[2], worin sich wiederum Bamberger und kärntnischer Einfluss begegnen. Das erste berichtet von den sieben Gaben des heiligen Geistes, wie sie sich dem Menschen mittheilen und welche Tugenden daraus fliessen; das zweite vom Antichrist; das dritte vom jüngsten Gericht. Die Sachen sind nichts grosses, ergreifendes, nicht Producte eines hervorragenden Talentes, aber anziehend durch eine gewisse Naivetät. Mit Vergnügen beobachtet man frauenzimmerlichen Stil und frauenzimmerliche Gesinnung: Bau und Anknüpfung der Sätze sind von beispielloser Einfachheit, und unter den Vorzeichen des jüngsten Tages unterlässt sie nicht zu erwähnen, dass auch Spangen und Armringe, das Geschmeide der Frauen, zu Grunde gehe. Sie ist die erste uns namentlich bekannte Frau, welche deutsche Verse gemacht hat.

Frau Ava sowohl wie das Leben Jesu und die Vorauer Genesis zeichnen sich aus durch Bekanntschaft mit der französischen Theologie.

---

[1] Vorauer Hs. XIV (II. III.). QF. 7, 66—73.

[2] Vorauer Hs. XV—XVII. QF. 7, 73—77.

Die französische Theologie hatte seit Lanfranc im elften Jahrhundert einen bedeutenden Aufschwung genommen. Lanfranc entfaltete grosse Lehrthätigkeit und hatte riesigen Zulauf. Auch aus Deutschland strömten die Schüler zu ihm, und seine Methode der biblischen Interpretation wurde nach Deutschland verpflanzt.

Sein Nachfolger in der Schule zu Bec in der Normandie, der Erbe seines Ansehens und Einflusses, war Anselm von Canterbury. Auf seinen Lehren scheint die Summa theologiae zum Theil zu beruhen, deren poetische Uebersetzung wir kennen lernten. Eins seiner Gebete wird uns noch deutsch begegnen.

In Frankreich selbst begann nun gegen Ende des elften Jahrhunderts eine reiche und höchst mannichfaltige Entwickelung der Theologie. Verschiedene Schulen bildeten sich, Controversen entstanden, die Parteien befehdeten sich oft bis zur moralischen Vernichtung. Gefährlich für die Orthodoxie erwies sich diese Bewegung insbesondere zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo zwei höchst merkwürdige Persönlichkeiten auftraten, die vielfach im gleichen Sinne wirkten und wovon die eine hohe Berühmtheit erlangte. Ich meine Abälard, zu dessen Vorträgen gegen das Jahr 1110 in Paris sich alles drängte. Der andere ist Wilhelm von Conches[1]. Beide waren 1100 ungefähr 20 Jahre alt. Beide wenden die Dialektik auf die Philosophie an, Wilhelm indem er geradezu die Theologie ihr unterordnet, Abälard im Ausdruck vorsichtiger, aber so gewandt und kühn, so hinreissend als Lehrer, dass sich auf ihn der Zorn der strengen Partei später entlud: Bernhard von Clairvaux hat seine ganze feurige Beredsamkeit gegen ihn ins Feld geführt und zwei Verurtheilungen (1121 und 1140) durchgesetzt. Abälard und Wilhelm stehen in ihrer Trinitätslehre auf dem Boden Platos, indem sie den heiligen Geist mit Platos Weltseele identificiren. Beide ge-

---

[1] Ueber ihn vergl. Hauréau Singularités p. 231—266. Unter den Werken des Honorius Augustodunensis ed. Migne findet man von ihm S. 39 die *philosophia mundi* (welche Prantl Geschichte der Logik 2, 83 und sonst fälschlich für ein Werk des Wilhelm von Hirschau nimmt) und S. 246 Stücke aus seinem Commentar zum Timäus.

langen auch, ohne es mit voller Schärfe einzugestehen, zu der monarchianischen Ketzerei, indem sie die drei göttlichen Personen auf drei Attribute Gottes reduciren: Macht, Weisheit, Güte. Diese Formel mit der naheliegenden und unwillkürlichen Consequenz, welche das unbegreifliche Geheimniss der Drei-Einheit hinwegschaffte, war sehr geeignet populär zu werden; und wurde es. Im späteren Mittelalter ist sie seit den Sentenzen des Petrus Lombardus ganz gewöhnlich und hat alles Gefährliche verloren. Bei ihrem ersten Auftreten wurde sie heftig bekämpft. Und gleich damals drang sie nach Deutschland, wir finden sie bei den drei oben angeführten österreichischen Dichtern[1].

Manche Deutsche fühlten sich gedrungen, unmittelbar an der Quelle der Weisheit zu schöpfen, und eilten nach Frankreich. Der Babenberger Otto von Freising wurde der Schüler des Gilbert de la Porrée. Ein norddeutscher Edler, unter dem Namen Hugo von St. Victor bekannt (geb. 1097), blieb ganz in Paris und wurde um die zwanziger Jahre des zwölften Jahrhunderts der Begründer einer orthodoxen, aber mystischen Richtung. Seinen Tod (1141) verzeichnen österreichische Annalen und seine Werke waren in Oesterreich verbreitet.

Grösseren Einfluss als alle die genannten übte auf den deutschen Südosten eine räthselhafte Persönlichkeit, der Einsiedler Honorius[2], aus. Er stand mit österreichischen Klöstern in persönlicher Verbindung, einem Propste Gottschalk, vermuthlich von Reichersberg, widmete er eine kleine Arbeit. Seine unermüdliche Schriftstellerei war überall willkommen. Er ist der Mann für das grosse Publicum geistlichen Standes. Er beherrscht keineswegs die Bildung seiner

---

[1] Vergl. Denkmäler, zweite Ausgabe, S. 446.

[2] Honorius Augustodunensis (von Autun? von Augsburg?). Vergl. Zs. für die österr. Gymn. 1868 S. 567—574. Denkm. [2] S. 418n. und Register. Scheffer-Boichorst Annales Patherbrunnenses (Innsbruck 1870) S. 191 hält ihn für einen Schwaben und wollte ihn, wie er mir mündlich mittheilte, an das Kloster Kempten anknüpfen. — Die Werke des Honorius sind in Bd. 172 der Migneschen Patrologie (Paris 1854) gesammelt.

Zeit. Er ist durchaus orthodox, ohne einen Anflug von Philosophie und Dialektik, und polemisirt gegen die classischen Studien, mit denen Wilhelm von Conches so gerne prunkt. Die Tendenz aller seiner grösseren Werke ist encyclopädisch. Seine früheste Schrift, das Elucidarium, umfasst alles Wissenswürdige der Theologie und hat ungemeines Ansehen genossen. Ausserdem verfasste er liturgische Handbücher, ein Handbuch für Prediger, ein geographisches, astronomisches, historisches Handbuch, eine Physik, Commentare zu den beliebtesten Büchern der Bibel und daneben allerlei kleine Tractätlein über einzelne theologische Fragen. In einer Schrift ‚vom Papst und Kaiser' führt der verwegenste Ultramontanismus das Wort: der römische Kaiser soll vom Papste gewählt werden und ihm unterthan sein. Das Büchlein muss um die Zeit des Wormser Concordates (1122) erschienen sein, es zeigt wie man dieses in ultramontanen Kreisen auffasste und welche verwegenen Hoffnungen die Heisssporne daran knüpften.

Den Ansichten des Honorius und ihrer meist originellen Ausprägung begegnen wir nun vielfach in deutschen Predigten und Gedichten, in Baiern und Oesterreich und sonst. Das Elucidarium scheint einem deutschen Buche zu Grunde zu liegen, das den Titel Lucidarius (oder Aurea Gemma oder beides) führt und vermuthlich auf Veranlassung Heinrichs des Löwen aus dem Lateinischen in deutsche Prosa übersetzt ist[1].

Nicht allgemein jedoch war der Beifall, den Honorius in Oesterreich fand. Er selbst berichtet von Anfeindungen, die ihm das Leben bedrängen. Und der Gegensatz pflanzt sich fort. Es scheint, dass ein uns erhaltenes Gedicht, das Anegenge[2], sich vornehmlich in Opposition gegen Honorius und Leute seiner Art bewegt. Er wirft im Eingang einen

[1] Wackernagel Litteraturgeschichte S. 322 Anm. 26; Schröder Germania 17, 408 f. Das Werk war längst näherer Untersuchung werth.

[2] Hahn Gedichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts S. 1–40. Ueber die Benennung s. Zeitschrift für die österr. Gymn. 1868 S. 578. Ueber das Verhältniss zu Bernhard von Clairvaux s. Heinzel in Haupts Zeitschr. 17, 43 ff.

tadelnden Seitenblick auf diejenigen, welche ihren Scharfsinn an spitzfindige Untersuchungen wenden, wie über die Fragen, wo Gott sich befand als es weder Himmel noch Erde gab, weshalb Gott den Uebermuth des Teufels zuliess, weshalb er den Sündenfall nicht hinderte, da er doch vorher wusste, dass er den Menschen durch sein eigenes Blut würde erlösen müssen u. s. w. Gerade solche Fragen aber finden sich im Honorius, namentlich im Elucidarium, abgehandelt. Doch verschmäht sie allerdings unser Dichter selbst nicht. Seine Erzählung ist oft unterbrochen durch subtile Erörterungen.

Das Gedicht nennt sich den ‚Anfang‘, Ursprung, weil es von der Schöpfung ausgeht. Aber Sündenfall und Erlösung treten hinzu. Es ist das Thema Ezzos: aber wie verschieden die Ausführung, wie gelehrt theologisch! Den Ezzo selbst kennt und benutzt er, auf die Vorauer Genesis weist er polemisch hin, den Eingang entnimmt er aus einer fränkischen Sündenklage (der sog. Vorauer Sündenklage), und den Streit der vier Töchter Gottes, von denen Wahrheit und Gerechtigkeit den gefallenen Menschen verurtheilt, Barmherzigkeit und Friede ihn begnadigt wissen wollen, bildet er einer Predigt Bernhards von Clairvaux nach.

Doch gehört das Anegenge einer späteren Zeit an, es mag leicht gegen 1170 hinabrücken. Wir treffen darin längere Sätze, ausgebildetere Kunst des Periodenbaues und reinere Reime, als in den bisher besprochenen Gedichten.

Diese fallen grossentheils ohne Zweifel in die Regierungszeit des Erzbischofs Konrad von Salzburg (1106—1147), und das Wirken dieser mächtigen Persönlichkeit ist der Hintergrund, auf welchem wir die reiche Entfaltung österreichischer Poesie erblicken. Durch seinen unruhigen leidenschaftlichen Sinn, seine Gewaltthätigkeiten, seine Feldzüge, sowie durch seine Baulust und Prachtliebe erinnert er noch vielfach an die grossen Kirchenfürsten des elften Jahrhunderts. Unter allen deutschen Bischöfen ist er am eifrigsten bemüht, die gregorianischen Reformen in Deutschland durchzusetzen. Unermüdlich kämpft er für die Emancipation der Kirche vom Staat, für strenge Rechtgläubigkeit, für die Heiligkeit des Priesters, für alle geistlichen

Gerechtsame. Sein Leben ist wild bewegt. Einmal sehen wir ihn auf der Flucht, in Höhlen, in Sümpfen verborgen, ins Hochgebirge gedrängt, nach Italien verfolgt: sein Muth bleibt ungebeugt. Mit derselben Energie drang er auf Reinigung des Lebens: die weltliche Hoffart der Kanoniker ist ihm ein Greuel, überall möchte er klösterliches Zusammenwohnen und die strenge Regel des heiligen Augustinus einführen. Dem Clerus seiner Diöcese wird das höchste Lob ertheilt, und Propst Gerhoch von Reichersberg (geb. 1093, Propst 1132, gestorben 1169), der getreue Genosse aller seiner Bestrebungen, der eifrige Kämpfer gegen Ketzerei, Simonie und Unzucht, bezeugt, dass das Lob Christi in deutschen Liedern gesungen werde[1]. Er mag an religiöse Volkslieder denken, wie ‚An dem osterlichen Tage' oder ‚Christ ist erstanden' oder ‚Nun bitten wir den heiligen Geist' oder ‚In Gottes Namen fahren wir'. Aber auch Ezzos Gesang oder das Melker Marienlied mochte ihm vorschweben oder jüngere Marienlieder, die wir später kennen lernen werden. Daneben erhielt sich immer noch der uralte kurze Volksgesang:

Christ uns genâde! Kyrie eleison
die heiligen alle helfen uns! Kyrie eleison.

---

[1] Müllenhoff Denkm. [2] S. 366. 367. Ueber Konrad von Salzburg s. dessen Vita, Mon. SS. 11, 63 ff. Heinzel Heinrich von Melk S. 34. 37. Diemer Beitr. 3, 14. 15. — Die Localisirung der besprochenen Gedichte im ‚Donauthal' soll nur im allgemeinen auf Ober- und Niederösterreich hinweisen. Abgesehen vom Melker Marienlied und Anegenge sind sie alle in der Vorauer Handschrift überliefert: Vorau ist erst 1163 gestiftet; die specielle Herkunft der Görlitzer Handschrift des Lebens Jesu und der Werke der Frau Ava kennen wir nicht; von dem ‚Moses' haben wir eine Spur in Garsten. Garsten und Vorau aber sind Gründungen der steirischen Ottokare, mit denen Erzbischof Konrad in freundlichem Verhältniss stand.

SECHSTES KAPITEL.

WELTLICHES LIED UND GEISTLICHE SATIRE IM SÜDOSTEN.

Mit der gewöhnlichen Selbsttäuschung siegesgewisser Zeloten hatte Gerhoch von Reichersberg im Jahr 1147 erklärt: ‚Im ganzen Bereiche der Christenheit wagt es niemand mehr, schändliche Lieder *(turpes cantilenas)* öffentlich zu singen.' Dagegen schien ihm christliche Dichtung zu blühen.

Aber die weltliche Poesie war noch lange nicht todt. Vielmehr verlor die geistliche Kunst von Jahr zu Jahr an Boden. Immer heftiger wird der Ton, in welchem man sich über die dummen Laien beklagt, immer aussichtsloser das Ringen um den Beifall des Adels. Die erzählenden und betrachtenden Gedichte werden immer trockener, die Arbeiten subjectiven Charakters immer leidenschaftlicher. Die Vertreter der geistlichen Interessen predigen stürmisch die Abkehr von der Welt.

Die fröhlichen Weltkinder freuen sich unbefangen des Daseins. Ihr Treiben fordert die Kritik heraus. Die charakteristische Kunstgattung dieser Uebergangszeit wird die Satire, und sie fällt ihrer Tendenz nach mit der Busspredigt zusammen.

Eine solche Busspredigt in poetischer Form ist die Wahrheit[1]. Den Verfasser jammert, dass so mancher Mutter

[1] Vorauer Hs. VII QF. 7, 51.

Kind soll in die Hölle fahren. Darum ermahnt er zur Reue, ehe es zu spät ist. Wie der Wald sein Grün verliert, so nimmt der Tod dem Menschen seine Kraft. In etwas ungeordneter Beredsamkeit macht er recht eigentlich dem Zuhörer die Hölle heiss und eröffnet ihm dann den Blick auf die göttliche Gnade.

Die Zukunft nach dem Tode schildert ein Fragment[1], worin sehr hübsch und anschaulich die Angst der Seele beschrieben wird, die sich den Höllenqualen und dem Hohn des Teufels ausgesetzt sieht. Dagegen wird die gute und fromme von ihrem Schutzengel in den Himmel geführt — und es kehren Anschauungen und Wendungen wieder, die aus der kärntnischen ‚Hochzeit' entlehnt sind.

Trockner sind liturgische Betrachtungen[2], in denen die vierzigtägige Fasten, die Osterzeit und andere bedeutungsvolle Termine des Kirchenjahres nebst Einzelheiten des Cultus erläutert werden. Aber sie laufen auf denselben Zweck hinaus. Immer soll gezeigt werden, wie uns der Teufel gefangen hält und wie wir durch Busse und Fasten ihm entrinnen können.

In Fragmenten einer poetischen Predigt[3] wird die Nächstenliebe empfohlen und gegen die Tödtung geeifert: wie kein Sperling ohne Gottes Willen fällt, so hütet er den Menschen; und das Schwert des Mörders trifft mit der einen Schneide sein eigenes Haupt. Was helfen dem Menschen alle Schätze der Erde: er soll sich einen Schatz im Himmel sammeln, damit ihn Gott dort empfange in der ewigen Heimat.

Mit viel ausgeprägterer Physiognomie steht Heinrich von Melk vor uns[4]. Er ist der eigentliche Repräsentant dieser Richtung, der erste deutsche Satiriker, dessen Namen wir kennen.

[1] Karajans Fragmente II; QF. 7, 23.

[2] Beim Priester Arnold aufbewahrt, s. QF. 7, 87 f Vorauer Hs. XX. Fragm. E. Dazu Mones Anz. 8, 55—58.

[3] Ebenfalls beim Priester Arnold Fragm. C: QF. 7, 86 f.

[4] Zuletzt herausgegeben von R. Heinzel, Berlin 1867. Dazu vergl. Jänicke Zs. für Gymnasialwesen, und Zs für die österr. Gymn. 1868 p. 564 ff.

Heinzel hat wahrscheinlich gemacht, dass Heinrich ein österreichischer Adeliger war, der nach widrigen Familienschicksalen sich im höheren Alter ins Kloster Melk zurückzog, wo er aber nicht als eigentlicher Mönch, sondern als Laienbruder lebte. Daselbst dichtete er zwischen 1153—1163 das ‚Memento mori', worin er all dem Grimm, der sich während seines Weltlebens in ihm aufgesammelt hatte und der ihn schliesslich daraus vertrieb, in energischer Weise Luft machte. Später, wir wissen nicht genau wann, verfasste er sein ‚Priesterleben' worin er die Schäden des geistlichen Standes unerbittlich bloslegte in zum Theil ganz realistisch ausgeführten Genrebildern: es scheint unvollendet.

Einen höheren Rang nimmt das frühere Gedicht ein. Der Verfasser hat ihm eine lange Einleitung vorgesetzt, die sich fast zu einem besonderen Werke erweitert und in der That den besonderen Titel ‚vom allgemeinen Leben' trägt. Es ist eine Satire auf alle Stände, eine im Mittelalter häufige und in der deutschen Litteratur lange nachwirkende Kunstgattung. Zuerst werden die Geistlichen vorgenommen, ihre Simonie, Habsucht, Unzucht gerügt und ihr weltlicher Sinn und die unwürdige Darbringung des Messopfers. Dann wendet er sich zu den Laien, tadelt die weltlichen Fürsten und die Ritter, denen er Hochmuth, Unzucht, Mord- und Rauflust vorwirft. Gelegentlich bekommt die Putzsucht der Frauen niederen Standes einen Hieb. Das Resultat ist: die ganze Welt liegt im Argen. Und diese allgemeine Sündhaftigkeit eben hat den Dichter bewogen, an den Tod zu mahnen.

In drei Abschnitten mit drei grossartig ausgeführten Bildern legt er sein Thema dar.

Zuerst das Elend des Lebens, die Hinfälligkeit des irdischen Daseins. Dabei das Bild vom Königssohne: der Dichter untersucht, ob ein solcher mehr zu Leid und Schmerz oder zu Freude und Glück auf die Welt gekommen sei. Möge es ihm bis zur Schwertleite gut gegangen sein, dann fängt schon seine Mühsal an: er muss spät und früh um das erbärmliche Ding, das äussere Ansehn, sorgen. Er muss daran denken, wie er heut oder morgen seine Lehen vermehren könne. Er darf nicht viel Treue und Gunst von

seinen nächsten Verwandten erwarten. Ist er sanft, so schlägt es ihm auf der Welt fehl; ist er rücksichtslos in der Wahl der Mittel, so stürzt er seine Seele ins Verderben. Täglich muss er auf der Hut sein, ob nicht Verrath lauere, ob man ihm nicht Gift beibringen wolle.

Zweitens die Hässlichkeit des Todes, die bis zum Ekelhaften realistisch beschrieben wird. Er führt, um es recht drastisch zu machen, die Frau an das Todtenbett ihres geliebten Mannes. Glied um Glied analysirt er den Leichnam. An allen Reiz, an alle Lust des Lebens erinnert er sie, um die gräuliche Entstellung dagegen zu halten.

Drittens die Schrecken nach dem Tode, die des Sünders harren, und die Mahnung, die darin liegt, zu rechtzeitiger Busse. Hier führt er den Sohn an das Grab seines Vaters und lässt diesen zu ihm reden, die Qualen beschreiben, die er duldet.

Es ist eine Situation, wie Hamlet mit dem Geiste seines Vaters. Das zweite und dritte Bild sind ganz dramatisch. Die Scene ist vollkommen gegenwärtig. Und die stärksten Gefühle werden wie mit Gewalt gepackt in dreifacher Steigerung: das Glücksgefühl persönlicher Macht und Grösse, die Empfindungen, welche die Gatten und welche Eltern und Kinder mit einander verbinden. Und alles dieses mit zorniger, fortreissender Beredsamkeit auf éinen Zweck gewendet: kehre dich ab von der Welt, denn sie gibt dir kein wirkliches Glück, ihre Herrlichkeit verfällt dem Tode, und jenseits wartet die Hölle.

Man sieht, der Laie Heinrich ist ganz eingegangen auf die mönchische Welt- und Lebensanschauung. Aus dem Einsiedler Honorius und aus Gerhoch von Reichersberg schöpft er seine theologische Bildung. Er ist in dieser Schule ein arger Eiferer geworden: aber er ist es mit ausserordentlichem Talent. Sein Memento mori nimmt eine hervorragende Stelle in der ganzen geistlichen Poesie der Zeit ein, ja für meinen Geschmack geradezu die erste. Die Leidenschaft verschärft den Blick und die Schärfe der Beobachtung erhöht die plastische Gestaltungskraft.

In Satire und Busspredigt kehrt sich die Kritik nach

aussen. Aber sie kann sich auch nach innen wenden. Sie wird dann zur poetischen Beichte, eine Gattung, die uns schon anderwärts begegnet ist, und wir finden leidenschaftliche Selbstanklagen bedrängter Gemüther, voll Schuldgefühl und Reue.

So in der Millstätter Sündenklage[1], deren Verfasser sich mit dem verlornen Sohne vergleicht, Glied für Glied anklagt, mit dem er Böses gethan, und um die göttliche Gnade fleht, mit Berufung auf alle die Sünder, denen Verzeihung zu Theil wurde.

So in Heinrichs Litanei[2]. Die durchgehende Anschauung ist die eines Kampfes, der in der Seele geführt wird zwischen Tugenden und Lastern, oder den der Mensch führt gegen den Teufel, gegen das Uebel und das Böse. Und um Beistand in diesem Kampfe werden Gott und alle Heiligen angerufen. Der Charakter der Sündenklage tritt an einigen Stellen ganz deutlich heraus. Das Massenhafte ist das Kennzeichen des Stiles. Der Verfasser häuft verächtliche Ausdrücke für seine Sündhaftigkeit ebenso wie Bezeichnungen der Macht Gottes und Anderes. Er liebt bildlichen Ausdruck, worin er freilich wenig Originalität bewährt: meist gibt er nur bekanntes und überliefertes.

Das Gedicht ist, wie es scheint, nicht viel später als das Memento mori Heinrichs von Melk abgefasst. Man hat es in die Zeit des Conflictes zwischen Kaiser und Papst 1161—77 gesetzt, denn der Verfasser betet nicht, wie sonst immer in den Litaneien geschieht, für den Kaiser, sondern nur für ‚seinen Herren', den Papst.

Heinrichs Litanei ist uns in dem St. Lambrechter Gebetbuch überliefert, das noch viele lateinische und auch deutsche Gebete einer Frau enthält, wovon das erste aus den

---

[1] Millstätter Handschrift VI. QF. 7, 19.

[2] Fundgruben 2, 216 ff. Massmann Deutsche Gedichte 1, 43 ff. Den Namen des Verfassers halte ich fest gegen Friedrich Vogt bei Paul-Braune Beitr. 1, 108—146. Ob die sonstigen Resultate der Arbeit richtig sind, darüber wage ich noch kein Urtheil. Jedenfalls ist die sehr schwierige Untersuchung nicht überzeugend genug geführt.

Orationen des Anselm von Canterbury geschöpft ist[1]. Eine andere Frau fleht in einem poetischen Gebete[2] um Schutz und Hilfe gegen ihre Feinde.

Das geistliche Lied ist nicht reich vertreten. Marien Lob[3] erhebt sich erst in der fünften und letzten seiner langen Strophen zu einigem lyrischen Schwung. Die Mariensequenz aus St. Lambrecht[4] bewegt sich in leichteren wechselnden Massen und schliesst sich näher an den Ton und an das Vorbild lateinischer Hymnen an.

Im Marienlob treten die sieben Gaben des heiligen Geistes auf, denen auch Frau Ava ein Gedicht widmet. Der heilige Geist wird noch sonst in einer besonderen nur fragmentarisch erhaltenen Arbeit gefeiert[5]. Und die Siebenzahl, die uns schon früher in Kärnten im ‚Paternoster‘ und in einer eigenen Behandlung (oben S. 54) begegnete, entspringt aus einem apokalyptischen Elemente, das sich noch mehrfach geltend macht[6]. Das himmlische Jerusalem[7] beruht ganz darauf und liefert in der geistlichen Ausdeutung der himmlischen Edelsteine (nach dem Franzosen Marbodus de lapidibus) ein Stück theologischer Mineralogie, das sich der theologischen Zoologie des Physiologus würdig anschliesst. Und ein solcher Dichter klagt dann über Missachtung der geistlichen Poesie.

Das Aergste leistet ein Priester Arnold, der auf Grundlage eines baierischen Gedichtes vom siebenbildigen Gotte (unten S. 78) alle möglichen Siebenzahlen und manches andere zu Ehren des heiligen Geistes in einen ungeniessbaren Brei zusammenrührt.

Ganz in seiner Art ist ein Fragment aus Baumgartenberg, das von Christus und seinem Vorläufer handelt und

---

[1] Diemer Deutsche Gedichte S. XVII. XXIX ff. 379—383. Beiträge 4, 24.
[2] Vorauer Hs. XXII. QF. 7, 90.
[3] Denkm. Nr. 40. QF. 7, 49.
[4] Denkm. Nr. 41.
[5] Beim Priester Arnold Vorauer Hs. XX Fragm. B. QF. 7, 86.
[6] Vergl. Arnold Fragm. D.
[7] Vorauer Hs. XXI. QF. 7, 89 f.

das uns hier den Weg zur erzählenden Poesie bahnen soll[1]. Die Verehrung des Täufers Johannes tritt in merkwürdiger Weise hervor. Er wird als der Meister und Schutzherr aller Büsser angesehen. Ein Gedicht, das ihn zum Helden hat und woran sich das Leben Jesu anschloss, kennen wir bereits (S. 56). Ein anderes, vom Priester Adelbrecht, wurde gleichfalls schon erwähnt (S. 49): er nennt sich *scalch unde kneht des heiligen mannes sancti Johannes*. Auch Heinrich, der Verfasser der Litanei, stellt Johannes Baptista über alle anderen Heiligen, nennt sich seinen Knecht und behauptet, er habe ein näheres Recht ihn zu preisen: denn er hat ihn zu seinem Helfer und Vogt erwählt.

In dem Baumgartenberger Stück scheint wieder Johannes der eigentliche Held zu sein. Die Wunder und das Leben Jesu werden nur so weit eingemischt, als sie sich mit Johannes berühren. Aber der Dichter schwankt von einem zum andern, er lebt von Reminiscenzen, und die Parallele zwischen Moses und Johannes erhebt diesen über Gebühr.

Die jüngere, in genauen Versen abgefasste Legende von St. Veit[2] gilt einem in Kärnten sehr beliebten Heiligen.

Die Judith (das spätere und ausführlichere Gedicht dieses Namens[3]) sucht den weltlichen Geschmack eines ritterlichen Publicums, das Kriegsthaten und Heldenthum verlangte, durch einen biblischen Stoff zu befriedigen.

Der Melker Bonus[4] und das Jüdel[5] sind beträchtlich jüngere Marienlegenden, von denen die zweite schon dem dreizehnten Jahrhundert angehören mag.

Das bedeutendste Gedicht erzählenden und zugleich lehrhaften Inhalts ist das schon erwähnte Anegenge (S. 60). Und unter demselben Titel hat Meister Heinrich ein

[1] Hoffmanns Fundgruben 2, 139—141. Vergl. Mones Anzeiger 8, 51; Denkm.[2] S. 385. Man darf wirklich die Frage aufwerfen, ob es nicht von Arnold selbst herrühre. Aber beweisen wird sich vermuthlich weder dies noch das Gegentheil lassen.

[2] Mone Anzeiger 8, 53 ff.

[3] Vorauer Hs. XII. QF. 7, 56.

[4] Haupt Zeitschr. 2, 208—215. Lateinisches Gedicht Zeitschr. 3, 300.

[5] Hahn Gedichte S. 129. Zum Stoff vergl. Honorius August. p. 500; Pfeiffer Marienlegenden S. 274; Germania 3, 410.

Lied ‚von unserer Frauen' verfasst, das uns verloren ist und nur von einem späteren ritterlichen Dichter genannt wird[1].

Die Scheidung zwischen Kärnten und dem Donauthal habe ich innerhalb dieser ganzen Entwickelung der geistlichen Poesie nicht mehr durchzuführen gesucht. Die genaue Bestimmung der Heimat ist hier weniger wichtig, als in den Anfängen einer sich erst bildenden Litteratur.

Dem österreichischen Adel wurde unterdessen nicht blos das Heldenthum, sondern auch die Liebe eine grosse Angelegenheit. Und was wir darüber wissen, das bezieht sich zunächst auf die Donaugelände.

Bei Heinrich von Melk[2] finden wir den Begriff des ‚Höfischen' schon ganz ausgebildet. Die ‚neuen Sitten', d. h. die Mode, ist eine geistige Macht. Die Eleganz der äusseren Erscheinung und des Auftretens wird unbedingt verlangt. Heinrich selbst, der allen Glanz und Schmuck des Lebens als Hoffart verdammen muss (*Superbia* nennt es die Kirche), verleugnet doch nicht die ritterliche Galanterie: den vornehmen Frauen gegenüber schweigt die Satire. Die feine Conversation, nicht ohne Koketterie, ist das Element, das die Geselligkeit erfüllt und bereichert. Die Männer sagen den Frauen Schmeicheleien, sie reden von Liebe, sie wissen Liebeslieder zu singen. Dergleichen werden auch wohl aufgeschrieben und als Huldigung überbracht oder übersendet. Mit solchen Mitteln macht der Mann sich bei den Damen beliebt, mit solchen Mitteln erringt er sich sein Weib, und in der Ehe bleibt ein zarter und galanter Ton des Verkehres. Auch wovon die erzählende Poesie berichtet, was die Spielleute singen, das sind oft Brautwerbungen und Liebeshändel: schon ‚die Hochzeit' ist eine geistliche Umgestaltung solcher Stoffe, eine Contrafactur, wie man es später nannte (S. 52; vergl. S. 48).

Aber auch die ungesetzliche Liebe steht bereits in Blüte. Wenn die Ritter versammelt sind, so erzählen sie einander, wie viele Frauen der und der zu Fall gebracht. Mit den Weibern renommiren sie am meisten.

---

[1] Kindheit Jesu 68, 32 f. 71 Hahn.

[2] I. 289 ff. 605 ff. (Z. 609 lies *lobet unt von minnen seite).* II. 102. 671. Vergl. Heinzel S. 44 f. 139. 151.

Alles dies und noch mehr können wir mit den wenigen Resten altösterreichischer Liebespoesie belegen.

Wenn ein Ritter ein schönes Weib auffordert: ‚Komm mit mir, Freude und Leid will ich mit dir theilen, so lang ich lebe, sollst du mir lieb sein' — so ist das wol eine Brautwerbung, er begehrt sie zur Frau.

Eine kleine Ehestandsscene scheint folgender kurzer Morgendialog zu entrollen. ‚Heute Nacht zu später Stunde stand ich vor deinem Bette: da wagte ich dich nicht zu wecken'. „Dafür soll Gott dich strafen: ich hätte dich wahrhaftig nicht gebissen."

Dagegen, wenn ein Mann spröde thut, als ob er keine Ruhe habe, eine Dame wolle ihn zur Liebe zwingen — oder wenn er sich rühmt: ‚Frauen sind leicht zu zähmen wie Falken, man muss sie nur richtig locken', und wenn er andeutet, er habe das selbst erprobt: so sehen wir deutlich den Renommisten, und die Eroberung deren er sich rühmt ist keine errungene Braut.

In einem andern Falle muss ein bestehendes Liebesverhältniss, in einem dritten sogar das Liebeswerben geheim gehalten werden. Dort mag man an eine verheirathete Frau denken, hier handelt es sich um ein Mädchen, das also (wie es scheint) verführt werden soll.

Reichlicher liegen die Documente der weiblichen Empfindung vor, kurze Gedichte, die beinah ausnahmslos von den Frauen selbst herrühren und fast durchweg aus traurigen Anlässen entstanden sind. Unter den Verfasserinnen müssen wir uns meist verheirathete oder auch allenfalls verwittwete Frauen denken. Wir erhalten Einblick in die Koketterie der Damen, welche einzelne bevorzugte Männer um die Wette an sich zu ziehen suchen. Eifersucht quält sie, Zwist bricht aus, Untreue ist zu beklagen. Vereinzelt kommt vor: kecker Antrag der Frau; schamhaftes Bekenntniss liebeswarmer Gedanken; Klage um den Unerreichbaren, heimlich Geliebten; dazu ein älteres Motiv: Sehnsucht nach dem Abwesenden.

Es ist in den meisten Fällen, doch nicht überall, ausgeschlossen, unter dem Ungetreuen sich den Gatten der leidvollen Frau zu denken. In einem anderwärts erhaltenen

lateinischen Gebetbuch[1] fleht eine Frau zu Gott: ‚Lass die Zwietracht zwischen mir und meinem Mann erlöschen, mach uns einig und ihn beständig in der Liebe zu mir bis ans Ende meines Lebens, damit mir weder Mann noch Weib in seinem Herzen schade, damit er nur mich liebe und mir Treue halte.‘ Wenn dagegen in demselben Gebetbuche eine Dame alle Heiligen Gottes beschwört, dass sie Herz und Sinn eines benannten Mannes in Liebe gegen sie entzünden mögen, so kann man nicht wissen, ob ihr Gatte oder ein anderer gemeint ist.

Der Mann gibt in jenen österreichischen Liedern nirgends Sehnsucht oder schmerzliche Gefühle kund. Er ist nicht weich und träumerisch und heuchelt nicht Empfindungen, die seiner Seele fremd sind. Ueberall scheint diese Poesie das natürliche Erzeugniss thatsächlicher Beziehungen. Conventionelle Auffassung macht sich nur in éinem Falle geltend: wenn die ‚Merker‘, die Aufpasser, ein glückliches Verhältniss gestört haben sollen[2].

Der älteste uns bekannte ritterliche Lyriker ist ein Herr von Kürenberg. Aber Lieder besitzen wir meines Wissens nicht von ihm. Er hat vor 1175 eine Strophe gestaltet und eine Melodie erfunden, die nachher viel gebraucht wurde und in der man auch um 1190 Lieder von den Nibelungen zu dichten begann.

Die Erwähnung der Aufpasser zeigt, dass die heimliche, verbotene Liebe, das Verhältniss zu einer verheiratheten Frau, das dem Argwohn und der Ueberwachung ausgesetzt ist, typisch wird und sich unter dem Einflusse westlicher romanischer Sitte fixirt.

Um 1185 wächst dieser Einfluss noch an. Das Verhältniss wird als Dienstbarkeit des Ritters aufgefasst. Der

---

[1] Gebetbuch von Muri, Graff Diutiska 2, 296n.

[2] Vergl. Minnes. Frühl. 3, 17 — 4, 16. 7, 1—10, 24. 37, 4—29; dazu die Abhandlung über Kürnberger in Haupts Zeitschrift Bd. 17, 561 und Deutsche Studien II. Vergl. auch Zeitschrift 18, 150 und Germ. 19, 356. 20, 118. Ob ich den grossentheils nichtigen und auf oberflächliche Leser berechneten Argumentationen meiner Gegner noch einmal antworte? Augenblicklich brauche ich meine Zeit für andere Dinge nöthiger.

Mann lernt die Sehnsucht und das Trauern. Wir sehen, wie bei Dietmar von Aist, der etwa 1180—90 dichtet, sich der Umschwung vollzieht. Bald kommt auch der melancholische Sänger der unerhörten Liebe, Reinmar von Hagenau, nach Oesterreich. Und Walther von der Vogelweide, der in seiner Jugend glücklich liebte, schliesst sich seinem Beispiel und der allgewaltigen Mode willig an.

Die Umwandlungen der Sitte bewegen sich vom Rheine her die Donau hinunter. Sie kommen den Oesterreichern zunächst aus Baiern zu.

SIEBENTES KAPITEL.

BAIERN.

Baiern zeichnet sich im elften und zwölften Jahrhundert, wenn ich so sagen darf, durch seine grosse litterarische Gastlichkeit aus. Vielfach sehen wir fremde Kräfte hier aufgenommen und thätig. Fränkische Spielleute und Geistliche vom Mittel- und Niederrhein stehen im Dienste baierischer Herren. Die Gegensätze der Zeit gelangen in Baiern zu gleichmässiger Pflege, zu gegenseitiger Anerkennung, zu fruchtbarer Durchdringung, wie nirgends sonst. Baiern ist das Centralland der deutschen Litteratur im zwölften Jahrhundert. Das Resultat seiner geistigen Entwickelung drückt ein Name vollkommen aus, der höchste und verehrungswürdigste der ganzen altdeutschen Poesie: Wolfram von Eschenbach.[1]

Die Pflege lateinischer Poesie, wie die vorige Epoche sie liebt, macht Baiern reichlich mit. Begabte Dichter wie

[1] Für diesen Abschnitt verweise ich auf Deutsche Studien 1, 14 (296) f. Die dort gegebene Datirung des Rother hat freilich bei den neuesten Untersuchern keine Beachtung gefunden. Ich wage es jetzt mit allem Vorbehalt, auch Lambrechts Alexander in diesen Zusammenhang zu ziehen, vergl. QF. 7, 60—64. Das Hohelied steht hier nach 83, 20: der heilige Ruprecht und die Bekehrung der Baiern neben kirchlichen Verdiensten ersten Ranges hat nur in Baiern Sinn. Wer kann wissen, ob nicht das ganze mitteldeutsche Buch der Vorauer Handschrift (VIII—XI) hierher gehört? In der Summa theologiae wirkt Otloh, den Salomo citirt Pfaff Konrad.

Fromund und der Verfasser des Rudlieb, auch der fast nur namentlich bekannte Wichards Sohn, dienen zum Beweis.

Nachher beobachten wir alemannische Einwirkung. Die Schule von St. Gallen und ihre litterarischen Erzeugnisse werden verpflanzt. In einem baierischen Kloster, wahrscheinlich zu Wessobrunn, hat man Notkers Psalmen in baierische Mundart umgeschrieben und die hässliche lateinisch-deutsche Mischsprache des Commentars durch einfaches Deutsch ersetzt[1]. Nach St. Galler Muster und auf St. Gallischer Grundlage ist eine Logik ausgearbeitet[2]. Aber man geht nun selbständig weiter. Was in so früher Zeit anderwärts gänzlich fehlt, deutsche Predigten werden aufgeschrieben, wir haben Spuren von drei Sammlungen, die auch nach Wessobrunn zu gehören scheinen[3]. Die geistlichen Rathschläge[4] dienen dem gleichen Zwecke. Und der Mönch von St. Emmeram in Regensburg, der als Historiker und Theolog so vortreffliches leistete, Otloh, hat auch ein deutsches Gebet verfasst[5].

Williram, Abt von Ebersberg in Oberbaiern, ein Franke von Geburt, in Fulda gebildet, in Bamberg früher als Lehrer thätig, hat um 1065 das Hohelied nicht nur in lateinischen Hexametern, sondern auch, nach Notkers Beispiel, in deutsch-lateinischer Mischprosa paraphrasirt. Bedeutungsvoll steht diese eingehende, überall mit grossem Beifall aufgenommene und weit verbreitete Bearbeitung der schönen althebräischen Liebesdichtung am Eingang einer Epoche, welche der Minne die höchsten poetischen Rechte einräumte. Mochte immerhin die Deutung auf Christus und die Kirche den erotischen Charakter zu verwischen suchen,

---

[1] Zwei Drittel der Arbeit sind in einer Wiener Handschrift erhalten. Heinzel wird sie nächstens nach meiner Abschrift herausgeben. Vergl. Denkm. [2] S. 570. Die in die Handschrift eingetragene Beichte, worin eine Frau redet, könnte auf einer Abschrift der Klausnerin Diemuot (Wattenbach Schriftwesen S. 258) beruhen.

[2] Denkmäler Nr. 81.

[3] Denkmäler Nr. 86.

[4] Denkmäler Nr. 85.

[5] Denkmäler Nr. 83.

der sinnliche Reiz blieb, und die Phantasie wurde durch Vorstellungen des Liebesverkehres lustvoll erregt.

Die schönste Nachwirkung hatte Willirams Arbeit in Baiern selbst, in dem sogenannten Hohenburger Hohenlied, welches vermuthlich die Aebtissin Richlint um 1140 aus dem Kloster Bergen bei Neuburg an der Donau auf den Ottilienberg im Elsass mitbrachte.[1] Es ist für ein Nonnenkloster von einer weiblichen Verfasserin, vielleicht von einer Aebtissin, geschrieben. Die weibliche Phantasie verleugnet sich nicht, wenn einmal gesagt wird: ‚Die Lehrer des göttlichen Wortes halten ihre Untergebenen zusammen in éinem Glauben und in éiner Taufe, wie die Binde zusammenhält die Menge der Locken.‘ Die Verfasserin hat durchaus die Bewahrung weiblicher Keuschheit im Auge, weibliche Märtyrerinnen werden als Tugendmuster aufgeführt. Das Selbstgefühl der gottgeweihten Jungfrau ist darin mächtig: ‚Gott will dass unser Glaube grösser sei als der der Weltlichen.‘ Die Geistlichen sind ihr der Garten worin Gott wohnt, Tugenden aller Art wachsen in der Vereinigung der Gotterwählten, in der Versammlung geistlichen Lebens.

Sie bezeichnet das Hohelied als eine Lehre der minniglichen Erkenntniss Gottes. Sie hat Willirams Uebersetzung zu Grunde gelegt und aus seiner Erklärung manche Sätze und Gedanken entlehnt. Aber in ihrer Deutung gehen drei Auffassungen in einander: bald die gewöhnliche: Gott und die Kirche; bald die vorzugsweise mystische: Gott und die Seele; bald Gott, speciell der heilige Geist, und die Jungfrau Maria.

Letztere wird in einem wundervollen Bilde dargestellt, welches gleichsam eine Ergänzung zu Ezzo bietet. Wir kennen die lange Nacht die nach ihm zwischen dem Sündenfall und Christi Geburt herrschte und worin Johannes der Tagesstern ist. ‚Da war unsere gnädige Frau — sagt die

[1] Herausgegeben von Joseph Haupt, Wien 1864. Vergl. Bech in der Germania 9, 352—370. — Ueber die Deutung auf Maria und den heiligen Geist s. Weckherlin Beiträge S. 33 und Honorius August. Sigillum S. Mariae (Migne p. 495). Auch hier wäre nach fränkischen Elementen in der Sprache zu suchen. Ueber die Verwandtschaft mit Frau Ava und Vorauer Genesis vergl. QF. 7, 74.

Verfasserin — die Morgenröthe in welcher die Sonne aufging. Und als Christus gemartert wurde und zu Himmel fuhr, da ging die Sonne unter: da blieb aber noch eine Weile die Abendröthe und der Vollmondschein, das war wieder Maria. Das Morgenroth war auch das Abendroth, denn sie blieb zurück nach Christi Himmelfahrt und tröstete die Traurigen.‘

Das Buch ist voll von der Abälardischen Trinitätsformel die in poetischen Wendungen mehrfach wiederkehrt. Und wie bei Frau Ava sich damit psychologische Anschauungen verbinden, so erfahren wir auch hier dass die Seele geschaffen ist ‚in der Materia‘ des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes. Gott wohnt und ist da in des Menschen Herz. Was der Mensch thut oder schafft, das bildet sich ab in seinen Sinnen; fährt er zu Wasser oder geht er im Walde, das spiegelt sich in seinen Gedanken. Und wenn jemand diese Wiederspiegelung getreulich und gänzlich und lieblich und inniglich an Gott kehret, das ist Vernunft.

Das herrliche Buch nimmt eine bemerkenswerthe Stelle ein in der Geschichte der Mystik.

Gott schläfert die Seele ein: ‚Wenn ich entschlafen bin, so führt er meine Seele in Traumes Weise auf die fetten Weiden des heiligen Geistes und meine inneren Sinne in den Glanz der himmlischen Weisheit. Das ist die höchste Wonne die man geniessen kann, während die Seele in den Körper gebannt bleibt. Da dies aber das finstere Land der Verbannung ist, so ist diese Wonne mehr ein Traum als eine Wahrheit.‘

Gott wirbt um die Seele und wie ein Mann der sich verlobt nach weltlichem Rechte, so sendet er ihr seinen Mahelschatz, das ist der gute Wille ohne den keine Hochzeit geschieht. Hier fühlen wir uns an die kärntnische ‚Hochzeit‘ erinnert, und zugleich ist es wie eine Vorausdeutung auf jene Mathilde, Dantes Matelda, die im dreizehnten Jahrhundert die Vermählung Gottes und der Seele so farbenreich beschrieb.

Eine eigenthümliche Gewalt gibt dem Buche die glühende empfindungsvolle Sprache, die Tiefe des Gefühles, welche dasselbe durchdringt. Die Verfasserin will nichts wissen von

den Seelenzuständen, denen so leicht die geistlichen Leute verfallen, die auf alle Weltwonne verzichten, diese Furcht und Misstrauen, Traurigkeit und grimmiges Gemüthe hält sie für Versuchung des Teufels. Die Kinder des heiligen Geistes sind froh und heiter zu allen Zeiten und sprechen immer und immer von dem Lohne der ewigen Süsse. Von solchem heiligen Frohsinn ist ihr Werk eingegeben, und davon ist es ‚durchfärbt und durchzieret'.

Die baierische Prosa des zwölften Jahrhunderts ist auch sonst recht fruchtbar. An Predigtsammlungen fehlt es nicht. Mit den Prämonstratensern verbreiteten sich die Werke ihres Stifters, des heiligen Norbert, der als Erzbischof von Magdeburg neben Kaiser Lothar eine so wichtige Stellung einnahm. Und Norberts Tractat von den Tugenden ward in einem baierischen Kloster frei und gewandt übersetzt[1].

Für deutsche Dichtung scheint in den baierischen Klöstern wenig Eifer vorhanden zu sein. Das älteste poetische Denkmal (wenn ich mich nicht irre dass es nach Baiern gehört) zeigt sehr mannigfaltige wissenschaftliche Interessen, enthält aber wenig Poesie. Man könnte das Gedicht *Deus septiformis,* den siebenformigen Gott, nennen. Es will Gottes Macht und Grösse und Mannigfaltigkeit schildern, nimmt zum leitenden Faden aber die Siebenzahl. So werden uns die sieben Gaben des heiligen Geistes vorgeführt, die sieben Siegel der Apokalypse, die Bedeutung der Siebenzahl in der Astronomie, in dem Wachsthum des Menschen, die sieben Lebensalter, die sieben Zeichen der Geburt Christi, die sieben freien Künste. Astronomie, Physiologie, heilige und profane Geschichte werden berührt. Das Ganze läuft in einen Lobgesang aus, welchem Psalm 148 zu Grunde liegt[2].

Entscheidend für die Entwickelung der baierischen Poesie ist das Interesse der weltlichen Aristokratie.

---

[1] Nur die ersten Abschnitte, Graff Diutiska 1, 281—291. Die Handschrift stammt aus dem regulirten Chorherrenstift Undersdorf, gegründet 1120.

[2] QF. 7, 84: Vorauer Handschrift XX, Fragm. A.

Schon in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts hatten fränkische Spielleute die Sage von Hilde und Gudrun nach Baiern gebracht. Und das Gedicht oder die Lieder, welche sie behandelten, müssen sich grosser Beliebtheit erfreut haben.

Geistliche Dichter, grossentheils auch fränkischer Abstammung, suchen sie aus der Gunst des Publicums zu verdrängen. Aber sie wählen dazu nicht, wie die kärntnischen und österreichischen Cleriker, biblische Stoffe, sondern französische Erzählungen, welche, dem Geist der Kreuzzüge nahestehend, den Blick auf den Orient lenkten und den Glaubenskampf verherrlichten. Die Alexandersage war das rechte Vorbild orientalischer Kriegsfahrten, die ganze Märchenwelt des Orients steckte darin; das Rolandslied entwickelte den Begriff des Gottesstreiters, des Glaubenshelden, der im Dienste seiner Religion die Heiden bekämpft. Der Franzose Aubry von Besançon und die französischen Volkslieder des karolingischen Epos rissen das deutsche Publicum hin, und wenigstens in Baiern mussten nun auch deutsche Stoffe, in deutschen Volksliedern bis dahin gepflegt, einen Zusatz von Orient bekommen, um ‚zeitgemäss' zu bleiben. Der Herzog Ernst putzt sich mit tollen ethnographischen Phantastereien auf, der König Rother spielt nicht blos gutentheils in Konstantinopel, er flicht auch Kriege gegen die Heiden ein, und selbst die Bekehrung der Slaven jenseits der Elbe wird erwähnt. Es ist klar, die Spielleute waren ins Schlepptau genommen, sie mussten sich der Geschmacksrichtung bequemen, die von den Geistlichen angegeben war.

Das Alexanderlied des Pfaffen Lambrecht[1], eines Rheinländers aus der Gegend von Köln, folgt dem französischen Original ziemlich getreu. Und dies ist das Hauptverdienst des Verfassers. Er wusste die Schönheit seiner Vorlage zu würdigen und er hatte sich aus der deutschen volksthümlichen Poesie den Stil angeeignet, womit er das Fremde bewältigen und es dem einheimischen Publicum

---

[1] Vorauer Handschrift XIII; QF. 7, 60. Der Alexander ist jedenfalls älter, als der König Rother, Zeitschr. 12, 392.

nahe bringen konnte. Das Gedicht hat noch heute seinen Reiz nicht eingebüsst, und das begeisterte Urtheil von Gervinus, auf das alle Litteraturgeschichten wie auf ein Curiosum zu verweisen pflegen, ist wohl begreiflich. Gervinus übertreibt ein wenig. Wo er bewundert, bewundert er gerne ganz und ohne Einschränkung. Er setzt die spätere Ritterdichtung im Vergleich zu tief herab. Aber es ist gewiss, dass der weltliche und menschliche Geist dieser Alexanderdichtung nachher verloren ging in einer Verfeinerung der Gefühle, bei der uns nicht wohl ist. Einen ganz modernen Menschen wie Gervinus musste das Alexanderlied so sehr entzücken, weil uns modernen Menschen die Antike so viel näher liegt, als das specifische Mittelalter, und in der Antike was denn mehr als die Geschichte und die geschichtliche Sage? Im sechzehnten Jahrhundert lasen die deutschen Bürger den Livius, im zwölften kamen Trojanersage, Aeneas, Alexander zu einer Wirksamkeit, hinter welcher die mythologische Dichtung weit zurück blieb.

Im Alexander wirkt zunächst die echte Grösse seiner historischen Erscheinung, jene glänzende Reihe staunenswürdiger Thaten, welche die verwandelnde, vergrössernde Macht der Sage ebenso und noch mehr herausforderte, als die Feldzüge Napoleons. Aber auch alle menschlichen Gefühle kommen in seiner Geschichte zur Geltung, nicht blos Privatgefühle, sondern der tiefste Gehalt der allgemeinen Moral, feindliche Nationen, die mit einander ringen, Triumph und Ruhm einerseits, das Unglück andererseits. Das Bild des Helden steht nicht einsam, wir sehen Vater und Mutter neben ihm, eine Frau und eine Geliebte kann ihm nicht fehlen, damit ist die Sage freigebig gegen ihre Lieblinge. Hinter den gewaltigen Thaten des ersten Theils erhebt sich die Wunder- und Zauberwelt des Orients, der mit seinen Märchen aufgeht — gleichsam eine Odyssee nach der Ilias. Die ganze Sage ist vom Alterthum ausgebildet und abgeschlossen, noch mit antikem Kunstgefühl, in Alexandria, dessen Poeten und Maler so manches geliefert, was uns wie unmittelbar modern berührt. Und diese Sage im zehnten Jahrhundert, in der Blütezeit mittelalterlicher Renaissance, aufgefasst von einem italienischen

Geistlichen mit griechischer Bildung — im elften Jahrhundert von einem französischen Geistlichen der nur äusserlich die Moral des *Vanitas vanitatum vanitas* aufheftet, gleich jenen welche das Laster in glühenden Farben schildern um angeblich die Tugend zu befördern — im zwölften Jahrhundert endlich übersetzt von einem deutschen Geistlichen, der in die Schule der Volkspoesie zu gehen nicht verschmäht und in seinen wenn auch trockenen und schmucklosen Versen nichts in den Stoff hineinträgt als einige harmlose Anspielungen auf biblische Personen und Localitäten und einmal eine Parallele aus der deutschen Heldensage. Es ist also im Wesentlichen echte Antike, die wohlerhaltene Statue eines alten Meisters, aufgerichtet und bewundernd verehrt von der fremden nordischen Welt. Aber auch das zehnte Jahrhundert hat seine Verdienste daran, und wir sehen erstaunt humane Gesinnung wo wir sie nicht ahnten. Dass nach der Entscheidungsschlacht grosse Trauer um die Gefallenen herrscht in Persien, dass diese Trauer das ganze Volk durchdringt, das hat man mit Recht gerühmt. Das germanische Epos z. B. weiss nur von den Edlen, die übrigen Stände übersieht der Dichter völlig, und was kümmern ihn erschlagene Feinde? Dieser Zug fehlt aber auch in der antiken Darstellung, er tritt erst im zehnten Jahrhundert auf. Weniger kann ich den Franzosen des elften Jahrhunderts loben, der die Königin Candacis zur Maitresse Alexanders macht und ihn das selbst erzählen lässt. Die neubeginnende Galanterie, die später ganze Liebesepisoden in die antiken Stoffe hineindichtet, muss auch hier schon ihr Opfer haben. Jedes weitere Wort der Charakteristik für das Ganze wäre überflüssig, Gervinus hat alles vorweggenommen. Und für das Einzelne fehlt noch zu viel Material.

Schon ehe Lambrecht dichtete, waren Deutsche erobernd nach dem Orient ausgezogen. An dem Kreuzzuge von 1101 nahm das obere Deutschland lebhaften Antheil (s. oben S. 55). Herzog Welf von Baiern stand an der Spitze.

An dem Hofe eines jüngeren Welfen, des Herzogs Heinrich des Stolzen, und in dessen Auftrag, auf Wunsch

der Herzogin, dichtete um 1130 der **Pfaffe Konrad** sein **Rolandslied**[1].

Auch bei ihm merkt man die Schule des deutschen Volksgesanges. Aber er ist weit entfernt von der Treue und Selbstlosigkeit, womit Lambrecht sich bemüht, sein französisches Original wiederzugeben. Das französische Gedicht, das er zuerst ins Lateinische und dann ins Deutsche übersetzte, ist getränkt von der kriegerischen Frömmigkeit, womit die Helden sich den Himmel versprechen, indem sie im Glaubenskampfe sterben. Das aber ist nicht ihre einzige Triebfeder. Sie sind auch begeistert durch die Liebe zum Vaterland, zur *douce France,* die Liebe zum Kaiser ihrem Herrn, die Liebe ihrer Familie und vor allem die Liebe zum Ruhm. Das alles aber ist verwischt in Konrads Gedicht und hat ganz allein der Frömmigkeit, der Glaubensstärke und dem Drängen zum Martyrium Platz gemacht. Die Franken, welche da gegen die Saracenen kämpfen, sind Gottes Dienstmannen, das ist der Gesichtspunct der immer wiederkehrt: er war, wie wir uns erinnern, schon durch Ezzo gegeben. Wenn auch die sentimentalen Stellen wegblieben, wo Ritter aus Gemüthsbewegung in Ohnmacht und vom Pferde fallen, so spricht das vielleicht für stärkere Nerven der Deutschen. Aber die ausschliessliche Betonung des frommen Motives zeugt wol nur von der persönlichen Bigotterie des Pfaffen Konrad. Wie kräftig ist dagegen in Lambrechts Werk die Idee des Vaterlandes! Porus beruft sich auf die Nationalehre um seine Indier zum Kampfe anzufeuern.

[1] Herausgegeben von Wilhélm Grimm, Göttingen 1838. Dazu Haupts Zeitschrift 3, 283; Goedeke Grundriss S. 22; Schade Decas p. 65; Zeitschr. 18, 303—305. Neuerdings Ausg. von Bartsch (Leipzig 1874) vergl. Germ. 19, 385. Ueber das Verhältniss zur Quelle G. Paris Histoire poétique de Charlemagne (Paris 1865) S. 121f. — Ein *Gotscalcus capellanus comitis de Bleyn* schenkt dem Schottenkloster in Wien *libellum teotonicum de bello Caroli Magni imperatoris contra Sarracenos:* Zappert über das Fragment eines Liber dativus (das hoffentlich keine Fälschung ist) in den Wiener Sitzungsber. 13, 183. Der Herausgeber setzt die Aufzeichnung zwischen 1192 und 1243, hält den erwähnten Grafen für Conrad von Pleien (1200—1244) und deutet das deutsche Buch auf des Pfaffen Konrad Rolandslied. Aber es kann auch schon die zweite Bearbeitung oder die dritte, die des Stricker, gemeint sein.

Ein fränkischer Dichter hatte, wie wir sahen (S. 40), nicht ohne Anlehnung an Williram, Salomos Königthum besungen. Dieselben Phrasen mit denen er ihn und seinen Hof feierte, für ihn ein Bild des himmlischen Herrschers und seiner seligen Wohnung, dieselben Phrasen wendet Pfaff Konrad auf Heinrich den Stolzen an. Und auch Lambrecht kann mehrfach die Beziehungen auf Salomo nicht lassen und verwahrt sich, dass der Ruhm des heidnischen Alexander die Herrlichkeit des gottbegnadeten Königs nicht überstrahle. Das einheimische Fürstenideal der Deutschen heftet sich an den Namen Karls des Grossen. Das Rolandslied ist am meisten zu seinem Preise gedichtet. Auch im König Rother werden wir die Anlehnung an ihn finden. Und in der Kaiserchronik tritt er bedeutungsvoll hervor.

Die Kaiserchronik, eine poetische Reichsgeschichte von Augustus bis auf Lothar den Sachsen, ist wahrscheinlich von einem Regensburger Geistlichen verfasst[1]. Die Conception fällt offenbar unter Heinrich den Stolzen, welchen der Dichter unter reichen Lobsprüchen einen der trefflichsten Laien nennt und dessen Kriegsthaten in Italien er verhältnissmässig ausführlich erzählt. Und sie fällt in jene Friedensjahre unter dem Regiment Lothars des Sachsen, welche auf die Zeitgenossen so grossen Eindruck machten. ‚Unter ihm genoss das Reich des Friedens — bemerkt der sächsische Annalist zum J. 1135 — es war Fülle an allen Dingen, die Klosterzucht blühte, es herrschte die Gerechtigkeit, und die Ungerechtigkeit verstummte.' Und ebenso spricht sich die Kaiserchronik aus: ‚Unter ihm war der Friede gut, die Erde reichlich ihre Früchte trug, er liebte die göttlichen Lehren und erhielt auch die weltlichen Ehren, er fürchtete unseren Herrn.'

In Lothar sah der Dichter sein politisches Ideal verwirklicht. Dieses Ideal selbst aber entwickelt er an Karl dem Grossen und an Ludwig dem Frommen. Karl musste ein Kriegsfürst bleiben, daneben ist er ein Gesetzgeber, wie ihn das ganze Mittelalter als solchen verehrte, und er hält den Landfrieden

[1] Vorauer Hs. I. QF. 7, 30: zu der dort angeführten Litteratur kommt noch Jenaer Litteraturzeitung 1875 Nr. 5 Art. 72 (Wilhelm Bernhardi).

aufrecht: unter ihm ‚hat keiner den andern erschlagen‘. Ludwig aber ist der eigentliche Friedensfürst. Er gebietet einen Gottesfrieden, und der Dichter verfällt in Entzücken über all die strengen Strafen die er festsetzte: ‚Hei, welch ein Friede da ward! Dem Räuber den Galgen, dem Dieb an die Augen, dem Friedensbrecher an die Hand, und Brandlegung kostet den Hals.‘ Damals waren alle Herren treu und wahrhaft, kein Lügner durfte zu Hofe dringen, nur die Weisen wurden um Rath gefragt, bei Gerichte ward niemals Silber noch Gold genommen. Der Verfasser kann sich gar nicht genug thun in Schilderung all der Herrlichkeit und wiederholt sich fortwährend. Aber man merkt doch seinen aristokratischen Parteistandpunct. Der sociale Gegensatz, der bei Neidhart von Reuenthal und dann im Meier Helmbrecht so stark heraustritt, ist schon hier vorhanden. Der Luxus der Bauern ist ihm ein Gräuel, er lässt ganz unmotivirt Karl den Grossen ein Specialgesetz geben, worin den Bauern ihre Tracht vorgeschrieben wird, wie viel Ellen sie zu Hemd und Hose brauchen dürfen, Schwarz und Grau sind die einzig erlaubten Farben, am Sonntag beim Kirchgang soll er den Treibstecken in der Hand tragen, wird ein Schwert bei ihm gefunden, so soll man ihn gebunden zum Kirchzaun führen und ihm Haupt und Haar abschlagen.

Dagegen zeigt sich Ludwigs Gerechtigkeitsliebe unter anderem auch in der Erblichkeit der Lehen, welche bei ihm unbedingt feststeht. Und merkwürdig, er lässt die jungen Adeligen im römischen Recht unterrichten: zu Anfang des elften Jahrhunderts hat man in Baiern noch geklagt, dass die Volksrechte nicht mehr gelernt würden, jetzt war das römische Recht als Kaiserrecht schon so tief ins Bewusstsein wenigstens einzelner Deutschen gedrungen.

Es ist kein Zufall, dass uns diese erste litterarische Verherrlichung des Kaiserthums durch deutsche Poesie in Baiern entgegentritt. Auch im Mittelalter ist Baiern oft eine Hauptburg des Particularismus, aber nicht in der Zeit von der wir sprechen. Etwa acht Jahrzehnde lang war es im elften Jahrhundert dem Reiche fester als andere Länder verbunden gewesen. Heinrich IV. schlug seine Schlachten gegen die

Sachsen hauptsächlich mit baierischen Kriegsleuten. Die Ultramontanen können nicht festen Fuss fassen. Die ersten Jahre des Investiturstreites sind nirgends mit so reichstreuer Gesinnung beschrieben worden, wie in den Annalen des baierischen Klosters Altaich. Gegen Ende des elften Jahrhunderts setzten sich freilich die Welfen im Herzogthum fest. Aber Heinrich der Stolze (1126—1139) stand dem Kaiser zunächst, Lothar hatte ihn als Nachfolger gedacht, das Selbstgefühl, das seine Brust schwellte, war vollberechtigt. Zu dem grossen Besitz, den er von seinen Vorfahren in Italien, in Baiern und Schwaben überkommen hatte, sollte ihm bei Lothars Tode noch dessen Erbschaft in Norddeutschland zufallen. Und mit diesem unermesslichen Reichthum verband er eine politische Macht, wie sie noch nie ein Fürst des Reiches besessen. Sein Ansehen reichte von Meer zu Meer, von Dänemark bis nach Sicilien [1].

Die grossartige baierische Machtstellung, die Anwartschaft auf das Kaiserthum, findet ihren Ausdruck in der Kaiserchronik. Diese ist aber freilich auch ein Unterhaltungsbuch, novellistische Elemente sind reich vertreten, und auch die meisten Legenden sollen zur Unterhaltung dienen. Das baierische Localinteresse hat die Geschichte vom Herzog Adelger hineingebracht, die unter Kaiser Severus gesetzt wird: dem Baierherzog werden vom Kaiser Kleid und Haar gestutzt, die Baiern thun es nach um den Schimpf zur Sitte zu machen. Offenbar soll die übliche baierische Tracht erklärt werden.

Wie weit derartige Geschichten früher selbständig in deutscher Poesie existirten und hier blos aufgenommen wurden, ist schwer zu sagen. Von der schönen Crescentialegende ist es wahrscheinlich [2]. Das Annolied und das Gedicht vom siebenformigen Gott hat der Verfasser frei benutzt. Andere Gedichte verdanken dem hierarchischen

---

[1] Giesebrecht über einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit (München 1867) S. 17; deutsche Kaiserzeit 4, 167. 168.

[2] QF. 7, 31 f. wo leider S. 32 Z. 22 folgender Satz ausgefallen: ‚Es ist nur ein Bedenken dabei: statt der dritten 10 bietet die Ueberlieferung nur 8 Zeilen.‘

Interesse die Stellung die sie hier einnehmen. Der Faustinianus behandelt die Petrussage, der Silvester die constantinische Schenkung.

Diese reingeistlichen Partien, die dem ursprünglichen Plane gewiss fern lagen, sind stellenweise recht langweilig; sonst ist der Vortrag im allgemeinen der des Alexander und des Rolandsliedes, obgleich weit weniger aus dem volksthümlichen Born getränkt. Aber die Beschreibungen der Schlachten sind sehr lebendig, mit bekannter Virtuosität ausgeführt, und auch andere weltliche Dinge, Kostbarkeiten, Gastmäler werden mit grosser Liebe geschildert.

Den Preis möchte ich der Novelle von Lucretia ertheilen, deren Selbständigkeit ich nicht bezweifle und die hinter Nero an ganz unpassender Stelle eingefügt wird. Hier treffen wir die erste Verherrlichung der Minne auf baierischem Boden. ‚Um die Minne ist es so bestellt: nichts Lebendiges kann ihr widerstehen. Wer recht wird innen frummer Weiber Minnen, ist er siech, er wird gesund, ist er alt, er wird jung. Die Damen machen ihn höfisch und kühn.‘

Collatinus der sonderbarer Weise aus Trier stammt, von wo er vertrieben ist, hat mit der Römerin Lucretia eine sehr glückliche Ehe. Sie ist ihm so lieb wie das Leben, und auch sie liebt ihn mit Treue, mit Züchten, mit aller Demuth: ‚sie hatten grosser Wonne Gewalt.‘ Das hindert ihn aber nicht, oft nach der Stadt ‚Biterne‘ zu reiten, weil da viele wackere Männer, manch ritterlich Spiel, manch höfische Frau zu finden war. Im Lager reden sie von schönen Rossen und Hunden, von Falken und von anderer Kurzweil viel, sie reden von schönen Frauen, die sie gerne wollten schauen, an denen kein Fehl noch Makel war. Bestimmte Begriffe von Höflichkeit gegen Vornehme werden sichtbar; feine Sitte der Frau, welche eheherrlicher Rohheit mit Geduld und Artigkeit begegnet; feine Sitte der Gastlichkeit überhaupt.

Einmal haben die Römer ein Turnier, *grôze rîterschaft*, das unter den Mauern des belagerten Biterne veranstaltet wird — wie die Staufer im J. 1127 vor den Thoren von Würzburg im Angesicht Lothars ein glänzendes Turnier ab-

halten. Alle höfischen Frauen von Biterne kommen auf die Zinnen um zuzuschauen, und je mehr die Römer dies sahen, desto eifriger wurden sie um den Frauen zu zeigen, was es für treffliche Ritter in Rom gebe. Auch ein Gespräch mit Damen, geistreiche Conversation damaligen und noch etwas derben Stiles wird uns vorgeführt. Schon erfordert es eine gewisse Kühnheit um an die Frauen heranzutreten und sich in ein Wortgefecht einzulassen. Eine kecke (*paltsprâchiu*) war dabei, die fragt den Ritter Totila: was ihm lieber wäre, die nächste Nacht mit einer schönen Frau oder den nächsten Morgen ein Kampf mit einem ebenso kühnen Ritter. Totila antwortet galant und vorsichtig, um einerseits nicht feige zu erscheinen, andererseits den Werth der Frauenliebe anzuerkennen.

Die Geselligkeit bändigt auch schon die raschen Leidenschaften, Zurückhaltung und Selbstbeherrschung werden als werthvoll empfunden. Grossen Eindruck bringt dadurch Lucretias Gastmahl hervor, die den Tod im Herzen trägt und dabei noch die liebenswürdige Wirthin macht.

Wir thun hier, wie man sieht, einen tiefen Blick in die aufblühende ritterliche Gesellschaft. Die Einführung der Turniere in Deutschland pflegt man in die Zeit Lothars des Sachsen zu setzen. Die Theilnahme der Deutschen am zweiten Kreuzzug ist ein Symptom des erstarkenden Ritterthums und gewiss auch mit eine Frucht des Rolandsliedes. Aber noch wurden sie wegen ihrer Ungeschicklichkeit in ritterlichen Künsten von den Franzosen verachtet und geneckt.

Dieser zweite Kreuzzug brachte auch französischen Liebesverkehr unseren Deutschen unmittelbar vor die Augen. Eleonore von Poitou, die galanteste Frau ihrer Zeit, nahm daran Theil. Ihr Ruhm wurde europäisch, der fahrende Clericus glaubte sein Mädchen nicht höher preisen zu können, als wenn er erklärte: ‚Sie gefällt mir besser als Frankreichs Königin.‘ Und nach 1154, nachdem sie Königin von England geworden war, kam das Liedchen auf, das baierische Spielleute noch im dreizehnten Jahrhundert sangen: ‚Wäre die ganze Welt mein von dem Meer bis um den Rhein, ich wollte

gerne drauf verzichten, wenn die Königin von Engelland läg in meinen Armen.‘

Die Geistlichen sind ein gefährliches Element in der adeligen Gesellschaft. Das Verhältniss von Abälard und Heloise ist keineswegs vereinzelt. Auch in Baiern strebt der gebildete Lehrer seiner aristokratischen Schülerin ein Herzensfreund zu werden. Eifersüchtig überwacht er ihren Verkehr mit den Rittern, denen er sie nicht gönnt. Und sie in ihren Versicherungen der Treue, citirt wol ein deutsches Lied: ‚Du bist mein, ich bin dein, des sollst du gewiss sein.‘

Welcher Art aber der Unterricht war, den er ertheilte, das mag uns eine Handschrift vom J. 1187 lehren. Latein lernen, Lesen lernen an einem geistlichen Stoff, das war immer das erste, und mit den Psalmen wurde begonnen. Jene Handschrift, aus dem baierischen Kloster Windberg, enthält die Psalmen mit einer Wort für Wort übergeschriebenen Version. Dabei aber auch einzelne Anmerkungen, wie sie der Lehrer bei der Lectüre einfliessen lässt. Und da spielt nun die Synonymik eine bedeutende Rolle, nicht blos lateinische, sondern auch deutsche sinnverwandte Worte werden zusammengehalten und ihr Unterschied begrifflich erläutert [1]. Wenn man die Spitzfindigkeit der höfischen Conversation erwägt, wie sie sich im Minneliede spiegelt, so ist es wol nicht zweifelhaft, dass sie eine solche logische Schulung des Verstandes zur Voraussetzung hat, welche auf leise Nüancen der Wortbedeutung achtet. Diese Spitzfindigkeit wird erst um 1180 fühlbar in unserer Poesie, und gleich merkt man provenzalische Vorbilder. Der älteste baierische Minnesänger, Burggraf Friedrich von Regensburg (1176—1181) ist noch frei davon, er steht ungefähr auf einer Stufe mit den altösterreichischen Liedern, die wir kennen (S. 71). Sein jüngerer Bruder Heinrich dagegen (1181—1184) ist schon conventionell und geistreich.

Wieder müssen wir die Donau weiter hinaufgehen, um zu sehen, woher diese romanischen Einflüsse kommen. Da finden wir in der Nähe von Ulm den Ritter Meinloh von

---

[1] Graff Diutiska 3, 459 ff.

Seflingen, seine Gedichte sind der Form nach sehr alterthümlich und einfach, Stil und Syntax ist erst im Werden, aber schon wird die Liebe conventionell als Vassalität aufgefasst und heimliche unerlaubte Minne scheint die einzige die es gibt. Wie denn auch ein kleiner Denkspruch sagt: ‚Heimliche Liebe die ist gut, die kann geben hohen Muth.' Und ein längeres Gedicht welches die Masse, die Mässigung, verherrlicht[1] ist voll von dem Begriff der heimlichen Liebe, *tougen minne* ist das oberste Ziel des höfischen Lebens. In der Mässigung aber fassen sich alle Eigenschaften eines vollkommenen Mannes und einer vollkommenen Frau zusammen. Diese moralische Kategorie hat die Provence als *mesura* ausgeprägt. Jene Zähmung plötzlicher Instincte und roher Leidenschaften, welche uns in der Lucretia thatsächlich entgegentrat, ist nun auf ein System gebracht. Der Mann soll sich nicht selbst rühmen, sich nicht zu viel anmassen, er soll nicht lügen noch schelten; er muss schweigen können, wahrhaft sein, sich im Zorn nicht gehen lassen und nicht zu viel klagen. Er muss nicht übertrieben sparsam, aber auch nicht so freigebig sein dass er selbst verarmt. Die Frauen sollen nicht klatschen *(suln nicht gerne niwiu mære sagen)* und immer gelassen und gütig bleiben. Alle heimlichen Dinge darf eine Dame thun, wenn es mit Mässigung geschieht. Ohne Neid und Missgunst soll sie sein, wie ein Turteltäubelein. Und wenn sie einen geliebten Mann verliert, so soll sie auch der Turteltaube gleichen

> diu gewinnet nimmer vrôen muot.
> immer mêr ist ir trûren bî.
> si sitzet ûf kein grüenez zwî
> nimmer unz an ir tôt.
> alsô grôz ist ir nôt,
> verliuset si ir gemâlen,
> so ist si immer liebe âne.
> swelch vrowe ditze tuot
> diu ist biderbe unde guot.

Und gleich wieder kommt der Verfasser auf sein Lieblingsthema: will die Frau aber heimlich lieben, wenn sie sich

---

[1] Herausgegeben von Bartsch, Germania 8, 97 ff.

nur darin mässigt, so kann sie fröhlich leben. Anders gesagt: wenn der Scandal vermieden wird, so ist alles erlaubt.

Die einzige Motivirung besteht immer darin: *sô minnent si wîb unde man.* Sie wird allgemein beliebt. Das Urtheil des Publicums, der Gesellschaft, ist die Richtschnur des Einzelnen. Man könnte das Gedicht eine Anweisung zur Liebenswürdigkeit nennen.

Etwas weiter zurück führen uns die Rathschläge für Liebende[1]. Die Einkleidung ist dass ein Bote auszieht und eine Schrift vorweist, deren Inhalt er angibt. Aber auch darin wird schon den Frauen gerathen, sich keinen Mann zur Liebe zu erwählen, *des minne sint niht heimlich.*

Was die Männer anlangt, so meint dieser durch seine Stärke, jener durch seine Länge, der dritte durch seine Schönheit, der vierte durch seine Kühnheit, der fünfte durch sein gutes Haar, der sechste durch seine Fertigkeit in ritterlichen Künsten Anspruch auf Liebe zu haben. Die Frauen leiden darunter, dass ihre Männer so wenig zu Hause sind und sich beständig in Krieg und Turnier herumtreiben. Solche Vollkommenheiten also sind es gar nicht, durch welche man sich ihnen liebenswerth macht.

Im Gegensatz dazu läuft der Rath des Dichters, abgesehen von der Tugend im allgemeinen, die er empfiehlt, auf ‚schöne Antwort und gute Grüsse, Rede weis und süsse‘, das heisst: auf die Kunst der Conversation hinaus, welche schon im elften Jahrhundert als vornehmstes Kennzeichen des höfischen Mannes gilt[2]. Das oberste Gebot aber bleibt auch hier: du sollst dich beliebt machen.

Und so wundern wir uns nicht, wenn schon des Morgens beim Aufstehen Mädchen oder Frau zu Gott betet[3] um Be-

[1] Docen Miscellaneen 2, 306. 307. Der Verfasser lässt den Boten, den er aussendet, sagen: *der mich ze boten hât gesant, er ist vil wîten erkant.* Was ist das für ein Buch *Phaset,* worauf er sich beruft? Ein romanischer *Facetus?*

[2] S. Denkmäler S. 606 und QF. 1, 50: oben S. 49.

[3] In dem alemannischen Gebetbuch von Muri, Graff Diutiska 2, 297.

liebtheit bei den Menschen: ‚Heute mög ich sein in aller Welt Gemüthe, wie in ihrem Herzen das Geblüte, und aller Welt zur Lust wie das Herz in ihrer Brust.‘

Die Aesthetik des Lebens war jener Zeit eine ernsthafte Angelegenheit, und den schönsten Schmuck gewährte die Liebe.

Von einer ganz anderen Seite nähern wir uns denselben Verhältnissen, wenn wir sehen wie der astrologische Aberglaube herbeigeholt und Vorschriften darüber gegeben werden, in welchem Himmelszeichen man Freunde wählen soll[1]: wobei der Freund meistens als Geliebter gedacht wird. Die Symbolik ist nicht immer klar. Wenn du dir einen Freund im Zeichen des Wassermannes wählst, so verlierst du ihn bald — etwa weil der Wassermann das Wasser ausgiesst oder weil das fliessende hinwegschwemmende Element Veränderlichkeit bedeutet. Dagegen wenn die Fische regieren, da gib dir Mühe dass du dir einen Gesellen wählest zu heimlichen Dingen, denn das Zeichen ist sehr gut, alle Freude nähert sich dir gern. Schreibt man den Fischen, die ‚so wohlig‘ im Wasser sind und sich rührig tummeln und so gut gedeihen, besondere Fröhlichkeit zu? oder deutet der stumme Fisch auf Verschwiegenheit hin? Der stössige Widder ist ungünstig, er deutet auf Entzweiung. Der Stier aber hat guten Anfang und noch viel besseres Ende, wie ein im Stier geborenes Kind gute Fortschritte macht. Und so fort. —

Wir sind ziemlich weit abgekommen von der Kaiserchronik, knüpfen aber doch wieder an sie an, die so vieles umfasst.

Der Verfasser klagt im Eingang, dass zu dieser seiner Zeit sich so Viele Lügen erdenken und sie mit dichterischen Worten zusammenfügen, und er stellt denen, die solches thun, das höllische Feuer in Aussicht. Was er meint, zeigt eine spätere Stelle, wo er die Behauptung widerlegt dass Dietrich von Bern und König Etzel gleichzeitig gelebt hätten[2].

---

[1] Aus einer Wiener Handschrift herausgegeben von Jacob Grimm, Haupts Zeitschrift 8, 542—44. Vergl. dazu Wuttke Deutscher Volksaberglaube, zweite Ausgabe S. 84. 85.

[2] Diemer Kaiserchronik 2, 5 ff. 434, 17 ff.

Er wendet sich also offenbar gegen die Volkspoesie, gegen ähnliche Darstellungen wie sie am Schlusse des Nibelungenliedes, in der Klage und anderwärts vorliegen. Die Spielleute stellt er als Lügner hin, von Sage und alter volksthümlicher Ueberlieferung hat er keine Ahnung.

Es fehlt nicht an einer Antwort aus den Kreisen der Betroffenen. Der Verfasser des König Rother[1] hat sie gegeben. Er macht seinen Helden zum Ahnherrn des karolingischen Geschlechtes und auf diese Anknüpfung an beglaubigte Geschichte hin, behauptet er, man dürfe seine Erzählung nicht ‚den anderen' gleichstellen, sie sei nicht aus Lügen gedichtet. Die Beglaubigung sah man darin, dass lateinische Bücher als Quellen aufgewiesen werden konnten.

Gerade der König Rother aber enthält nun auch nach unserer Auffassung wenig echte Ueberlieferung, keinen eigentlich alten sagenmässigen Gehalt, sondern willkürliche Erdichtung nach Analogie anderer Sagen.

Ein Spielmann etwa des elften Jahrhunderts dichtete einem König Oserich von Wilzenland eine Brautwerbungsgeschichte an, deren Elemente grossentheils in den Sagen von Hugdietrich und Wolfdietrich gegeben waren. Einige komische Figuren, ungeschlachte Riesenbrüder, scheint er aus der französischen Volkspoesie entnommen zu haben.

Auf dieser Grundlage verfasste in den dreissiger Jahren des zwölften Jahrhunderts ein anderer Spielmann in Baiern

[1] Münchener Fragment, der ursprünglichen Gestalt zunächst stehend, herausgegeben von Keinz, Münch. Sitzungsb. 1869. II. S. 307 ff. Heidelberger Hs. interpolirt ed. von der Hagen Deutsche Gedichte Bd. 1 (1808) vergl. J. Grimm Kl. Schriften 4, 28 ff. Massmann Deutsche Gedichte (1837) S. 162; Rückert (1872). Das Arnswaldische Bruchstück und das aus Baden suchen die Reime rein zu machen. Dass das Kloster Fulda daher blos dem Reim zu verdanken ist, hat schon Rückert bemerkt. Anders Edzardi Germ. 18, 451. — Die Bekehrungskämpfe jenseits der Elbe können nicht zur Datirung dienen. — Sollte nicht die Stange des Riesen, die hier zuerst geführt (Myth. 500) und im Herzog Ernst einem ganzen Riesenvolk als Waffe beigelegt wird, aus der Sage Wilhelms von Aquitanien, der Widolt *middumstangi* der Thidreksaga von *Renoarz au tinel* abstammen? Die Vervielfältigung einer einzelnen Gestalt genügt wol um die von Müllenhoff Zs. 6, 446 gerügten Mängel zu erklären.

den König Rother. Von dem Langobardenkönig Rothari hat er gewiss nichts gewusst und eher an einen normannischen Roger gedacht. Er setzt seinen Helden nach Bari, welches Kaiser Lothar dem König Roger von Sicilien im Sommer 1137 abgewann. Lothar und Heinrich der Stolze hatten das Pfingstfest dort gefeiert.

Auch dieses Gedicht scheint die baierische Machtstellung jener Zeit vorauszusetzen. König Rother ist der Repräsentant des deutschen Kaiserthums, in ihm erscheint die oberste Herrschermacht der Erde. Dem Reiche zunächst aber stehen die Baiern: Rother ist von lauter in Baiern üblichen und beliebten Namen umgeben, darunter freilich kein Welfe. Heinrich der Stolze hatte verschiedenen baierischen Adel zu bekämpfen, diese Geschlechter dünkten sich ebenso gross wie die Welfen. Der Spielmann hat die Tenglinger verherrlicht, den Diessenern ist er weniger hold. Sein Amelger von Tenglingen erinnert so dringend an den baierischen Herzog Adelger der Kaiserchronik, dass er wohl mit ihm zusammenhängen könnte.[1]

Der Spielmann also tauft den König Oserich in Rother um, hängt der Geschichte einen Schwanz an, worin die gewonnene Braut zurückgeraubt und noch einmal gewonnen werden muss. Er flicht diesem zweiten Theile Heidenkämpfe ein, schöpft Motive aus der Sage von Hilde und Gudrun, bringt Constantinopolitanische Localitäten und Kreuzzugsanekdoten von 1101 an, wie sie sich in Baiern angesammelt hatten, verfehlt auch nicht seinen eigenen Stand, die Spielleute, zu bedenken, und sogar den König Rother selbst macht er musikalisch wie es z. B. Rudlieb ist.[2]

---

[1] Zu dem Namen Amelger darf ich wol an die baierische Notiz erinnern, welche die Baiern mit den Amelungen identificirt: Müllenhoff Zeugnisse und Excurse Nr. 36.

[2] Die Schwierigkeiten, welche die Entstehungsgeschichte des König Rother darbietet, sind im obigen gewiss nicht alle gehoben. Man verzichtet ungern darauf, den Titel Herzog von Meran, den Berhther führt, durch Anlehnung an die andechsischen Bertholde zu erklären, denen er aber erst seit 1178 zukommt (Heigel und Riezler Herzogthum Baiern S. 209). Vergl. aber Edzardi S. 391, und auch die Glosse *Gothi, Merânâre* (Zeitschr. 12, 415 Nr. 36) kommt in Betracht.

Etwa vierzig Jahre später als der Rother mag der Herzog Ernst[1] abgefasst sein, ein specifisch baierisches Thema, aber von einem fränkischen Spielmann behandelt, vielleicht am Hofe Heinrichs des Löwen, wenn sich die Ansicht von Bartsch bewährt. Auch dieser Dichter betheuert seine Wahrhaftigkeit und will aus einem lateinischen zu Bamberg aufbewahrten Buche geschöpft haben. Wenn man ihm das nicht glaubt (und man braucht es nicht), so hatte er selbst eine ziemlich gute historische Bildung, die er auf den gewiss in Liedern überkommenen Sagenstoff anwendet.

Der Herzog Ernst ist ursprünglich eine Selbstverherrlichung des deutschen Particularismus. Verschiedene Empörungen gegen die Reichsgewalt waren darin verschmolzen, und die Sage nahm die Partei des Empörers. Ob auch diese Bedeutung im zwölften Jahrhundert noch gefühlt wurde? Ob Herzog Ernst ein früherer Heinrich der Löwe schien? Jedenfalls wiegt ein anderes Interesse jetzt vor. Herzog Ernst ist verbannt; er nimmt das Kreuz und erlebt im Orient eine grosse Zahl von Abenteuern; die geographischen und ethnographischen Fabeln vom Magnetberg, vom Greifenlande, von den Kranichköpfen, den Plattfüssen, Langohren, Cyclopen werden alle an ihn geheftet und in seine Geschichte verflochten. Also eine orientalische Kriegsfahrt mit wunderbaren Erlebnissen, wie das Alexanderlied sie den Deutschen zuerst dargestellt hatte.

Der Verfasser hat schon ganz den Sinn für die Beschreibung von Aeusserlichkeiten, wie sie der ritterlich-höfischen Poesie geläufig ist. —

Noch einmal greife ich auf die Kaiserchronik zurück, um an die darin enthaltenen Legenden und legendarischen Elemente zu erinnern. Auch diese haben in Baiern wie anderwärts ihre eigene Geschichte, und daran schliessen wir am besten was von geistlicher Dichtung überhaupt hier zu sagen wäre.

Da begegnet uns zunächst die Geschichte des irischen

---

[1] Herzog Ernst herausgegeben von Karl Bartsch, Wien 1869 (vgl. Jänicke Zeitschr. 15, 151). Dazu Germania 19, 195 f. Dümmler Zeitschr. 14, 265. 559.

Ritters Tungdalus,[1] dessen Seele, nachdem er lange in Sünden gelebt hatte, im Jahr 1149 in einem wunderbaren Gesichte während eines todähnlichen Schlafes von einem Engel durch die Hölle, nicht ohne einige Qualproben, dann durch das Paradies geführt wurde. So erzählte er selbst nach seinem Erwachen. Und diese Erzählung liegt allen übrigen Aufzeichnungen und Gedichten zu Grunde. Dem baierischen Priester Albero, der sie auf Bitten eines Bruders Konrad von Winneberg in deutsche Verse brachte, ist gesteigerte Gewandtheit der Sprache und wachsende Kunst des Periodenbaues nachzurühmen.

Ein vielleicht baierisches Gedicht von den fünfzehn Zeichen des jüngsten Tages[2] zeigt entschiedene Anklänge an das jüngste Gericht der Frau Ava (S. 57) und versetzt den Stoff mit Elementen des Physiologus und allerlei willkürlichen Zuthaten.

Als die Spitze der geistlichen Poesie des zwölften Jahrhunderts ist man geneigt, die drei Marienlieder des Pfaffen Wernher vom Jahre 1172 anzusehen.[3] In das

---

[1] Hahn Deutsche Gedichte S. 41—66. Verbesserungen von Haupt in seiner Zeitschrift 14, 258 f. Lat. Text Schade Visio Tnugdali (Halis Saxonum 1869). Gosche Archiv für Litteraturgeschichte 1,486 (worin S. 488 Ebel über die Form und Etymologie des Namens). Greith Spicilegium Vaticanum p. 109 f. Mussafia sulla visione di Tundalo, Wiener Sitzungsberichte Bd. 67 (1871) S. 157 ff. Vergl. Steinmeyer in der Allgem. deutschen Biographie 1, 219. — Einen späteren baierischen Erzähler, den Augsburger Geistlichen Albertus, der Bernos Biographie des h. Ulrich in deutsche Verse brachte, habe ich hier aus dem Spiele gelassen, da er schon höfischen Einfluss zeigt: s. Steinmeyer a. a. O. S. 207.

[2] Pfeiffer in Haupts Zeitschr. 1, 117 ff. Zur Charakteristik Sommer ibid. 3, 530. (Z. 242 *von den winden wir âtem haben.*) Lateinische Texte bei Sommer S. 523 ff. bei Mone Schauspiele des Mittelalters 1, 320 ff.

[3] Vom echten Text die Fragmente BCEF: Docen Miscell. 2, 119—124 (Hoffmann Fundgr. 2, 213); Mone Anz. 5, 156—164; Feifalik S. IX. 189 ff.; Greiff Germ. 7, 305—330; Keinz Münchner Sitzungsber. 1869. II. S. 295—307. — Die Bearbeitung D der Berliner Hs. herausgegeben von Ötter (Nürnberg und Altdorf 1802), von Hoffmann Fundgr. 2 (1837), 145—212; vergl. Lachmann Anm. zu den Nib. S. 288. — Die Bearbeitung A der Wiener Handschrift herausg. von Feifalik (Wien

Verdienst theilen sich freilich der Dichter und die Quelle die er benutzte. Dieses apokryphe Evangelium ist an sich ein reizendes Gedicht. Die Begabung der hebräischen Poesie für die Idylle, die im Buche Ruth z. B. oder im Buche Tobit so herrlich zu Tage tritt, wohnt auch in dieser altchristlichen Sage. Ein liebliches Bild rollt sich auf gleich in der Schilderung von Mariens Eltern.

Anna bricht in Klagen aus über ihre Unfruchtbarkeit, da sieht sie das Nest eines Sperlings auf einem Lorberbaum, und neue Klagen knüpfen sich daran: ‚Aller Creatur hast du Kinder gegeben, warum nicht mir.' Bei Wernher fällt Anna auf ihre Knie vor Gott und fleht zu ihm. Da sie sich niederneigte und wieder aufblickte, sah sie sich um und bemerkte, wie auf einem Aste die Sperlinge schrien laut, sie eilten zu einem Neste auf eines Baumes Veste, die Frau nahm das wahr, auf einem Lorberbaum: wie fröhlich flogen sie, da sie ihre Brut erzogen und ihnen Speise brachten.

Wie hier, so finden wir überall kleine schmückende Züge, die des Dichters Streben bekunden, Anschaulichkeit zu erreichen. Ein Schreiber des Tempels weist den Joachim vom Opfer zurück, weil ihn Gott mit Samen nicht gesegnet habe: ‚und als er diese Schmach im Angesichte des Volkes erlitt, da ging er weinend fort aus dem Tempel des Herrn.' Wernher sagt: ‚Ueber solche Schmach betrübt, wischte er mit seinen weissen Händen heimlich die Thränen von den Augen.'

Und er kehrte nicht zurück in sein Haus — erzählt die Quelle ferner — sondern ging zu seinen Herden und nahm die Hirten mit sich nach den Bergen in ein fernes Land. Wernher aber, erfüllt von ascetischer Lebensanschauung, lässt Joachim in eine Wüste ziehen, Gott dort seinen Kummer und seine Bedrängniss zu allen Stunden klagen, bejammern auch die menschliche Hinfälligkeit, dass die Welt nichts anders ist als Staub und Mist und ein Schatten der verschwindet, wenn sich die Seele loslöst von der Umfassung des Leibes:

1860) vergl. Bartsch Germ. 6, 117. — Die Quelle: Liber de infantia Mariae et Christi salvatoris ed. Schade (Halis 1869). — Obige Charakteristik nach D.

so zergeht auch alle Weltfreude, wenn das Leben den Leib verlässt. Dabei ist Wernher aber doch Pfaffe genug um hinzuzufügen, dass Joachim in der Einsamkeit sich bestrebte, Zehenten und Almosen noch besser, noch reichlicher zu geben als früher.

Annas Glück schildert er dann in einem schönen ausgeführten Gleichnisse. Nachdem Anna die Botschaft des Engels empfangen hat, dass sie eine Tochter gebären werde, da war ihr wie einem Menschen, der in einem schweren Traum befangen, schlafend unter einem Baume liegt, und sich von seinen Feinden bedrängt glaubt, denen er nicht mehr zu entrinnen hofft — und dann erwacht und alle Noth von sich geschwunden sieht: so war sie zu dieser Zeit aus ihrem Leide geweckt.

Andere Gleichnisse deutet er nur an. Wie die Bienen den Honig aus dem Thau zu finden wissen: so kann Maria den Menschen, die ihr dienen und vertrauen so lange sie auf Erden wohnen, im Jenseits die heiltriefende Honigscheibe entgegentragen. Maria steht vor dem Bischof wie die Blume, die auf der grünen Wiese ihren hellen Schein weithin ergiesst.

Die Bezeichnung Marias als der Meeresstern ist bekannt. Wernher sagt: Wie die Ritter sich in allen Schlachten um die Fahne sammeln müssen, so sollen wir uns zu dem Sterne flüchten, der das christliche Heer über das Meer der Sorgen aus des Teufels Banden zu dem freudenreichen Lande bringt, wo Gott selbst die Sonne ist.

Eine psychologische verallgemeinernde Bemerkung, wie sie Otfrid zu machen liebt, findet sich, als Anna ihren Gatten erwartet: sie stellte sich auf einen Hügel wie die Getreuen gerne thun, die liebe Freunde auf dem Wege haben und oftmals ihnen entgegen schauen.

Wunderhübsch ist die Scene Marias mit dem Engel, die der Verkündigung vorhergeht. Maria ging zu ihrem Brunnen an des Hofes Ende und wusch ihre reinen Hände; da kommt ein Engel hell und klar wie Glas und kündigt ihr Geheimnissvolles an: sie wäre bestimmt alle Sorgen mit dem Oel der Barmherzigkeit zu lindern und zu sänftigen, sie solle die Verbannten wieder ins Vaterland bringen. Gar zu gerne hätte

sie noch mehr gehört, aber der Engel, der eben noch sprach und bei ihr stand, verbarg Augen und Mund, sein Antlitz und seinen Glanz: so spielte er mit ihr Versteckens, wie man mit den Kindern thut.....

Wernher ist keineswegs in rein epischer Stimmung. Auf Erbauung ist überall sein Absehen gerichtet, mit deutenden Reflexionen tritt er gerne hervor, wie ein Prediger steht er seinem Publicum gegenüber. Geistliche Tendenzen mischen sich ein: Marias Leben im Tempel ist Vorbild des klösterlichen Lebens, Joachim Vorbild der christlichen Mildthätigkeit.

Er gliedert seinen Stoff in drei Lieder, wie die älteren Dichter (der erste der Kärntner und der Vorauer Genesis, der erste des Lebens Jesu) solche Gliederung eintreten liessen nach dem Bedürfniss der Predigt. Das waren etwa drei Lectionen von der Kanzel.

Alles in allem erscheint mir Wernher als ein Erbe des Geistes, welcher den ältesten clericalen Dichter bajuvarischen Stammes beseelt hatte, den Verfasser von ‚Schöpfung und Sündenfall' in der Kärntner Genesis. Welche Fortschritte freilich hat seitdem die Form gemacht! Wie sind Wort und Satz geschickt geworden zu süsser, einschmeichelnder Rede! Dort war alles Kraft und Wucht und Fülle: hier regiert Zartheit, Weichheit, Milde. Was dort vielleicht hart und schroff neben einander gesetzt war, hier ist es gefühlvoll vermittelt und ausgeglichen. Und doch — unsere Sympathie ist eher bei dem alten Dichter: die klaren Linien, die er gezogen, sind hier vom Weihrauchdunst umnebelt.

Von der natürlichen menschlichen Empfindung ist Wernher manchmal weiter entfernt als Otfrid. Bei dem betlehemitischen Kindermord schildert dieser hauptsächlich den Schmerz der Mütter, Wernher eifert wider die Grässlichkeit der That, die Hartherzigkeit der Mörder, wider das Unmännliche eines Kampfes gegen wehrlose Kinder, ja er geht so weit, die Phantasie durch die fürchterliche Vorstellung zerstückter Kinderleichen zu peinigen — sie liegen überall umher halb lebendig halb todt, hier die Füsse dort die Hände —

und darauf setzt er einige zierliche, gefühlvolle Antithesen von Freude und Leid:

Swem ie herzeliep gescah,
der weiz herzeleides ungemach,
waz herzeliep chumbers hât
daz mit herzeleide gestât.

Aber von dem Schmerze der Mütter, denen das Blut der Ermordeten in den Schoss rinnt, wird erst ein wenig geredet, nachdem sich die Henkersknechte auf das Land begeben haben. Und ganz am Schlusse sind die Mütter im allgemeinen trostlos. Aber im Anfang, in Bethlehem selbst, wie die Mörder zur Nachtzeit in die Häuser, an die Betten dringen, da erfahren wir nicht, dass Muttersorge über den Kleinen wacht — sie schlafen bei den Ammen an ihren Brüsten. Und damit ist denn freilich klar, wesshalb die Mütter hier zurücktreten.[1]

Die alte Genesis schildert wahrheitsgetreu Evas Schwangerschaft, schmucklos zählt der Dichter ihre Leiden auf und schliesst: das musste so sein, Gottes Drohung hatte es verhängt. Wernher dagegen stellt seinen schönen Leserinnen (wie ein moderner Romanschreiber sagen würde) in höchst naiver, übrigens ganz decenter Weise die Wunderwirkungen einer schmerzlosen Entbindung in Aussicht, falls sie seine Marienlieder auch nur in der Hand hielten: Maria wehrt den Fluch ab, den Evas Sünde über die Frauen brachte. Sie sorgt dafür, dass da kein Kind auf die Welt komme, das verkrüppelt oder blind wäre oder der ewigen Verdammniss anheim fiele.

Man sieht, eine bequeme Frömmigkeit trägt wesentlich dazu bei, die Annehmlichkeit des Lebens zu erhöhen. Die heiligen Gegenstände selbst, ja der Ausdruck weltabgewandter Gesinnung dienen nur zur angenehmen Erregung der Phantasie. In diesem Sinne behandelt sie Wernher und wendet sich damit an die Frauen, für deren Handarbeiten er an einer Stelle lebhaftes Interesse zeigt, gegen die er sich auf seine

---

[1] Vergl. Vulfadi archiepisc. Bituricensis epist. pastor. (Mabillon Vet. Anal. p. 102b): *Consulimus itaque precamurque feminas nobiliores et alias quascumque, ut filios suos proprio lacte nutriant et nullatenus ancillis aliis ad educandum tradant.*

Art galant beweist, und deren Leiden er durch Marias Beistand zu lindern hofft.

Verschwunden ist die alte einfache Gottesfurcht. Und sehr bezeichnend versündigen sich die Schergen des Herodes, welche die unschuldigen Kindlein ermorden, nicht einfach gegen Gott, sondern: gegen die Natur und Gott.

Es ist klar, die Kinder der Welt sind sehr mächtig, die Kinder Gottes lassen sich herbei ihnen zu dienen. Man muss eine Legende, wie den heiligen Servatius[1] zur Hand nehmen, ein jüngeres Gedicht als die Marienlieder, um sich zu vergewissern, dass die geistliche Weltanschauung noch in Kraft steht. Aber auch dieser Dichter freilich ist kein Eiferer: er erzählt einmal unbefangen von einem Jüngling, der ein ‚Weltkind‘ war, ‚wie seine Gleichaltrigen oft es sind‘, der sich mit Turnier und mit ‚Weibern‘ im Lande bekannt machte. Der Dichter ist nicht erstaunt und nicht erbost, er lässt den Lauf der Welt gewähren: die Jugend ist nun einmal so. Die höfische Sitte herrscht in seinem Gedichte, wenn sie auch nur selten zum Vorschein kommt, wie in dem schönen Gange der Frauen, die man einer Herzogin nachschleichen sieht. Etwa kann ausführliche Beschreibung von Aeusserlichkeiten, wie sie im Anfange begegnet, auch an höfische Poesie gemahnen. Aber die Schlachtbeschreibung, wie König Karl mit den Saracenen kämpft[2], erinnert an die Kaiserchronik, Annolied und ähnliches. Diese Schlacht so wie die Kriege mit König Etzel und den Hunnen, auch mit den Ungarn, die einmal statt der Dänen der Originallegende eingesetzt werden, dazu etwa die Kaiser und Könige und ihr Verhältniss zur Verehrung des heiligen Servatius, mögen wohl das Hauptinteresse gewesen sein, das den Dichter leitete.

---

[1] Herausgegeben von Haupt, Zeitschrift 8, 75—192. Kleine Fragmente einer besseren Handschrift hat Frommann Germ. 18, 458. 459 veröffentlicht. Ob ich recht thue, das Gedicht nach Baiern zu versetzen? Vergl. Z. 2614 *dult*, die hunnisch-ungarischen Beziehungen und Zs. f. österr. Gymn. 1868 S. 577. Die Reime sind nicht rein genug, dass man das häufige *m:n* anschlagen und daraufhin alemannischen Ursprung vermuthen dürfte.

[2] Zeile 2001 ff.

Einmal gebraucht er ein schönes Bild, um das Ueberwuchern ketzerischer Secten zu bezeichnen. ‚Ueber den rechten Glauben zog sich ein Dunst, als wenn trübe Nebel die heitere Luft stören und Wolken vorschweben und uns das Licht abhalten. Und wie diese sich verziehen und die Sterne wieder angezündet werden, die das Gewölk verdüsterte, so schien in der Kirche damals manche helle Leuchte.‘ Aber mehreres dergleichen hat er nicht, und man liest das lange Gedicht, das mehr von den Wundern des todten als von den Thaten des lebendigen Servatius zu berichten weiss, nur mit Widerstreben zu Ende.

Der Teufel, der mehrfach hier sein Wesen treibt, ist ein ziemlich langweiliger Teufel. Lieber lässt man sich von dem überirdischen Glanze des Himmels bestricken, mit welchem der Pfaffe Wernher den Sinnen zu schmeicheln weiss. Diese alten Lieblingsthemata der Predigt sterben nie aus, und die Vision des Tungdalus gab ihnen erst recht einen neuen Schwung, wenn es dessen bedurfte.

Inmitten solcher Schilderungen des Jenseits nimmt sich seltsam aus das Gedicht vom Himmelreich, das ein baierischer Mönch um das Jahr 1187 verfasste [1]. Seltsam sind schon die wunderlich langen Verse mit zweisilbigem Reim, die man für den ältesten Versuch deutscher Hexameter hält. Seltsamer der erzprosaische Sinn, in welchem der Verfasser seine Aufgabe löst. Um uns zu sagen, wie sehr der Himmel über alle irdischen Bedürfnisse hinaus ist, zählt er diese Bedürfnisse einzeln auf. Dort wird weder Schaf noch Geiss verbraucht, weder Stier noch Bock erschlagen, man braucht weder Block noch Stock ins Feuer zu legen, man braucht weder Zettel noch Einschlag, weder Spinnen noch Weben. Das Gewand derer die da sind ist das ewige Licht, sie brauchen keine Badegewänder u. s. w. die ganze altdeutsche Garderobe wird durchgenommen; sie brauchen zum Essen weder Brotbacken noch -bähen u. s. w.

---

[1] Schmeller in Haupts Zeitschrift 8, 145. Die Uebereinstimmungen mit dem Dialekte der Windberger Psalmen sind unverkennbar. Auch an geistigen Berührungen fehlt es nicht. Bei der fast völligen Reinheit der Reime verdient Beachtung 271 f. *wines: deheines*.

es folgt ein Speisezettel. Ihnen wird das Haar ohne Kamm und Bürste geschlichtet, sie schlafen ohne Federbett, Polster und Kissen, die Seele braucht weder Seife noch Lauge zum Bade u. s. w. Kurz, ein Bild des ganzen Erdenlebens entrollt der Dichter, der uns von dem Himmelreich berichten will. Er ist eine eigenthümliche Natur, die an der prosaischen Wahrheit haftet und ängstlich ist sie zu verletzen, wie er uns selbst berichtet in dem langen und höchst bezeichnenden Abschnitt über den Regenbogen.

Lyrischer Schwung lebt in allen diesen geistlichen Gedichten nicht. Auch ein paar Messgesänge zur Wandlung[1] schleppen sich träge hin. Kurz, wir haben den Eindruck: entweder Verfall zu ungeniessbarer Trockenheit oder Ausbildung zu einem ungeistlichen Sinnenreize der Phantasie.

Aber es gibt auch noch ernste und gewaltig bewegte Naturen wie der Verfasser eines geistlichen Fragmentes das ich Trost in Verzweiflung nennen möchte[2]. Wie tief aus dem Innersten gibt sich hier Schuldgefühl kund, weit ab von den conventionellen Phrasen der Sündenklagen, weit ab von aller erhitzten Rhetorik. Den Ausdruck echter Verzweiflung glaubt man zu vernehmen in diesen einfachen manchmal wortarmen, aber doch poetisch empfundenen Sätzen.

Im Eingang des Erhaltenen scheint der Dichter das Lob der freiwilligen Armut zu singen. Wer sie auf rechte Weise versteht, der kann guten Trost empfangen, sie weiss

[1] Der eine mit wenigen unreinen Reimen herausg. von Müllenhoff Denkm. Nr. 46; der zweite mit ganz reinen von Steinmeyer Zeitschr. 17, 425; ein dritter Zeitschr. 18, 455 (Freidank); dazu ein verwandtes prosaisches Stück Graff Diutiska 2, 288 f. Vergl. Steinmeyer Zs. 18, 456. 19, 103.

[2] Docen in Massmanns Denkmälern S. 80—82 (die nöthigen Ergänzungen s. demnächst in der Zeitschrift), von Prof. Leonhardt in Memmingen mitgetheilt, also vielleicht aus dem Kloster Ottenbeuern bei Memmingen stammend. Sehr wenig Reimungenauigkeiten, mag etwa in dem Decennium 1180—90 entstanden sein. Ich erwähne das Stück hier, wie ich Meinloh von Seflingen hereinziehe. Die geographische Einheit der schwäbisch-baierischen Hochebene wird auch im geistigen Leben eine gewisse Einheit darbieten, während der Oberrhein eine Individualität für sich ist und seine Beziehungen stromabwärts nicht verleugnet.

ihn zu stärken, dass er sich dem Dienste Gottes ohne Wanken, ohne Zweifel weihet. Wenn er den Leib gänzlich seiner Herrschaft entsetzt und seine Begehrlichkeit auf keine Weise befriedigt, und ihm unerschütterlich widersteht und ihn tapfer angreift und ihn hungern und frieren lässt und er dessen mehr als genug hat: dann ist ihm ein Ofen und Glut lieber als mächtiger Herren Reichthum; dann ist er zufrieden, wenn man ihn auf der Bank schlafen lässt und ihm weiches Bettgewand versagt, und es wird ihm wohler dabei als bei allen Gastmälern, denen er jemals beiwohnte. Wer den Leib so kurz hält, dem macht jede Kleinigkeit Freude und die Armut macht ihn glücklicher als die reiche Wonne in der er sich früher befand. Die Natur nimmt mit Geringem fürlieb, wenn man ihr nichts besseres bietet.

Nur wer die Fähigkeit des Entbehrens — scheint der Verfasser zu sagen — nur wer die Bedürfnisslosigkeit errungen, der ist wahrhaft frei. ‚Denn wie reich und mächtig er auch früher war, immer konnte ihn bezwingen *animi voluptas*.‘

Mancher weltliche Mann spricht: ‚Ich würde die Welt gern verlassen. Aber ich fürchte, dass mein Leib nicht im Stande ist die Armut zu ertragen. Ich würde Speise und Gewand allzu heftig vermissen, wenn ich sie entbehren sollte, während ich sie andern geben sehe. Ich würde nicht dabei bestehen können. Darum ist es ebenso gut, dass ich bleibe wie ich bin.‘

Diese Behauptung widerlegt der Dichter. Der Körper kann alles ertragen, nur das Herz — er meint die menschlichen Leidenschaften — lehnet sich dagegen auf. Nur das Herz lässt der Seele keine Ruhe, wenn ihm sein Wille nicht geschicht. Das Herz ist wie ein Narr. Dem gefällt blos was er mit seinem Kolben thut und wenn er jemand schlägt, so kehrt er sich um und sieht einen andern an. Geradeso macht es das Herz: wenn es seinen Willen nicht hat, so ist ihm alles nicht recht, und wenn es schuldig ist und einen Schaden thut, so setzt es die andern an die Glut wo es billig selbst auf dem Roste stehen sollte.

Alle Sünde welche die Seele begeht, beruht auf des Herzens Rath und Reizung. Der Teufel räth viele böse

Dinge, er hat aber nicht die Macht, jemand dazu zu zwingen. Es ist unseres Herzens Schuld, wenn wir Böses thun.

Wenn ich dem Herzen so viele Vorwürfe mache — fährt der Dichter fort — 'so habe ich das nicht ohne guten Grund gethan. Grosse Noth habe ich durch das Herz erfahren, es senkte mich bis in den Grund. Es hat mir so viel zu Leide gethan, dass ich davon stets erzählen könnte.

Und nun in parabolischer Einkleidung ein Stück Lebensgeschichte, worin ein Mensch sein ganzes Innere aufschliesst.

Hätte mir Gott, als er mich erschuf, ein Herz gegeben, das éin Leib tragen könnte, so würde ich ihm immer Dank dafür sagen. Aber es wäre für tausend Menschen genug gewesen, was ich allein in meinem Herzen trug. Als ich geboren wurde, da hatte mein Herz schon der Welt geschworen. Ich wusste nichts von dem Eide und folgte seinem Rath. Es führte mich einen tiefen Weg und verlegte mir Brücke und Steg, und als ich zurückkehren wollte, da hatte es mich mit Stricken und heimlichen Fallen umgeben und mich gefangen wie einen Hasen in einem Netze. Ich konnte nicht von der Stelle, ich sah mich verrathen, zu spät war die Reue. Es kam eine grosse Schar der Feinde, ich setzte mich nicht zur Wehre, sie schlugen mir tiefe Wunden, ich erkannte wohl, dass sie lebensgefährlich waren. Ich konnte nicht genesen, der Tod schien mir gewiss, das Leben war mir zur Last, ich konnte mir keinen Trost geben. Ich dachte: ,Was hilft alle Kunst der Aerzte? Die Wunde ist so tief und verborgen, Heilung ist nicht möglich.' Dennoch bat ich überall wo man gute Salben hatte, man möchte mir ein wenig darüber streichen. Aber keiner fand sich, der mir um Gottes Willen nur das geringste geben wollte, niemand war mir gütig, niemand hat mir Trost gegeben. Da wurde ich traurig und unfroh. Aber ein mächtiger Herr liess mir sagen, er wolle mir lindern meine Noth und mich ohne Narbe heilen. Da wurde ich fröhlich und heiter.

Der Verfasser erklärt nun die bildliche Rede:

Nachdem ich in meiner Kindheit durch meines Herzens Schuld dem Teufel und der Welt unterthan gewesen war,

da erkannte ich bald, als ich zu Verstande kam, dass mich das Herz in den Tod führte. Nun wollte ich die Welt verlassen, aber sie zog mich an sich mit tausend Künsten, so dass ich es immer weiter hinausschob, bis sie mich so fest an sich genommen hatte, dass ich auf keine Weise von ihr kommen konnte. Denn sie fesselte mir Hände und Füsse mit ihrer bitteren Süsse, sie nahm mich so ganz gefangen, dass ich glaubte, ich müsse bei ihr bleiben. Da dachte ich, vielleicht ist einer der Heiligen so gnädig, mir um Gottes Willen zu Hilfe zu kommen und mich von der Welt zu befreien. Aber wie viel ich auch betete, keiner hat mir geholfen, an mir verzweifelten alle himmlischen Heerscharen. Nun ergriff auch mich Verbitterung. Ich meinte, ich wäre zur Verdammniss geboren und gab das Beten auf. Aber da ich mich dessen am wenigsten versah, hört, welch ein Glück mir da geschah. Da legte man mir ....

Hier bricht das Stück ab. Weiter hat uns die Ungunst der Zeit das merkwürdige Gedicht nicht erhalten. Offenbar war es nun Gott selbst der dem unglücklichen Verzweifelten zu Hilfe kam. Der mächtige Herr liess ihm günstige Botschaft sagen. Vielleicht legte man ihm die Schrift vor, und er las darin — ja wovon? Es muss wol eine Hindeutung auf freiwillige Armut gewesen sein, was ihm als die Rettung erschien. Denn in der Armut scheint seine Seele zur Ruhe gekommen.

Die Bibel kann er sehr wohl gelesen haben, denn er ist ein unterrichteter Mann, er liest die Gebete mit denen er um Hilfe fleht, er bringt auch in seinem Gedichte lateinische Wendungen an.

Sein Schicksal übersehen wir ungefähr, auch in dem ersten Theile wird er aus persönlicher Erfahrung reden, es ist fast ein typischer Lebenslauf. Eine im Weltleben zugebrachte Jugend, Reaction des kirchlichen Bewusstseins, Flucht aus der Welt in das Kloster oder in die Klause des Einsiedlers. Aber eigenthümlich ist die Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit mit der er das Glück der Bedürfnisslosigkeit empfindet, ganz wie ein moderner unheiliger und ungläubiger Mensch es nachempfinden kann. Eigenthümlich ist die Auf-

fassung der Bedürfnisslosigkeit als einer Quelle der Festigkeit, der Ausdauer im Dienste Gottes, die kein Wanken und keinen Zweifel aufkommen lässt. Eigenthümlich ist der Stolz auf die Kraft des Willens, der dem Körper zumuthen kann, was ihm gut dünkt. Eigenthümlich ist die Charakteristik des Herzens, welche uns den Einblick in Stimmungen und Gemüthszustände eröffnet deren Existenz wir freilich voraussetzen müssten, für die aber wenig directe Belege vorhanden sind, — in eine Gewalt der Leidenschaften und eine Verzärtelung des eigenwilligen Herzens, welche sich mit jenen Stimmungen des vorigen Jahrhunderts vergleicht, die in Goethes Werther den classischen Ausdruck erhielten. Eigenthümlich endlich ist vor allem, dass der Dichter bei den Heiligen keine Hilfe findet, sondern nur unmittelbar durch Gott gerettet wird.

Wie weit das Publicum, an das er sich wendete, seinen Bericht und seine Gesinnung für ketzerisch hielt, das lässt sich schwer entscheiden. Aber soviel darf ich wol sagen: wir befinden uns hier auf Wolframischem Boden. Wie viel ist in geistlichen Gedichten von Beichte und Busse die Rede. Hier keine Spur davon, der Mensch macht keinen Gebrauch von kirchlichen Heilsmitteln, er selbst sucht Gnade und Heil und nur Gott selbst kann sie gewähren.

Suchen wir anderwärts auch nur ähnlichen Ernst der Gesinnung, so müssen wir uns in dem Stande der Spielleute darnach umsehen.

Die Spielleute hatten sich während des zwölften Jahrhunderts in Baiern sehr gehoben.

Wie viel von lateinischer Poesie hierhergehört, lässt sich nicht sagen. Aber wenn ich ihnen mit Recht Antheil am lateinischen Schauspiele zuschreibe, so legt das Osterspiel vom Antichrist[1] Zeugniss ab für ihren patriotischen Sinn. Der Antichrist kommt und begründet seine Herrschaft durch Ketzerei und Heuchelei. Die Heuchler sind seine ersten Anhänger, sie schickt er als Gesandte an alle Könige und sie unterwerfen sich ihm. Auch an den

[1] Pez Thesaurus Anecd. novissimus 2, 3, 186. Analyse bei Hase Geistliches Schauspiel S. 25 ff.

König der Deutschen schickt er sie mit Geschenken und bietet Freundschaft an. aber dieser — der einzige — weist sie zurück. Der Antichrist sammelt alle seine Scharen, es kommt zur Schlacht. der Antichrist wird besiegt durch den *furor Teutonicus,* auf den schon vorher als auf etwas fürchterliches wiederholt hingewiesen ist. Nach der Schlacht besteigt der König der Deutschen wieder seinen Thron und singt:

Sanguine patriae honor est retinendus:
Virtute patriae est hostis expellendus.
Ius dolo perditum est sanguine venale:
Sic retinebimus decus imperiale.

Erst als der Antichrist beginnt Wunder zu thun, lassen sich auch die Deutschen von ihm täuschen und werden im Glauben wankend.

Die Nation und ihr Königthum wird verherrlicht wie in der Kaiserchronik. Die sittliche Erhebung, welche darin liegt, finden wir auf religiösem Gebiete in einem ernsten gehaltenen Manne, der uns leider nicht seinem Namen nach bekannt ist, von dessen Art und Wesen aber seine deutschen Sprüche Zeugniss ablegen.

Der ungenannte Spielmann ist wahrscheinlich ein geborener Baier und um 1175 schon ein alter Mann, der seine Söhne auf die Noth des Lebens hinweist.

Er war ein Bauernsohn und es stand ihm frei zum Pflug zu greifen. Allein er zog das unsichere Leben eines Spielmannes vor, wobei der Vortrag von Liedern aus der Heldensage, auf die er wiederholt anspielt, vermuthlich sein Hauptgeschäft ausmachte. Aber durch Talent und Tüchtigkeit gelang es ihm auch als Fahrender sich emporzuarbeiten, die höheren Schichten der Gesellschaft erschlossen sich ihm, und die Freigebigkeit adeliger Gönner setzte ihn sogar in den Stand eine Familie zu gründen.

Aber freilich, es kam eine böse Zeit, die Gönner die ihm hold waren starben hinweg, ein jüngeres Geschlecht mochte an die Kunst neue Anforderungen stellen, welche er nicht zu befriedigen im Stande war. Und so wurde sein Alter trüb. Vergebens schüttelt er wiederholt den frucht-

beladenen Ast. Vergebens sehnt er sich nach einer festen Heimat, nach einem eigenen Haus. Beim rauhesten Wetter ist er obdachlos und immer auf der Fahrt.

Aber die äusserlich würdige Stellung, welche dieser Mann in der Zeit seiner vollen Kraft eingenommen hat, trägt doch ihre Früchte. Sie hat ihm innere Sammlung und Festigkeit gegeben. Wie er fromme Lehrsprüche dichtet über die Weihnachts-, über die Osterzeit; wie er in einem innigen Gebete Gottes Allmacht und Allwissenheit feiert; wie er auf kurze prägnante Weise Hölle und Himmel beschreibt und zum Kirchenbesuche mahnt; wie er für die Heiligkeit der Ehe eifert und in religiösem Ernst der ritterlichen Moral entgegentritt, deren Hauptbegriff die Ehre ist (vergl. Hartmann oben S. 37), und wie er das Wohl der Seele als das wichtigere hinstellt: so ist er auch mit seinem eigenen Seelenheil ernsthaft beschäftigt: er habe lange dem Teufel gedient, sagt er, in dessen Gefangenschaft er sich befinde, und betet zum heiligen Geist, dass er ihn erlöse.

Die volksthümliche Gnomik, für welche die Kaiserchronik einige willkommene Belege darbietet, welche aber seit uralter Zeit vermuthlich in geringer Wandelung bestand, fasst der Ungenannte in mannigfaltiger Ausbildung zusammen, in trefflichen Fabeln, Parabeln, Lehrsprüchen, in Gelegenheitsgedichten von persönlichem Gehalt, in würdigen Lob- und Trauersprüchen auf seine Gönner, in Klagen über sein Missgeschick — dazu die geistliche Wendung, die für ihn so charakteristisch ist.

Der Mann aus dem Volke, der Paria, ist ernst und streng in einfach altväterischer Frömmigkeit. Der tiefer angelegte Weltmann sucht Trost und Erhebung in freiwilliger Armut. Aber der berufsmässige Vertreter der Frömmigkeit ist ein parfümirter Abbé, der Mädchen verführt, allen Schwung seiner Seele in Damengesellschaft ausgibt und die Jungfrau Maria durch schimmernde Toilette hoffähig zu machen sucht.

Die pessimistische Kritik der Edlen und geistig Hochstehenden an dem gemeinen Lauf der Welt, wie er in verworrener Zeit sich schwärzer darstellt, spricht ein unbe-

kannter Vorläufer Walthers von der Vogelweide in kurzen Versen aus, und das Unwesen das er bekämpft nimmt in seiner Phantasie die Gestalt der Superbia an, wie sie auf kirchlichen Bildern erscheint, ein stolzes Weib hoch zu Rosse in reichem Putze: *Ubermuot diu alte* nennt er sie, denn sie hat schon den Engel Lucifer zu Fall gebracht: — ‚Hoffart die alte reitet mit Gewalte, Untreue trägt ihr die Fahne vor, Habsucht sprenget mit ihr einher zum Schaden der armen Waisen: die Lande stehn allüberall in Schrecken [1].'

Und in der That, Superbia, die Pracht des Weltlebens, die einst von der Predigt so scharf bekämpfte (S. 18. 27), sie war die herrschende Macht der Zeit geworden. Ihr beugte sich der Durchschnittsmensch, ob er nun Ritter, Spielmann oder Pfaffe hiess. —

Jener frommgesinnte Spielmann, der unsere Sympathie erweckte, lebte mit andern seines Standes (oben S. 24) zum Theil an eben dem burggräflichen Hofe von Regensburg, der die ersten baierischen Minnesänger hervorbrachte. Aber seine Wanderungen erstreckten sich im Westen bis in die Pfalz, im Norden bis nach Giebichenstein. So weit fand er Gönner, so weit hatten sich die deutschen Landschaften zur Gemeinsamkeit des geistigen Lebens einander genähert.

---

[1] Keinz Münchener Sitzungsber. 1870. 2, 319. Müllenhoff Denkm. [2] 492. Das Bild der Superbia bei Herrad von Landsberg im Hortus Deliciarum.

ACHTES KAPITEL.

AM RHEIN UND IN THÜRINGEN.

Welche Rolle die oberrheinische Tiefebene spielte in der deutschen Geschichte des elften und zwölften Jahrhunderts, das hat in gedankenvollen, lehrreichen Aufsätzen vor ein paar Jahren Wilhelm Nitzsch gezeigt[1]. Die praktische Richtung auf die Interessen der Politik und Verwaltung überwog hier so sehr, dass man sich an der wissenschaftlichen Fortpflanzung kirchlicher Cultur wenig betheiligte. Grosse Geschichtswerke sind am Oberrhein nicht entstanden; theologische, philosophische Studien wurden nicht gepflegt; auch ein Werk deutscher Dichtung hatten wir nicht zu nennen[2]. Erst in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts sehen wir stärkere Betheiligung hervortreten.

Was fränkische Geistliche und Spielleute in Baiern leisteten, das wirkte ohne Zweifel auf ihre Heimat und auf die Rheinlande zurück. Auch Erzeugnisse der südöstlichen Litteratur sind gerade an den Oberrhein gedrungen: so Heinrichs Litanei, so die Millstätter Sündenklage, die einer

---

[1] Preussische Jahrbücher 30, 239 ff. 341 ff.

[2] Uebersetzungen aus dem Französischen mochten anderwärts nöthiger sein als am Rhein, wo die Kenntniss des Französischen vielleicht verbreiteter war. Personennamen beweisen, dass die karolingische Heldensage in den Rheinlanden eher bekannt war, als es davon deutsche Gedichte gab: Müllenhoff Zs. 12, 355 f. 18, 5.

Pauluslegende [1] als Bekenntniss des reuigen Saulus wenigstens theilweise eingeschaltet wurde. Die Spielleute erfreuten sich grosser Beliebtheit. Alles fahrende Volk wurde z. B. im Elsass über Gebühr gehegt, wenn wir aus späteren Zuständen zurückschliessen dürfen. Ein Puppenspieler der einen ritterlichen Zweikampf tragirt wird im zwölften Jahrhundert einmal bildlich dargestellt. Eine Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts mit offenbar alten Elementen zeigt uns allerlei Spielmannsstücklein [2], einen Kettenreim, einen Lotterspruch, ein Räthsellied voll poetischer Anschauungen, worin der fahrende Mann auftritt, der Meister Traugemund (Dragoman), 72 Länder sind ihm kund, er wird gefragt, wo er die Nacht zugebracht, womit er sich sein Brod verdient. Die Antwort lautet:

> Mit dem Himmel war ich bedeckt,
> Mit Rosen war ich umsteckt,
> In eines stolzen Knappen Weise
> Erwerb ich Kleider und die Speise.

Oder der Spielmann bringt tolle Lügen und Aufschneidereien vor, wie ein römischer Mime. Lustiges Vagabundenleben klingt uns entgegen, fröhliche Kneipstimmung muthet uns an, und ein schattenhafter Ahnherr Münchhausens scheint darin aufzutauchen.

Aber auch der Spielmann weiss jetzt aus der französischen Litteratur sein Repertoire zu vergrössern. Heinrich der Glichezare dichtet nach französischem Original im Oberelsass seinen Reinhard Fuchs, oder vielmehr Isengrims Noth [3]. Schon verrathen die mehreren eingemischten franzö-

---

[1] Aus Rheinau, Haupts Zeitschrift 3, 518—523.

[2] Graff Diutiska 1, 314 ff. Altd. Blätter 1, 163. Martin Zeitschr. 13, 578. Denkmäler Nr. 48; S. 432. Vergl. Gesch. des Elsasses [2] S. 142. 261; Wackernagel Fischart S. 42; E. Barre Ueber die Bruderschaft der Pfeifer im Elsass (Colmar 1873): über ähnliche Associationen anderer Vagabunden in der Pfalz und in Württemberg s. Hildebrand im Deutschen Wb. 5, 92.

[3] J. Grimm Sendschreiben an Karl Lachmann (Leipzig 1840); Reinhart Fuchs (Berlin 1834) S. CIX; Altd. Bll. 1, 417 f. (Walther von Horburg braucht kein Dichter gewesen zu sein.) Vergl. Wackernagel Kl. Schriften 2, 228. Ueber die französische Quelle s. E. Martin Examen

sischen Wörter den Elsässer. Die Erzählung ist, nach dem Urtheile von Jacob Grimm, nicht durchgängig lobenswerth: es mangelt, zumal in der ersten Hälfte des Werkes, an Wärme und Ausführlichkeit. Der Verfasser zerlegt seinen Stoff in Abschnitte nach dem Bedarf des Vortrags, da man natürlich die 2300 oder mehr Verse weder auf einmal vorlesen, noch auf einmal anhören mochte. Den volksthümlichen Erzähler charakterisiren Wendungen wie: ‚Wer es für gelogen hält, den lässt der Dichter seiner Gabe frei' — offenbar schwebt dabei die Redensart des Märchens vor: ‚Und wers nicht glaubt, bezahlt einen Groschen.' Der Dichter kann nicht viel früher als gegen 1170 geschrieben haben.

Als Uebersetzer geht Heinrich die von den Pfaffen Lambrecht und Konrad gewiesenen Wege. Nicht in demselben Sinne, aber durch den Kreis ihrer Beziehungen und Anspielungen schliessen sich ihm die Verfasser des Morolt, Orendel und Oswald darin an.

Der Morolt ist das übermüthigste und bezeichnendste aller Spielmannsgedichte [1]. Wir glauben den Dichter selbst, den ‚Leser' wie er sich nennt, mitten unter seinem Publicum zu erblicken.

---

critique des manuscrits du Roman de Renart (Bâle 1872) besonders S. 14. 16. Gervinus 1[5], 222 bemerkt, ich weiss nicht gleich ob zuerst, dass die Benennung des Gedichtes eine Travestie des Titels der Nibelungen sei, die der Verfasser auch sonst kenne. Möglich ist allerdings, dass der Nibelunge Noth die geläufige und übliche Bezeichnung war, unter welcher man die Geschichte des Untergangs der Burgunder zu hören begehrte, und dass diese dem Glichezare vorschwebte. Könnte der Name Glichezare nicht vielleicht den Schauspieler bedeuten, der heuchelt, indem er darstellt, was er nicht ist? Auch als Schmarotzer genommen, nach Sumerl. 28, 32, ist es passende Bezeichnung eines Spielmannes. Dass es für *sarabaita* je in lebendigem Gebrauch war, möchte ich aus der Verwendung in der St. Galler Benedictinerregel nicht mit Müllenhoff Zs. 18, 9 schliessen: es geht dort auf das *fidem mentiri deo.*

[1] Hagen - Büsching Deutsche Gedichte Bd. 1 (1808) vergl. J. Grimm Kl. Schriften 4, 33. 44 ff. Lachmann über Singen und Sagen S. 15 ff. Zur Sage Konrad Hofmann Münchener Sitzungsberichte 1871. 4 S. 418 ff.; Schaumberg bei Paul-Braune 2, 29 ff. Vergl. Ranke zur Gesch. der italienischen Poesie (1837) S. 19 f. (420).

‚Auf der Riva Schiavone zu Venedig — berichtet Ranke — sieht man alle Tage, ungefähr wenn Feierabend gemacht wird, gegen Ave Maria, und Sonntags etwas früher, den Raccontatore seine Zuhörer um sich sammeln. In einem etwas entfernten Kreise stehn sie um ihn her, drei, vier Personen hintereinander, Männer, Weiber und Kinder, ihn zu vernehmen. Wir hörten ihn die Fabel von den Haimonskindern und darauf die Geschichten Karls XII., nach den Tagen in Abschnitte vertheilt, vortragen, und wenn er es beklagte keine Gabe für Poesie zu haben, so zeigte er doch für die Erzählung wahrhaft eine Ader. In der Mitte, wenn das Interesse gespannt ist, pflegt er inne zu halten, um seine Centesimi zu sammeln und sich etwa durch einen Trunk zu erquicken. Dann fährt er mit Behagen in seiner ganz lebhaften Darstellung fort, langsam, in wohltönenden Worten, auf- und abgehend, bis die Nacht anbricht.‘

Genau so stand im sechzehnten Jahrhundert der Florentiner Altissimo vor seinen Zuhörern und trug auswendig Abschnitte aus seiner Bearbeitung der Reali di Francia vor. Und genau so haben wir uns den unbekannten Verfasser des Morolt zu denken, nur dass er sein Manuscript in der Hand hatte und ohne Scheu ablas.

Die Stoffe hatten sich eben gehäuft, die man von den Spielleuten zu hören verlangte. Gesang war nicht mehr obligat, und gebildet genug waren die fröhlichen Gesellen auch um ihre Texte auf Pergament zu fixiren. Warum also sollten sie sichs nicht bequem machen?

Dieser hier ist gewissermassen ein Nachfolger des Verfassers von ‚Salomo und der Drache‘. Er stellt seinen Zuhörern den wohlbekannten König Salomo als den Helden eines Liebesromans vor, wozu er sich ja ganz gut eignet. Entführung und Wiedergewinnung seiner Frau, der schönen Salome, bildet das Thema. Motive aus dem König Rother sind willkommen und wiederholen sich, aber alles voll kecker origineller Erfindung. Marcolf oder Morolt ‚der listige Mann‘, mit dem Salomo nach einer uralten Tradition in Räthseln streitet, ist hier sein Bundesgenosse und der Intrigant des Stückes, zugleich der Typus des weltgewandten schlauen

spasshaften Spielmanns. Das morgenländische Local, allerlei orientalischer Zauber, der Gegensatz gegen die Heiden, die Erwähnung der Tempelherren, der König von Jerusalem der von Aegypten her angefochten wird: dies alles verräth die Zeit der Kreuzzüge. Die Begebenheiten sind bunt genug und wenn es am tollsten hergeht, wenn z. B. Salomo in die Gewalt seines Feindes gefallen und schon der Galgen bestimmt ist auf dem er hängen soll und er in Fesseln gelegt wird: ‚darin muss er verlieren sein werthes Leben, — man wolle denn dem Leser ein Trinken geben.‘

Die Heimat des Morolt ist nicht genauer zu bestimmen, die jüngern verwandten Gedichte scheinen in die Gegend von Trier zu gehören.

Der Orendel[1] um 1190 entstanden, verbindet einen altgermanischen Odysseus-Mythus, der sich in volksthümlichen Liedern erhalten haben muss, mit den letzten Geschicken des Königreichs Jerusalem bis zur Eroberung durch Saladin (1187), der duldende Held findet in seiner Verbannung den ungenähten grauen Rock Christi, womit er das heilige Grab befreit. Der Anfang des Gedichtes ist aus den Fünfzehn Zeichen des jüngsten Tages (S. 95) entnommen.

Der naheverwandte heilige Oswald[2] ist lebhaft und humoristisch. König Oswald von England wirbt wie Orendel um eine schöne Heidentochter Spange (von Spanien?) die der Vater nicht herausgeben will. Motive aus dem Rother, ja selbst aus der Sage von Hilde (S. 79) werden verwendet: der nachsetzende Vater kämpft mit dem Entführer auf einer Insel des Meeres, die Gefallenen werden wieder auferweckt. Die Heiden bekehren sich, die Liebenden werden vereinigt und üben Enthaltsamkeit in der Ehe wie alle frommen gott-

[1] Ausgaben: v. d. Hagen 1844; Ettmüller 1858 vergl. Bartsch Germ. 5, 109. Dazu Elard Meyer in Haupts Zeitschr. 12, 387 ff. Ueber den Mythus Müllenhoff Alterthumskunde 1, 32 ff.

[2] Ausg. Ettmüller 1835; Pfeiffer Zeitschr. 2, 92 ff. Vergl. Bartsch Germ. 5, 129 ff. Prosa: Zingerle Oswaldlegende (1856) S. 43—66; Haupt Zeitschr. 13, 466. Ueber das Verhältniss zum Orendel Mone Anzeiger 4 (1835) 414 ff. Elard Meyer a. a. O. S. 393 ff. Ueber das Metrum s. Strobl Wiener Sitzungsb. 64, 457 ff.

seligen Eheleute der Legende. Die ganze Geschichte wird durch den Pilger Tragemund eingeleitet, den wir schon kennen und der auch im Orendel eine Rolle spielt: dann aber tritt ein kluger sprechender Rabe als Vermittler und listenreicher Bote an seine Stelle, die alte Vorliebe der Spielmannsdichtung für die Thierwelt verleugnet sich nicht. Der Vogel ist ein Bild des Vagabunden: führt doch ein jüngerer Fahrender selbst den Namen Spervogel d. i. Sperling.

Seltsam dass das dichterische Spatzengeschlecht, wie es sich im Orendel und Oswald zeigt, gerade um Trier so eifrig flattert: dort wurde der Rock Christi gezeigt, und nahe dabei, in Echternach, war eine Hauptstätte der Oswaldverehrung. In Trier sass 1131—1152 der Erzbischof Albero, der in seinem Wesen selbst einige Züge des Spielmanns aufweist. Vielleicht hat schon er die sympathischen Vagabunden gefördert. Jedenfalls entspricht ihre Erscheinung und die besondere Art ihrer Gedichte der grossen, innerhalb Deutschlands grössten Betheiligung der Rheinlande an den Kreuzzügen. Von dem Rheinländer Lambrecht bis auf den Verfasser des Oswald herab sehen wir die poetischen Vorbereitungen und Wirkungen der Kreuzzüge in consequenter Entfaltung. Alexandreis, Rolandslied, Rother, Herzog Ernst, Morolt, Orendel, Oswald bilden in dieser Hinsicht eine Reihe an deren Spitze man, gleichsam zur Vorgeschichte, das Lob Salomons und Salomo mit dem Drachen stellen mag. Geistliche und weltliche Interessen haben sich darin vermählt wie in den Kreuzzügen selbst. Oder vielmehr: unter einem geistlichen Aushängeschilde macht sich die vergnügteste Weltlust breit. Frömmigkeit und wahrhaft religiöse Stimmung wird man abgesehen von dem Rolandsliede schwerlich darin finden.

Unterdessen nahmen auch Legenden und rein geistliche Stoffe mehr und mehr die Richtung die wir in Wernhers Marienliedern beobachtet. Grosse Conceptionen werden kaum mehr versucht. Die von Herrad von Landsberg in Hohenburg-Ottilienberg zusammengestellte Encyclopädie ist lateinisch und eben nur zusammengestellt. Andere fromme Frauen zu E n g e l b e r g und M u r i lernen wir aus Gebeten

kennen [1]. Zu Maria der Fürbitterin erhebt sich auch hier das sündige Bewusstsein, in ihren Schutz flüchtet die Verfolgte: ‚Vor der Glorie deines lauteren Antlitzes mögen fliehen und zerfahren alle meine Feinde wie die Morgenwolke vor dem Strahle der Sonne.' Auf die Melodie der berühmten Sequenz *Ave praeclara maris stella* wurde gegen 1190 am Ober- und Mittelrhein ein schönes Marienlied gesungen und in die Gebetbücher aufgenommen. Und dass die alten Segensformeln (S. 42) hereinklingen, nimmt uns nicht Wunder. Aber auch manche weltliche Gedanken werden laut, wovon ich in anderem Zusammenhange (S. 72. 90) Proben gab.

Einen tieferen Einblick in die frommen Kreise des Oberrheins eröffnet uns der Geistliche Rath [2] den ein Beichtvater einer Nonne ertheilt. Es ist ein Verhältniss wie wir es im vierzehnten Jahrhundert bei den Mystikern so oft finden. Fast scheint es dass Mönchs- und Nonnenkloster benachbart sind: denn nicht blos der Meisterin und allen Schwestern gegenüber soll sich die Angeredete demüthig benehmen, sondern auch im Dienst der Brüder sollen ihre Hände fleissig sein, sie soll ihnen, ob sie krank seien oder gesund, zu aller Stund ihre Mühsal. tragen helfen.

Man könnte das Gedicht füglich eine geistliche Anstandslehre für Damen nennen. Jedem Gliede werden seine Pflichten vorgehalten. Die Ohren sollen sich abwenden und zuschliessen vor weltlicher Poesie: ‚die Welt ist das Höllenthor.' Der Mund soll schweigen und äusserlich lächeln (ganz wie bei höfischen Damen) aber ohne dass das Herz dabei heiter ist. Muss er sprechen, dann ‚vor lauten Worten hüte dich, mit dunkeler Stimme sprich'. Die Füsse müssen sanft auftreten und leise gehen. Der edelste Theil aber ist das Herz, das soll ein Palast Christi sein. Und dieser Palast

[1] Graff Diut. 2, 288 ff. Denkm. Nr 42. Bartsch Germ. 18, 49. 71. Vergl. auch die in einer Hs. des XIV. Jh. überlieferten Gebete eines mittelrheinischen Nonnenklosters bei Greith Spicil. Vatic. 68—71.

[2] Wackernagel Altd. Blätter 1, 343. Handschrift des XIV. Jh. aus ‚dem Jungfrauenkloster Adelnhausen im Breisgau'. Nur einige zweisilbige Reime und nur consonantisch ungenau wie es scheint.

wird nun vor uns aufgeführt in allegorischer Weise, wie es etwa aus Gottfrieds Beschreibung der Minnengrotte bekannt ist. Demuth sei das Fundament, Einfalt Keuschheit Gehorsam die Wände, Gottesfurcht das Dach, darnach geht es an die Tünche *(daz mâlen)*, das geschicht mit der geistlichen Bildung *(bescheidenheit)*. Unter den Vorhängen der reinen Gedanken steht das Bett des festen Glaubens, wo Herr Christus ruhen soll. Das Bettgewand sei christliche Liebe, Zuversicht, Mildigkeit und Sanftmuth. Dann magst du Gott in dein Haus laden mit den Worten des Hohenliedes:

Unser Bettelein geblümet ist:
Nun komm o Herre süsser Christ
Und neig dich in das Herze mein
Und lass mich wohlig mit dir sein
Und scheide dich nicht mehr von mir
Eh du mich führest heim mit dir.

Und noch weiter lockt der Dichter die Phantasie seines Beichtkindes. Ihre Aufnahme in den Himmel malt er ihr aus, wie Gott die Seinen willkommen heisst und seine süsse Mutter ihre auserwählten Kinder lieblich grüsset, und wie die Heiligen singen und die Saiten klingen und die Pauken schallen. O wie freudig tönen da die Worte in deine Ohren, die du dann sollst hören! Die gehn aus Gottes Munde, so sprichet er zur Stunde:

Komm Schwester, komm du Taube mein,
Und empfah die Krone dein.

Das ist die Krone der Jungfrauen. ‚Liebe Tochter mein — schliesst der Verfasser — wie fröhlich wirst du dann einhergehen, wenn du auf dem Haupte hast das Zeichen deiner Jungfrauschaft. Wo das Gotteslamm im Himmelreiche hingeht oder steht, da sollst du hin und her ihm folgen mit der Jungfrauen Schar. Also wenn es dich nach diesen Freuden gelüstet, so lass dich die kleine Mühsal nicht verdriessen die ich vorhin dir gerathen.‘

Der Weg zum Himmelreich ist hier so glatt wie hügelab eine Schlittenbahn.

Aehnlich der allgemeinen Haltung nach, aber sehr viel ernster und tiefer ist das niederrheinische (kölnische)

Frauenlob [1], eine der grössten und grossartigsten Mariendichtungen des Mittelalters, wahrscheinlich zunächst für ein Nonnenpublicum bestimmt, Arbeit eines unbekannten Priesters, der schon früher ein uns verlorenes Werk zum Lob der allerseligsten Jungfrau geschrieben hatte (15, 15). Die Reime sind rein, die Sprache gewandt.

Der Verfasser beginnt mit allgemeinen Lobeserhebungen. Maria ist der Himmel in welchem Gott wohnt, Maria ist die reine gebenedeite Erde, in welche das reinste Waizenkorn, Christus, gelegt wurde. Sie überstrahlt die Heiligen, wie der Mond alle Sterne. Sie ist der verschlossene Garten den Gottes Hut selbst beschützte vor allen Sünden: durch die Pforte ging nur Gott selber ein und nahm ihre Blumen in die Hand, die weisse Lilie der Reinheit, die ‚braunen‘ Veilchen der Demuth, die Rosen der Minne und Geduld. In ihren Baumgarten wurde der Baum des Lebens gepflanzt, Jesus Christus, sein Schatten beschirmt vor Verdammniss, die Blätter seiner Lehre sind Arzenei, seine Frucht ist das ewige Leben, er trägt die Weinrebe welche die Seligen speiset und tränkt, auf ihm singen sieben Vögelein, die Gaben des heiligen Geistes.

Ebenso werden andere Bezeichnungen Marias ausgeführt: sie ist der besiegelte Brunnen, sie ist die heilige Altarstätte. Ihre Namen werden gedeutet: sie ist der Leitstern auf dem fürchterlichen Meere, der die sündige Maria von Aegypten, der selbst den sündigsten aller Menschen, Theophilus, rettete, obwohl er durch urkundliche Schrift sich zum Lehnsmann des Teufels gemacht hatte. Aber Marias Name bedeutet auch Bitterkeit, bitter sind ihre Wunden: sie ist von Liebe wund, sie ist die schönste Braut, ist Gottes Geliebte, die seufzende Taube, die in ihrem Seufzen also sprach:

---

[1] ‚Marienlieder‘ ed. Wh. Grimm in Haupts Zeitschr. 10, 1—142 (Z. 1 *Ich bon de lof der reinester vrowen*; ich wähle den Namen zur Unterscheidung von dem S. 68 erwähnten Marienlob, in dem Sinne wie man in Strassburg ‚Frauenhaus‘ sagt statt Haus unserer l. Frau); Cl. Schroeder Ueber eine niederrheinische Mariendichtung des zwölften Jahrhunderts (XXI. Programm der Rheinischen Ritteracademie zu Bedburg) Köln 1863. Vergl. Heinzel Niederfränk. Geschäftsspr. S. 286.

Ihr meines Liebsten Gesellen vom Himmelreich
Ich beschwöre euch, Engel, inniglich
Dass meinem Liebsten sag euer Mund,
Dass ich bin krank, von Minne wund.

Dem Liebeswunden ist wohl, ihm ist nicht weh. Aber der Liebende fürchtet für den Geliebten. So fürchtete Maria, als Herodes ihren Sohn verfolgte, sie fürchtete den Hass der Juden, sie litt alles mit, was Christus erdulden musste und was der Dichter im einzelnen zurück ruft — da übermannt ihn selbst der Schmerz, als ob er es gegenwärtig miterlebte. Er sieht Maria weinen, er sucht sie zu trösten: ‚Ich werde an deinen Thränen gewahr, dass dein Herz ist wund ganz und gar. Schöne Mutter, mässige deine Thränen, bezwinge ein wenig dein trauriges Bangen: deine Thränen verwunden des Liebsten Herze, sie vermehren seine Schmerzen. Halt an dich nur eine kleine Weile noch, bis du siehst seine Wunden: denn seine Wunden musst du beschauen, o allerschönste unter allen Frauen.‘ Der Verfasser gibt dann Mariens Klagen unter dem Kreuze in Form eines Leiches wieder: ganz leidenschaftliche, tief erregte Worte: alle Creaturen ruft sie herbei, dass sie ihr klagen helfen; das Kreuz fleht sie an, es möge den grossen Schatz, den es habe, mit ihr theilen, das Blut behalten, den Leichnam ihr geben; sie will von neuem grüssen das Herz, die Hände, die Füsse, sie will alle Wundenhöhlen mit ihren Thränen erfüllen. Der Dichter schliesst den Abschnitt mit dem Gebete: er hat den Schmerz mit Maria gefühlt, auch sein Herz sei nicht ganz geblieben, seine Wangen von Thränen nass geworden; nun möge sie ihn auch ihre Freuden schmecken lassen, nachdem die Bitterkeit überwunden.

Hierauf schildert er die Freuden Mariae mit vielen Annominationen von Frau, froh und Freude. ‚Freue dich, Fraue, des Kindes in der Krippe, sei glücklich und froh — doch was mahne ich dich, du bist ja so. Sättige mit Freuden dein Herz, hals ihn und küsse ihn Tag und Nacht, leg ihn an deines Herzens Grund, drücke an ihn alle Zeit deiner Seele Mund, empfange aus seinem Munde die Süssigkeit, die aus seinem süssen Munde geht.‘

Sobald Christus in den Himmel aufgefahren, sendet ihm Maria rührende Klagen nach in den Wendungen des Hohenliedes. Sie ist liebessiech und wird nicht gesund, bis er sie küsst auf ihren Mund. Endlich eilt er ihr entgegen und führt sie in den Himmel ein, wo sie über alle neun Chöre der Engel gesetzt wird. Der Rest des Gedichtes setzt nun breit aus einander, in welcher Weise sie diese Chöre übertrifft. Dann werden allegorisch die Kleider beschrieben, die sie trägt, die neun Edelsteine ihrer Tugenden, die zwölf Sterne ihrer Krone. Das Ganze läuft in Bilder himmlischer Seligkeit und persönliche Anrufungen aus.

Bei dem neunten Chor, den Seraphim, deren Amt die Liebe ist, führt er noch einmal die Jungfrau redend ein, sie selbst muss ihm schildern, wie sie trotz Moses, trotz Natur und trotz Gewohnheit dazu kam, ihr Magdthum Gott zu opfern und ein Vorbild ehelosen Lebens zu werden: sie erzählt ihm — die Geschichte ihrer Liebe. Sie begehrte den Besten, den Schönsten. Das ist Gott allein: er ist der lebendige Brunnen, aus dem alle Schönheit fliesst, die er mildiglich über alle Creaturen giesst. So waren ihr alle Geschöpfe nur eine Bahn, die sie führte zur wahren Schönheit hinan. Nichts konnte sie befriedigen, sie ruhete nicht, bis sie den schönsten fand: da schmolz ihre Seele von seinem Feuer und verhasst wurde ihr alle Creatur. Alles was nicht Er war, war ihr ein nichts. Er ist die Sonne, die nie dunkel wird, die ihres Scheines nimmer entbehrt, welche nie Wolke verdüstert noch Nacht, die alle Zeit scheinet in ihrer Macht.

So ist Maria das Vorbild der minnenden Seele, die sich nach dem Augenblicke sehnt, wo sie mit Gott vereinigt wird [1].

Weitab von der Einfachheit des Evangeliums liegen die Vorstellungen eines solchen Gedichtes. Die arme Zimmermannsfrau von Nazareth hat sich in eine glänzende Königin verwandelt, die strahlend von Juwelen in reichgesticktem Mantel

---

[1] Vergl. 100, 26 *nimer mîne minnende sêle engenas, bizze si in on gedrucket wart inde bit sîneme bilede wart bewart.* Verse die ich nicht ganz sicher verstehe. Etwa: in ihn gedrückt wie das Siegel in Wachs und mit dem von ihm so empfangenen Bilde bewahrt. Man erwartet, dass umgekehrt sein Bild der Seele aufgedrückt werde.

auf einem goldenen Throne sitzt. Man muss etwa das Melker Marienlied daneben halten um einen Masstab zu gewinnen: dort eine schlichte Anhäufung von Bildern, Vergleichen und Thatsachen, trocken, würdig, feierlich; hier wenige Bilder, jedes aber mit allen Mitteln ausgeführt, um einen starken Eindruck hervorzubringen, mit Anaphern, Antithesen, Annominationen reich verziert, mit schwelgerischem Verweilen auf allen Worten welche Empfindungen erwecken können, weitschweifig und ermüdend, manchmal geschmacklos, das Ganze aber Ausfluss eines tief ergriffenen Gemüthes, oder sagen wir besser: einer durch langes einseitiges Gefühlsleben nervös gewordenen Organisation, welche nur in ganz feinen Reizen noch Genuss findet. Wir erblicken ungefähr die geistigen Elemente, welche später in gewissen Erzeugnissen der kölnischen Malerschule recht schön und lieblich zur Erscheinung kommen. Man pflegt ihren allgemeinen Charakter als ‚innig' zu bezeichnen. Der nächste Verwandte unseres Gedichtes aber an Seelenstimmung wie an Naturgefühl ist unzweifelhaft das Minnelied. Die geistliche Lyrik geht hier völlig Hand in Hand mit der weltlichen. —

Wir wenden uns nunmehr den Legenden zu und verfolgen sie am Niederrhein und in Mitteldeutschland. Der Oberrhein liefert nur den Rheinauer Paulus, den ich bereits erwähnte (S. 111).

Ein anderer, mitteldeutscher Paulus[1] behandelt die Entrückung des Apostels ins Jenseits. Ein verwandtes Thema, die Vision des Tungdalus, die uns schon in Baiern begegnete, ist auch am Niederrhein in deutsche Verse gebracht[2]. Die gräuliche Geschichte vom heiligen Albanus[3], worin Blutschande zwischen Vater und Tochter den Ursprung der Verwickelung ausmacht, ist — wie Gervinus mit Recht

---

[1] Karajans Fragmente I QF. 7, 22.

[2] Lachmann Drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte, Abhandlungen der Berliner Akademie vom J. 1836. Vergl. Heinzel Niederfränk. Geschäftspr. S. 400.

[3] Lachmann ibid. S. 5—8. Die lateinische Quelle gab Haupt heraus, Berl. Monatsber. 1860 p. 241. Vergl. Heinzel Niederfränk. Geschäftspr. S. 339.

bemerkt — von der Art, dass sie weniger das religiöse als das psychologische Interesse durch den aufregenden Stoff fesseln musste.

Zwei geistliche Dichter werden uns wenigstens noch namentlich bekannt[1]. Von dem älteren, Wernher vom Niederrhein, besitzen wir nur eine Allegorie ‚von den vier Scheiben'. Die vier Scheiben sind die vier Räder am Wagen des Aminadab, der auf Christus gedeutet wird. Das erste Rad ist Christi Geburt, das zweite sein Tod, das dritte die Auferstehung, das vierte die Himmelfahrt. Das alte Hauptthema der fränkischen geistlichen Poesie, das Geheimniss der Erlösung, wird in dieser Form zur Sprache gebracht. Ich gestehe, dass ich den Dichter unterschätzt finde. Er hat doch eine nicht gewöhnliche Gestaltungskraft. Wie anschaulich schildert er die Allmacht und Allwissenheit Gottes. Wie vortrefflich führt er das abgebrauchte Gleichniss von der Angel aus, woran der Teufel gefangen wird, so dass es uns ganz originell entgegen tritt. Es ist noch etwas in ihm von dem Geiste des Ezzo und des Verfassers der Summa Theologiae. Nur ist das Bedürfniss breiter, ausführlicher Darstellung sichtbar und Streben nach einer gewissen geistreichen Art des Vortrags; beides Vorbereitung auf die höfische Poesie.

Der zweite Autor, der sich den Wilden Mann nennt, erinnert mehrfach an den armen Hartmann. Sein bestes Gedicht handelt von der Habsucht, als deren Muster er unter andern auch Jugurtha aufführt. Seine Bilder, die sich manchmal zu Parabeln erweitern, sind nicht ohne Originalität, und er bestrebt sich ein Charakterbild des Habsüchtigen zu entwerfen, wobei ihm allerdings der drastische Realismus der Schilderung mangelt. Er hält nichts von Seelenmessen und Wallfahrten, mit denen ein sündiges Leben gut gemacht werden soll. Er will harte Herzen erweichen. Er will die Humanitätspflichten einschärfen, die Krankenpflege, die Barmherzigkeit gegen die Armen und Schutzlosen.

Auch zwei Legenden, Veronica und Vespasianus, sind von ihm erhalten, die nahe zusammengehören und von

[1] Wernher vom Niederrhein ed. Wh. Grimm, Göttingen 1839. Pfeiffer Germ. 1, 223 ff. Heinzel Niederfränk. Geschäftspr. S. 254.

dem wunderbaren Tuche der Veronica erzählen, dem Schweisstuch mit dem Christusbilde, das zur Heilung eines Kaisers nach Rom gebracht wurde.

Damit berührt sich auf das engste die Legende von **Pilatus**, welche einen ähnlichen Bericht enthält. Auch sie hat eine deutsche interessante Bearbeitung erfahren[1]. Die Geschichte selbst ist sehr dumm erfunden. In Mainz herrscht ein König Tyrus, der mit einer gewissen Pila, Tochter des Atus, den Pilatus zeugt. Der erschlägt seinen Bruder, geht nach Rom, erschlägt den Paynus, bezwingt das Land Pontus und wird dann von Herodes berufen um die Juden zu plagen.

So weit reicht das deutsche Fragment. Der Dichter zeigt sich sehr patriotisch. Paynus ist ein Königssohn aus Frankreich, Pilatus hat den Tod verdient, aber die Römer wagen nicht die Strafe zu vollziehen: ‚sie fürchteten sein Geschlecht und das deutsche Volk mehr als die Franzosen.‘ Derselbe Patriotismus flösst ihm die wärmste Begeisterung für seine Muttersprache ein. ‚Man sagt von der deutschen Zunge, sie sei ungelenk und dichterisch schwer zu behandeln. Aber man muss sie nur recht oft schlagen, so wird sie wohl zähe und es geht ihr wie dem Stahle, der auf dem Amboss geschmeidig wird.‘ So wolle denn er es wagen, gleichviel ob er dazu tauge, denn wagen sei besser als Mässigung in solchen Dingen.

In der That hat die Sprache schon grosse Geschmeidigkeit bei ihm, wir bemerken vorgeschrittene Kunst der Darstellung, er sucht Spannung zu erregen und streut Sentenzen ein, sein Versbau ist tadellos, strenge der Reim. Weder hat französischer Stil eingewirkt noch Spielmannsstil: man sieht, es hat sich ein eigener gebildeter Stil deutscher Erzählung bereits entwickelt in den achziger Jahren des zwölften Jahrhunderts. —

Auch für den Rhein und Mitteldeutschland darf ich zusammenfassend sagen: die Geistlichen als litterarische Partei existiren kaum mehr, das specifisch Theologische ist beinahe

[1] Massmann deutsche Gedichte S. 145 ff. Ueber die Sage Wh. Creizenach bei Paul-Braune Beitr. 1, 89—107. Mein Urtheil über den Stil des deutschen Gedichtes bedarf neuer Prüfung.

verschwunden, das Religiöse bewegt sich in den Formen der allgemeinen Empfindsamkeit.

Dazu passt vortrefflich ein Didaktiker wie Wernher von Elmendorf, das rechte Gegenbild zu Heinrich von Melk. Jener österreichische adelige Laienbruder erhebt sich vom Standpunct der mönchischen Lebensanschauung ingrimmig gegen die Weltlust seiner Standesgenossen. Dieser thüringische Caplan dichtet im Auftrage des Probstes von Heiligenstadt (im Eichsfeld) Dietrich von Elmendorf, eine ganz weltliche Tugendlehre, die uns leider nicht vollständig erhalten ist [1] und etwa dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts angehören mag.

In der wiederholt ausgesprochenen Absicht, den Menschen zu lehren, was er zu seinen Ehren bedürfe, stellt er eine Reihe sittlicher Vorschriften zusammen, die er nicht aus der Bibel, sondern aus einer Anzahl classischer Schriftsteller gezogen hat, welche die Bibliothek jenes Probstes Dietrich enthalten haben muss: aus Salust (vergl. Jugurtha beim Wilden Mann S. 122), aus Boethius, Seneca, Cicero, Juvenalis, Horaz, Ovid, Lucanus, Terenz, sogar aus Xenophon. Daneben begegnet selten eine Berufung auf Salomo.

Wernher motivirt diese Benutzung der Heiden ausdrücklich. Salomo stellt uns die Ameise zum Muster auf: soll ich aber von einem Würmlein Tugend lernen, so kann ich sie von einem Heiden noch viel eher abnehmen. Ausserdem will er die Heiden deshalb bevorzugt haben, damit alle die sich schämen, die als Christen lasterhaft sind. In Wahrheit legt sein Werk Zeugniss ab für die Macht der antiken Philosophie zu jener Zeit: und seine Entschuldigungen enthalten nur die nothwendige formelle Anerkennung des officiellen Christenthums, mit welchem er sich dadurch abfindet.

Von specifisch christlichem Sinn ist nicht viel bei ihm zu spüren: keine Weltverachtung, keine ascetischen Anwand-

[1] Fragmente einer Hs. des XIII. Jahrhunderts mit Kapiteleintheilung und beigesetzten lat. Quellenstellen Altd. Bll. 2, 207—210; die 1210 ersten Verse in einer Hs. des XIV. Jahrhunderts zu Klosterneuburg Zeitschr. 4, 284—317.

lungen, kein Dringen auf Demuth und Selbsterniedrigung; überall eine gesunde Weltlichkeit und Menschlichkeit.

Die ritterliche Cardinaltugend der Freigebigkeit, der ‚Milde' deducirt er auf eine Art, dass man ihm communistische Ideale zutrauen könnte. ‚Wäre das Mein und Dein nicht — sagt er — so könnten die Menschen alle behaglich leben. Theilte man alles in gleiche Theile, so wären wir alle gleich reich, so brauchte niemand in Armuth zu leben: jetzt aber muss der Reiche dem Armen geben: das ist die grösste von allen Tugenden und fliesst aus einem gütigen liebreichen Geiste.

Ein satirisches Genrebild wendet dieser Didaktiker nur einmal an. Er schildert den Kargen: wenn man den um etwas bittet, da wird er finster um die Augen und zeigt ein unfröhliches Antlitz; er klagt über seine Armuth, grosse Angst befällt ihn, er wäre gerne fort, er läuft hin und her; da bemerkt der Bittsteller wohl endlich, dass bei ihm nichts zu holen sei.

Das Thema ist schon aus dem Wilden Mann bekannt. Beide Dichter begegnen sich in ihrem Eifer für die edle Pflichterfüllung der Humanität, für Wohlthätigkeit und Milde, in ihrem Hass gegen die Hartherzigen und Kargen.

Noch weiter aber geht Wernher. Wenn du einen bei Gericht vertheidigst — lehrt er — so sieh zu, dass du den Gegner nicht ins Unglück stürzest, und wenn auch der Kläger dein Freund ist, so kannst du dem Angeklagten vor Gericht helfen, ohne die Freundschaft zu verletzen. Du sollst bei Gerichtshändeln lieber retten, als ins Verderben stürzen.

Der Hauptgesichtspunct aber bleibt immer die Ehre, die öffentliche Achtung.

Alle Tugenden werden durchgenommen, welche das Fundament einer wohlgeordneten Gesellschaft sind. Das Gebet wird kurz und praktisch mit Warnung vor äusserer Ostentation der Frömmigkeit eingeschärft. Ebenso Bekehrung vom Unrecht, ohne dass viel Bussaufwand und Selbstqual verlangt würde. Auch Wahrheit und Treue sollen nur innerhalb der Grenzen der Vernunft geübt werden: einem Toben-

den gibst du ein anvertrautes Schwert nicht zurück; einem Freunde, der sich in einen Landesfeind verwandelt, gibst du das anvertraute Gut nicht zurück, sonst bekämpfest du dein eigenes Land.

Eine andere Tugend braucht dich niemand zu lehren, diese lehrt dich Fleisch und Blut, sie ist von der Natur gegeben (vergl. oben S. 100 die Natur): dass du deiner Familie nützest und hilfst, so viel du vermagst, und dass du deines Vaterlandes Ehre bewahrst.

Der Dichter warnt ferner vor widerrechtlicher Gewaltthat und mahnt zur Mässigung in der Rache. Man soll kühn sein, aber wo Streit nicht nöthig ist, den Frieden lieben. Für den gerechten Krieg werden Vorschriften gegeben, wie man rasch rüsten und den Muth in den Kämpfern stärken soll: ‚Mahne deine Helden, dass sie sich aus den Schanden hauen, sprich ihnen von ihren Vorfahren, ermahne sie die ererbte Ehre zu bewahren, und sage ihnen dass éin Tod alle Leute niederwirft und dass der rasch hereinbricht.‘

Die rechte Stätigkeit wird gepriesen, das heisst: der Gleichmuth. ‚Sei frei von Leidenschaft, deines Glückes freue dich mit Mässigung, deinen Kummer lass dir nicht zu nahe gehen, sei gerecht nach jeder Seite hin: so wirst du als ein stäter Mann erkannt.‘

Der Geist der Mässigung durchzieht das Ganze, jene ‚Masse‘ die wir bereits kennen. Ueberall hat der Dichter die ritterlichen Kreise im Auge, zum Theil setzt er schon die französische Bildung voraus.

Gegen die ‚dumme Minne‘ polemisirt auch er, aber nicht als ein Feind der Weltlust, sondern als ein Feind der Unvernunft und Uebertreibung. Er meint, mancher Liebhaber wünsche seiner Geliebten eine Krankheit an den Leib, damit er sie besuchen könne. Ein anderer wünscht sie ausser Landes, damit er ihr folgen könne. Ein dritter wünscht sie arm und bedürftig, damit er ihr zeigen könne, wie sehr er sie liebe. Was Feinde einander wünschen — fährt der Dichter fort — das wünschen die Thörichten ihren Holden. Wie süss die Liebe auch beginne, das Glück dauert nicht lange. Sie verwandelt sich bald in Leid. Liebe und

Hass nehmen dasselbe Ende. Dem der das Ziel seiner Liebe nicht erreicht, ist ebenso weh zu Muthe, wie dem der seine Rache nicht vollziehen kann an seinen Feinden. Darum scheint dem Dichter Thorenliebe nicht viel besser als der Hass:

nû enlob ich nicht vil baz
der tummen minne denne den haz.

den gibst du ein anvertrautes Schwert nicht zurück; einem Freunde, der sich in einen Landesfeind verwandelt, gibst du das anvertraute Gut nicht zurück, sonst bekämpfest du dein eigenes Land.

Eine andere Tugend braucht dich niemand zu lehren, diese lehrt dich Fleisch und Blut, sie ist von der Natur gegeben (vergl. oben S. 100 die Natur): dass du deiner Familie nützest und hilfst, so viel du vermagst, und dass du deines Vaterlandes Ehre bewahrst.

Der Dichter warnt ferner vor widerrechtlicher Gewaltthat und mahnt zur Mässigung in der Rache. Man soll kühn sein, aber wo Streit nicht nöthig ist, den Frieden lieben. Für den gerechten Krieg werden Vorschriften gegeben, wie man rasch rüsten und den Muth in den Kämpfern stärken soll: ‚Mahne deine Helden, dass sie sich aus den Schanden hauen, sprich ihnen von ihren Vorfahren, ermahne sie die ererbte Ehre zu bewahren, und sage ihnen dass éin Tod alle Leute niederwirft und dass der rasch hereinbricht.‘

Die rechte Stätigkeit wird gepriesen, das heisst: der Gleichmuth. ‚Sei frei von Leidenschaft, deines Glückes freue dich mit Mässigung, deinen Kummer lass dir nicht zu nahe gehen, sei gerecht nach jeder Seite hin: so wirst du als ein stäter Mann erkannt.‘

Der Geist der Mässigung durchzieht das Ganze, jene ‚Masse‘ die wir bereits kennen. Ueberall hat der Dichter die ritterlichen Kreise im Auge, zum Theil setzt er schon die französische Bildung voraus.

Gegen die ‚dumme Minne‘ polemisirt auch er, aber nicht als ein Feind der Weltlust, sondern als ein Feind der Unvernunft und Uebertreibung. Er meint, mancher Liebhaber wünsche seiner Geliebten eine Krankheit an den Leib, damit er sie besuchen könne. Ein anderer wünscht sie ausser Landes, damit er ihr folgen könne. Ein dritter wünscht sie arm und bedürftig, damit er ihr zeigen könne, wie sehr er sie liebe. Was Feinde einander wünschen — fährt der Dichter fort — das wünschen die Thörichten ihren Holden. Wie süss die Liebe auch beginne, das Glück dauert nicht lange. Sie verwandelt sich bald in Leid. Liebe und

Hass nehmen dasselbe Ende. Dem der das Ziel seiner Liebe nicht erreicht, ist ebenso weh zu Muthe, wie dem der seine Rache nicht vollziehen kann an seinen Feinden. Darum scheint dem Dichter Thorenliebe nicht viel besser als der Hass:

nû enlob ich nicht vil baz
der tummen minne denne den haz.

den gibst du ein anvertrautes Schwert nicht zurück; einem Freunde, der sich in einen Landesfeind verwandelt, gibst du das anvertraute Gut nicht zurück, sonst bekämpfest du dein eigenes Land.

Eine andere Tugend braucht dich niemand zu lehren, diese lehrt dich Fleisch und Blut, sie ist von der Natur gegeben (vergl. oben S. 100 die Natur): dass du deiner Familie nützest und hilfst, so viel du vermagst, und dass du deines Vaterlandes Ehre bewahrst.

Der Dichter warnt ferner vor widerrechtlicher Gewaltthat und mahnt zur Mässigung in der Rache. Man soll kühn sein, aber wo Streit nicht nöthig ist, den Frieden lieben. Für den gerechten Krieg werden Vorschriften gegeben, wie man rasch rüsten und den Muth in den Kämpfern stärken soll: ‚Mahne deine Helden, dass sie sich aus den Schanden hauen, sprich ihnen von ihren Vorfahren, ermahne sie die ererbte Ehre zu bewahren, und sage ihnen dass éin Tod alle Leute niederwirft und dass der rasch hereinbricht.‘

Die rechte Stätigkeit wird gepriesen, das heisst: der Gleichmuth. ‚Sei frei von Leidenschaft, deines Glückes freue dich mit Mässigung, deinen Kummer lass dir nicht zu nahe gehen, sei gerecht nach jeder Seite hin: so wirst du als ein stäter Mann erkannt.‘

Der Geist der Mässigung durchzieht das Ganze, jene ‚Masse‘ die wir bereits kennen. Ueberall hat der Dichter die ritterlichen Kreise im Auge, zum Theil setzt er schon die französische Bildung voraus.

Gegen die ‚dumme Minne‘ polemisirt auch er, aber nicht als ein Feind der Weltlust, sondern als ein Feind der Unvernunft und Uebertreibung. Er meint, mancher Liebhaber wünsche seiner Geliebten eine Krankheit an den Leib, damit er sie besuchen könne. Ein anderer wünscht sie ausser Landes, damit er ihr folgen könne. Ein dritter wünscht sie arm und bedürftig, damit er ihr zeigen könne, wie sehr er sie liebe. Was Feinde einander wünschen — fährt der Dichter fort — das wünschen die Thörichten ihren Holden. Wie süss die Liebe auch beginne, das Glück dauert nicht lange. Sie verwandelt sich bald in Leid. Liebe und

Hass nehmen dasselbe Ende. Dem der das Ziel seiner Liebe nicht erreicht, ist ebenso weh zu Muthe, wie dem der seine Rache nicht vollziehen kann an seinen Feinden. Darum scheint dem Dichter Thorenliebe nicht viel besser als der Hass:

nû enlob ich nicht vil baz
der tummen minne denne den haz.

den gibst du ein anvertrautes Schwert nicht zurück; einem Freunde, der sich in einen Landesfeind verwandelt, gibst du das anvertraute Gut nicht zurück, sonst bekämpfest du dein eigenes Land.

Eine andere Tugend braucht dich niemand zu lehren, diese lehrt dich Fleisch und Blut, sie ist von der Natur gegeben (vergl. oben S. 100 die Natur): dass du deiner Familie nützest und hilfst, so viel du vermagst, und dass du deines Vaterlandes Ehre bewahrst.

Der Dichter warnt ferner vor widerrechtlicher Gewaltthat und mahnt zur Mässigung in der Rache. Man soll kühn sein, aber wo Streit nicht nöthig ist, den Frieden lieben. Für den gerechten Krieg werden Vorschriften gegeben, wie man rasch rüsten und den Muth in den Kämpfern stärken soll: ‚Mahne deine Helden, dass sie sich aus den Schanden hauen, sprich ihnen von ihren Vorfahren, ermahne sie die ererbte Ehre zu bewahren, und sage ihnen dass éin Tod alle Leute niederwirft und dass der rasch hereinbricht.‘

Die rechte Stätigkeit wird gepriesen, das heisst: der Gleichmuth. ‚Sei frei von Leidenschaft, deines Glückes freue dich mit Mässigung, deinen Kummer lass dir nicht zu nahe gehen, sei gerecht nach jeder Seite hin: so wirst du als ein stäter Mann erkannt.‘

Der Geist der Mässigung durchzieht das Ganze, jene ‚Masse‘ die wir bereits kennen. Ueberall hat der Dichter die ritterlichen Kreise im Auge, zum Theil setzt er schon die französische Bildung voraus.

Gegen die ‚dumme Minne‘ polemisirt auch er, aber nicht als ein Feind der Weltlust, sondern als ein Feind der Unvernunft und Uebertreibung. Er meint, mancher Liebhaber wünsche seiner Geliebten eine Krankheit an den Leib, damit er sie besuchen könne. Ein anderer wünscht sie ausser Landes, damit er ihr folgen könne. Ein dritter wünscht sie arm und bedürftig, damit er ihr zeigen könne, wie sehr er sie liebe. Was Feinde einander wünschen — fährt der Dichter fort — das wünschen die Thörichten ihren Holden. Wie süss die Liebe auch beginne, das Glück dauert nicht lange. Sie verwandelt sich bald in Leid. Liebe und

Hass nehmen dasselbe Ende. Dem der das Ziel seiner Liebe nicht erreicht, ist ebenso weh zu Muthe, wie dem der seine Rache nicht vollziehen kann an seinen Feinden. Darum scheint dem Dichter Thorenliebe nicht viel besser als der Hass:

nû enlob ich nicht vil baz
der tummen minne denne den haz.

dichten, manches analoge [illegible]n: so ist doch sehr eigenthümlich und reich an schönen Zügen die Schilderung der Flucht aus dem Gefängnisse.

Rudolf liegt für todt. Ein Pilger kommt auf der Strasse daher, steht erst still, als er ihn erblickt, geht dann näher und hebt ihn mit der einen Hand auf. Aber er scheint ihm leblos. Doch erkennt er an der Kleidung den vornehmen Herrn. Mitleidig wirft er seinen Stab auf die Erde, setzt sich nieder, nimmt das Haupt des Unglücklichen in seinen Schoss und beklagt ihn laut. Er hat Wein bei sich und einen Becher. Er flösst dem Grafen etwas davon in den Mund, dass er wieder zur Besinnung kommt. Als Rudolf den fremden Mann über sich erblickt, da fürchtet er ihn und glaubt nicht anders, als dass sein Tod herannahe. Doch bemerkt er bald dass der Pilger mitleidig sein Elend bejammert und Gott um Beistand anruft. Da der gute Pilger ihn vergeblich aufzurichten sucht, so muss er ihn liegen lassen und geht mit schwerem Herzen weiter. In dem Helden erwacht wieder der Gedanke an das Leben, er fühlt dass er genesen könne, und dadurch gestärkt kriecht er auf Händen und Füssen in einen Dornbusch.

Die christliche Caritas, die Quelle unseres Hospitäler- und Lazarethwesens, tritt uns hier sehr schön entgegen.

Ich darf mich aber nicht weiter auf Auszüge einlassen, will nur die anschauliche Beschreibung der zweiten Flucht mit Irmengard von Constantinopel aus noch erwähnen: wie sie im Walde lagern auf einem Platz wo Blumen und Klee stehen; für Irmengard wird ein Bett von Gras und Blumen bereitet; alle legen sich nieder bis auf Rudolfs Vetter Bonifait, der die Nachtwache übernimmt, Feuer anzündet und die Rosse festbindet. Zwölf Räuber kommen heran, Bonifait will den Grafen Rudolf nicht wecken, misst sich allein mit der überlegenen Zahl, nur durch das Getöse des Kampfes erwacht endlich Rudolf und siegt: aber Bonifait ist getödtet, den nun Rudolf, klagend über sein hartes Geschick, bejammert. Und so weiter. Der Reiz liegt theils in der frischen Auffassung der unverbrauchten Situation, theils im Detail, in der einfachen, aber jedes [illegible] nachfühlenden Darstellung.

Die Charaktere und Gesinnungen sind noch frei von der übermässigen idealistischen Verfeinerung mancher späteren Ritterromane. Ueberall fühlen wir die Wahrheit der Verhältnisse. Schlicht und ruhig, deutlich und gleichmässig ist die Erzählung, und technisches Ungeschick das wir gelegentlich bemerken wirkt nie störend.

Einzelne Bilder und kräftige Wendungen be'eben den Ton. Die Trefflichkeit des Helden leuchtet wie ein Glas, da er für alle Uebrigen ein Spiegel war. Ein tüchtiges Pferd läuft, als ob die Welt sein eigen wäre.

Nur einmal gebraucht der Dichter ein ausführliches Bild. ‚Wisst ihr, wie der Falke thut, dem Gott die Kraft beschieden hat, womit er sich zu helfen weiss: wenn er eine grosse Schar von Vögeln sieht, so ist ihm das Herz so stolz, dass er mitten unter sie hinein fliegt; da zerführt, zerjagt er sie so, dass sie alle werden unfroh, denn er thut ihnen grossen Schaden, einen oder zwei fängt er sich heraus in seinem Uebermuth — so fuhr der Graf unter die Feinde wie ein Falke und setzte ihnen mit Hilfe seines Rosses zu, dass sie ihm alle den Preis der Tapferkeit ertheilten.‘

Wie ein solches Bild zeigt, ist der Dichter wirklich enthusiasmirt für seinen Helden. Und das bewährt sich durchgehends. Sein persönlicher Antheil bricht öfters unwillkürlich aus, als ob er die Schicksale die er schildert selbst miterlebte. Er dankt Gott für die Rettung des Helden. Er dankt einem jungen Herrn für ein weggeworfenes Brot, das Rudolf zu gute kommt. Dem Pilger will er immer dankbar sein für seine Barmherzigkeit. Den Grafen und seine Geliebte sucht er zu entschuldigen, wo es nöthig scheint.

Energisch äussert sich die persönliche Meinung des Dichters auch sonst in kräftigen Reflexionen z. B. gegen ungetreue Rathgeber oder über gute Frauensitte.

Das Gedicht, womit wir das vorliegende zunächst zu vergleichen haben, ist die Episode von Lucretia in der Kaiserchronik (S. 86). Dieselbe Macht der Liebe und der Frauen in beiden, dieselbe Bedeutsamkeit der ritterlichen Feste und der feinen Formen, aber noch nicht dieselbe Freude an Aeusserlichkeiten. Durchweg überhaupt ein Fortschritt

sichtbar im Grafen Rudolf. Was dort erst beginnt, ist hier befestigt.

Es fehlt nicht an Stellen, in welchen direct das ritterliche Ideal des Mannes hingestellt wird: feine Sitte soll er haben, in Waffen geübt sein, auch zur Freigebigkeit und zum Umgang mit Frauen angeleitet werden, Erzählungen von tapferen Thaten gern anhören. Wo ein vollendeter Ritter sich zeigt, tritt er auf *stolz unde gemeit,* dafür lieben ihn die Frauen, sie schauen auf ihn heimlich wo sie ihn irgend erblicken können.

So bildet denn auch die Minne ein bedeutendes Moment der Dichtung. Liebesscenen werden mit Gefühl geschildert. Aber wie einfach und natürlich, wie kunstlos ist noch das Liebesbekenntniss, das Rudolf und die heidnische Königstochter einander ablegen.

Ein Erröthen des Grafen scheint den Anlass gegeben zu haben. Jedes sucht dem andern das Bekenntniss der Liebe abzuringen. ‚Wir Frauen können nicht alles aussprechen, was uns heimlich bewegt. Redet Ihr, ich sag Euch nichts.‘ „Nein, wenn ich Euch lieb bin, so sagt Ihr mir Euere Gesinnung. Thut es willig und ohne Falschheit.“ Aber die Dame lässt sich nicht rühren. Da hebt der Graf an und spricht und bekennt wesshalb er so roth wurde: ‚Grosse Noth leid ich um Eure Minne, alle meine Sinne hab ich an Euch gelassen, ich minne Euch ohne Massen, so dass ich davon war beinah todt, Eure Minne thut mir grosse Noth‘ . . . Man bemerke wie er schlicht, aber doch wirkungsvoll, zu seinen ersten Worten zurückkehrt. Sie erwidert sofort, indem sie ihn duzt: ‚Rudolf, du bist mir sehr lieb, ich kann es verhehlen nicht. Auch mich bezwingt die Minne, ich wollte es dir nicht gestehen: nun mög es uns wohl gelingen.‘ Da wurde Rudolf fröhlich zu Muth.

Man bemerkt leicht, dass die Empfindungen des Mannes verfeinert sind, wenn man sie mit denen der ältesten österreichischen Liebeslieder vergleicht (S. 72). Er kennt den Liebeskummer und das Erröthen.

Aber das Mädchen denkt nicht daran, ihn schmachten zu lassen. Offen erklärt sie sich, gleich hat sie das Gelingen

ungestörten Liebesverkehres im Auge, und sofort der nächste unbewachte Moment bringt dem Paare den Vollgenuss der Liebe.

Sehr schön ist dann das Wiedersehen nach der langen Trennung: wie er Nachts, da alles schläft und der Mond scheint, zu ihr schleicht und die Freude des Augenblickes und die gemeinsame Nacht so einfach und keusch und schmucklos beschrieben wird.

Aber von den Personen fällt auch auf die Sachen der Glanz des ritterlichen Lebens. Am persönlichsten nahe steht dem Ritter sein Ross. Rudolf nach seiner Flucht aus dem Gefängniss ist verwundet und schwach; aber sowie er auf dem Pferde sitzt, da kehrt ihm Stolz und Selbstgefühl wieder, und ‚seiner Noth er da vergass.' Darum werden auch treffliche Eigenschaften des Pferdes und seine Ausrüstung mit Liebe beschrieben.

Dasselbe gilt aber von allem Zuständlichen. Das entwickelte höfische Leben ist nicht ohne einen gewissen Luxus zu denken. Empfangsfeierlichkeiten und Hoffestlichkeiten werden gerne und recht ins Einzelne geschildert, auch ein glänzend ausgestattetes Frauengemach oder schöne Kleider. In alle dem ist aber hier noch Mass gehalten, verglichen mit der späteren ritterlichen Poesie.

Der Begriff des Höfischen ist nicht blos bestimmt gesondert von dem Bäurischen. Er ist auch schon recht eigensinnig beschränkt. Dass Rudolfs weiche weisse Hand hervorgehoben wird, setzt mich nicht in Verwunderung: die aristokratisch weissen Hände kommen schon im elften Jahrhundert vor. Aber als der Held auf seiner Flucht das von einem Andern weggeworfene Stück Brot nimmt, da glaubt der Dichter das Unpassende entschuldigen zu müssen: ‚Wer ihm deshalb einen Vorwurf macht, thut Unrecht; es ist schon manchem Edelmann solch Missgeschick begegnet.' In einem solchen Puncte also war die Empfindung des ritterlichen Publicums nicht mehr natürlich, sondern conventionell. Und der Begriff des Schicklichen ist bereits tyrannisch bis zur Lächerlichkeit.

Das Gemälde ritterlicher Anschauungen in Deutschland wäre nicht vollständig, wenn der patriotische Zug fehlte,

den wir in der Kaiserchronik, im Antichristspiel, ja sogar im Pilatus fanden. Darum sei noch auf das folgende Gespräch zwischen dem Grafen Rudolf und dem König Gilot von Jerusalem hingewiesen.

,Rudolf, — sagt der König — du weisst Bescheid über den Kaiser von Rom. Wenn er die Krone trägt, da feiert er ein grosses Fest. Ein weites Zelt ist auf dem Felde aufgeschlagen. Edle Fürsten tragen ihm das Schwert vor; man sagt sogar, wenn ihn dürste, so übe ein mächtiger König, sein Lehnsmann, das Schenkenamt. Arme und Reiche werden herrlich bewirthet. Das gefällt mir sehr wohl. Ich stehe so hoch wie der Kaiser und besitze so viel Länder wie er. Gerne möchte ich einen Mann haben der die kaiserliche Sitte bei mir einführte.' Da fing der Graf zu lachen an und die Sache kam ihm sehr spasshaft vor. Er sprach: ,Massest du dir das an, so reuet es dich sehr und bringt dir grossen Schaden. Der Kaiser hat nicht seines gleichen. Dein ganzes Land wäre verloren.'

Dazu stimmt dass der Dichter den Herrscher von Constantinopel nicht Kaiser, sondern König nennt. Für ihn gibt es nur einen Kaiser: den deutschen Kaiser von Rom.

Die ritterliche Sitte und Gesinnung wirkt auf den epischen Stil: sie gibt ihm die behaglichere Fülle, die Entfaltung und Ausbreitung. Denn alle diese Eigenschaften beruhen auf der Freude an der schönen menschlichen Erscheinung, an feinen Umgangsformen, an glänzender Toilette und wohlausgestatteten Wohnungen, an zierlichen massvollen Reden, und auf dem Interesse an psychologischen Vorgängen. So lange es nur auf rohe Kraft und Sieg ankommt, ist jeder Kampf mit ein paar Worten abgethan. Sobald feinere Kampfsitte beginnt, wächst das Interesse an den Einzelheiten und das Verlangen nach näheren Angaben; und die Schilderung der Kämpfe wird epischer.

Wie diese breitere und behaglichere Manier der Erzählung, deren reinsten Gegensatz etwa das Georgslied und die Judith bilden, nach und nach sich entwickelt, das kann ich hier nicht in zusammenfassender Darstellung vorführen: die Anfänge haben wir schon in der Kärntner Genesis beobachtet.

Ich kann auch nicht die Fäden aufzeigen, welche den Grafen Rudolf, was Technik und Manieren anlangt, mit den älteren Gedichten verbinden, an die er sich anschliesst, mit Lambrechts Alexander, mit dem Rolandslied, mit gewissen Theilen der Kaiserchronik.

Dass der Graf Rudolf sich auch dem Stoffe nach vortrefflich an die genannten Gedichte anschliesst: ist klar. Orientalischer Schauplatz und Kämpfe gegen die Heiden: und wenn Alexandreis und Rolandslied den Kreuzzügen in Deutschland vorarbeiteten, so führte der Graf Rudolf mitten hinein in die Kreuzzüge mit ihren eigenthümlichen Verwickelungen und Conflicten. Wir haben oben eine Reihe von Spielmannsgedichten in diesen Zusammenhang gerückt (S. 115): der Graf Rudolf ist ein anderer Arm desselben Stromes, und er hält sich näher am wirklichen Leben. —

Von hier aus suche ich rasch zu überblicken, wie sich die ritterliche Dichtung zunächst weiter entwickelt.

Schon früher vermuthlich als der Graf Rudolf entstand, hat der Hildesheimische Ritter Eilhard von Oberge, vielleicht am Hofe Heinrichs des Löwen, wo andererseits noch der deutsche Lucidarius (S. 60) und vielleicht der Herzog Ernst (S. 94) verfasst wurde, das adelige Publicum für einen eigentlichen Liebesroman, für ein Erzeugniss ursprünglich celtischer Phantasie zu gewinnen gesucht, für Tristant und Isalde, wie das berühmte Paar bei ihm heisst.

Nach den gesteigerten Forderungen der neuen höfischen Poesie wird jetzt Lambrechts Alexander umgearbeitet. Um diese Zeit oder später auch der Rother und das Rolandslied, letzteres mit neuer Benutzung der französischen Quellen. Noch andere Theile der Karlssage finden deutsche Interpreten, so Morant und Galie.

Eilhard von Oberge steht an der Spitze der geistigen Genealogie höfischer Erzähler.

Ebenso steht ein vornehmer Ritter, der am Hofe Friedrich Barbarossas lebte und wirkte, an der Spitze der streng höfischen Lyrik: Friedrich von Hausen.

Eilhards nächster Nachfolger ist Heinrich von Veldeke, der aus der Gegend von Mastricht stammt und (nach Lach-

manns Ausspruch) Eilhards Manieren schon im Anfang seiner Aeneide bestimmt vor Augen hat. Das Werk war zwischen 1175 und 1179 beinah fertig, wurde aber erst zwischen 1184 und 1188 herausgegeben.

Bei dem grossen Hoffeste Friedrichs des Ersten zu Mainz (1184) erschien Veldeke, und seine älteren lyrischen Gedichte wurden nun bekannt; der ganz genaue und reine Reim nach seinem Vorbilde von jetzt an die Regel.

Auf dem Mainzer Hoffeste berührte sich norddeutsche und süddeutsche Kunst. Veldeke entlehnt eine Melodie Dietmars von Aist. Der Schwabe Heinrich von Rucke ahmt den Veldeker nach.

Seine eigentliche Schule gründet Heinrich von Veldeke in Thüringen, wohin er sich von Mainz aus wendet, oder sagen wir allgemeiner: in Mitteldeutschland.

Hier leben die Verfasser des Moriz von Craon, des Athis und Prophilias, Meister Otto der Verfasser des Eraclius; speciell in Thüringen und am Hofe oder auf Veranlassung des Landgrafen Hermann dichtet Herbort von Fritzlar sein Lied von Troja, dichtet Biterolf seine Alexandreis; zu Jechaburg beginnt Albrecht von Halberstadt 1210 seine Verdeutschung der Metamorphosen.

Alle diese Gedichte können als die gerade Fortsetzung der Epik des zwölften Jahrhunderts angesehen werden. Die Manier Veldekes ist kaum weiter entwickelt, eher noch vereinfacht. Die Verfasser sind zum Theil Bürgerliche oder Geistliche. Die Stoffe sind fast ausschliesslich antik oder byzantinisch. Die beste Eigenschaft einiger dieser Dichter ist ihre frischere Sinnlichkeit.

Unter den Lyrikern gehört Heinrich von Morungen zu der thüringischen Gruppe, und jener Herr von Kolmas, von dem wir ein schönes geistliches Lied besitzen.

In Oberdeutschland bildet der Alemanne Hartmann von Aue den Erzählungsstil Veldekes fort. Er wird der erste Nachfolger Eilhards von Oberge im celtischen Artusroman und bildet seinerseits Schule. Der schweizerische Geistliche Ulrich von Zatzighofen, Verfasser des Lanzelet, und der unbekannte Dichter der Guten Frau schliessen sich in Alemannien; Wirnt

von Grafenberg, Verfasser des Wigalois, schliesst sich in Franken an ihn an.

Auch Gottfried von Strassburg geht von Hartmanns Weise aus, indem er sie ebenso eigenthümlich fortbildet, wie Hartmann den Veldeker fortgebildet hatte.

Ein anderer Strassburger, Reinmar von Hagenau, setzt Friedrich von Hausens spitzfindig-geistreiche Manier des Minnesanges fort und macht in Oesterreich dafür Propaganda.

Ueberschauen wir die besprochenen Dichter und Gedichte, so zeigt sich dass die Ritter überall in die Fusstapfen der Geistlichen treten und die von ihnen behandelten Stoffe und Stoffkreise weiterhin pflegen: Veldeke und Hartmann dichten auch Legenden: nur der eigentliche Liebesroman, der celtische Artusroman wird von den Rittern hinzugefügt und ausserdem eine wenig verbreitete Gattung — wie soll ich sie nennen? halb sagenhafte Biographien oder biographische Episoden aus der jüngsten Vergangenheit des Ritterthums: ich meine Graf Rudolf, Moriz von Craon, den armen Heinrich.

Im Südosten fallen geistliche und volksthümliche Dichtung, wie wir wissen, völlig auseinander. Und als die Ritter die Poesie in die Hand nehmen, setzen sie beides fort, nur das volksthümliche Epos weit überwiegend.

Für die geistliche Poesie kann ich nur den Niederösterreicher Konrad von Fussesbrunnen nennen. Für die volksthümliche können wir leider gar nicht wissen, wie weit wir es mit Rittern, wie weit mit veredelten, in ritterlichen Kreisen emporgehobenen Spielleuten zu thun haben. Dass gerade in Oesterreich Ritter und Spielleute sich am nächsten standen und die Ritter der Betheiligung an volksthümlicher Poesie nicht abhold sind, beweist Walther von der Vogelweide, dessen älteste Lyrik die volksthümliche Grundlage nicht verleugnet, und der sich selbst zum fahrenden Poeten macht.

Die volksthümliche Epik vertheilt sich etwa so: in Oesterreich die Nibelungen, in Steiermark die Klage, in Tyrol der Laurin, in Baiern der Alphart und vielleicht die Kudrun.

Der Nordbaier Wolfram von Eschenbach steht einerseits auf den Schultern Heinrichs von Veldeke und Hartmanns

von Aue, andererseits auf den Schultern der Spielleute. In ihm vermählen sich gelehrte und volksthümliche Kunst. Der baierische Kunstcharakter des zwölften Jahrhunderts kommt darin zum Ausdruck.

Nicht blos innerlich, durch die Titurelstrophe, durch manches Wort, durch manche Wendung, vielleicht durch seinen Humor, hängt er mit den Spielleuten zusammen: auch eine äusserliche Verwandtschaft ist vorhanden. Die Gestalten von Tirol und Fridebrant sind ihm und den Spielleuten gemeinsam, die orientalischen Ortsnamen Azagouc und Zazamanc werden sofort von den Spielleuten aufgenommen und in die Nibelungen eingeschmuggelt, das Spielmannsgedicht vom Wartburgkrieg verherrlicht ihn zumeist, ja die Anknüpfung des Gandin von Anjou an die steierische Gandine in der Drauebene bei Pettau[1] hat er vielleicht süddeutschen Spielleuten geglaubt.

Was Wolfram im Parzival und Titurel eigen angehört, das können wir leider noch immer nicht sagen: bald traut man ihm die grösste Treue gegen sein Original, bald eine Freiheit der Erfindung zu, welche einerseits an die rheinischen Spielleute des zwölften Jahrhunderts, andrerseits an jüngere Dichter wie den Pleier, Albrecht von Scharfenberg, Ulrich von dem Türlin erinnern würde.

Eigenthümlich unter den deutschen höfischen Dichtern zeigt sich Wolfram schon durch die Wahl des Stoffes. Kein Liebesroman, kein Abenteuerroman, überhaupt kein ursprünglich celtisches Product, sondern eine Sage, welche zum Theil wenigstens in Südfrankreich und Nordspanien entstanden sein muss, wo die feinste christliche, jüdische und arabische Bildung sich begegnete und durchdrang; eine Sage, welche die höchsten Gedanken streift, deren ein mittelalterlicher Mensch fähig war und welche das Bild einer kirchlichen Gemeinsamkeit ohne Papstthum und Hierarchie hinstellt, das Gott selbst im Gral regiert.

---

[1] Haupt in seiner Zeitschrift 11, 47 f. Vergl. dazu noch den Ritter *Rüedegêr von Antschouwe* bei Ulrich von Lichtenstein 67, 24. 271, 19; vergl. Karajan ibid. S. 668.

So viel von Wolfram und seinen Zeitgenossen. Es ist das Merkmal einer jeden litterarischen Blüteepoche, dass ihre Producte sich rasch umsetzen, das ein reger Austausch und gegenseitige Förderung stattfindet. Der landschaftliche Charakter verwischt sich: eine Gesammtlitteratur entsteht, wie man es in neuerer Zeit wohl genannt hat.

Wolfram geht nach Thüringen und behandelt dort auf Bestellung einen Stoff der im zwölften Jahrhundert so beliebten französischen Popularpoesie, der mit Wolframs Interessen hauptsächlich durch die höhere Schätzung des Heidenthums zusammenhängt.

Die Geschmacksrichtung des höfischen Epos, die Fest- und Kleiderbeschreibungen, ebenso die leichtsinnigere Manier der rheinischen keck erfindenden Spielleute dringt nach Baiern und Oesterreich ein und macht sich in den Interpolationen der Kudrun und der Nibelungen geltend. Auch die Klage hatte schon fremde Elemente aufgenommen und der Biterolf ist ganz getragen von ritterlichen Interessen.

Hartmann und Wirnt, deren litterarische Wirkung Hand in Hand geht, sind für die fernere Ausgleichung sehr wichtig. Ihre Manier dringt in Thüringen ein, wie der Segremors zeigt, ein Artusroman. Diesem folgt später der Blanschandin, mehr ein wolframisches Thema und in wolframischer Behandlung.

Hartmann und Wirnt machen sich aber auch im Südosten geltend, besonders in Steiermark: die Krone und der Edolanz sind Producte dieser Einwirkung.

Unterdessen weiss der baierische Ritter Neidhart von Reuenthal noch ein altes volksthümliches Reis zu höfischer Blüte zu bringen und nach Oesterreich zu verpflanzen: die höfische Dorfpoesie. Auch er ist ein Typus der baierischen Vermittelungslitteratur, wenn ich es so nennen darf, und reiht sich insofern dicht an Wolfram von Eschenbach.

Hiermit ungefähr überschauen wir die Elemente, welche nachher im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts weiter wirkten und auf die Poesie der Epigonen bestimmenden Einfluss nahmen. —

Ich erinnere zum Schluss an die Betrachtungen, von denen ich ausgegangen bin.

Das zwölfte Jahrhundert ist dem achtzehnten vergleichbar. Es hat eine ähnliche Aufgabe innerhalb unserer geistigen Entwickelung. Wenn ich die Blüte, zu der es hin führt mit einer Formel bezeichnen sollte, so würde ich hier wie dort sagen: Humanität und Aufklärung.

Man muss nur nicht Parallelen zwischen Personen suchen, im zwölften Jahrhundert etwa eine Parallele zu Goethe oder im achtzehnten eine Parallele zu Wolfram. Solche vergleichbare Individuen können sich finden, aber das ist immer Zufall und nicht wesentlich. Die geistigen Elemente sind dieselben, der Grad ihrer Stärke ist zum Theil und annähernd derselbe: die Art und Weise, wie sie sich in einzelnen Geistern combiniren, mag sehr verschieden sein.

Beidemal geht die Entwickelung vom Geistlichen aus und zum Weltlichen hin. Je näher zur Blütezeit, desto mehr weichen die kirchlichen Stoffe zurück, desto mehr entflieht der kirchliche Geist und aristokratische Lebensanschauung verdrängt die geistliche[1].

Die religiöse Weckung des elften Jahrhunderts vergleicht sich dem Pietismus. Das Leben Jesu und das alte Testament wird hier wie dort behandelt. Die Einkehr des sündhaften Menschen bei sich selbst, die moralische Prüfung des eigenen Wollens und Thuns; andererseits das mystische Verhältniss der Seele zu Christus als ihrem himmlischen Bräutigam, gehört hier wie dort zu der Vorgeschichte der Liebeslyrik.

Rationalistische Ansätze bietet Abälard und sie werden in Deutschland gleich populär. Die ketzerischen Secten helfen die Kirche und den officiellen Glauben untergraben. Die mönchisch-ascetische Einengung des natürlichen Menschenlebens hält gegenüber einem frischen sinnlichen Geschlechte nicht Stand, das sich aus heidnischen Dichtern begeistert: die Studenten, welche die Carmina Burana dichteten, sind mit den Studenten der Anakreontik und des Sturmes und Dranges nahe genug verwandt. Die Natur ist eine anerkannte Macht auch im zwölften Jahrhundert.

---

[1] S. Vorträge und Aufsätze S. 332 f. und S. 343.

Die Leidenschaften werden emancipirt: das ‚Herz' überwältigt alle anderen Seelenkräfte. Die Caricatur einer verstiegenen Sentimentalität findet sich ein und gibt auch der Behandlung religiöser Stoffe eine neue leichtere sinnlichere Färbung.

Die Betrachtung der Natur hat früher ein didaktisches Zöpfchen in geistlichen Zoologien und Mineralogien. Jetzt vermählen sich Natur- und Liebesgefühl zur schönsten Fülle der Empfindung bei Walther wie bei Goethe. Die Kühnheit in der Darstellung des Genusses geht bis zu Wolframs Tageliedern, bis zu Goethes Römischen Elegien.

Daneben hat das zwölfte wie das achtzehnte Jahrhundert seine geistreich spielende, nach witziger Pointe haschende Lyrik, beidemal unter französischem Vorbild.

Und allem Schwelgen in starker verfeinerter Empfindung stehen einzelne Rationalisten, vielleicht in antiker Lebensanschauung befangen, ablehnend gegenüber: so Wernher von Elmendorf, so Lessing und seine Freunde [1].

Gewisse landläufige Schlagwörter: persönliches Selbstgefühl im Gegensatz zu christlicher Demuth; Cultus des Individuums; Subjectivismus; Selbstbespiegelung bis zur Unwahrheit — lassen sich ganz ebenso passend für das zwölfte wie fürs achtzehnte Jahrhundert verwenden.

Auf den nationalen Ursprung hin angesehen finden sich in beiden Epochen viererlei geistige Strömungen zusammen: eine germanische, eine celtisch-französische, eine antik-romanische, eine semitisch-orientalische.

Jeder dieser Nationalgeister wirkt im achtzehnten Jahrhundert mit ursprünglicherer Kraft, in mehr reiner und authentischer Gestalt, als im zwölften: jene ältere Epoche zeigt sie mehr ausgeglichen, in weniger scharfem Contrast.

Unter allen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts kann Wieland am nächsten mit den höfischen Dichtern des zwölften

[1] Ich muss doch hier noch einmal ausdrücklich hinzufügen: ich vergleiche nicht Person mit Person, sondern diesen einen identischen Zug in zwei verschiedenen Personen. Damit nicht ein wohlwollender Beurtheiler mir nachsagt: ich hätte Lessing mit Wernher von Elmendorf verglichen.

verglichen werden. Da sind dieselben celtischen Wunderwesen, da ist dieselbe celtische Liebe, da ist dieselbe rococoartige Auffassung der Antike, da ist eine ähnliche Art Lebensphilosophie, da ist dieselbe etwas leer idealisirende Methode der Charakteristik, da ist dasselbe glatte halbironische Parlando der Erzählung, sogar die bequeme Syntax wie etwa bei Hartmann von Aue.

Die dichterischen Probleme höherer und höchster Ordnung sind in beiden Epochen die gleichen oder doch vielfach gleich: unwiderstehliche, untergrabende, vernichtende Liebesleidenschaft; individuelle Bildungs- und Erziehungsgeschichte; Zerfall mit Gott, Verzweiflung und Versöhnung; religiöse Gegensätze und ihre Ausgleichung in wechselseitiger Anerkennung.

Die Templeisen des Gral haben einen nahen Verwandten in den poetischen Abbildern des Freimaurerordens und anderer Geheimbünde.

Das humane Ideal entfaltet sich auch in der alten Zeit als thätiges Mitleid mit dem Hilflosen und Armen, als Krankenpflege und Freigebigkeit, als Achtung der Frauen und Andersgläubigen, als Aufhebung der Standesunterschiede in der Ehe: letzteres aus dem armen Heinrich bekannt.

Das naive Ideal bewegt im zwölften wie im achtzehnten Jahrhundert die schaffende Phantasie. Auch die altdeutsche Dichtung enthält idyllische Elemente, welche der Wahrheit des Lebens immer näher und näher rücken. Ich rechne dazu auch die unbefangene Darstellung der Freuden der Ehe in Wolframs Willehalm. Die Kindergestalten der mittelhochdeutschen Poesie, Sigune und Schionatulander, weniger Blanscheflur und Flore, dürfen sich gewiss neben Mignon und Felix stellen. Den reellen Bauer und die Dorfgeschichte unter die berechtigten Gegenstände der Poesie aufzunehmen bleibt im dreizehnten wie im neunzehnten Jahrhundert den Epigonen vorbehalten. Gleich treten auch die Mundarten aus ihrem Dunkel hervor.

Auf das Stillleben einer mit sich selbst und ihrem inneren Leben beschäftigten Zeit folgen in unserem Jahrhundert wie 600 Jahre früher sturmbewegte Tage, in denen das nationale

Pathos aufflammt gegen römische oder französische Uebergriffe. Da findet Walther von der Vogelweide, da findet Ernst Moriz Arndt oder Joseph Görres das rechte Wort.

Die Poesie der Epigonen verliert an ethischem Gehalt und an Gestaltungskraft hier wie dort; sie gewinnt an Fähigkeit selbständiger Erfindung. Wir trösten uns gern über den Niedergang der Poesie mit dem Aufblühen der Wissenschaft. Auch im dreizehnten Jahrhundert lässt Friedrich der Zweite den Aristoteles übersetzen, und auf Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide folgen Albertus Magnus und Eike von Repkow. Gelehrsamkeit zu zeigen, wird der Ehrgeiz jedes fahrenden Sängers.

Das einheimische Epos, ich meine die Nibelungen vor allen, hatte im dreizehnten Jahrhundert schwerlich ein anderes und näheres Verhältniss zum nationalen Leben als heute. Es wirkte gewiss noch auf weitere Kreise, es war mithin eine stärkere Macht: aber die Gebildeten empfanden es als etwas Fremdartiges; kein grosser Dichter ergriff den Stoff um geistige Bedürfnisse seiner Gegenwart damit zu befriedigen; das Interesse welches dahin zog war halb ein historisches. Dann allerdings fühlte man nicht minder den ewigen Gehalt an Poesie. Der Geschmack daran steigerte sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts und mancher gelehrte Sänger, der mit saurer Mühe seinen kunstvollen Vers zurecht drechselte, wurde ärgerlich, wenn sein Publicum die alten Geschichten vom Nibelungenhort zu hören begehrte.

So kam es, dass die Sage fortlebte, im vierzehnten Jahrhundert neue Bearbeitungen erfuhr, später unter die Volksbücher aufgenommen wurde und dadurch ununterbrochen dauerte, bis das historisch-poetische Interesse von neuem erwachte, das noch heute im Wachsen ist und sogar in Opern wie in allitterirenden Epen zum Ausdruck kommt.

Ein seltsamer, glücklicher Zusammenhang: in Siegfried lebt ein germanischer Gott unter uns fort. Einer von der alten entthronten Dynastie, welche dem Christengotte weichen musste und doch nie völlig machtlos im Dunkel verschwand. Wenn gelehrte und volksthümliche Dichter, wenn im zwölften Jahrhundert Geistliche und Spielleute sich befehden, so kämpfen

auch jene idealen Potenzen um die Herrschaft in den Gemüthern der Menschen. Und unter den grössten Dichtern der Zeit ist es für Walther und Wolfram éine Quelle der Grösse, dass zu ihrer Bildung die poetischen Vermächtnisse germanischer Urzeit beigetragen haben: das lyrische und epische Volkslied.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.